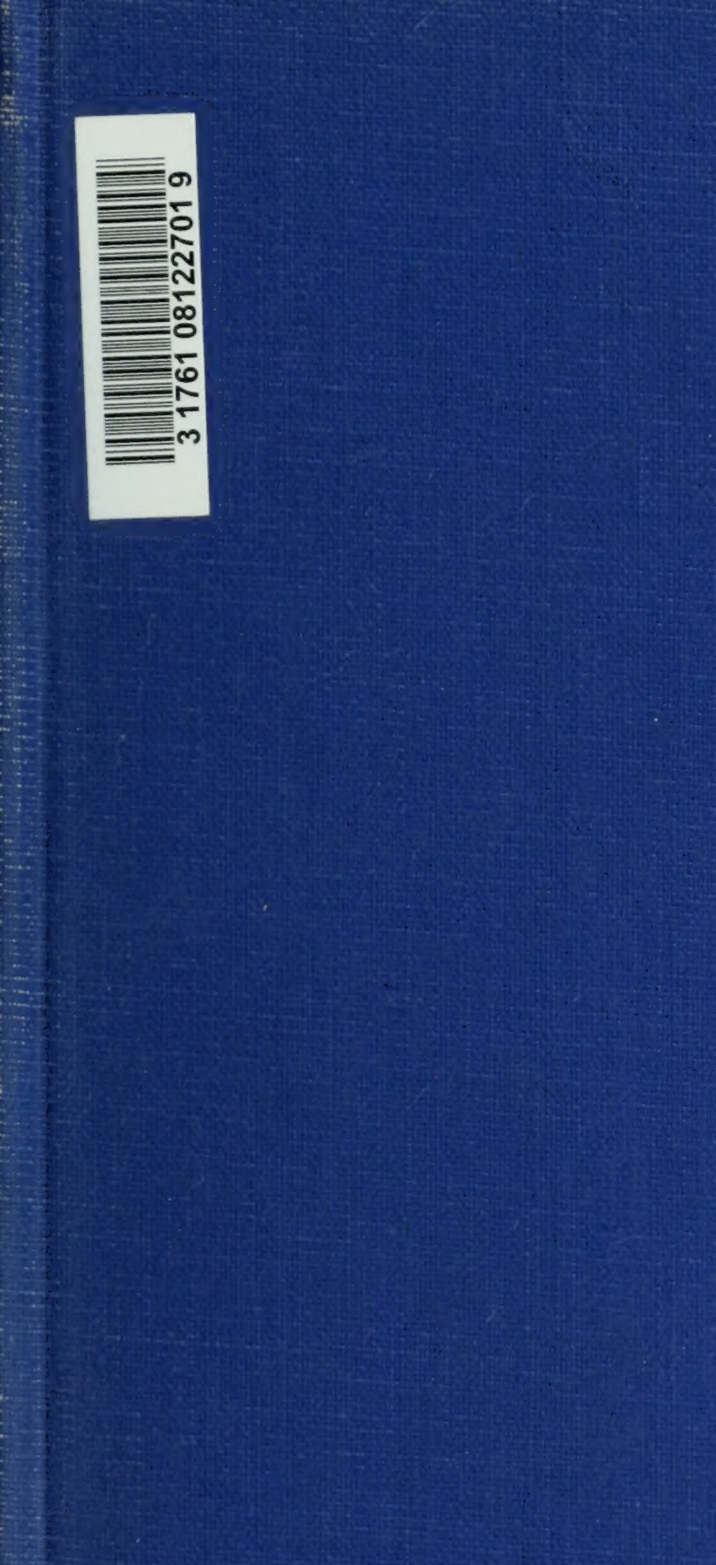
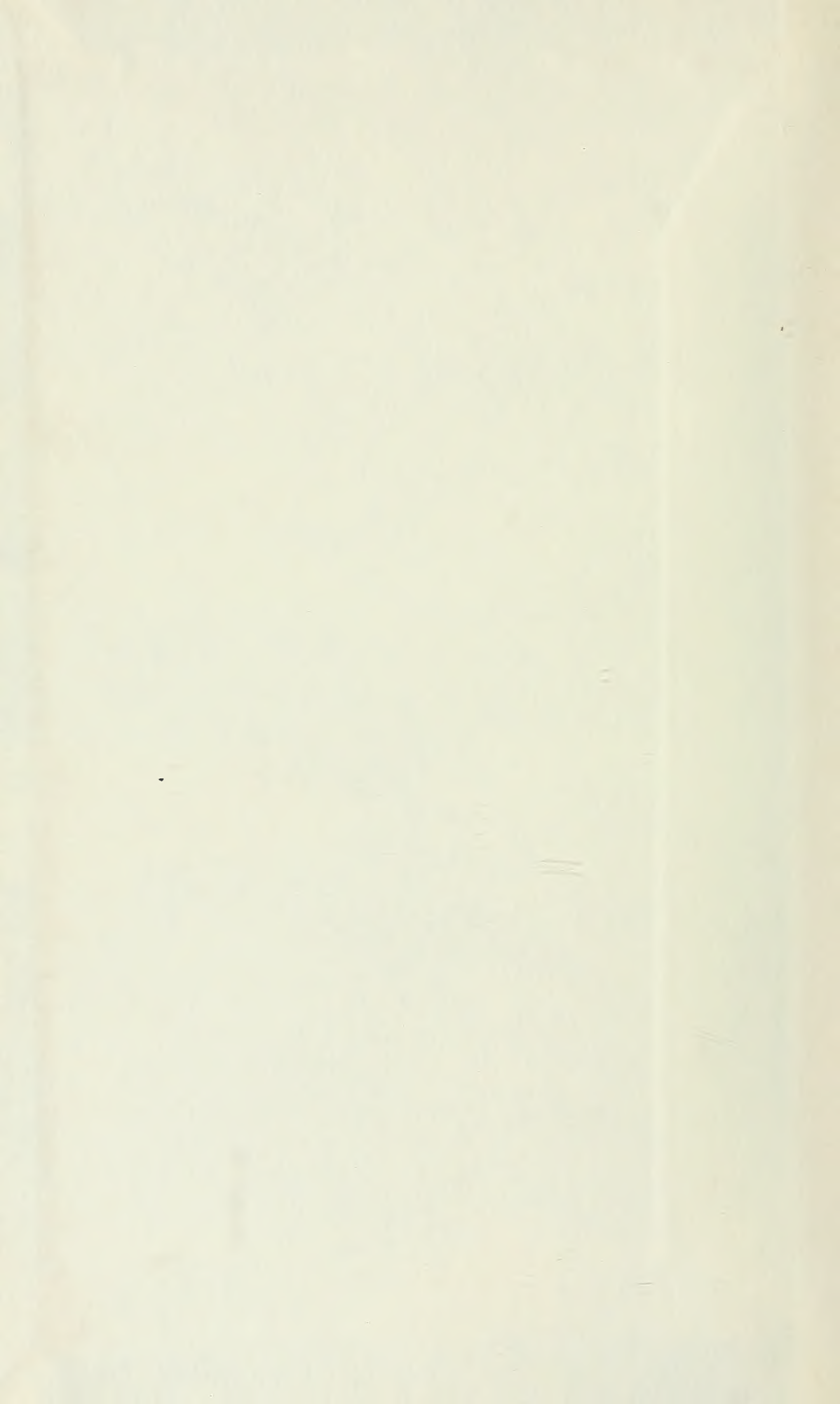
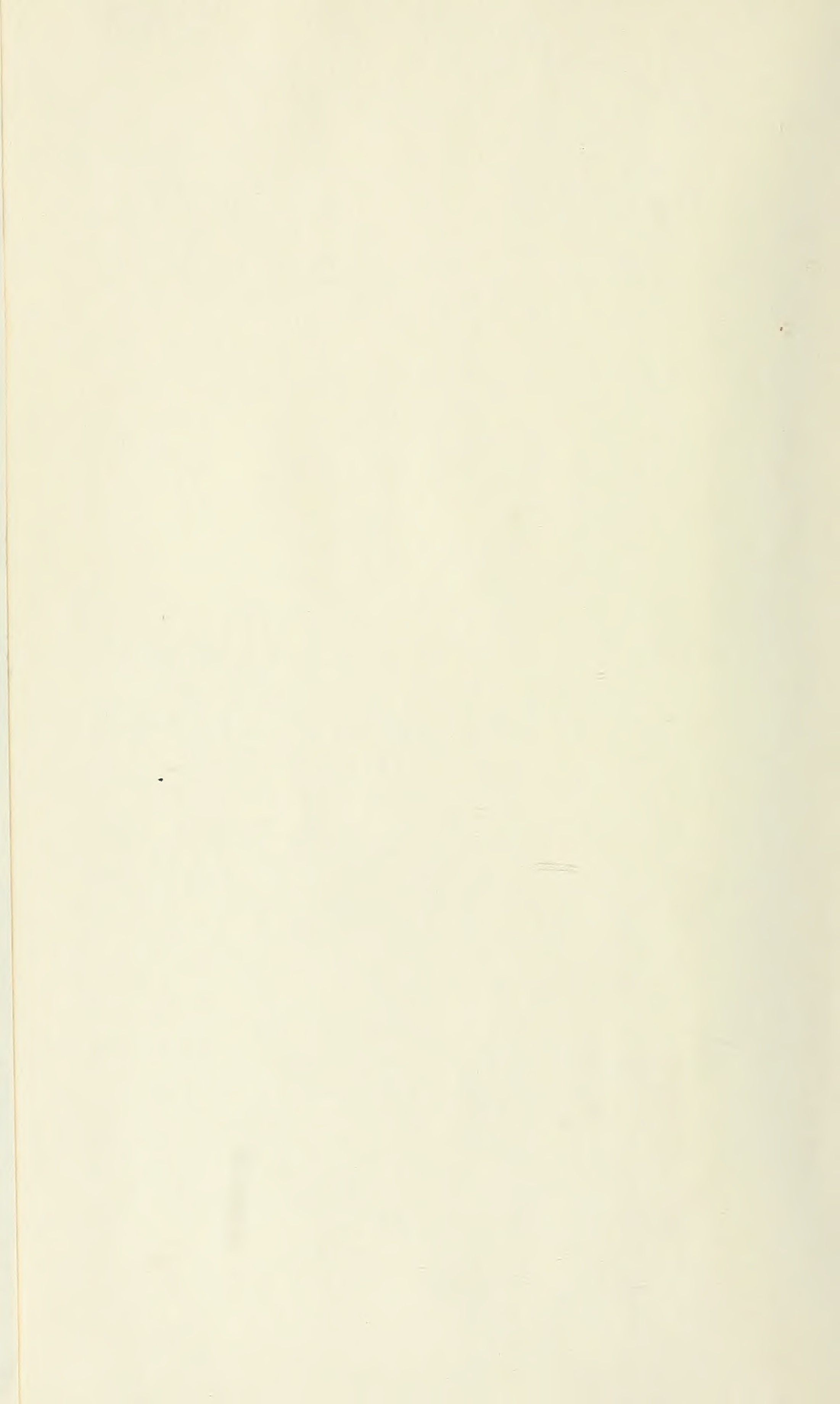
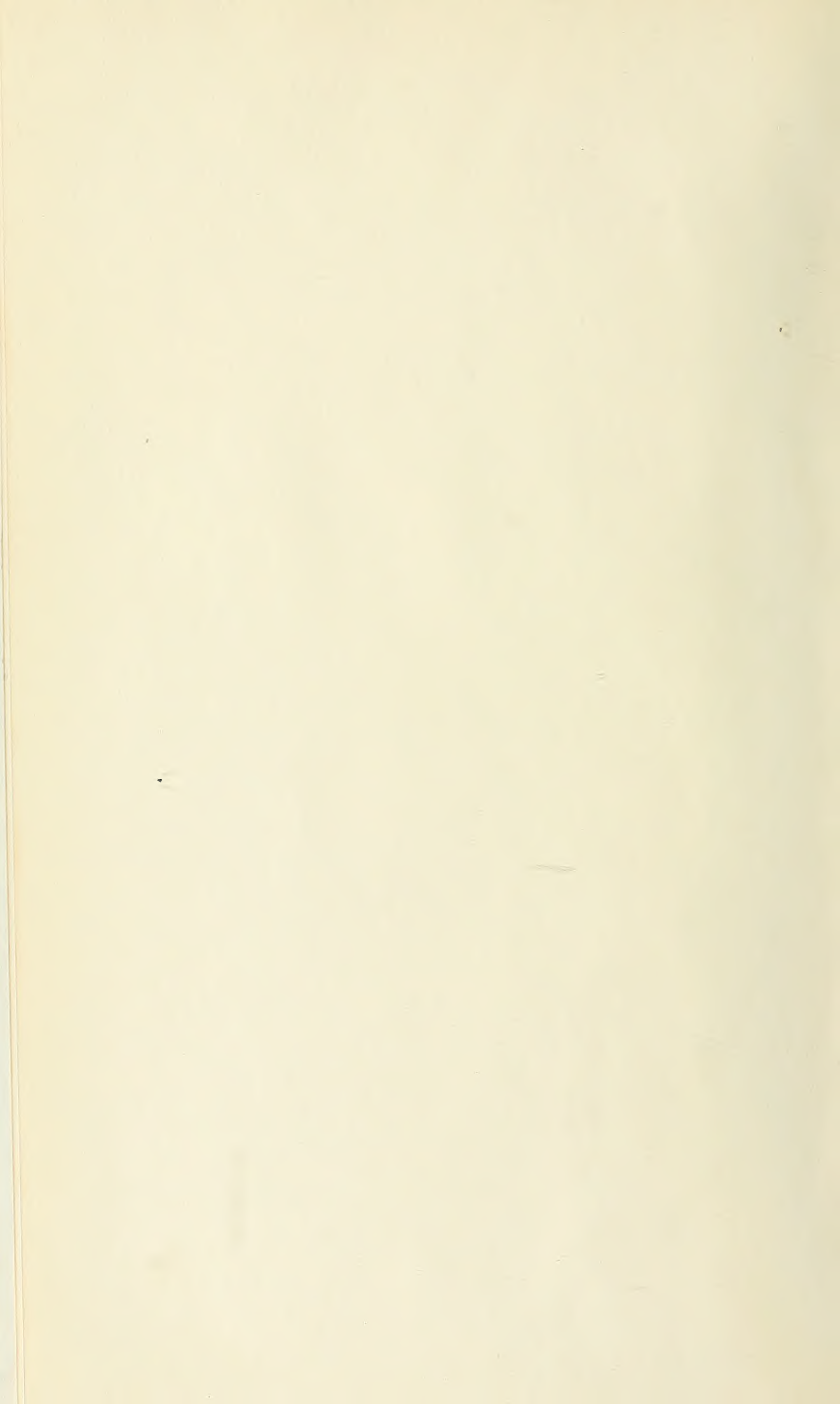


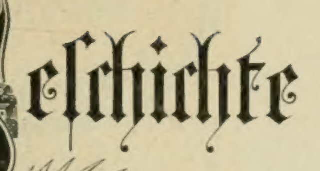












Geschichte der Stadt Preßburg.

Von

Dr. Theodor Ortvay

ord. Professor der Geschichte an der k. ung. Rechtsakademie zu Preßburg
und Mitglied der ung. Akademie der Wissenschaften.

Herausgegeben durch die Preßburger Erste Sparcassa.

Deutsche Ausgabe.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung: Mittelalterliche Topographie der Stadt, 1300—1526.

Mit 54 in den Text gedruckten Illustrationen und 4 Tafeln.

Preßburg.

Commissionsverlag von Carl Stampfel,
k. u. k. Hofbuchhandlung.

1895.

Druck von Stefan Eder in Preßburg.

Vorwort.

Der gegenwärtige Band umfaßt die mittelalterliche Topographie von Preßburg sammt der Erörterung jener territorialen Verhältnisse, welche auf die Gestaltung der Stadt in neuerer Zeit von bestimmendem Einfluß waren. Die Arbeiten jener Männer, welche sich bisher mit der Geschichtschreibung von Preßburg befaßt hatten, weisen eben in der Darstellung der topographischen Verhältnisse dieser Stadt große Mängel auf. Einen namhaften Erfolg hatte auf diesem Felde nur Rakovßky erreicht, der als ein Sohn dieser Stadt nicht nur lebhaftes Interesse für die Vergangenheit seiner Vaterstadt bewiesen, sondern mit unermüdetem Fleiße alle jene Daten gesammelt hatte, welche die Auffrischung der verblaßten Farben des alten Bildes ermöglichten. Die von demselben unter dem Titel „Alterthümliche Überlieferungen von Preßburg" im Jahrgange 1877 der Preßburger Zeitung veröffentlichten Studien sind von bleibendem und hervorragendem geschichtlichen Interesse und Werthe und werden auch in Zukunft allen Geschichtschreibern, welche sich nicht nur die Erforschung der Geschichte unserer Stadt, sondern auch der unseres Vaterlandes zur Aufgabe stellen, als Grundlage dienen können. Eines müssen wir jedoch trotzdem hier bemerken, ohne daß wir damit das unbestrittene Verdienst des genannten Verfassers auch nur im Geringsten schmälern wollen, nämlich das: daß seine Forschungen sich ausschließlich auf die Ausbeutung der städtischen Kammerrechnungen beschränkt hatten. Es wird niemand einfallen, die hohe Wichtigkeit der alten städtischen Kammerrechnungen in Abrede stellen zu wollen; dieselben sind im Gegentheil unbestritten Quellen ersten Ranges nicht nur für die Kenntniß der topographischen, sondern überhaupt der socialen und culturellen Verhältnisse unserer Stadt. Doch läßt es sich anderseits nicht in Abrede stellen, daß die städtischen Kammerrechnungen durch die Testamente der Bürger dieser Stadt in sehr namhafter Weise ergänzt werden, deren großartige Sammlung unter dem

Titel „Protocollum Testamentorum“ sich gleichfalls im Archive der Stadt befindet. Von dieser namhaften Sammlung hatte Rakovßky keinen Gebrauch gemacht, womit wir demselben jedoch keinen Vorwurf machen wollen, da wir es anerkennen, daß die Durchforschung der Kammerrechnungen allein die Aufgabe für ein ganzes Menschenleben bildet. Als wir jedoch durch Herrn Johann Batka, Archivar unserer Stadt, auf diese reichhaltige Fundquelle aufmerksam gemacht worden waren, überzeugten wir uns sofort von dem reichen, in demselben bisher unbenützt verborgen gelegenen Inhalte derselben, und somit war uns thatsächlich die Möglichkeit geboten, die Studien Rakovßky's in namhafter Weise zu vervollständigen, beziehungsweise die hie und da sich ergebenden vollständigen Mängel derselben zu ergänzen. Eigenthümlicherweise ist eben der topographische Theil in den Arbeiten Rakovßky's schwächer, als das übrige, und deshalb schmeicheln wir uns der Hoffnung, mit der Veröffentlichung dieses Bandes thatsächlich einen namhaften Beitrag zur Kenntniß der Vergangenheit unserer Stadt geliefert zu haben. Dies meinen wir umsomehr hoffen zu dürfen, da wir uns bei der Verwerthung der Daten nicht von dem Gesichtspunkte einer bloßen Monographie, sondern auch von der Berücksichtigung allgemeiner historischer Momente leiten ließen und die Geschichte unserer Stadt in einen Rahmen zu fassen bestrebt waren, welcher vermöge seiner größeren Verhältnisse dem Leser auch einen weiteren Gesichtskreis erschließen und somit auch die speciellen Daten verständlicher machen sollte. Die Namen jener Freunde, welche uns in irgend einer Weise ihre bereitwillige Unterstützung geliehen, sind mit dankbarer Anerkennung im Vorwort zum dritten Bande verzeichnet. Hier sei nur noch soviel bemerkt, daß die deutsche Ausgabe die treue und gewissenhafte Wiedergabe des ungarischen Originaltextes bietet und von demselben nur insofern abweicht, als das dritte Stück des Anhangs der ungarischen Ausgabe in den Text selbst aufgenommen und einzelne Druckfehler des Originals in demselben berichtigt wurden.

Preßburg, am 11. Januar 1895.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Die territoriale Gestaltung der Stadt im Mittelalter. Das Schloß. Die innere Stadt. Die Vorstädte. Das Gebiet der Stadt.

Zweites Capitel.

Die innere Eintheilung der Stadt. Die zu derselben führenden Verkehrsstraßen. Die Gassen und Häuser der Altstadt.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Die Befestigungswerke der Stadt. Thorthürme und Mauerthürme. S. 126 153

Siebentes Capitel.

Die Befestigungswerke der Stadt. Zwinger. Erker. Wehrgange. Flechtzäune. Die Bollwerke „Tabor" genannt. S. 154 -178.

Achtes Capitel.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Rundbogen- und Übergangsstil. S. 179—216.

Neuntes Capitel.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Der früh-gothische Stil. S. 217—245.

Zehntes Capitel.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Spät-gothischer Stil. S. 246–297.

Eilftes Capitel.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Die ersten Erscheinungen der Renaissance. S. 298—325.

Zwölftes Capitel.

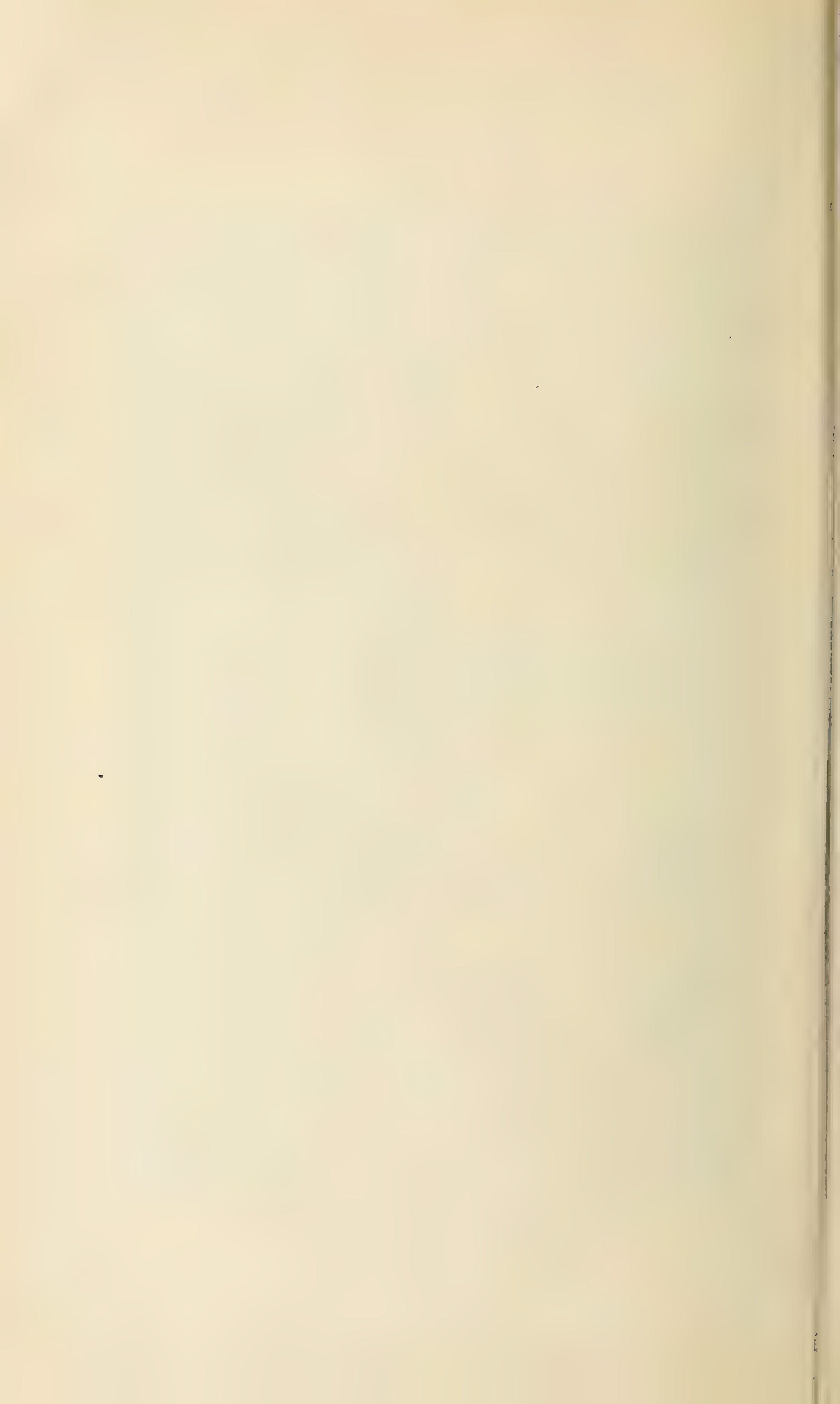
Der architektonische Charakter der Stadt. Gebäude von nicht monumentaler Art. Öffentliche Gebäude und Privathäuser. Die Bauart und das Baumaterial. Öffentliche Brunnen.

Dreizehntes Capitel.

Der äußere Schmuck der Häuser. Statuen. Wandmalereien. Wappen. Polychromie. Zustand der äußeren Nettigkeit der Stadt. Reinlichkeit. Das Straßenpflaster. Die Beleuchtung.
S. 364–395.

Unterschied zwischen der äußeren Ausschmückung der Häuser in alter und neuerer Zeit. Geeignetere Beschaffenheit der alten Häuser hiezu. Äußerer Statuenschmuck der Häuser. Geringe Sorgfalt für die Erhaltung der alten Denkmale. Beschränkung des Statuenschmuckes der Häuser durch den gothischen Stil und Sinken des Kunstwerthes derselben. Statuenschmuck der Kirchen und des Rathhauses in Preßburg. Eine andere Art der äußeren Verzierung der Häuser: die Wandmalerei. Häufigkeit der Wandmalereien. Spuren derselben in der Umgegend von Preßburg. Frescomaler in Preßburg. Wandmalereien an den Gebäuden in Preßburg. Beschaffenheit und Kunstwerth der Wandmalereien. Die meisten derselben sind nicht al fresco gemalt. Mängel in der Zeichnung und dem Colorit derselben. Mangel der Invention. Mängel der ungarischen Malerschulen. Gruppenbilder von ein und derselben Richtung. Die Wappen als Schmuck der Gebäude. Anwendung der Wappen. Polychromierte Wappen. Allgemeine Beliebtheit der Polychromie. Anwendung der Polychromie zur Ausschmückung der Giebel und Dächer der Häuser. Bemalung der Fahnen. Abgeschwächte Wirkung der Ornamentierung infolge einzelner Umstände. Unterschied hinsichtlich der Reinlichkeit zwischen Preßburg von einst und jetzt. Mangelhafte Reinlichkeit in Alt-Preßburg. Reinigung der Gassen. Unzulänglichkeit des Pflasters. Das Steinmaterial der Gassenpflasterung. Beschaffenheit der Gassenbeleuchtung. Unordnung und Schmutz auf den Gassen. Große Anzahl wüster Häuser. Häufige Feuersbrünste. Allgemeine Gesundheitsverhältnisse der Stadt.

Anhang.



Verzeichniß
der in diesem Bande enthaltenen Illustrationen.

1. Illustrationen vor den Anfangsbuchstaben der Capitel.

2. Illustrationen im Texte.

3. Dem Texte beigegebene Tafeln.

Berichtigung.

Seite 199 Zeile 13 v. u. ist zu lesen „an dieser Seite gegeben."

I.

Die territoriale Gestaltung der Stadt im Mittelalter. Das Schloß. Die innere Stadt. Die Vorstädte. Das Gebiet der Stadt.

Die Verleihung des großen Freiheitsbriefes an die Stadt Preßburg durch König Andreas III. bezeichnet im Leben derselben den Anbruch einer neuen Entwickelungsperiode, mit welcher der von der Gründung der Monarchie bis zum Aussterben der ersten königlichen Herrscher-dynastie durch drei Jahrhunderte hindurch sich erstreckende große Zeitraum auch in culturgeschicht-licher Beziehung seinen Abschluß gefunden.

Was auf denselben folgte, gehört einer Periode bedeutender socialer sowie politischer Complicationen an. Das durch Parteien zerrissene Reich wurde nach dem Aussterben des árpádischen Mannsstammes auf eine gefahrvolle Bahn gedrängt. Eigennutz, Herrsch- und Gewinnsucht und Eigenmächtigkeit waren auf Seiten der staatsrechtlich sich be-kämpfenden Parteien die Triebfeder ihrer Handlungen, und selbst die streng national gesinnte Partei, welche das durch den Blutvertrag in Etelköz besiegelte staatsrechtliche Grundprincip der Verpflichtung zum treuen Festhalten an dem Árpádenstamme nach dem Aussterben der männlichen Glieder desselben auch auf die weibliche Linie aus-gedehnt wissen wollte, strebte seiner rechtlichen Überzeugung durch Willkür und Hartnäckigkeit Geltung zu verschaffen. Verderblich wüthende

Kämpfe entfachten die Fackel des Brandes im ganzen Lande. Schwere Verluste hatten den besitzenden Theil der Bevölkerung, vielfache Schädigungen den friedlich gesinnten Bürger getroffen; die kirchlichen und staatlichen Institutionen des Landes waren in ihrem Bestande erschüttert, die öffentliche Ordnung und Sicherheit gänzlicher Verwirrung anheimgefallen. Die Krone, das äußerliche Symbol der Macht und Autorität, gieng von Hand zu Hand. Dem böhmischen Prätendenten folgte ein anderer aus Baiern auf dem schwankenden Throne, in deren Persönlichkeit der Glanz königlicher Machtfülle fast gänzlich verblaßte. In umso erschreckenderem Maße wuchs die Macht der Oligarchie, bis endlich das durch päpstlichen Einfluß emporgekommene Haus der Anjou die Ordnung wieder hergestellt, die tobenden Leidenschaften gebändigt und es der zu friedlichem Aufathmen gelangten Nation ermöglicht hatte, sich sowohl zu materiellem als auch geistigem Aufschwunge neuerdings sammeln zu können. Obwohl die Herrschaft des Hauses Anjou nicht einmal die Dauer eines Jahrhunderts erreichte, blieb doch die Richtung, welche es mit klugem Sinn und kräftiger Hand der Nation als Laufbahn vorgezeichnet hatte, selbst während der auf ihre Zeit folgenden und hauptsächlich von äußeren Feinden erregten politischen Wirren bis ans Ende deutlich erkennbar. Denn obwohl der Friede der Landesbewohner sowohl durch Religionskriege als auch durch die von den Türken drohenden Gefahren vielfach gestört, und die Nation dadurch auch in ihrer materiellen und geistigen Entwickelung, sowie in ihrer staatlichen und politischen Erstarkung gehemmt wurde, ist es doch anderseits ihrem wesentlichen Einflusze zuzuschreiben, daß neben dem niederen Adel die schon unter dem Hause Anjou sich mächtig entfaltende, ja selbst zur Bedeutung eines besonderen Standes gelangte Bürgerclasse immer mehr erstarken und auch in politischer Hinsicht zu immer größerer Bedeutung gelangen konnte. Für die Entwickelung der Städte erwies sich gerade dieser Zeitraum sehr günstig. Denn einerseits erheischte es die Nothwendigkeit, mit Rücksicht auf die von außen beständig drohenden Bedrängnisse, die Städte in guten Vertheidigungsstand zu versetzen, während anderseits der Umstand, daß die bürgerliche Bevölkerung sich vermöge ihres materiellen Wohlstandes sowie ihrer streng sittlich

geordneten Einrichtungen als die zuverlässigste Stütze des Thrones erwies, die vollständige Ausbildung der städtischen Autonomie zur Folge hatte. Eben in jenem denkwürdigen Zeitraume gelangte auch Preßburg zu solcher Bedeutung, daß es bei Fragen, welche die Angelegenheiten des Landes betrafen, seine Stimme in erfolgreicher Weise geltend machen konnte.

Wie interessant müßte es demnach sein, wenn wir im Stande wären den Aufschwung unserer Stadt von Stufe zu Stufe zu verfolgen und damit zugleich auch jenen inneren Zusammenhang nachzuweisen, welcher zwischen der Entwickelung der territorialen und sittlichen, sowie der materiellen und geistigen Verhältnisse in derselben obwaltete. Leider sind jedoch die schriftlichen oder monumentalen Daten sowie die sonstigen beweglichen Kunstwerke aus jener ersten Periode viel zu dürftig, als daß es uns gelingen könnte, die Geschichte der Entwickelung der äußeren oder topographischen, sowie der socialen Verhältnisse unserer Stadt in ihren einzelnen Phasen zu verfolgen und dieselben in treuer und erschöpfender Weise zu schildern. Die auf die älteren Zeiten bezüglichen spärlichen Daten lassen vieles mehr vermuthen, als daß sie uns eine klare Anschauung eröffnen würden. Je mehr wir uns jedoch im Verlaufe der Zeiten der Gegenwart nähern, umso erfreulicher strömen uns auch die Daten in größerer Menge zu, und das geschichtliche Bild rundet sich vor unseren Augen in immermehr Zusammenhang gewinnenden Zügen und immer harmonischer in einander fließenden Farben zu einem lebensvollen Ganzen ab. Die Entwickelung des Territorial- und Machtverhältnisses, sowie der öffentlichen und Privatverhältnisse Preßburgs im XIV. und XV. Jahrhundert wird uns ebenso wie die hohe Bedeutung dieser Stadt für das ganze Land immer deutlicher. Das städtische Leben, welches in der Zeit vom Aussterben der Árpaden bis zum Unglückstage bei Mohács einen vollständig ausgebildeten Charakter angenommen hatte, bietet, in welcher Gestalt es immer zur Erscheinung kommen mag, unserer Aufmerksamkeit einen immer fesselnden Gegenstand zur eingehenden Betrachtung.

In erster Linie sind es vor allem die Territorialverhältnisse der Stadt, welche unser Interesse in Anspruch nehmen. Und wenn wir nun

gleich vorausschicken müssen, daß wir die Jahres- und Tageszahl der Entstehung der einzelnen Gassen und Plätze, der öffentlichen und privaten Gebäude, sowie der Befestigungswerke nicht anzugeben vermögen, sind wir doch in der Lage, uns von der Art und Weise, wie das organische Wachsthum der Stadt sich gestaltete, ein im Ganzen befriedigendes Bild zu entwerfen.

Was sich in der perspectivischen Ansicht unserer Stadt gegenwärtig als ein zusammenhängendes nur von Gassen und Plätzen unterbrochenes Ganzes, als ein in seinem Organismus einheitlicher Stadtcomplex darstellt, bot in seiner ersten Gestaltung dem Auge blos das Bild unzusammenhängender, nur sporadisch besiedelter und von einander gänzlich abgesonderter Häusergruppen. Das Schloß sowie die Altstadt, welche gegenwärtig durch die Schloßgrundgasse von einander getrennt sind, waren einst von einander gänzlich isolierte Wohngebiete. Die vormals isolierte Lage derselben wird dem Auge auf den ersten Blick klar, so daß mithin von der gegenwärtigen Theresienstadt, deren Häuser das Schloß sowohl von der Donau- als auch von der Stadt- sowie von der Gebirgsseite rings umschließen, vor Zeiten nur die Wödritz sammt dem gegen die Nicolaikirche zu sich hinziehenden Theile derselben bewohnt war, während der sogenannte Zuckermantl noch gar keine Häuser aufzuweisen hatte. Letzteres ist auch aus einer Urkunde vom Jahre 1640 ersichtlich, laut welcher jener Theil der Theresienstadt, welcher sich von der Vitezgasse bis zur Zuckermantler Linie erstreckt und in seiner Längenausdehnung die Maria-Theresiastraße und die Zuckermantler Lände, in der Breite den Kirchenplatz, die Korabinßky-, Ballus-, Strohmayer-, Petzl-, Steinwall-, Braunecker-, Möller-, Messerschmidt- und Müllergasse umfaßt, zu jener Zeit noch nicht bewohnt war.[1]

Die gegenwärtige Altstadt bildete jedoch auch nach einer andern Seite hin ein vollständig abgeschlossenes Gebiet. Denn dort, wo heute die kleinen Häuschen an der Schloßstiege, sowie der Petöfi- und Nicolaigasse sich terassenförmig erheben und in malerischer Gruppierung sich

[1] Dipl. Pos. I. 3 Preßburger Stadtarchiv Lad. 17 Nr. 29.

übereinander bis an das alte Prunkthor des Schlosses hinanziehen, fanden sich einstens nur hie und da einzelne zerstreut liegende Wohnhäuser. Auch die gegenwärtig im Centrum der zusammenhängenden Häusermasse des Schloßgrundes und der Schloßgasse befindliche Nicolaikirche, welche in ihrer mehr erhabenen Lage gleichsam als Wahrzeichen dient für die alte und neue Abgrenzung des am Schloßabhange pulsierenden Lebens, stand einst gleichfalls isoliert, wie wir es noch auf Karten aus dem vorigen Jahrhundert finden,[1] so daß mithin die gegen die Altstadt zu abfallende Seite der Schloßmauer ganz frei lag. Diese Seite des Berges war mit Weingärten bedeckt, deren die Testamente aus dem XV. Jahrhundert häufig erwähnen.[2] Selbst noch im vorigen Jahrhundert bildeten hier die längs der östlichen Seite der Fortificationen des Schlosses sich hinziehenden und auf dem freien Raume zwischen dem nordöstlichen Rondel und dem Prunkthore desselben gelegenen Weingärten einen zusammenhängenden Complex; aber auch der südliche Abhang des Berges war unterhalb der heutigen

[1] So auch auf der Redlichen Karte aus dem Jahre 1763

[2] Im Jahre 1463 vermacht Georg Scholl seiner Ehegattin „mein weingarten mit sambt den fruchten, gelegen an dem hausperig pey sand Niclas chirchen“ (Prot. Test. I, 112 a.) 1473 verfugt Michael Gruenbald letzwillig uber „ain Weingarten gelegen An Sand Niclas perg.“ (Prot. Test. I. 160 a.) 1481 vermacht Johann Strobmer seiner Mutter „ainen meinen Weingarten genant der perg bey S. Niclas“ (Prot. Test. I, 189.) 1487 testiert Anna, die Ehegattin des Wolfgang Pfaffsteter, demselben „ainen weingarten am hawsperg bey sannd Niclas.“ (Prot. Test. I, 209.) 1494 schreibt Elisabeth Kreutzer „Meinen Weingarten am hausperg bey Sandt Niclas gelegen, Schaff ich meinem Son Merten.“ (Prot. Test. I, 240.) 1502 vermacht Johann Pauch seinem Sohn „ain weingarten an Sandt Niclas perg gelegen.“ (Prot. Test. I, 286 a.) 1503 hinterläßt Jakob Winckler seiner Gattin Anna „alle meine gutter haus vnd hoff ainen weingarten gelegen an Sant Niclas perg.“ (Prot. Test. I. 292.) 1510 vermacht Wolfgang Pfaffsteter seinem Sohne „den weingarten bey sanndt Niclas.“ (Prot. Test. I, 329 a.) 1511 hinterläßt Anna Pfaffsteter ihrem Sohne Stephan „ain weingarten bey sanndt Nicla an dem perg.“ (Prot. Test. I, 331.) 1519 vermacht Wolfgang Lichtschier seiner Gattin sammt seinem Sohne „ain Weingarten ligund ann Pergkh bey Sandt Niclaus.“ (Prot. Test. I, 385 a.) 1525 testiert Leonhard Lausser seinem Sohne Wolfgang „ein halben weingarthn gelegen am hausperg bey sannd Nicolae vnnd den anndern halben tail schaff Ich meinem sonn Hannsen“ Ebenderselbe vermacht seinem Sohne Michael „ain weingarthn am hausperg mit sambt der platten, die zu nechst dem pauch wolfang ligt“ (Prot. Test. I, 413/a.)

Schloßstiege mit Reben bepflanzt.[1] Was von diesen Rebenpflanzungen als Erinnerung an jene vergangenen Zeiten sich erhalten hat, ist hinter den seither daselbst entstandenen Wohnhäusern und deren Umfassungsmauern derart verborgen, daß man es nicht einmal zu bemerken vermag. Die Überreste derselben sind zwischen den sie verdeckenden Umfassungen und Baumgärten der dort befindlichen Häuser nur von demjenigen auffindbar, der von der Höhe des Michaelerthurmes aus seine Blicke dem Schloßberge zuwendet.

Ebenso isoliert erschien die Lage der Altstadt auch auf den übrigen Seiten. Die gegenwärtige Franz-Josephstadt, welche die Altstadt in südlicher und östlicher Richtung umsäumt, hieng mit der Stadt weder durch Häuser noch selbst auch durch ihr Gebiet zusammen. Dieser Stadttheil war noch im Jahre 1698 durch einen Donauarm, der sich beiläufig in der Gegend des heutigen Fischplatzes vom Hauptstrom[2] abzweigte und seinen Lauf über die Promenade nahm, von der innern Stadt getrennt.[3] Man kann behaupten, daß das ganze Terrain zwischen der nördlichen mit dem Fischerthor in eine Linie fallenden Häuserreihe der Promenade bis zur Donau bloßes Inselland gewesen, auf welchem sich wohl Busch- und Holzbestände sowie auch Gärten, jedoch keine Häuser befanden. Der Boden, welchen heute die schön ausgebaute Rosen- und Andreasgasse sammt dem schönen Stadttheater und dem geräumigen Csákyplatze einnehmen, wird noch im XV. Jahrhundert unter der Bezeichnung „im Werd" d. i. Flußinsel, in den städtischen Acten angeführt. Auf demselben standen nur hie und da einzelne kleine ebenerdige Häuser, aus denen erst in späteren Jahrhunderten durch An- und Zubauten zusammenhängendere Gassen ent-

[1] Den Beweis dafür liefert der im Stadtarchiv vorfindliche, von Michael Marquart herrührende Grundriß der Stadt aus dem Jahre 1765. Dasselbe wird aber auch durch ein und das andere Testament erwiesen. So z. B. vermacht der Bäcker Lorenz seiner Ehegattin den dritten Theil „meins weingarten am hausperg gelegen zu nachst der Thuna," (Prot. Test. I, 239/a.) worunter man wohl nichts anderes, als den der Donau zu geneigten Abhang des Schloßberges verstehen kann

[2] Selbst noch in den Stadtrechnungen des Jahres 1602 heißt es: bei dem weitritzer Thor, an der Thonau, den hereinfliessenden Armb, an den Hewsern der Rewstatt zu vertilgen.

[3] Preßb. Zeitung 1877, Nr. 11.

standen.[1] Auch der sogenannte Größling, welcher heute als Gasse vom Krönungshügelplatze anfangend die Badgasse sammt der Baross Gáborgasse durchschneidet und bis zur Kempelengasse sich erstreckt, bestand noch im Jahre 1478 zum großen Theil aus Waldung[2] und bot beiläufig denselben Anblick wie die heutige Mühlau. Nur hie und da standen hier einzelne Fischerhütten, und während derselbe, heute zu einer hübschen Gasse ausgebaut, bereits auch Anfänge von anspruchsvolleren städtischen Bauten aufzuweisen vermag, lesen wir in den Testamenten aus der Zeit des XV. und XVI. Jahrhunderts so ziemlich nur von Obst- und Gemüsegärten an dieser Stelle.[3] Hier haben wir auch den das Eigenthum der Stadt bildenden Obstgarten zu suchen, dessen schon im Jahre 1351 Erwähnung geschieht.[4] Weiter hinaus jedoch, in der Richtung gegen die Mühlau zu, finden wir bereits eine Wildniß. Zu jener Zeit bot das dichte Gehölz der Mühlau den dem edlen Jagdsport huldigenden Nimroden nicht selten Gelegenheit zur Erlegung von Wildschweinen, während der Jäger sich heute damit begnügen muß, wenn ihm im besten Falle aus den Auen aufgescheuchtes Federwild zum Schusse kommt.[5]

Am entgegengesetzten Theile der Franz-Josephstadt, welcher sich in westlicher Richtung vom Größling, von der Brückgasse und dem

---

[1] In den Rathsprotokollen der Stadt aus dem Jahr 1432 wird die Auftheilung eines Hauses angeführt „gelegen im Word zwischen Hans Tumpatörl und Hans Zwins." Auf dem Werder stand auch Peter Aipners Haus, denn es heißt in den Protokollen vom Jahre 1455: Peter Aipners Haws, das do gelegn ist auf der word oberhalb der Fischer vor der Stadt.

[2] In den städtischen Rechnungen aus diesem Jahre heißt es: hab ich gehabt 4 taglohner, die in dem kreßling prenholz gehakht in das Rathaws.

[3] Im Jahre 1466 vermachte Margarethe Poltzl ihrem Sohne Martin „ainen halben garten Im kreßling." (Prot. Test. I. 130 a.) 1502 testierte Margarethe, die Witwe des Wolfgang Ebner, ihrem Sohne „den garten Im kresling." (Prot. Test. I. 300 a.) 1505 vermacht Johann Ebner seinem Bruder „den kresling ledig vnd frej." (Prot. Test. I, 308 a.) 1516 vermacht Vait Büscher seiner Gattin Dorothea „Ainen garten Im kressling genandt." (Prot. Test. I, 362/a.) 1520 vermacht Dorothea, die Witwe des Vent Büscher, ihrem Sohne „In dem kreiling ain garten." (Prot. Test. I, 391.)

[4] insula nostra — schreibt der Piliser Abt Johann am 10. April d. J. — sita iuxta magnum Danubium, penes ipsorum civium (d. i. der Preßburger) pomaria. (Fejér: Die Piliser Abtei ung. I. 328.)

[5] In den Stadtrechnungen des Jahres 1524 heißt es: Den Sambstag nach scholastice als man Im Mulwert gejagt hat, und ain Hawptschwein gefangen. (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 194.)

Krönungshügelplatze bis zum Fischplatze aufwärts erstreckt und den Raum zwischen der Promenade und dem Donauquai einnimmt, auf welchem die elegantesten Privathäuser und vornehmsten Hotels der Stadt, sowie das ehemals städtische Bräuhaus sich erheben, reihten sich die kleinen Häuser der Neustadt aneinander. Dieser Bodenbezirk bildete gleichfalls einen Bestandtheil des als „im Werd" bezeichneten Insellandes,[1] indem derselbe durch den Donauarm ebenfalls von der Stadt getrennt war. Diese Neustadt, auch „Vorstadt vor dem Fischerthor" benannt,[2] war schon am Ende des XIV. Jahrhunderts ziemlich dicht ausgebaut, was daraus hevorgeht, daß der Rath der Stadt für dieselbe schon im Jahre 1398 die Bewilligung zur Abhaltung von Wochenmärkten ansuchte,[3] welche derselben jedoch thatsächlich erst zwei Jahrzehnte später durch König Siegmund im Jahre 1430 ertheilt wurde.[4] Laut des Grundbuches vom Jahre 1439 bestand dieser Stadttheil aus zwei von einander abgesonderten Gassen: aus der eigentlichen Neustadt und aus der Fischer-Neustadt.[5] Daß Letztere in der Richtung des Fischerthors gelegen war, geht zur Genüge sowohl aus der Benennung dieses Thores als auch aus dem Umstande hervor, daß die durch dasselbe in die Stadt führende Gasse, obwohl das Thor selbst sammt der Stadtmauer längst abgebrochen worden, auch heute noch den Namen „Fischer-

[1] Im Jahre 1442 vermacht Katharina, die Gattin des Thomas Rueppel „Ir haws halbs mit aller zuegeherung gelegen vor der Stat prespurg genant in der Newnstat auf dem Werd, ainhalb ze nachst dez Jorig Spies vnd ain andern tail zenachst dez heinrich Stiglitz hewsern ledigs vnd freys" ihrem Gatten Thomas. (Prot. Test. I, 41.) 1453 verfügt Anna, die Gattin des Georg Tumpaterl, in ihrem Testamente über ihr Haus mit den Worten: das haws dar Inn Sy weilent gesessen ist . . . . . das gelegen ist in der Newnstat genande vormaln Im alten werd zu nagst des Wentzla Rueczinger haws. Prot. Test. I, 109.

[2] Im Jahre 1441 werden im Testamente des Cristan vom hof „Jorig guldinger vischer vnd peter franckh vischer, baid mitburger in der vorstat des vischer tores ze prespurg" erwähnt. (Prot. Test. I, 35.) 1490 „Maister hanns pogner vor vischer tor." (Prot. Test. I, 227.) 1503 vermacht die Witwe des Stannmetzen Michael der Innung der Steinmetzen „meyn haus gelegen In der Newnstat vor Vischer thor. (Prot. Test I, 295.)

[3] ain bestettung ueber den wochenmarcht In der Newen stat, gegen der Twnaw ligunt.

[4] Dipl. Pos. II, 223.

[5] Newstat und Newstat piscatorum. Siehe Tafel XIV im III. Bande dieses Wertes

thorgasse" trägt. Die Testamente aus dem XV. Jahrhundert liefern auch den Beweis dafür, daß diese Vorstadt wohlbevölkert gewesen sein mußte[1] und daß dieselbe auch sonst an Ausdehnung zugenommen, wird durch die Thatsache bestätigt, daß König Ladislaus V. den Bewohnern der außerhalb der Stadtmauern am diesseitigen Donauufer gelegenen Neustadt im Jahre 1454 das Holznutzungsrecht auf dem zum königlichen Schloßbesitz gehörigen Inseln bestätigt.[2] Unter ebendemselben Könige werden neben den Wochenmärkten dieses Stadttheils bereits auch Jahrmärkte erwähnt.[3] Der bis an das Donauufer reichende Grund war von den Lohgerbern bewohnt.[4] Die Stadtrechnungen des Jahres 1506 erwähnen der „hinter den Lederern" in der Neustadt befindlichen Wasser=

---

[1] Im Jahre 1437 schreibt Frau Kunigund: Item mer schaff ich mein freys haws gelegen In d' Newstat vor der benanten Stat prespurg meinen Sun Gorigen. (Prot. Test. I, 27/a.) 1448 vermacht Ulrich Unger seiner Gattin Katharina „sain haws gelegen In der Neunstat zenachst dem Zwinsen" (Prot. Test. I, 61.) 1455 wird der von Ulrich Wimperger verkaufte „tornmetzen aws der Newstat erwähnt (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 9.) 1464 erscheint „Fridreich Klebinger in der vorstat daz in der newnstat haisset" als Testamentszeuge. (Prot. Test. I, 118/a.) 1478 testiert Katharina, Gattin des Andreas Hamer „Ires hawss in der Newstat." (Prot. Test. I, 177/a.) 1486 vermacht Margarethe, die Gattin des Ulrich Puchler, ihrem Manne „Mein haws in der Newstat gelegen." (Prot. Test. I, 206.) 1488 verfaßt Thomas kuncz nuncupatus de Zawodzy sein Testament in domo Vdalrici puchler in Suburbio Ciuitatis posoniensis Newstat vocato circa danubium sita. (Prot. Test. I, 215/a.) 1493 vermacht Martin Geplesenn seiner Gattin Elisabeth „mein hawss in der Newenstat gelegen. (Prot. Test. I, 235.) 1493 wird im Testamente des Benedict Eisner „Ruprecht Eisner in der Newennstat" erwähnt. (Prot. Test. I, 235/a.) 1501 vermacht Ulrich Pichler seiner Tochter Katharina seinen Weingarten „mit sambt dem haus vor vischer thor, dor Jnn ich wonung hab." (Prot. Test. I, 278/a.) 1501 vermacht Valentin Pistenzer seinem Sohne Georg „den dritten tail meins Hauss in der Newenstat" (Prot. Test. I, 282.) Weiter „vnd den dritten tail an meinem haus in der Newenstat" seiner Tochter Katharina, das letzte Drittheil aber seiner Gattin Agnes. (Prot. Test. I, 282/a.) 1508 wird „maister Peter lederer in der Newenstat" erwähnt. (Prot. Test. I, 320/a.) 1510 schuldete „der Thoman hueter in der newenstat" der Margarethe Ferber 12 Gulden. (Prot. Test. I, 330.) 1511 vermacht Simon Tonnt seiner Gattin „die prantstat In der Newen stat." (Prot. Test. I, 328/a.)

[2] Incolis de nova civitate Cis danubium extra muros.

[3] Dipl. Pos. I, 873.

[4] In den städtischen Acten unter der Bezeichnung „hinter" und auch „unter den lederern" angeführt. Hier stand auch das im Jahre 1361 erwähnte, außerhalb der Stadtmauern gelegene Badhaus des weil. Johann, Sohnes des Jakob, dessen Grundstück auf der einen Seite an das

wehren,[1] die des Jahres 1511 wieder der beiden durch den Zimmermeister Stephan auf dem Wehr vor dem Wödritzerthor hergestellten Cisternen, der sogenannten Wasserstuben.[2] Diese Wasserwehren und Wasserstuben dienten offenbar dem Zwecke der Speisung des Stadtgrabens mit Wasser.[3]

Der vom Größling in nördlicher Richtung bis zur Spitalgasse reichende Theil der Franz-Josephstadt, welcher in räumlicher Ausdehnung gegenwärtig bis zur Praygasse vollständig ausgebaut ist, war vor Zeiten gleichfalls viel spärlicher besiedelt. Im Mittelalter war nämlich alles das, was außerhalb der Reichardsgasse liegt, noch leeres Terrain, da der äußere Stadtgraben in seinem Laufe zwischen der Reichardgasse und dem städtischen Lazarethe die Grenze dieser Vorstadt bildete und demnach auch der ganze Raum, welchen gegenwärtig die Széchényi-, Friedhof- und Eötvösgasse einnimmt, von Bewohnern nicht besiedelt war. Selbst noch im vorigen Jahrhundert wurde der Boden jener Gärten, welche hinter dem städtischen Lazarethe gelegen und gegenwärtig auf allen Seiten von zusammenhängenden regelmäßigen Wohngebäuden umschlossen sind, als Begräbnißstätte benützt, denn hier stand der St. Josephs Friedhof.[4] Mithin umfaßte das von Bewohnern besiedelte Terrain dieses Theiles der Franz-Josephstadt im Mittelalter blos die Donau- und Spitalgasse. Entlang der Donaugasse bis zum städtischen Lazarethe hin erstreckte sich die Vorstadt Donau-Neusiedl, während die entlang der Spitalgasse sich ungefähr bis zur Einmündung der Mariengasse in dieselbe reichende Vorstadt den Namen Spital-Neusiedel führte. Letztere breitete sich übrigens schon im XV. Jahrhundert auch über den Stadtgraben hinaus aus.[5] Die Testamente aus dem XV. und XVI. Jahrhundert erwähnen bereits häufig der Häuser

allodium Johannis dicti iuvenis, auf der andern an das Haus des Lederers Nicolaus domus Nicolai cerdonis, angrenzte. (Dipl. Pos. I, 311.)

[1] Dem Maister steffan Stethen gespitzt zu der wur, Jn der Newen Stat unter den lederern 3 Pf. 4 Sch 4 D.

[2] zwaien wasserstuben . . . vor wedritz thor auf der wüer. (Preßburger Zeitung 1877, Nr 16.)

[3] Rakovßky: Preßburger Zeitung 1877, Nr. 12.

[4] Siehe den von Marquart gezeichneten Stadtplan aus dem Jahre 1765.

[5] Im Jahre 1443 vermacht Johann Weisman „seinem oheim dem Michel Tumler Sein haus gelegen vor Spital neusidl auserhalb dem Greben ze nachst dem Anderl weber. (Prot. Test. I, 64 a.)





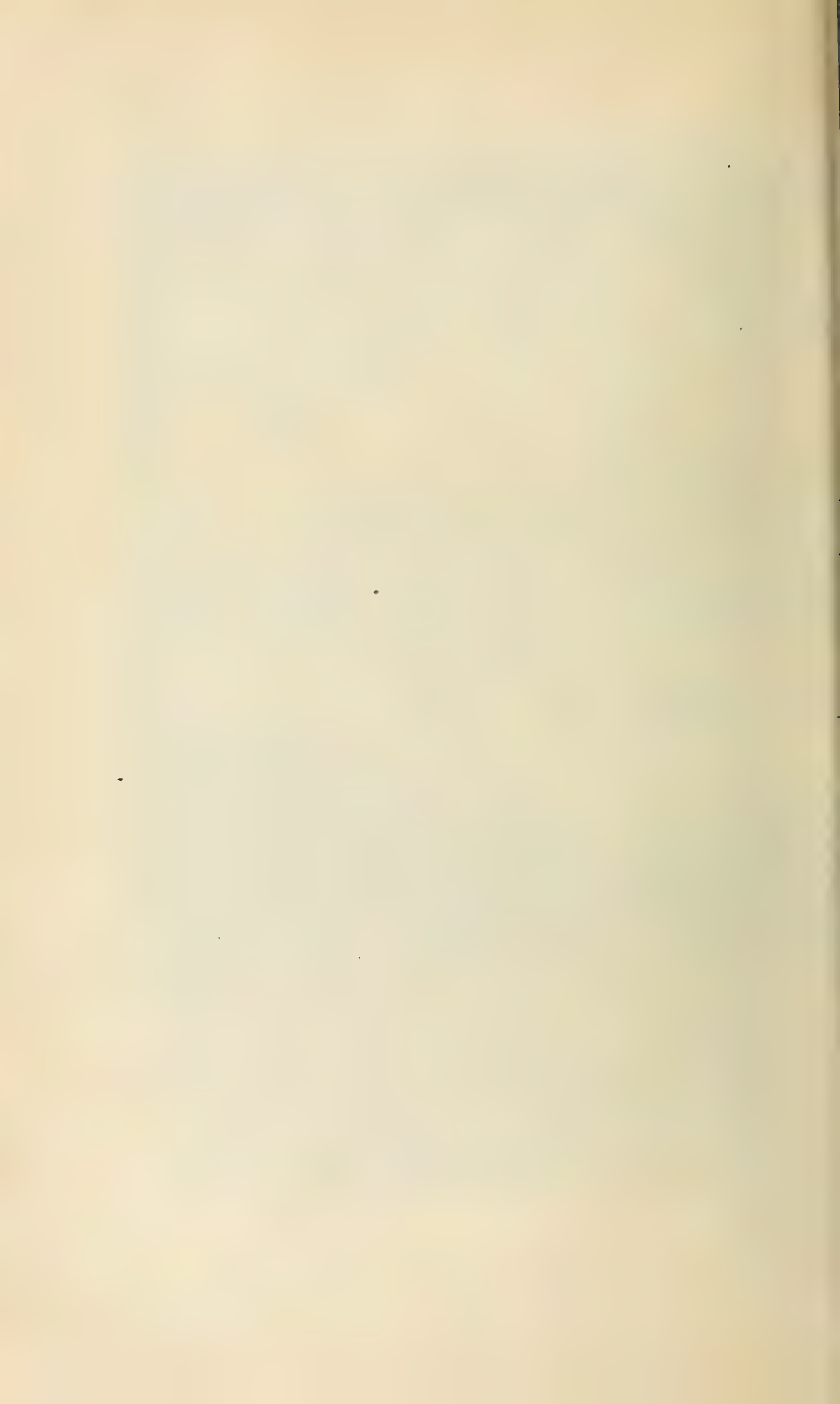
Das alte Preßburg

Zeichnung aus



aus gesehen.

rhundert.



sowohl der einen als auch der andern dieser beiden Vorstädte, woraus zugleich auch das zu entnehmen ist, daß zu den kleinen Wohnhäusern auch größere und kleinere Gärten gehörten,[1] während auf dem Gebiete

---

[1] Im Jahre 1434 vermacht hanns schular „sein freys ledigs haws vnd seinen Garten daran gelegen, gelegen vor der Stat zu prespurg ainthalben zunagst des hanns Tebner haws auf Twnanewsidl" seiner Gattin sammt seinen Kindern. (Prot. Test. I, 13.) 1443 vermacht Johann Lautterhofer seiner Gattin sein Haus „Gelegen auf Tunaw Newsidel . . . ainhalben zenagst dez Chuntz wolfstamer haws vnd anderhalb dez Gerger vnger haws vnd daz haws ist frey vnd ledig vor Juden und vor kristen." (Prot. Test. I, 48.) 1445 testiert Katharina, die Gattin des Lederers Simon, ihrem Gatten „das haws das da leit am tunaw neusidel zenachst ainthalben der hanns Zaphlin und anderthalb dez Stephan Gmaitl hausung." (Prot. Test. I, 55.) 1482 vermacht Ulrich Hoppffer „gesessen auf dhonaw newsidl" seiner Gattin „ain haws auf dem dhonawnewsidl ledig vnd frey." (Prot. Test. I, 190.) 1484 wird „Hauncz frankch auf der Tunaw Newsidl" im Testamente des Joh. Karner als Schuldner erwähnt. (Prot. Test. I, 197.) 1489 erscheinen im Testamente der „Magdalena des vnngrischn Jacobn hausfrau" als Zeugen: Linhart Eyban, Vrban mullner, Thaman Kitzperger „all drey hawsgesessen auf Tunaw Newsidl." (Prot. Test. I, 222.) 1490 testiert Margarethe, Witwe des Peter Weyis, uber „Mein haws auf Tunaw Newsidl gelegen." (Prot. Test. I, 228/a.) 1494 schreibt Margarethe, die Witwe des Johann Wiener: dem Johannes Hainer deß Zirphus Son schaff ich den Vordern tail Im Stainhaws gelegen aufm Thuna Newsidl. Auch das erst zymer dar Inn gantz ledig vnd frey. Die hintern zway zymer Im Stainhaws Schaff ich, daz man gotzleichnam Zech davon bezal . . . (Prot. Test. I, 236/a.) 1499 verfügt Georg Schmitel „auf Thuna Neusidl gesessen" letztwillig über sein Haus. (Prot. Test. I, 269/a.) 1500 vermacht Dorothea Marckfelder ihrem Sohne Johann „ain garten auf dem thuna Neusidl neben dem aymring." (Prot. Test. I, 272.) 1501 ordnet Dorothea, die Gattin des Erhart Vnger „auf thuna neusidl gesessen" die Bestattung ihres Leichnams an „nach gewonhait vnser pfarrkirchen sandt lorentzen. Item auf die phrundt der heiligen drinaltigkeit In Sandt lorentzen kirchen von meinem halben Haus auf thuna neusidl gelegen schaff ich fl. X." (Prot. Test. I, 273.) 1501 verfügt Stephan Rieder: Item hern Wolfgangen vorster Richter Schaff ich ainen Marmelsteinen disch in seinen garten der da ligt vor der andre Mullnerin auf Thunanewsidel. (Prot. Test. I, 276.) 1502 macht „Mert hunger Zu der Zeit hewslich vnd wonhaft gesessen auf Thunaneusidl" sein Testament. (Prot. Test. I, 286.) 1502 vermacht Gabriel Hafner seiner Gattin „mein haws gelegen auff dem Thuna Neusidl." (Prot. Test. I, 288/a.) 1508 macht „Khatharina Waltherin ein mitwonerin der gassen taynaw Neusidel" ihr Testament, in welchem sie „das haws gelegen auff dem tainaw Neusidl" ihren Schwestern vermacht. (Prot. Test. I, 321.) 1510 vermacht der Tuchscheerer Lorenz Egerer der Pfarre zu St. Martin „ainen Paumgarten gelegen auff tainaw Newsidl." (Prot. Test. I, 326/a.) 1522 ist „Colman müllner die Zeit gesessen auff der thonaw Newsidl" Zeuge im Testamente der Katharina Fendrer. (Prot. Test. I, 263/a.)

außerhalb des Stadtgrabens Wirthschaftsgebäude, Maierhöfe, sowie umfangreichere Obst- und Gemüsegärten in bunter Folge miteinander abwechselten.[1]

Die Ferdinandstadt, welche in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung von der Spitalgasse bis zur Turnergasse einerseits und anderseits vom Marktplatze bis zum Pallisadenwege, sowie bis zum Fruchtplatze die innere Stadt von der Nordseite begrenzt, bot im Mittelalter so ziemlich das Bild eines von Häusern erfüllten Gebietes, auf welchem, mit Ausnahme des zwischen der Marien- und Praygasse gelegenen Theiles desselben, unter Festhalten an der Gestaltung der alten Vorstadt die heutige Ferdinandstadt entstand. Nur war die Bezeichnung dieses Gebiets vor Zeiten eine andere als gegenwärtig, denn auch diese Vorstadt führte den Namen: Neusiedel, jedoch mit der näheren Bezeichnung: Vorstadt vor St. Michels Thor.[2] Dieselbe bestand ursprünglich blos aus zwei das vorstädtische Gepräge an sich tragenden Gassen: der Schöndorfergasse und der Nonnenbahn. Erstere führte auch den Namen: Schöndorf, ein deutlicher Beweis dafür, daß dieselbe sowohl von der Stadt als auch von den übrigen Vorstädten ziemlich isoliert gelegen war; die Verbauung dieses Terrains hatte jedoch im XV. Jahrhundert in dem Maße zugenommen, daß dasselbe, wie wir später sehen werden, bereits mehrere miteinander verbundene Gassen umfaßte.

Das Gebiet der von der Ferdinandstadt nördlich und nordöstlich gelegenen Neustadt, welche in nördlicher Richtung sich bis zur Schanzstraße erstreckt, nach Osten zu aber das ganze Blumenthal in sich umfaßt, war im Mittelalter gänzlich unbewohnt. Ackerfelder, Brachland und zerstreut gelegene Gärten füllten den weiten Raum, und mithin ist

[1] Im Jahre 1476 schreibt Peter Kraws: Ich schaff meinen Mairhoff mit sampt dem garten darpey gelegen auff Spital newsidl meiner tochter Dorothea (Prot. Test. I. 173 a.) 1501 vermacht Peter Stadler seiner Gattin Katharina „den garten ausserhalb dess Spital Newsidl bey dem Krautgarten“ (Prot. Test. I, 279 a.)

[2] Im Jahre 1517 macht Anna, die Gattin des Bernhard Kornhauff, eines Preßburger Bürgers „vor sandt Michels thor im Newsidl“ Testament. (Prot. Test. I, 374 a.) 1520 erscheint „Veit Wednischer ain mitpurger am Newsidl In der vorstat vor Sant Michels thor“ als Zeuge im Testamente der Barbara Kettinger (Prot. Test. I, 392 a.)

die Behauptung, die Pöllngasse habe schon im Jahre 1514 bestanden, einem bloßen Mißverständniß zuzuschreiben.[1]

Aus dem bisher Angeführten ist zu ersehen, daß der Raum, welchen Alt-Preßburg eingenommen, ursprünglich von sehr geringem Umfange war. Preßburg bestand eigentlich nur aus der inneren Stadt, gegenüber deren hoher Bedeutung, sei es als Waffenplatz, sei es als Gemeinwesen, die sich an dieselbe schmiegenden Vorstädte gänzlich verschwinden mußten. Diese unansehnlichen Vorstädte mit ihren kleinen, nirgends bis an die Stadt hinanreichenden Häusern mußten der inneren Stadt nothwendigerweise auch für den äußeren Anblick ein bedeutenderes Ansehen verleihen. Nehmen wir noch dazu, daß das Niveau unserer Stadt zu jener Zeit bedeutend tiefer gelegen, die Häuser im Vergleich zu den heutigen von unvergleichlich geringerer Höhe waren, so fällt es uns nicht schwer zu begreifen, wie es kommen konnte, daß das im Rücken der Stadt in nordwestlicher Richtung sich hinziehende Gebirge dieselbe in anscheinend bedeutenderer Höhe überragte, als gegenwärtig. Diese scheinbar bedeutendere Höhe des Gebirges erscheint selbst noch in den aus dem XVII. und XVIII. Jahrhunderte stammenden Ansichten unserer Stadt, was einzelne Fachverständige auf die Vermuthung führte, daß die Anfertiger dieser Veduten, die Zeichner des vorigen Jahrhunderts, ihre Skizzen wohl gar von der Höhe der am jenseitigen Donauufer stehenden Bäume aus aufgenommen haben mögen, und berufen sich zur Unterstützung ihrer Annahme auf den Prospect, welchen die Stadt mit dem in ihrem Rücken sich hinziehenden Gebirge von der Höhe der neuen Brücke aus bietet. Unserer Überzeugung nach findet diese ganze Erscheinung jedoch darin ihre Erklärung, daß die Berge natürlicherweise umso höher erscheinen mußten, je niedriger die Gebäude der an ihrem Fuße auf tieferem Niveau gelegenen Stadt waren.

Diese Berge verdienen jedoch auch noch in anderer Hinsicht unsere

[1] Der verdienstvolle Forscher Rakovßky beruft sich bei dieser seiner Behauptung auf die städtischen Rechnungsbücher des Jahres 1514, wo es heißt: den zwain waltforstern geben 2 taglon, awsserhalb der polln in den wald kager gemacht und vogstall. (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 11.) Hier ist jedoch nicht von der Pöllngasse die Rede, sondern von der Weinbergsried unter dem Namen Polln und zwar von der äußersten bereits an den Wald anstoßenden Grenze derselben.

Beachtung. Sie sind sowohl in orographischer als auch culturgeschichtlicher Beziehung von nicht geringer Bedeutung. So wie sie heute Jedermann zu fesseln wissen, durch die Schönheit ihrer wechselnden Höhenlinien, durch die Mannigfaltigkeit ihrer landschaftlichen Reize, durch die deutlich hervortretende Abgrenzung fruchtbarer Hänge von laubigen Wäldern, das Auge ergötzend mit dem frischen Farbenspiele ihrer Vegetation, sowie durch ihre Fruchtbarkeit und den vielversprechenden Anblick der auf ihnen sich entwickelnden wirtschaftlichen Verhältnisse: ebenso war es auch vor Jahrhunderten, denn das Preßburger Weingebirge war seit jeher der Gegenstand schmeichelnder Hoffnung und belebender Freude der Bürger dieser Stadt. Nicht nur der Weinhauer, auch der gewerbetreibende Bürger weidete voll Lust das Auge an diesen im Hintergrund der Stadt grünenden und blühenden, fruchtbaren Bergen, welche im Glanze des über denselben lächelnden, sonnig blauenden Himmels noch bezaubernder erschienen. Die uns erhaltenen und tief in jene Zeit hinabreichenden Daten sprechen deutlich dafür, daß dieses Gebirge schon viele Jahrhunderte vorher ebenso wie heute Zeugniß ablegte von dem wirthschaftlichen Fleißze der städtischen Bürgerschaft, und demzufolge wird es uns auch nicht schwer, den Beweis dafür zu erbringen, daß das Gebiet der Stadt Preßburg im Mittelalter so ziemlich dasselbe Bild aufwies, wie heute. Die noch heute im Gebrauch stehenden Benennungen einzelner Rieden sind sämmtlich alte Erbstücke, welche in ihrer treuen Bewahrung von Generation zu Generation als sprechende Zeugen des vergossenen Schweißzes und des Fleißzes längst verstorbener Ahnen dienen.[1]

[1] Die Benennungen der Weinbergsrieden finden sich sehr häufig in den Testamenten aus dem XV. und XVI. Jahrhundert Von solchen, welche auch heute noch im Gebrauch stehen, nachfolgende: Antreich, Bohm, Batzen, Baumgartl, Bierschlaegeln, Bauern, Brustpeter, Braundlen, Bisternitzer, Burgstall, Dientl, Donauleuten, Donausatzeln, Eisgrubeln, Eseln, Fingerhutteln, Flanczer, Fletzen, Fuchsleiten, Flacken, Glampfer, Goldfuß, Grillenbücheln, Gaisweg, Hohenau, Halbweingarten, Hochweingarten, Hirschmandl, Hafner, Himmelspirzeln, Heilingbrunn, Hauspergeln, Haubner, Hochgangeln, Juden, Kuttner, Kunthner, Kinsgraben, Krammer, Kniesatzeln, Katzenthaler, Kurzertheil, Langertheil, Löffler, Mureln, Munich, Maerzeln, Motzengrund, Nonnen, Olram, Öhlern, Pfaffen, Pöln, Rebstock, Rößler, Rappeln, Ruisch, Sallesn, Schild, Schöpfer, Slaning, Stampfer,

Das so frühe Vorkommen dieser Benennungen der Rieden macht es unzweifelhaft, daß das Gebiet der Stadt, soweit es die Region des Weinbaues betrifft, in nördlicher Richtung und überhaupt am linken Donauufer im Mittelalter ganz dieselbe Begrenzung zeigte, wie wir es heute noch finden. Ob das gleiche jedoch auch von der heutigen Gemarkung der hinter dieser Region sich hinziehenden Waldungen anzunehmen sei, vermögen wir mit Bestimmtheit nicht zu behaupten.

Diese städtischen Waldungen nehmen gegenwärtig ein ziemlich bedeutendes Terrain ein, dessen Gebiet den mittleren Lauf des Weidritzbaches entlang bis hinüber zum nördlichen Abhange des Dörndlberges reichend, einen Waldcomplex umfaßt, welcher sowohl durch seine ununterbrochene Ausdehnung wie durch die Schönheit seiner Baumbestände den Beschauer, der vom Aussichtspunkte des Széchényihügels auf dem Gipfel des Gemsenberges seinen Blick über die im frischen Grün prangende, liebliche Gegend hinschweifen läßt, unendlich anmuthet. Auffallenderweise machen die Diplome und Testamente der mittelalterlichen Zeit von diesen Waldungen nicht die geringste Erwähnung. Nehmen wir dazu noch den Umstand, daß das von den Bürgern der Stadt schon in sehr früher Zeit ausgeübte Holznutzungsrecht sich immer nur auf solche Wälder bezog, welche königlicher oder auch Schloßbesitz, mithin ärarische Waldungen waren, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Grenze des städtischen Gebietes in nördlicher Richtung eigentlich mit der Grenze der Region des Weinbaues zusammenfiel.

Spitaller, Steinbüchel, Steinsatz, Siebenhendl, Schmidtln, Schöndorfer, Schönhirsch, Schiller, Steiergrund, Schatlarberg, Thiergarten, Tumler, Vierziger, Veigeln, Vogelsang, Weintegeln, Wurzenbach, Wachsmeister, Wiegen, Wiener, Wölferln, Zeheter. Andere Benennungen wie: Aekeln, Annen, Bader, Bann Weingarten, Brodsack, Biersack, Freund, Feigelthaler, Fuchslucken, Gumblierer, Hamischgrund, Hirschmaul, Honigtegeln, Kranzln, Katzenjaeger, Kautersaeck, Königsthaler, Kalenberg, Kollerl, Meixnerschild, Mühlschatlerberg, Mühlstal, Öhlweingarten, Pframer, Poseln, Rutschergraben, Rabenbucheln, Ruhrsand, Schneeweg, Straß, Thomasbrunn, Unschadl, Varan, Buttenberger, Vimmernuß, kommen in den Testamenten zwar nicht vor, woraus jedoch keinesfalls gefolgert werden darf, daß dieselben im Mittelalter thatsächlich unbekannt und außer Gebrauch gewesen seien. Dagegen kommen auch solche Benennungen vor, welche heutzutage bereits gänzlich verschollen sind. Siehe den Anhang.

Gegen Osten erstreckt sich das Gebiet der Stadt gegenwärtig ziemlich weit hinaus in das Flachland mit seinem über den Conglomeratschichten von belvederischem Kies und Quarzit der Primär- und Tertiärepoche abgelagerten Alluvialboden. Zwei Eisenbahnlinien: die Preßburg-Silleiner und die Wien-Budapester durchziehen dieses besonders den gelegentlich der Sommermanöver auf die Sauhaide hinausmarschierenden Truppen wohlbekannte Terrain. Ackerbau, Viehzucht und Industrie haben diesen Boden sich wetteifernd dienstbar gemacht: neben wirthschaftlichen Maierhöfen breitet sich dort die durch ihre Größe imponierende Anlage der Dynamitfabrik aus, während in unmittelbarer Nähe der Donau sich die Mühlau hinzieht mit ihren schönen, durch schattigen Wald und dichtes Gebüsch hindurch geführten Spazierwegen, ihren ergiebigen Schottergruben und den von Tag zu Tag sich immer mehrenden Fabriksetablissements mannigfaltigster Art. Was die Beschaffenheit und Ausdehnung des städtischen Gebietes zur Zeit des Mittelalters auf dieser Seite betrifft, läßt sich zufolge mangelnder Daten nichts näheres angeben. Gehen wir jedoch über die Donau hinüber, so können wir uns leicht davon überzeugen, daß das Gebiet der Stadt dort gegenwärtig durch die sich krümmenden Verzweigungen der Donau, und zwar einerseits durch den Pötschenarm und andererseis durch den Karlburger Arm gebildet wird. Zwischen diesen zwei Armen läuft die Grenze des städtischen Gebietes in einer idealen Linie zwischen dem Dorfe Engerau und dem städtischen Auparke hin. Schon diese ideale Linie sowie jene andere, welche sich zwischen der Alten Au und der Militärschießstätte vom Karlburger Arm bis zur großen Donau gegen den Brenner Arm zu hinzieht, weist unverkennbar darauf hin, daß für die gegenwärtige Gestaltung des Stadtgebietes im Süden nicht der heutige Lauf der Donau maßgebend war. Demnach war auch die Physiognomie dieses Gebietes auf dieser Seite im Mittelalter eine bedeutend andere als gegenwärtig, da, wie selbst noch aus Karten aus dem vorigen Jahrhundert ersichtlich, der Hauptstrom der Donau seinen Lauf an jener Stelle genommen hatte, wo gegenwärtig der halb und halb versandete Pötschenarm trägen Laufes dahin schleicht. Die Pötscheninsel, welche gegenwärtig nur mehr als Halbinsel

betrachtet werden kann, da der Wasserzufluß am westlichen oder oberen Theile derselben zur Sommerszeit gänzlich unterbrochen ist, deren Bestand aber selbst als Halbinsel schon in nächster Zeit infolge der im Zuge befindlichen Uferregulierung aufgehört haben wird, war im Mittelalter und selbst noch im vorigen Jahrhundert eine wirkliche Donauinsel. Diese wurde an ihrer nördlichen Seite von einem Arme der Donau, dem sogenannten „Steinernen Gang" bespült, so daß dort, wo gegenwärtig der Hauptstrom in seinem Bette dahin rollt, sich selbst noch im vorigen Jahrhundert blos ein kleinerer Donauarm ergoß. Demzufolge war auch die Pötscheninsel näher zum diesseitigen oder städtischen Ufer gelegen, als gegenwärtig, und hat mithin beiläufig bereits die Hälfte ihres früheren Umfanges eingebüßt.

Das Bild, welches die Pötscheninsel vor Zeiten geboten, war sowohl ihrer größeren Ausdehnung als auch der auf derselben entwickelten, den Zwecken des häuslichen Bedarfs dienenden Cultur zufolge, ein ganz gewiß lebhafteres und frischeres als gegenwärtig. Der Unterschied zwischen einst und jetzt ist auch in physiographischer Hinsicht wahrnehmbar. Während vor Zeiten die Eiche auf diesem Boden heimisch war, deren spärliche Überreste in den noch hie und da aufschießenden Nachtrieben sich erhalten haben, ist derselbe gegenwärtig vorherrschend von Eschen und Pappeln bestanden. Die Cultur des Bodens dieser Insel wird auch gegenwärtig fleißig gefördert, da derselbe außer nutzbarem Brennholz auch heute noch eine Fülle schmackhaften Sommer- und Winterobstes, Äpfel, Birnen, Kirschen und Nüsse, erzeugt, auf welchem auch die Pflanzungen von Weichselsetzlingen gedeihen, welche einer hiesigen alten, wohlrenommierten Firma das Material zu ihren selbst auf dem Weltmarkte rühmlichst bekannten Erzeugnissen von Pfeifenrohren, Cigarrenspitzen und Spazierstöcken liefern. Und doch kann man behaupten, daß das wirthschaftliche Leben sich vor Zeiten hier zu üppigerer Fruchtbarkeit entwickelt hatte. Der von der Bürgerschaft Preßburgs mit Vorliebe gepflegte Gartenbau mit seinem reichlichen Erträgniß an Früchten der verschiedensten Art war hauptsächlich auf dieser Insel zu intensiver Blüte gelangt. Den Beweis dafür liefern die alten Rechnungen und Testamente in Hülle und

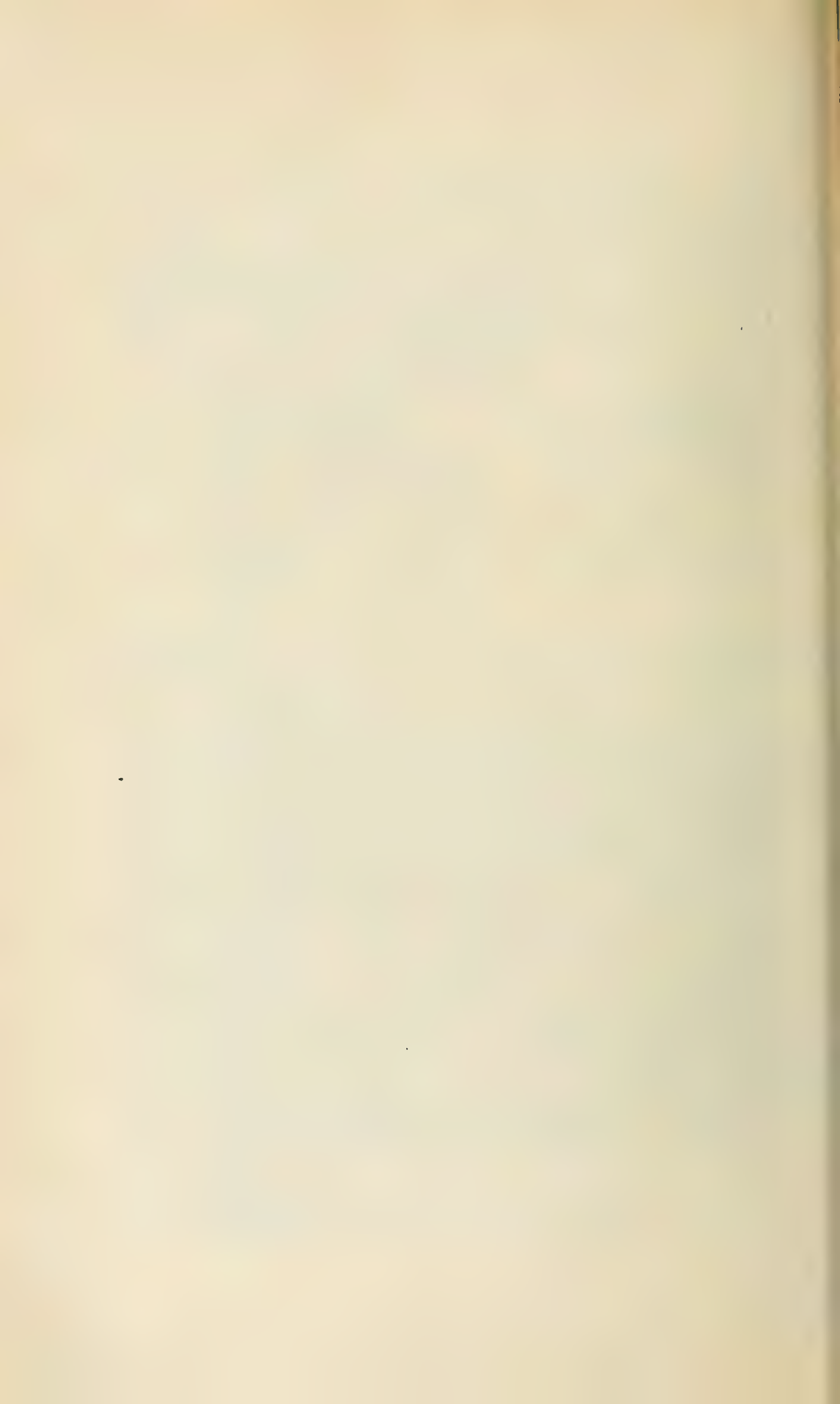
TOPOGRAPHIA REGIÆ LIBERÆQ CIVITATIS POSONIENS
SITA CVM ADIACENTI CASTRO VBI SACRA R

1 Castrum. 3 Cœnobiu S. Francisci de obseruu
2 Ecclesia Cathed: S. Martini 4 Porta S. Michaelis

Das alte Preßburg
Zeichnung aus



us gesehen.
hert.



die Spuren des alten Strombettes aufzufinden und den Lauf desselben, welchen es vor noch gar nicht langer Zeit genommen, zu verfolgen. Jene muldenartige Vertiefung, welche den Aupark so ziemlich in der Mitte durchschneidet, in welcher gegenwärtig riesige Weiden und Platanen, Silberpappeln und Wallnußbäume mit ihren vielfach verästelten Wurzeln sich ausbreiten, bot vor Zeiten das Bild eines munter dahingleitenden Wasserlaufes. Entlang der ehemaligen Ufer desselben ziehen sich heute lebhaft grünende Virgilien, dunkelfarbige faltige Thujen, Hemlocktannen, Zwerg-Maulbeeren und silberweißglänzende Oleaster in malerischer Gruppierung und entzückender Farbenpracht hin, während im Schatten derselben hier und dort ein prachtvolles Hortensienbeet unser Auge erfreut. Was aber dem Bilde der früheren Zeit ein ganz fremdartiges Aussehen verlieh, war jene Insel, die wir heute nur mehr dem Namen nach kennen. Zwischen dem Dorfe Engerau und der Stadt dehnte sich nämlich im Hauptarme des Donaustromes noch im vorigen Jahrhundert das sogenannte Brücken-Auel aus, welches der Communication mit dem jenseitigen Donauufer als verbindendes Mittelglied diente.[1] Seitwärts von demselben, in der Gegend des alten Wasserthurmes, mithin an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig das Militär-Verpflegs-Magazin befindet, breitete sich die mit dem Namen: das Gereidt bezeichnete,[2] gleichfalls zu Zwecken der Gartenwirthschaft benützte Insel aus, während wieder andere von den Bürgern der Stadt ebenfalls bebaute Inseln, wie der Alber-

[1] Im städtischen Archive befinden sich mehrere aus dem vorigen Jahrhundert stammende Situationspläne, welche die von der Gegenwart wesentlich abweichen den localen Verhältnisse früherer Zeiten in interessanter Weise veranschaulichen. Solcher Art sind die von dem Geometer Erich Andreas Fries gezeichneten Karten aus den Jahren 1753, 1774 und 1778 Lad. XIV. Num. 188.

[2] Im Jahre 1487 vermacht Anna, die Gattin des Wolfgang Pfaffsteter, ihrem Manne „den garten im gereidt" (Prot. Test. I, 209.) 1492 vermacht Michael Secher seinem Sohne Christoph und seiner Tochter Agnes „ein garten Im gerentt." (Prot. Test. I, 231/a.) 1494 vermacht Elisabeth Kreutzer ihrem Sohne Martin „ain garten Im gerent." (Prot. Test. I, 240.) 1503 vermacht Wolfgang Muschenraiff seiner Gattin „Ain garten Im graid gelegen." (Prot. Test. I, 337/a.) 1504 vermacht Paul Waßler seinem Sohne „ainen gartten Im geraidt gelegen." (Prot. Test. I, 302.) 1509 vermacht Barbara, die Gattin des Wolfgang Neusidler, ihrer Tochter Marusch „ain garten gelegen Jn den gereidt neben dem Wasserthurm vber," ihrem Verwandten Stephan aber „ainen garten gelegen Im gereidt oberhalb hern Casparn garten" (Prot. Test. I, 324.)

werd,[1] der Einsing, Aussing oder Ansang,[2] der Wisgrund,[3] sowie der Rosenwerd[4] ihrer Lage nach heute kaum mehr zu bestimmen sind. Bezüglich des Letzteren ist jedoch die Vermuthung nicht ausgeschlossen, daß man die Lage dieser Insel vielleicht nicht am jenseitigen sondern vielmehr am diesseitigen Donauufer anzunehmen habe, was, wenn es thatsächlich der Fall gewesen wäre, uns leicht darüber Aufschluß geben könnte, woher die Benennung der gegenwärtigen Rosengasse stamme. Außer den bereits aufgezählten Inseln sind noch der Dreschwerd[5]

[1] Im Jahre 1481 vermacht Johann Waldner seiner Gattin Anna „ain garten Im Alberwerdt.“ (Prot. Test. I, 187.) 1487 vermacht Anna, die Gattin des Wolfgang Pfaffsteter, ihrem Manne „ainen garten im Alberwerd.“ (Prot. Test. I, 209.) 1501 vermacht Valentin Pistentzer seiner Gattin „ainen garten Im alberwerdt vnd ayaen weyngarten am Haus gelegen.“ (Prot. Test. I, 282/a.) 1510 vermacht Wolfgang Pfaffsteter seinem Sohne „ain garten der haist der Alberswerdt.“ (Prot. Test. I, 329/a.) 1511 vermacht Anna Pfaffsteter ihrem Sohne Stephan „ain garten In dem Alberwerdt.“ (Prot. Test. I, 331.) 1525 vermacht Leonhard Lausser „ein garten im alberwert“ zu zwei Theilen seinem Sohne Michael, zu einem Theile aber seinem Sohne Johann (Prot. Test. I, 413/a.)

[2] Im Jahre 1429 in den Stadtrechnungen unter dem Namen Einsing erwähnt (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 194.) 1492 vermacht Michael Secher seinem Sohne Christoph sammt seiner Tochter Agnes „meinen halben tail gartten Im monnsing gelegen.“ (Prot. Test. I, 231/a.) 1501 vermacht Valentin Pistentzer seiner Gattin „ainen garten, den ainen aussing,“ (Prot. Test. I, 282/a.) und seiner jüngeren Tochter Margarethe „schaff ich ainen garten Im aussing gelegen.“ 1503 vermacht Wolfgang Weichenraiff seiner Gattin „Ain gartn Im Manssing gelegen.“ (Prot. Test. I, 337/a.) 1510 vermacht Wolfgang Pfaffsteter seinen Söhnen „ainen garten der heist der ännsinger.“ (Prot. Test. I, 329/a.) 1511 testiert Anna Pfaffsteter ihrem Sohne Stephan „ein apphl garten In dem Aimsing.“ (Prot. Test. I, 331.) 1514 vermacht der Wödritzer Einwohner Urban Raiger seiner Gattin „Ain gartten In Ansang genant.“ (Prot. Test. I, 356.)

[3] In den Stadtrechnungen des Jahres 1429 heißt es: hab wir gebn den Schieflewtten von 8 prukschiffen, dy man gefürt hat In den Rynsen, In Einsing und Im Wysgrundt.“ (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 194.)

[4] In den Stadtrechnungen des Jahres 1496 und 1506 heißt es: do das Her aufprochen hat In Rosenberd, und an einer andern Stelle: Dem peter Hewglin gebn vor ain scheff aws den Rosenbert hinauf gefürt hat. (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 194.)

[5] Zum erstenmal in den Stadtrechnungen des Jahres 1442 erwähnt: habn wir gehat Im dreswerd In der Aw 8 Holz Hatter (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 194.) 1481 vermacht Ladislaus Windisch seinen Söhnen „ain garten gelegen Im driesswerd.“ (Prot. Test. I, 188/a.) 1481 vermacht Johann Strobmer seiner Gattin „ain garten gelegen Im driesswerd zwischen Wolffgang scherrer vnd Mathes packendorffer.“ (Prot.

und das Kaltenegk[1] bekannt. Der Name Dreschwerd ist, die Zulässigkeit einer Folgerung aus demselben vorausgesetzt, vielleicht auf das dort vorgenommene Ausdreschen des Getreides zurückzuführen, obwohl es nicht zu bezweifeln ist, daß diese Insel wohl eher aus Gärten denn aus Feldern bestand. Die Herrenau,[2] Ungerau,[3]

Test. I, 189.) 1486 vermacht Peter Weyß „ij garten Im Dreschwerd" seiner Gattin Margarethe. (Prot. Test. I, 228/a.) 1487 verfügt Erhard Ebiner letztwillig über „ain garten im drieswerd." (Prot. Test. I, 216/a.) 1491 vermacht Christian Walther seiner Gattin Helene „ainen garten Im Dreschwert," desgleichen „Item schaff ich ir einen garten ausserhalb des graben" (Prot. Test. I, 229.) 1493 vermacht Martin Geplensenn seinen Kindern „meine drewe gärtel ym dreschwerd gelegen pey der herrenn wissen. Item mer ein garten auch ym dreschwerd gelegenen . . . ." (Prot. Test. I, 235.) 1494 vermacht Elisabeth Kreutzer ihrem Sohne Martin „ain garten Im dreschwerd (Prot. Test. I, 240.) 1495 vermacht Stephan Vnger seinen Kindern „ain garten Im dreschwerd," seiner Gattin aber „den alten dreschwerd vnd den langen garten." (Prot. Test. I, 254/a.) 1499 vermacht Georg Schustel seiner Tochter Anna „ain garten Im Dreschwert." (Prot. Test. I, 269/a.) 1501 schreibt Peter Stadler: Item meinem Sun Clement Schaff ich den garten Im dresch werd am kalten Egk der deß abesser gewesen ist, Vnd den mittern garten Im dreschwerd, den ich von dem Zapfil kauft hab. Item meiner tochter anndlen Schaff ich Zwen garten Im dreschwerd den Nydristen garten vnd das vntail garten dabey. (Prot. Test. I, 279/a.) 1501 vermacht Valentin Pistentzer seiner Tochter Katharina „ainen garten In dreschwert." (Prot. Test. I, 282/a.) 1502 vermacht Margarethe, die Witwe des Wolfgang Ebner, der Tochter ihres Sohnes, namens Rosina, „den garten dreschwerdt." (Prot. Test. I, 300/a.) 1505 vermacht Johann Ebner seinem Sohne Wolfgang „ainen garten In der dryschwerd," und seiner Tochter Katharina „zwaj virtl In dem Mittern tail In dem dryschwerd." (Prot. Test. I, 308/a.) 1516 vermacht Martin Rosendorffer seinen beiden Kindern „ain garthen ligend Im dresschwerdt." (Prot. Test. I, 367/a.) 1521 vermacht die Gattin des Martin Zapffl ihren beiden Töchtern „die gartten Im dreschwert" (Prot. Test. I, 395.) In demselben Jahre vermacht Georg Hainfelder seiner Gattin „ainen gartten gelegen Im dreswertt, gelegen neben Jakob Manhartten vnd rosendorffer vnd 1 viertel garten auch daselbst neben Andre schondler vnd Jacob Manhartten." (Prot. Test. I, 397.) Ebenfalls in demselben Jahre vermacht Wolfgang Ebner „ainen gartten gelegen Im dreschwerdt" dem Jakob Manhart, und einen Garten seinen beiden Brüdern, (Prot. Test. I, 400/a.) seinem Sohne aber „den garten Im dreschwert, 1 fiertl neben dem schendler." (Prot. Test. I, 401.) 1527 vermacht Johann Klaubensinn seiner Tochter Barbara „ein garthn Inn dreschwert genannt." (Prot. Test. I, 416.)

[1] Im Jahre 1516 vermacht Martin Rosendorffer seiner Gattin Kunigunde „ain garten ligendt Im kalteckh." (Prot. Test. I, 368.)

[2] Im Jahre 1493 schreibt Frau Cirunsin in ihrem Testamente: Item ein pawnngartenn, der ligt in der herrenn aw. (Prot. Test. I, 235/a.)

[3] Im Jahre 1519 vermacht Wolfgang

Schottenau,[1] sowie die Kuhau[2] waren sämmtlich von Gärten eingenommene Auen. Die gleichfalls häufig erwähnte Burgerau[3] hat man als in der heutigen Alten Au gelegen anzunehmen, welche ebenfalls von Wasserläufen umgeben und durchschnitten war.[4]

Aus dem Angeführten ist zu entnehmen, daß die Donau an diesem Orte vor Zeiten ungestraft ihr freies Spiel treiben konnte, und demzufolge ist auch eine genaue Bestimmung der südlichen Grenzlinie der Stadt Preßburg im Mittelalter insolange unmöglich, als es nicht gelingen wird, den Lauf der Donau zu jener Zeit an der Hand zuverlässiger hydrographischer Daten mit Sicherheit feststellen zu können.

Lichtschier seinem Sohne Martin „ain Gartten ligund in der Buger Aw." (Prot. Test. I, 385/a.)

[1] Im Jahre 1509 vermacht die Witwe des Wolfgang Neusidler ihrer Tochter Anna „ainen garten In der schottenaw gelegen oder am kalten Ekg neben dem Genglin." (Prot. Test. I, 324.)

[2] Wird in den Stadtrechnungen des Jahres 1442 zum erstenmal unter der Benennung kweart (Kuhort) erwähnt: Im kweart In der Aw 5 aribater, di Stoss selber gehakt habn, di man In den Statgraben gesatzt hat

[3] Im Jahre 1504 vermacht Jakob Scheller seiner Gattin „ain virtel garten In der Burgeraw neben Mert Zapffl," ebenderselben „ain virtl garten In der Burgeraw Zwischen mert Zapflin vnd Klaubensinn," endlich „Zway virtel garten In der Burgeraw neben Hawer." (Prot. Test. I, 298/a.) 1510 ordnet Rosina, die Gattin des Wolfgang Karmitz, den Verkauf von „vier gärten gelegen In der purgeraw" an. (Prot. Test. I, 327/a.) 1518 vermacht Anna Katzelberger ihrem Neffen „Zween Obstgartten in der Burgeraw." (Prot. Test. I, 382.)

[4] Daß die auf derselben befindlichen Gärten auf einer Insel gelegen waren, geht deutlich aus nachstehender Angabe hervor, laut welcher Anna Misthulber ihrem Gatten Sebastian im Jahre 1504 „alle dy gärten die zwischen den Wassern ligen" vermacht hatte. (Prot. Test. I, 297.)



II.

Die innere Eintheilung der Stadt. Die zu derselben führenden Verkehrsstraßen. Die Gassen und Häuser der Altstadt.

Über die innere Eintheilung der Stadt in der ältesten Zeit, sowie über die Gassen und Plätze derselben läßt sich bei dem Mangel an diesbezüglichen Daten nichts mit Bestimmtheit feststellen, da aus der Zeit der Könige aus dem Stamme Árpáds sich nichts erhalten hat, was uns auf unsere Frage darnach in zuverlässiger Weise Antwort ertheilen könnte. Nur soviel ist sicher, daß die Stadt am Ende dieses Zeitraumes schon als befestigter Ort, als Burgum, bestand und daß die Entstehung ihrer Befestigungen weit in die Vergangenheit zurückreicht, da aller Wahrscheinlichkeit nach Preßburg schon im XI. Jahrhundert eine geschlossene Stadt bildete, mithin zu derselben Zeit, wie die Städte im Nachbarlande Österreich und in Deutschland, welche im X. und XI. Jahrhundert aus offenen Städten zu befestigten Städten geworden waren.

Daß Preßburg noch zur Zeit der Könige aus Árpáds Stamme die gegenwärtige innere oder Altstadt in ihrer ganzen Ausdehnung thatsächlich umfaßt habe, dafür zeugen in glaubwürdigster Weise die hervorragendsten Kirchen der innern Stadt: der Dom, ferner die Klosterkirchen der Klarissernonnen und der Franziskaner, und zwar ersterer für

die westliche, die zweite für die nördliche und die dritte für die östliche Gegend derselben. Nachdem nun dieselben — abgesehen von den in späterer Zeit vorgenommenen baulichen Veränderungen — schon zur Zeit der Könige aus dem Stamme Árpáds vorhanden waren, ist es klar, daß das einstige Stadtgebiet dieselbe Ausdehnung gehabt habe, wie die gegenwärtige Altstadt. Auch daran läßt sich nicht zweifeln, daß das Gebiet der Altstadt schon zur Zeit der Könige aus dem Hause Árpáds dieselbe Gestaltung aufgewiesen hatte, wie im späteren Mittelalter, im XIV. und XV. Jahrhundert und wie die Altstadt es auch heute noch darstellt, in der Form eines Fünfeckes, welches sich sehr leicht zu einem Halbkreise ergänzen ließe, und welches man seiner ganz eigenthümlichen Gestalt zufolge am allerersten mit der alten Stadt Köln vergleichen könnte.

Ebenso unzweifelhaft ist es aber auch, daß die zur Stadt führenden Verkehrsstraßen die Wälle und Mauern der Stadt schon vor Zeiten an eben derselben Stelle durchschnitten hatten, wo wir sie im späteren Mittelalter und auch in der Neuzeit finden, da wir mit voller Bestimmtheit das Vorhandensein eines in der Richtung des Schloßberges befindlichen Ausganges anzunehmen haben, welcher nicht nur die Communication mit dem Schlosse, mit der Wödritz sowie mit der Donauurfahr ermöglichte, sondern auch durch die Stadt selbst hindurchführte, so daß wir schon in der Zeit des XI—XIII. Jahrhunderts das Vorhandensein eines Stadtthores an der Stelle des späteren Lorenzerthores annehmen müssen. Die Annahme dieser beiden Thore aber ist nothwendigerweise von der Voraussetzung bedingt, daß die gegenwärtige Lorenzerthorgasse sammt der die Fortsetzung derselben bildenden Langengasse, welche beide zusammen im Mittelalter und auch noch in neuerer Zeit in treffender Weise den Namen: lange Gasse geführt hatten, zu jener Zeit bereits bestanden habe.

Ziehen wir ferner auch das in Betracht, daß der Weg aus dem Waagthal von Norden her südwärts gegen die Donau zu führte, so müssen wir sofort zu der Überzeugung kommen, daß es schon vor Zeiten eine Straße gegeben haben müsse, welche die innere Stadt in der Richtung von Norden nach Süden durchschnitten habe oder vielmehr,

daß dort, wo sich gegenwärtig das Michaelerthor befindet, eine Straße in die Stadt hereingeführt habe, welche in ihrer Fortsetzung an zwei Orten in die Langegasse einmündete. An der der Donau zugewendeten Seite der Stadt, wo sich später das Fischerthor erhob, bestand zur Zeit der Könige aus Árpáds Stamme, ebensowenig als im ganzen Mittelalter, kein Hauptthor, sondern blos eine kleinere Öffnung für Fußgänger, welche in bezeichnender Weise den Namen „das Pförtchen" führte. Dies erklärt sich daraus, daß die Donauurfahr zu jener Zeit nicht in der Richtung des Fischerthors, sondern in der des Wödritzer-thors gelegen war. Der große vor dem Fischerthor sich ausbreitende Raum, welcher vom Theater sich bis zum ehemals städtischen Bräuhause hinzieht, bot, wie wir bereits bemerkt haben, in der Zeit des XI—XIII. Jahrhunderts ein ganz anderes Bild als gegenwärtig. Heute der belebteste Platz der Stadt, auf welchem sich die Promenade, das Theater, große und vornehme Hotels und der Kiosk erheben, die Landungsplätze für den Propeller und die Schiffe der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft sammt den Magazinen der Letzteren sich befinden, eröffnete sich dem Auge vor Zeiten der Ausblick auf den übelriechenden Stadtgraben, auf ein von Verzweigungen der Donau vielfach zerrissenes Terrain, auf Inseln, Sandbänke, Obst- und Gemüsegärten und wildes Buschwerk. Das Niveau des Terrains von der Stadt aus gegen die Donau zu war noch vor dem Ausbau des südlich von der Promenade der Andreas- und Donaugasse gelegenen Theiles der Franz-Josephstadt rapid gesunken. Heutzutage erscheint es uns fast unbegreiflich, wie es möglich war, daß der eine Arm der Donau, welcher auch den südlichen Stadtgraben mit Wasser füllte, sich aus dem Hauptstrome abzweigen konnte; so hoch ist gegenwärtig das Niveau der Franz-Josephstadt. Die ursprüngliche tiefere Lage des Bodens kann man gegenwärtig nur noch unterhalb der Justiländе in der Richtung gegen die Mühlau wahrnehmen. Auch das alte, unschöne Salzamt, dessen Stelle gegenwärtig das schöne Lanfranconi'sche Zinshaus einnimmt, lieferte, so lange es bestand, den sprechenden Beweis für das ehemals tiefer gelegene Niveau. Den deutlichsten und überzeugendsten Beweis dafür liefert jedoch die Donau selbst, welche infolge eines auf unserer Hemi-

sphäre geltenden Naturgesetzes ebenso das Bestreben nach rechts hin auszuweichen zeigt, wie die abgeschossene Kanonenkugel das gesteckte Ziel nach rechtshin verfehlt, oder das aus den Schienen herausspringende Locomotiv nach rechtshin entgleist, falls nicht irgend ein besonderer Umstand diese Declination sich bewegender Körper nach rechtshin unmöglich machen sollte. Trotz dieser zwingenden Einwirkung des Naturgesetzes gieng die Strömung der Donau bei Preßburg seit Jahrhunderten nicht nach rechts, sondern ganz entschieden nach linkshin, da wie wir bereits gesehen, das Hauptbett des Stromes sich voreinst dort befand, wo heute der Pötschenarm dahinfließt, so daß, wie wir es in alten Reisebeschreibungen lesen, die von Wien nach Ofen zu Schiffe Reisenden auf ihrem Wege Kittsee, Karlburg, Ungarisch-Altenburg und Raab berührten,[1] indem der Wieselburger Arm zu jener Zeit das Hauptbett des Stromes bildete. Woher nun diese Erscheinung? Dieselbe findet ihre Erklärung darin, daß die linke Seite des Strombettes der Donau ursprünglich tiefer gelegen war, als die rechte. Diese Gestaltung des Bodens sicherte von Anbegin an der Stadt Preßburg immer fester den Besitz der Donau, und es hätte keiner Flußcorrectionen bedurft, um diese für die Communication, den Verkehr und den Handel dieser Stadt so hochwichtige Wasserstraße an diesen Ort zu fesseln. Und trotzdem sieht sich die Stadt neuerdings und viel mehr noch in der Zukunft von der Gefahr bedroht, daß die schiffbare Straße ihre Richtung allmählich immer mehr nach rechtshin nehmen werde, so daß das Hauptbett des Stromes abermals in den Wieselburger Arm hinein gelenkt würde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Niveau des Strombettes bei Preßburg seit Jahrhunderten eine fortwährende Erhebung zeigt. Die infolge der Herstellung des Donauquais, der Ausfüllung des Stadtgrabens und der behufs Aufführung neuer großer

[1] Ladislaus Suntheim, Hofhistoriograph des deutschen Kaisers Maximilian I., erwähnt in der Beschreibung seiner um das Jahr 1498–1505 unternommenen Donaureise die genannten Ortschaften als solche, welche er passiert hatte. (Die Originalhandschrift befindet sich im königl. Archiv zu Stuttgart. Cod. hist. fol. Nr. 250. Mitgetheilt im Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Wien 1861. Seite 291–97. Der auf Ungarn bezügliche Abschnitt in den Raaber histor. und archäolog. Heften (ung.) Raab 1863. II. 120–123.)

Wohngebäude nothwendig gewordene fortwährende Anschüttung des Bodens, sowie die Anhäufung des vom Gebirge herabgespülten und nunmehr durch den Donauquai zurückgehaltenen Geschiebes verursachten eine Erhöhung des Niveaus des Strombettes der Donau von 2 Metern über dem Nullpunkt bis auf 8 Meter. Diese Erhöhung des Strombettes auf der linken Seite der Donau leistet demnach dem auf der Achsendrehung der Erde beruhenden Naturgesetze bereits bedeutenden Vorschub, und mithin war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Donau mit der Zeit ihren Lauf ziemlich weit vom städtischen Gebiet entfernt nehmen könnte, was für die materiellen Interessen der Stadt eine unberechenbare Einbuße zur Folge gehabt haben würde. Die der Stadt gegenüber in Angriff genommenen Uferregulierungsarbeiten waren demzufolge ein dringendes Gebot der Nothwendigkeit nicht nur mit Rücksicht auf den Schiffsverkehr, sondern auch auf die Sicherung des Strombettes der Donau, und die bedeutenden Summen, welche die Aushebung und Fortschaffung gewaltiger Erdmassen durch slavische und wendische Erdarbeiter erfordert, sollte allen denen, welche darin nur eine Vergeudung von Millionen beklagen zu müssen glauben, demnach vielmehr Veranlassung zum Danke gegen die Regierung und deren wackere Ingenieure bieten.

Hinsichtlich der Verkehrsstraßen ist der Umstand sehr merkwürdig, daß die Altstadt von Preßburg von zwei Hauptverkehrsstraßen nur in zwei Theile getheilt war, während die Städte der westlichen Länder in der Regel von vier Hauptverkehrsstraßen durchschnitten wurden und somit in vier Theile zerfielen. Denn die Langegasse, welche, wie wir bereits bemerkt haben, erst in jüngster Zeit zur Langengasse und Lorenzerthorgasse geworden, durchschnitt zwar die Stadt, theilte sie jedoch nicht, da sie parallel mit der südlichen Stadtmauer hinlief und jene Häuser, welche die südliche Seite der Straße bildeten, mit ihren Höfen schon an die Stadtmauer anstießen. Der Ausgang aus den Straßen der inneren Stadt war ursprünglich nur durch das Wödritzerthor, durch das Michaeler- und durch das Lorenzerthor ermöglicht. Die anderen Gassen der inneren Stadt, wie die Klarissergasse, die Ursuliner-, die Fischerthor- und die frühere Neuegasse (eigentlich der

südliche Theil der Venturgasse in ihrer Ausmündung auf die Promenade) sind nachweisbar erst später entstanden.

Unter den Letzteren ist der Ausgang aus der Klarissergasse, obwohl dessen Entstehung erst in die Zeit nach dem XV. Jahrhundert fällt, wie es scheint, einer der ältesten. Diese Gasse reicht gegenwärtig in ihrer Ausmündung gegen Norden bis an die schöne, leider nicht immer sehr reinlich gehaltene Doppelstiege, welche zur Kapuzinerstraße, eine der besonders zur Abendzeit belebtesten Verkehrsstraßen der Stadt hinaufführt. Dieser Aufgang war im Mittelalter unzweifelhaft noch nicht vorhanden, da an dieser Seite die Stadtmauer hinlief. Derselbe ist aber auch urkundlich nicht nachzuweisen, da man unter der „Stiege," nächst welcher der dem Stadrichter Paul Spitzer und dessen Erben vom Rathe im Jahre 1387 zum Geschenke gemachte Hausgrund gelegen war, nicht die gegenwärtige Stiege zu verstehen hat.[1]

Der Ausgang aus der früheren neuen Gasse in der Fortsetzung der Venturgasse bis zu ihrer Ausmündung auf die Promenade ist offenbar viel späteren Datums. Derselbe ist selbst noch in den Situationsplänen aus dem vorigen Jahrhundert nicht vorfindlich,[2] was unzweifelhaft darauf schließen läßt, daß man unter dem im XV. Jahrhundert ewähnten Newgassl nicht die noch vor Kurzem bestandene Neue Gasse zu verstehen habe. Der Ausgang aus der Ursulinergasse auf den Marktplatz hinaus wurde gleichfalls erst nach dem hier in Rede stehenden Zeitraum eröffnet.

Die Entstehung der meisten Gassen der inneren Stadt gehört übrigens der ältesten Zeit an. So die der Langengasse. Dieselbe wird urkundlich zwar erst am Anfang des XV. Jahrhunderts erwähnt,[3] da sie jedoch zwei Hauptausgänge, den einen durch das Lorenzerthor, den andern durch das Wödritzerthor, mit einander verband, hat man

---

[1] ain Hofstat, die manchew iar öd ist gelegen, und der Stat vervallen ist, und dieselb Hofstat hat in der Stat czue pres purch gegen lebens des schuester Haws ober, zenest dem Hawse **auf der Stieg**, daz do gehert czue der phrunde, du vezunde herr Nyclas der Chorhere ynn hat und anderthalben zenest Andreasch der Unger chinder Hofstat aws der Schutt. (Dipl. Pos. I, 701.)

[2] Selbst in dem schönen und genauen Marquart'schen Situationsplane aus dem Jahre 1765 nicht

[3] Urkunde im Preßburger Capitelarch.

unzweifelhaft ihren Bestand schon in früherer Zeit anzunehmen. Daß dieselbe vor Zeiten auch die gegenwärtige Lorenzerthorgasse in sich befaßt habe, beweist ganz unzweifelbar eine Urkunde des Jahres 1470, in welcher es ausdrücklich heißt, daß „das Preternhaus," welches nächst dem in der gegenwärtigen Lorenzerthorgasse bestandenen Zehenthofe gelegen war, an dessen Stelle sich das Primatial-Zinshaus erhebt, „in der langen Gasse" liege.[1]

Dieses Preternhaus übergab das Preßburger Capitel im Jahre 1384 von Seiten der Stadt dem Piliser Abte als Pfand sammt zwei andern Häusern, von denen das eine neben dem Rathhause in der Nähe des Platzes, das andere aber außerhalb der Stadtmauer in Donau-Neusiedel gelegen war. Vom Preternhaus heißt es in der Urkunde ausdrücklich, daß es innerhalb der Stadtmauer liege.[2] Die Lage desselben läßt sich mit Hilfe zweier Urkunden ganz gut bestimmen. Laut einer Urkunde des Rathes der Stadt vom 1. November 1378 schuldete Nicolaus, der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob, dem Abte von Pilis 65 Pfund Denare und überließ sammt seinen Erben das Freihaus, genannt Preternhaus, dem Abte für diese Schuld als Pfand, welches Haus in der Stadt, nahe am Thore, einerseits zwischen dem Hause Jakobs, anderseits neben dem Zehenthof gelegen war.[3] Dieser Zehenthof war der Zehenthof des Erzbischofs von Gran und wird unter diesem Namen vom Jahre 1457 an in den Stadtrechnungen[4]

[1] „in longa platea sita." (Preßburger Stadtarchiv. Capsa 33. Nr. 33. Békefi: Die Piliser Abtei (ung.) I, 429.) Laut der Stadtrechnungen des Jahres 1514 stand auch das Haus des jungen Forster „Hyntchen In der langen gassen bey den Juden, (Preßburger Zeitung 1877, Nr 6.) d. h. dort, wo die heutige Hummelgasse (die alte Judengasse) in die Lorenzerthorgasse einmundet.

[2] Am 12. October 1384 ubergab das Preßburger Capitel von Seiten der Stadt als Pfand quasdam tres domos, unam prope forum, penes domum consilii, secundam Peternhaus (bei Fejér Praetemhaus) inter muros, et tertiam extra muros dicte civitatis in Duna Neysidl habitas et existentes 2c. (Fejér: Cod. Dipl. X. I, 178. und X. IV, 347. Bei Békefi: Die Piliser Abtei (ung.) II, 275.)

[3] unam liberam domum Preternhauz vocatam, in dicta civitate Posoniensi, circa portam iuxta domum Jacobi, filii Rosthen (bei Fejér: Roschen), ab una, ex aliaque parte penes curiam decimalem habitam. (Békefi: a. a. O. II, 275. Fejér: Cod. Dipl. X. IV, 345—346.)

[4] Im Jahre 1457 Zehenthof und weiter unten zehnthoff. (Stadtrechnungen. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 107.)

sowie in andern Urkunden[1] häufig angeführt. Derselbe stand in der Lorenzerthorgasse an der Stelle des Primatial-Zinshauses und wurde erst vor ungefähr 30 Jahren niedergerissen, als man an dieser Stelle das dreistöckige Zinshaus erbaute, dessen Hof an den Hof des auf dem Batthyánnyplatze sich erhebenden Primatialpalastes anstößt. Dieser Zehenthof mußte in vieler Hinsicht sehr große Sicherheit geboten haben, da laut der Stadtrechnungen im Jahre 1482 während des österreichischen Feldzuges das Gepäck und sonstige Kleinodien des Königs Matthias daselbst verwahrt wurden, die man dann später auf Wagen nach Hainburg führte.[2] Ebendaselbst war auch unter anderem das Zelt des Königs Matthias untergebracht, und von dort führte man auf Wagen die besten Kleider des Königs nach Ofen.[3] Dieser Hof mußte anderseits aber auch genügende Räumlichkeiten für größere gesellige Zusammenkünfte geboten haben, da der Preßburger Obergespan v. Rozgony im Jahre 1484 dort seine Hochzeit hielt. Hier waren die Tanzlauben und Herde errichtet.[4] Daß der Hof auch für den Aufenthalt fürstlicher Personen hinreichende Bequemlichkeit bot, ergibt sich daraus, daß im Jahre 1499 König Uladislaus II. hier wohnte, für den man an den Wohnräumen einige Adaptierungsarbeiten vorgenommen hatte.[5]

Da das obgenannte Preternhaus sich neben dem Zehenthof befand, kann man unter dem Thore, in dessen Nähe es stand, nur das Lorenzerthor verstehen, welches dem alten erzbischöflichen Zehenthofe zunächst

[1] Im Jahre 1459 wird in einer Bulle des Papstes Pius II. domus decimalis opidi Posoniensis erwähnt, wo man den erzbischöflichen Zehent aufhäufte. (Dipl. Pos. III, 269.) 1504 bekennt Johann Zedl, „hern mertn der da ist in dem Zehenthof bin ich schuldig IX fl. (Prot. Test. I, 298.)

[2] Sambstag nach XI M. virginum.

[3] dem kunig sein pestes gewant aus dem Zehentthof, gen Ofen gefurt hat auf ainen Rollwagen. (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.)

[4] Vier Fuhrleute führten von „prug" dahin Wein, zwei Zimmergesellen errichteten die Tanzlaube, (die Tanzhütte), gruben die Löcher zu den Säulen der Tanzhütte und errichteten „dy Hert In den kuchen" Im Ganzen waren 3 Herde dort errichtet und eine Küche. (Stadtrechnungen. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.)

[5] An einer Stelle in den Stadtrechnungen heißt es „Zu der kun. Maj. fenstern — Im Zehenthoff hab ich kauft 29 elln gyoltsch." An einer andern Stelle: Mer in dem Zehenthoff 8 Rem, krewz fenster, dyn überzogen beschlagen, und leym trencht, und das newndt fenster des kunigs awf den Tor. (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.)

gelegen war, so daß man für die Lage des Preternhauses jene Stelle der alten langen Gasse oder der heutigen Lorenzerthorgasse anzunehmen hat, wo die Ursulinergasse dem königlichen Steueramte gegenüber in dieselbe einmündet. Ob dasselbe ein bloßes Wein- oder Preßhaus, oder wie es der Name anzudeuten scheint, etwa nur ein aus Brettern aufgeführtes Gebäude gewesen, vermögen wir nicht zu bestimmen; das unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß es laut einer urkundlichen Angabe aus dem Jahre 1470 ein bewohntes Haus war.[1] Dasselbe wird auch noch in einer Urkunde des Jahres 1517 erwähnt, in welcher der Piliser Abt und königliche Kaplan, Johann, den Preßburger Stadtrichter Kaspar ersucht, die Schuldner der Abtei zur Zahlung anzutreiben.[2]

Am östlichen Ende der alten Langengasse oder am östlichen Ausgange der gegenwärtigen Lorenzerthorgasse, stand neben dem bereits abgetragenen Lorenzenthore das Haus der Tochter des Stadtrichters Jakob, Anna, die zuerst an Johann Berzete von Monostor, später an Johann Gwaitl vermählt war, welches sich im Jahre 1403—1404 im pfandrechtlichen Besitze des Abtes von Pilis befand.[3] In derselben Gegend haben wir auch die Scheune anzunehmen, welche Anna Trelitsch im Jahre 1441 der Kirche zu St. Lorenz als Pfründe vermacht

[1] quam quidam circumspectus vir Gaspar Horundl dictus similiter civis civitatis prefate inhabitaret. (Békefi: Die Piliser Abtei (ung.) I, 429.)

[2] Es gibt Leute: qui obligantur ecclesie nostre de censu vinearum preteriti anni. Später wird in derselben domus nostra nomine Preterhaws erwähnt. (Dipl. Pos. III, 718.)

[3] Am 9. August des Jahres 1403 erschien vor dem Gerichtsstuhle des königl. Tavernicus Nicolaus Treutl magister Nicolaus dictus Werzethe de Monostor, in persona nobilis domine, Anna vocate, consortis sue, mit der Klage: quod domus ipsius consortis sue, in dicta civitate Posoniensi site et habite, eandem iure et hereditario concernentes erga manus . . . abbatis (nämlich Piliesiensis, Johannis occupative haberentur, und verlangt nun zu wissen, auf welchen Grund hin die Beschlagnahme erfolgt sei. Der Abt erklärt die Beschlagnahme dieser Häuser als rechtlich begründet, nam eedem domus dudum dicto suo monasterio, et per consequens abbatibus ipsius, suis scilicet predecessoribus, in certis pecuniarum quantitatibus essent et existerent pro pignore obligate. Und da er dasselbe später auch glaubwürdig documentiert, lautet das vom Tavernicus am 9. Juni 1404 gefällte Urtheil dahin, die Piliser Abtei habe die in ihrem pfandrechtlichen Besitze befindlichen Häuser erst dann herauszugeben, wenn Anna das schuldige Darlehen abgezahlt haben werde. (Fejer: Cod. Dipl. X. IV. 343. Békefi: Die Piliser Abtei (ung.) II. 272—74. Außerdem: Dipl. Pos. I, 2.)

hatte.[1] In dem gegen das Wödritzerthor sich hinziehenden Theile der Langengasse aber folgte in dichter Reihe eine Anzahl von Häusern, deren Besitzer uns auch dem Namen nach bekannt sind. Gleich in der Gegend des Wödritzerthores finden wir die Häuser des Andreas Irher,[2] des Christian Schmid,[3] des Georg Scholl[4] und der Barbara Kürsner.[5] Hier befand sich ferner die große Badstube, welche Nicolaus Lachhuetl der Gottsleichnams-Zeche vermachte.[6] Unterhalb dieser Häuser in der Nähe der früheren Neuengasse oder der Venturgasse stand das im Jahre 1417 erwähnte Thurzó'sche Haus und diesem zunächst das Haus des Preßburger Bürgers Friedrich Habersdorffer.[7] Da nun laut ausdrücklicher Angabe der Stadtrechnungen das Habersdorffer'sche Haus unmittelbar an das Thurzó'sche Haus angrenzte, von der Neuengasse aus aber das zweite in der Reihe war, so ist es klar, daß das Thurzó'sche Haus das an der Ecke der gegenwärtigen Ventur- und Langengasse befindliche ehemals Erdödy'sche, jetzt Wiener'sche Haus sei, welches in späteren Zeiten auch von den Rákóczy bewohnt wurde. Noch weiter unterhalb folgte das Kyrmer'sche Haus, welches zwischen der Kapelle corporis Christi und dem Reis'schen Hause lag.[8] Für die

---

[1] Item So schaff ich mein Stedell gelegen bey sannd laurenczen tör zu ainem phrundt haus der phrundt gotz leichnambs mesz in sannd Laurenczen chirichen. (Prot. Test. I, 36/a.)

[2] Im Jahre 1444 vermacht Andreas Irher seinem Bruder Ulrich Riemer „mein haws gelegen In der Stat prespurg pey vedriczer tor frey vnd ledig" (Prot. Test. I, 50/a.)

[3] Im Testamente des Schneiders Nicolaus aus dem Jahre 1446 wird dessen „vetter Cristen Smid bey dem wedriczer tor gesessen" erwähnt. (Prot. Test. I, 56.)

[4] Im Jahre 1463 vermacht Georg Scholl seiner Tochter Barbara „mein haws gelegen bey Wedriczer tor zunagst dem pestler." (Prot. Test. I, 113.)

[5] Im Jahre 1501 wird im Testamente des Stephan Rieder „Barbara, des kursner dochter bey Wedriczer thor" erwähnt. (Prot. Test. I, 276.)

[6] Laut der Stadtrechnungen des Jahres 1448. (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 109.)

[7] Im Jahre 1417 verpfändet der Preßburger Bürger Friedrich Habersdorffer „sein haws zenechst des Turssen Haws und anderthalben zenechst des Newen Gassels." (Stadtrechnungen. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 8.) Übrigens wird das Haus dieser Familie als „Ulreichs des halberstorfer haws" schon im Jahre 1390 erwähnt. (Dipl. Pos. I, 715.)

[8] Im Jahre 1420 nimmt Oswald Kyrmer ein Darlehen von 200 fl. auf sein Haus „gelegen in der Stat, zunechst der Hayligen laichnams Capell und hansen von Rais" auf (Stadtprotokoll Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.) 1421 verpfändet Oswald Kyrmer, Bür-

unmittelbar an die Kapelle angrenzende Lage desselben spricht der Umstand, daß der Besitzer dieses Hauses dem Kaplan der Kapelle gestattete, ein Fenster gegen seinen Hof ausbrechen zu dürfen.[1] An der andern Seite dieser Kapelle folgten die Häuser des Sattlers Erasin und des Wilhelm Scherer.[2] Noch weiter unterhalb stand das Haus des Johann Knepoden, welcher dasselbe an Heinrich den Hilden aus Köln für eine Schuld von 500 fl. verpfändete. Unmittelbar daran stieß das Haus des Niclas Pachrad; an dieses reihte sich das Haus des Johann Gleibner und weiterhin das große Badhaus.[3] Ebenfalls in der Langengasse standen ferner die Häuser der Familien: Leinbater,[4] Niethaymer, Riemer und Zirfos,[5] Walich,[6] Piestinger,[7] Misthulber,[8]

---

ger der Stadt, sein Haus in der langen Gasse für 100 fl dem Wiener Bürger Scherenheimer. Städt. Gerichtsprotokoll. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.)

[1] Dipl. Pos. II, 161—162.

[2] Im Jahre 1446 vermacht Erasin Satler seiner Gattin „sein haws, gelegen ist des nachst des Wilhelms Scherer zu der andern Seitten zu nachst Gotzleich nambs kappeln frey vnd ledig.“ (Prot. Test. I, 55 a.

[3] Im Jahre 1423 „gelegen In der Stat, In der langen Gassen zunegst des N. Pachrads, anderthalben zunegst der grossen Padstubn“ (Stadtrechnungen. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 109.) 1439 vermacht Niclas Pachrad seiner Gattin Margarethe sein Haus „gelegen in der Stat prespurg, das do gelegen ist neben Johannes Gleibner haws.“ (Prot. Test. I, 36.)

[4] Im Jahre 1450 vermacht Agnes Leinbater ihrem Gatten Martin „mein tail dez Haws gelegen In der Stat prespurg zenachst dem Niclas Stern oder list Ganncz frey vnd ledig.“ (Prot. Test. I, 66.)

[5] Im Jahre 1456 vermacht Johann Niethaymer seiner Gattin Helene „mein haws gelegen in der Stat prespurg in der langen gassen ainhalb zunagst des Jacob Riemer haws anderhalb zunagst des Zirfos päller haws“ (Prot. Test. I, 106/a.)

[6] Im Jahre 1469 vermacht der Bürgermeister Stephan Walich seiner Tochter Agnes „sein haws In der lanngen gassen zunachst Augustin Misthulber vnd lanngen Pauln, beder hewser gelegen ganntz ledig vnd frey.“ (Prot. Test. I, 147.) Das unter der Benennung Walichhof vorkommende Gebäude ist offenbar ein und dasselbe mit dem obigen.

[7] Im Jahre 1494 heißt es im Testamente der Gattin des Michael Piestinger, Barbara „meinen Virdentail des haws zwischen deß Steffan Rieder vnd Wolfgang Knoll Hewsern gelegen Schaff ich meinem Sun hans Muschinger . . Item meinen tail deß haus in der langen gassen dor Inn ich wonung hab“ vermacht dieselbe ihrem Gatten Michael Piestinger. (Prot. Test. I, 257.)

[8] Im Jahre 1494 vermacht August Misthulber seiner Gattin und seinen Kindern den „halbentail meines hauß in der langen gassen gelegen, dor Inn ich Ytzundt wonnung hab.“ (Prot. Test. I, 258.) „Den andern halb tail des obgenantten meins hauß in der langen gassen“ aber vermacht er den 5 Kindern von seiner ersten Gattin. (Ebenda 258/a.)

Unpeck,[1] Kreutz,[2] Strodendorfer[3] und Froschauer.[4] Ebenda stand auch das im Jahre 1511 erwähnte Haus des Wiener Kürschners Michael Pettenawer neben dem Hause des Schmiedes Michael.[5] Als zwei besonders merkwürdige Gebäude in dieser Gasse sind außer den angeführten noch die Kapelle corporis Christi und der Mönchshof zu bemerken.

Die Kapelle corporis Christi befindet sich auch heute noch an ihrer alten Stelle, wenn auch nicht mehr in ihrer alten, ursprünglichen Gestalt. Dieselbe hatte während der kriegerischen Zeiten so viele Beschädigungen erlitten, daß Johann Telegdy, Erzbischof von Kalocsa, sie im Jahre 1627 vom Grund aus wieder aufbaute. Noch aus Karten aus dem vorigen Jahrhundert ist zu ersehen, daß diese Kapelle an ihrer gegenwärtigen Stelle nicht auf die Langegasse, sondern auf den Hof hinausgieng, während die Thüre sowie die Fenster derselben sich gegenwärtig auf die Gasse hinaus öffnen. Die Wohnung des Beneficiaten war ebenfalls im Hofe befindlich, da derselbe sonst nicht genöthigt gewesen wäre, den Besitzer des Nachbarhauses um die Erlaubniß zum Ausbrechen eines Fensters gegen dessen Hof ersuchen zu müssen.[6] Das Jahr der Gründung dieser Kapelle ist nicht bekannt, dieselbe wird jedoch schon im

[1] Im Jahre 1501 vermacht Katharina Vnpeck „den halben tail meins hauss in der langen gassen gelegen dar Inn ich wonung hab" ihrem Sohn, die andere Hälfte aber ihrem Gatten. (Prot. Test. I, 279.)

[2] Im Jahre 1502 bestimmt Peter Krentz in seinem Testamente „Mein tail hauss dar Inn ich wonung hab" seiner Gattin Margarethe, und ebenfalls derselben „idem Mein tail desselben hauss in der langen gassen nebs gotsleich nams Capelles gelegen" (Prot. Test. I, 284/a.)

[3] Im Jahre 1509 vermacht Margarethe, die Gattin des Jakob Strodendorffer, ihrem Manne eines ihrer Häuser „hie gelegen Zu Presburg In der langen gassen" (Prot. Test. I, 323.)

[4] Im Jahre 1526 vermacht Margarethe, die Gattin des Wolfgang Froschawer, ihrem Gatten sowie ihren Kindern „das haus gelegen In der lanngen gassen," welches sie „vmb siben und Neunczigth hungrisch gulden" gekauft hatte. (Prot. Test. I, 415.)

[5] Im Jahre 1511 „Michel Pettenawer, kürssner von Wien, neben Michel schmid." (Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.)

[6] Im Jahre 1423 stellt Ludwig, Patriarch von Aquileja, welcher im Nachbarhause abgestiegen war, eine Urkunde über diese Concession aus, aus welcher zu ersehen, daß der presbiter Conradus rector Capelle Corporis domini nostri iesu Xti den Besitzer des Nachbarhauses Johann Kyermayer um die Erlaubniß ersucht habe, zur besseren Erhellung seines Zimmers ein Fenster gegen dessen Hof ausbrechen zu dürfen, was der genannte Burger für immerwährende Zeiten auch gestattete. (Dipl. Pos. II, 161—162.)

Jahre 1396 anläßlich der vorgenommenen Vertheilung einiger Grundstücke und sonstiger Ausstattungen derselben erwähnt. Aus dieser Urkunde ersieht man zugleich auch das, daß die Kapelle durch Bonaventura von Salto in seinem eigenen Hause gestiftet und mit den nothwendigen Einkünften ausgestattet worden war,[1] und demnach von der an der Domkirche befindlichen Kapelle der Gottsleichnams-Bruderschaft wohl zu unterscheiden ist.

Der Mönchshof stand in der Nähe der genannten Kapelle an derselben Seite der Gasse, dort, wo sich gegenwärtig das Reißzidler'sche Haus befindet. Derselbe führte seinen Namen nach den Paulinermönchen in Mariathal, denen Ladislaus von Rozgony die eine Hälfte des Hauses verpfändet hatte, bis später dessen Erbin Helene den genannten Mönchen auch die andere Hälfte desselben zum Geschenk machte. Der Name Weißmönchenhaus ist auf das weiße Habit der Paulinermönche zurückzuführen. Dieses Haus wird auch in den Stadtrechnungen des Jahres 1477 unter dem Namen Münichhof erwähnt, in welchem man, wie aus dieser Aufzeichnung ersichtlich, die städtischen Kanonen verwahrte, die hier übereinander geschichtet und durch ein Dach gegen Regen geschützt waren.[2] Als man im Jahre 1482 die Räthe des Kaisers Friedrich behufs der Unterhandlungen mit König Matthias in Preßburg erwartete, machte der Stadrath für dieselben im Mönchshof Quartier.[3] In der Nähe desselben standen die Häuser der Familie Aigner und des Barbiers Remig,[4] während das im Jahre 1516 erwähnte Haus „zum blauen Stern" sich an der Stelle des gegenwärtig Philipp Stern'schen Hauses

---

[1] qui condam capellam sub titulo et vocabulo corporis Xti de bonis a Deo sibi collatis, in domo sue habitacionis in posonio perpetuis temporibus fundauit et ad eandem Capellam aliqua sua bona mobilia et immobilia circa ipsam capellam permansura in perpetuam rei memoriam et anime sue et antecessorum suorum salutem testamentaliter ordinauit. (Fejér: Cod. Dipl. X. VIII, 420.)

[2] Stadtrechnungen. Preßb. Zeitung 1877, Nr. 6.

[3] Hetten meine Herrn Im Münnich Hoff Herberig bestellt.

[4] Im Jahre 1492 vermacht Barbara, die Witwe des Wolfgang Aigner ihrem Sohne Ulrich „das haws In der langen gassn gelegen, dar Inn ich wonnung hab." Prot. Test. I. 229 a. 1511 vermacht Jakob Aigner seiner Gattin Barbara „das Haws in der lanngen gassen neben dem Munighoff an ainer vnd Remigij Barbier an der anderen Senthen gelegen" Prot Test. I. 341 a.

befand. Dasselbe führte noch im vorigen Jahrhundert den Namen „zum Mandel an der Reihe“ nach der an demselben auch heute noch bemerkbaren Figur, welche man als Wahrzeichen der Überschwemmung dort angebracht hatte.[1]

Sehr alten Ursprungs ist auch die Michaelergasse. Dieselbe wird zwar gleichfalls erst am Anfange des XV. Jahrhunderts zuerst erwähnt, da sie jedoch die Verbindungsstraße zwischen zwei Hauptthoren der Stadt bildete, hat man ihren Ursprung unzweifelhaft in eine viel frühere Zeit anzusetzen. Übrigens scheint der Umstand, daß die gegenwärtige Michaelergasse und die Venturgasse in derselben Richtung ihrer Achse aufeinander treffen, mit Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß diese beiden Gassen, ebenso wie die Lorenzerthor- und die Langegasse, schon in der ältesten Zeit eine Gasse gebildet hatten. Obwohl nun die Michaelergasse mit der Venturgasse unstreitig den kürzesten Weg vom Michaelerthor bis zum Wödritzerthor bildet, ist es trotzdem gewiß, daß die Michaelergasse ihre Fortsetzung bis in das XIV. Jahrhundert nicht in der Venturgasse, sondern in der früheren Sattlergasse, der heutigen Deákgasse, hatte. Ihre ursprüngliche Entwickelung verlief demnach nicht in gerader, sondern in seitwärts ausbiegender Linie, da die Deákgasse vom Durchgange unter dem Schwibbogen oder von der Stelle, wo in der Richtung vom Michaelerthore her die Venturgasse ihren Anfang nimmt, sich in südöstlicher Richtung in einem stumpfen Winkel abzweigt und seitwärts am Hauptplatze vorbei verlaufend in die Fischerthorgasse einmündet. Daß die Venturgasse nicht im XIII. sondern thatsächlich erst im XIV. Jahrhundert entstanden sei, geht in unzweifelhafter Weise aus einer Urkunde des Stadtrathes vom Jahre 1390 hervor, in welcher der damalige Stadtrichter Paul Spitzer sammt dem Rathe bekundet, daß die an Christen und Juden stark verschuldete Stadt jene Gasse, welche sie häuserweise angekauft und zu einer städtischen Gasse gemacht hatte, für immerwährende Zeiten an die Familie Ventur verkauft habe.[2]

---

[1] Ratovszky: Preßburger Zeitung 1877, Nr. 6.

[2] „von geltschuld wegen, die die Stat zu Prespurch christen und Juden schuldig ist gewesen, unser ledige und vreye gassen, gelegen in der Stat zu

Diese Urkunde ist übrigens auch noch in anderer Hinsicht sehr merkwürdig, da sie uns einen Beitrag zur Orientierung in der Stadt bietet. Laut derselben stieß nämlich die neueröffnete, vom Platze seitwärts gelegene Venturgasse an das am Platze gelegene Haus des Bürgers Lorenz an. Würden wir uns nun die damalige Venturgasse in eben der Gestalt vorstellen, wie wir sie gegenwärtig kennen, so müßte diese Angabe der Urkunde ganz unbegreiflich erscheinen, da die gegenwärtige Venturgasse an keiner Stelle an den Hauptplatz angrenzt; diese Angabe wird uns jedoch begreiflich, wenn wir annehmen, daß die alte Venturgasse durch die Grünstüblgasse hindurch auf den Hauptplatz ausgemündet habe.

Diese neue Gasse, welche von der Stadt im Jahre 1390 als öffentliche Gasse eröffnet worden war, bestand lange Zeit hindurch unter dem Namen: Neugasse. Wie man aus den Stadtrechnungen des Jahres 1417 ersieht, gieng das an der Stelle des gegenwärtigen Wiener'schen Hauses gestandene Thurzó'sche Haus auf die Neugasse hinaus,[1] ebenso wie es auch heute noch seine Hauptfront der Venturgasse, seinen Flügel aber der Langengasse zukehrt. Nichts berechtigt zu der etwaigen Annahme, daß diese Neugasse sich schon im Mittelalter auf jene Gasse bezogen haben könnte, welche gegenwärtig in gerader Fortsetzung der Venturgasse die Langegasse durchschneidet und zur

Prespurch, die wir in hewser ge weys gechauft haben und zue einer ewigen gassen der Stat zu nucz und zu ern gemachet haben, die da gegen den markcht werts ainhalb leit und stost an Lawritzens haws am Marktcht und anderthalben zenest dem haws, daz ettwein der prauntner ynn gehabt hat, und dan an den andern tail gegen der gassen wert, da die venturen siczent, stost si ain halb an ulreichs des halberstorfer haws, und anderthalbn zenest Hanseins des newhauser haws, der Erbern herrn Jacoben und herrn Hansen den Venturn purgern von Prespurch, die auch vorgemeldet sind, underen Erben, umb mer Hundert phunt Phenninge, di gibich und gebich czu Prespurch sint" — wurde diese Gasse an die genannten Bürger der Stadt, Jakob und Johann Ventur unter der Bedingung verkauft, daß dieselben den Verkehr auf derselben ungestört aufrecht zuerhalten haben, der Grundzins und die Dienste sollen für immerwährende Zeit der Familie Ventur gehören, welche nach dem Hauszins keinerlei Abgabe zu leisten habe (chayn gab schuldig zugeben ewiglich), und diese Gasse sammt dem der Familie Ventur zukommenden Grundzins, Nutzen und Lasten frei zu verpfänden, zu verkaufen oder zu verschenken berechtigt sei. (Dipl. Pos. I, 715—717.)

[1] Siehe Anmerkung 7. auf Seite 32. dieses Bandes.

Promenade hinausführt, und welche bis in die jüngste Zeit thatsächlich als neue Gasse benannt war, ehe man derselben — unstatthaft genug — den Namen Venturgasse beigelegt hatte. Eine derartige Annahme ist schon aus dem Grunde undenkbar, weil diese enge Gasse erst in neuerer Zeit eröffnet worden war, da sie selbst noch in den Situationsplänen der Stadt aus dem Jahre 1766 nicht verzeichnet erscheint.[1]

Als Neugasse erscheint die gegenwärtige Venturgasse in den Stadtrechnungen des Jahres 1416 und in den Protokollen des Jahres 1417,[2] sogar noch in denen des Jahres 1444. In derselben standen die Häuser des Johann Haydenhaim, des Peter Jungetl und des Bartholomäus Schwarz.[3] Der Name gieng jedoch später verloren, und die Gasse wurde nach der in derselben wohnhaften reichen Familie der Ventur benannt. Unter diesem Namen wird die Gasse in einer Urkunde des Jahres 1472 angeführt als eine solche, in welcher das Haus des reichen Thomas gelegen war.[4]

Die Venturgasse sowie die Michaelergasse wurde im Laufe des XV. Jahrhunderts vollständig ausgebaut; beide waren schon zu jener Zeit, ebenso wie gegenwärtig, zwei Hauptgassen der Stadt. In der Venturgasse zählte man drei besonders bemerkenswerthe Gebäude: die königliche Curie, den Münzhof und die Academia Istropolitana.

Die königliche Curie befand sich an der Stelle des gegenwärtig Wittmann'schen Hauses, an der Ecke der Ventur- und der Pázmány-gasse. Dieselbe wird nicht nur in den Stadtrechnungen am Anfang des XVI. Jahrhunderts mehrfach erwähnt, wie z. B. im Jahre 1519[5] und

[1] Auch nicht in dem von Erich Andreas Fries im Jahre 1766 angefertigten Situationsplan unter dem Titel: Peripheria internae Civitatis Posoniensis.

[2] New gassl und Newen gassel (Preßburger Zeitung 1877, Nr 8.) Ratovßky wußte jedoch die topographische Lage dieser Gasse nicht zu bestimmen

[3] Im Jahre 1444 verfügt Johann Haydenhaim letztwillig uber „meine haws gelegen in dem Newngessel ainthalb zenachst der Erbern peter Jungetl haws anderthalb zenachst des fursichtigen Swarcz pertl haws.“ (Prot. Test. I, 55/a.)

[4] Im Jahre 1472 verfügt Margarethe, die Tochter des reichen Thomas, in ihrem Testamente „von erst das halb haws gelegen in der Venturgassen das man nennet des Reichen Thoman haws.“ (Prot. Test. I, 155.)

[5] Mer in des kunigs Haws ain zymerfastlen die zalt per 9 D. An einer anderen Stelle: Frewtag vor Pasce ain Aribater, der den Garten zu des königs Hawss gerawmbt 12 D.



1. Das Gebäude der Academia Istropolitana in Preßburg

1520,[1] sondern ist auch aus Aufzeichnungen aus früherer Zeit bekannt. Den Namen erhielt das Gebäude davon, daß es den in Preßburg weilenden Königen und Königinnen regelmäßig als Absteigquartier diente. So bewohnte Elisabeth, die Witwe des Königs Albrecht, dasselbe mit ihrem Sohne Ladislaus V. im Jahre 1441—42, ebenso Beatrix, die Gemahlin des Königs Matthias, während des österreichischen Feldzuges im Jahre 1477—78. Der italienische Diplomat Caesar Valentini rühmt im Jahre 1486 die Schönheit und Pracht dieses Palastes des Königs Matthias, mit seinen bis nahe an die Stadtmauer hinanreichenden wohlgepflegten Gärten.[2] Später wurde das Haus von Maria, der Gemahlin Ludwigs II. bewohnt, die den Hausgarten daselbst besonders liebte. Dieselbe erließ an den Rath der Stadt im Jahre 1523 den Auftrag, ihrem Schneider Nicolaus Frank in der Nähe ihrer Curie eine Wohnung einzuräumen.[3] Dieses Gebäude, welches noch in der von Merian angefertigten Zeichnung ersichtlich ist, wurde am Anfange des XVIII. Jahrhunderts niedergerissen und an dessen Stelle in den Jahren 1768—69 das gegenwärtige Haus aufgeführt.[4] Als einziger Überrest der alten Pracht und Herrlichkeit ist nur der hinter dem Hofe von hohen Mauern der Nachbarhäuser eingeschlossene, immer noch wohlgepflegte Garten verblieben, dessen schattige Bäume, wie vor Zeiten, so auch heute noch, den Besitzer zur Sommerszeit zum angenehmen Verweilen unter denselben einladen.

Der **Münzhof** war gleichfalls ein ansehnliches Gebäude, dessen die Stadtrechnungen schon im Jahre 1434 gedenken.[5] Der Name rührt

[1] Den zimmerlewten bezalt, dy Jn des königs Haws Tisch und penkh unter dy hütten Jm Garten gemacht habn 2 Pf. 6 Sch 4 D. Dem Hans Tischler zalt acht penk so er Jn des konigs Herberich gemacht 4 Sch. Jn des kunigs Herbarich zween schlecht Tisch, ain per 4 Sch. ... mer gemacht für königs Schlafkamer zwe newe thetten und ain new Rigl, das damit zu speren 1 Sch. 10 D Am Pfinztag verlandt zwai taglohn per 6 D. so ins königs Haws den garten zu kurzweil zugericht 1 Sch 18 D. (Stadtrechnungen. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 9.)

[2] Csanki: Der Hof Matthias I. (ung.) Mitgetheilt in den Századok (ung. hist. Zeitschrift) XVII, 781—782.

[3] quod (nämlich hospicium) penes curiam nostram sit. (Dipl. Pos. III, 759. Preßburger Stadtarchiv. Lad. 37. Sec. 2. Nr 29 b.)

[4] Preßb. Zeitung 1877, Nr 4.

[5] Laut der Stadtrechnungen des Jahres 1434 wohnte hans wagner im Münz hoff. (Preßb. Zeitung 1877, Nr. 4.

daher, daß die Stadt das ihr von König Siegmund im Jahre 1430 ertheilte Münzrecht in demselben ausübte. Dieser Münzhof stand an derselben Stelle, an welcher sich das auch heute noch unter dem Namen das alte Münzhaus bekannte Gebäude befindet; die Räumlichkeiten desselben, sowie die des anstoßenden Hauses dienten später zur Aufnahme der von König Matthias im Jahre 1467 gegründeten Academia Istropolitana. Daß diese Akademie thatsächlich hier und nicht, wie man früher angenommen,[1] an der Stelle der heutigen Rechtsakademie gestanden habe, ist urkundlich erwiesen.[2]

Die in der Michaelergasse befindlichen Häuser sowie deren Besitzer werden in Urkunden und Testamenten sehr häufig erwähnt. Eines der ältesten und merkwürdigsten Gebäude in derselben war der St. Kathareinhof, welcher schon im Jahre 1307 erwähnt wird. Die Besitzer desselben waren die Cistercienser des Klosters Heiligenkreuz in Österreich, welche den Hof von Peter, Propst zu St. Georgen in Gran und Domherrn in Preßburg, dem Sohne des weil. Preßburger Bürgers Lorenz, sowie von der Mutter desselben gekauft hatten.[3] Die Lage dieses Hofes haben wir an der Stelle anzunehmen, wo sich gegenwärtig die St. Katharinenkapelle befindet. Zu demselben gehörten außer dem Hauptgebäude noch kleinere Wirthschaftsgebäude: Speicher, Scheu-

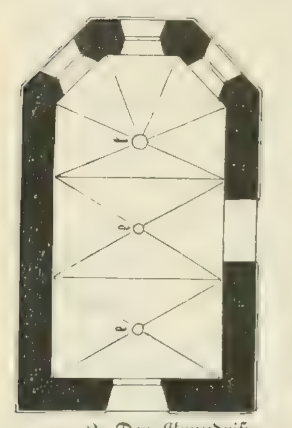
---

[1] So auch Rakovßky: Preßburger Zeitung 1877, Nr. 9.

[2] Die Klärung und entscheidende Lösung dieser Frage ist Rimely's Verdienst in seinem Werke Cap. Pos.

[3] Im Jahre 1307 bezeugt der Abt des Cistercienserklosters zu Heiligenkreuz in Österreich sammt dem Convente: quod habentes possessionem in Weinern, et domo ac repositorio rerum nostrarum in civitate Posoniensi carere penitus non possemus, domum quandam pro iure civili obtinendo et rebus nostri monasterij ibidem locandis comparavimus und zwar von Peter, Propst zu St Georgen in Gran und Domherrn in Preßburg, dem Sohne des weil. Preßburger Bürgers Lorenz, sowie von der Mutter desselben, et totum fundum curie sue cum domibus et edificiis omnibus a patrimonio iure possessam, ad ipsum pertinentibus in transitu platee sancti Mychahelis, uno orto holerum et agris ipsam curiam spectantibus, exceptis pariter et exemptis pro octo libris denariorum veterum Wiennensium et pro uno talento piperis annis singulis persoluendo in der Weise, daß sie diesen Grundzins alljährlich in zwei Hälften zu entrichten haben, denselben jedoch nach dem Ableben Peters und seiner Mutter um den Betrag von 80 Pfund alter Wiener Denare ablösen können. (Fejer: Cod. Dipl. VIII. 1, 619. Knauz: Mon. II. 579. Dipl. Pos. I, 118-119.

nen und Magazine, auch ein Gemüsegarten sowie mehrere Aecker, die wir jedoch als bereits außerhalb der Stadt gelegen anzunehmen haben. Das Gebäude selbst mag eben nicht besonders schön gewesen sein, da die geistlichen Besitzer es nicht so sehr als Wohnhaus, sondern vielmehr als Aufbewahrungsort benützten In demselben wohnte ständig ein Verwalter,[1] welcher über die von Weinern in die Stadt gebrachten Producte und wirthschaftlichen Geräthe die Aufsicht führte und darüber Rechnung legte. Die geistlichen Herren selbst benützten den Hof nur gelegentlich als Absteigequartier, wenn einer oder der andere von ihnen ab und zu eines Besuches ihrer Besitzung in Weinern in die Stadt hereinkam. Zu größerer Bedeutung gelangte der Hof im Jahre 1311, als der Cistercienser Friedrich von Columba zu Ehren St. Katharinens eine Kapelle in demselben erbaute,[2] welche als geheiligte Stätte nicht nur in alter Zeit von den Bewohnern der Stadt mit Vorliebe besucht wurde,[3] sondern auch heute noch, obwohl sie ihres ursprünglichen baulichen Charakters gänzlich entkleidet ist, die Gläubigen zum Gebete und zur stimmungsvollen Andacht in ihren Räumen versammelt. Zu noch



2. Der Grundriß der St. Katharinenkapelle.

[1] Im Jahre 1337 als Magister curiae erwähnt. (Dipl. Pos. I, 199-201.) In demselben Jahre wird frater Dyetericus Lector curiae seu domus monasterii S. Crucis in Posonio erwähnt. (Rimely: Cap. Pos. S. 311.) 1437 erscheint „Michl vogel, dy zeyt hoff meister in Sannd Kathreinhof, daselbst zu prespurgk" als Zeuge im Testamente des Bartholomäus Salzer (Prot. Test. I, 26/a.)

[2] in Curia, quam habet Abbas et conventus sancte crucis in Austria Ordinis cisterciensis, in Posonio Franciscus Monachus de Columba stiftet zu Ehren St Katharinens eine Kapelle (Fejér: Cod. Dipl. VIII. I, 623. Knauz: Mon. Strig. II, 646.)

[3] Im Jahre 1480 vermacht Stephan See 1 fl. „zu sand kathrein Cappeln." (Prot. Test. I, 182/a.) 1490 vermacht Greymlyn, die Witwe des gewesenen Schreibers der Stadt, Johann Fleisch, „In die kirchen genant Zu Sand katherine II fl." (Prot. Test. I, 228.) 1498 vermacht Lorenz Mischinger, Magister der schönen Künste (arcium magister) der St. Katharinenkapelle vnum flor. In auro. (Prot. Test. I, 266/a.) 1501 vermacht Peter Eisenreich „in Sandt katherein kirchen 1 fl. zum paw" (Prot. Test. I, 282.)

größerer Bedeutung gelangte der Hof später dadurch, daß er in den Besitz der Stadt übergieng, welche denselben an Wohnparteien vermiethete. Dieser Besitz hatte jedoch für den Rath der Stadt viele Unannehmlichkeiten zur Folge.

Der Orden war nämlich zufolge königlicher Bewilligung von der Zahlung des Grundzinses für diese auf dem Gebiete der Stadt befindlichen Liegenschaften befreit; da der Rath jedoch in diesem Privilegium eine Schädigung der städtischen Interessen erkannte, wurde dasselbe von König Karl I. aufgehoben. Trotzdem entrichtete der Orden diese Abgabe nicht, was zu Klagen, Zänkereien und unangenehmen Zwistigkeiten Veranlassung bot, bis endlich der König die Angelegenheit im Jahre 1325 dahin entschied, daß der Orden entweder den jährlichen Grundzins bezahlen oder seine Liegenschaften um einen entsprechenden Kaufpreis an die Stadt abtreten solle.[1] Trotzdem blieb das Grundstück im Besitze des Ordens, da derselbe im Jahre 1337 die Verpflichtung eingeht, für das ihm durch Nicolaus, den Sohn des Preßburger Bürgers Jakob, sowie durch dessen Verwandtschaft zur Förderung ihres Seelenheils gemachte Geschenk von 60 Talenten Wiener Denare dem genannten Nicolaus sowie den Angehörigen desselben für immerwährende Zeiten jährlich sechs Talente zu bezahlen.[2] Im Jahre 1372 pachtete

---

[1] quod quia fratres Ordinis Cysterchiensis de Sancta Cruce de fundo curie in civitate Posoniensi existente debitum censum, quem assumserunt, non soluerent, prejudicium vobis videretur generari et gravamen, unde licet nos ad peticionem comitis Horsundorff condam fidelis nostri misericorditer cum ipsis fratribus agendo ipsos a solucione hujusmodi census exemerimus, et tamen conquestione vestra permoti, hujusmodi exemcionis graciam duximus revocandam. Igitur volumus, quod predicti fratres de ipsorum fundo assumptum censum persolvant, aut ipsum fundum similiter cum edificiis et structuris in eodem existentibus, digno valore vobis vendant et vos ipsum secundum estimacionem proborum virorum precio debeatis comparare ab eisdem. Datum in Visegrad in festo Epiphaniarum Anno d. 1325. (Originalurkunde im Stadtarchiv. Lad. 15. Nr. 25. Dipl. Pos. I, 163.)

[2] Der Abt Wolfgang verpflichtet sich singulis annis sex talenta reddituum perpetuorum super Curia nostra in civitate Posoniensi sita persolvemus, de quibus Magister Curie nostre ibidem tenebitur singulis annis in Octava assumpcionis beate Marie virginis tale servicium conventui ministrare, scilicet ad vesperam predicti diei precedentem unum frustum bonorum piscium et in mane tria frusta piscium bonorum etc. (Dipl. Pos. I, 199—201.)

die Stadt vom Orden das Haus sammt dem dazu gehörigen Gute Weinern[1] und hatte es auch noch im Jahre 1508 in Pacht. Aus diesem Jahre werden der Kürschner Ambrod, die „Prantweinerin“ Erhart Leutgebin und der Schneider Simon als Wohnparteien daselbst erwähnt.[2] Im Jahre 1510 wurde es umgebaut und wahrscheinlich auch vergrößert, da die Stadtrechnungen des Jahres 1511 schon ein bedeutenderes Zinserträgniß aufweisen. Das alte Gebäude scheint jedoch zu jener Zeit noch kein Stockwerk gehabt zu haben, da nichts davon erwähnt wird. Immer ist nur von einzelnen Zimmern die Rede, welche in diesem Jahre an den Doctor Hans Rink, an Thomas Messerer, an Richard Leutgebin und an den Schneider Simon vermiethet waren. Auch der Stadtkämmerer wohnte zu jener Zeit dort. Mit der Pachtung dieses Hauses und Hofes fiel übrigens auch die Sorge für die Erhaltung der Kapelle der Stadt zu, zu welchem Zwecke dieselbe die in den Opferstock der Kapelle einfließenden Spenden verwendete. Im Jahre 1522 gieng endlich das Haus sammt dem Gute Weinern um den Kaufpreis von 1050 Gulden Rheinisch in den Besitz der Stadt über.[3]

Von sonstigen Gebäuden dieser Gasse sind noch folgende bekannt: der Plikindihell' (Blickindihöll) sche Edelhof. Laut einer aus der Zeit zwischen 1360—69 stammenden Urkunde stand hinter dem Edelhofe des Nicolaus Plekenheld und vor dem Kloster der Franziskaner der Edelhof Stephans, Sohnes des weil. Stadtrichters Jakob.[4] Die Höfe und Gärten dieser beiden Curien konnten demzufolge nur auf dem Raume zwischen der Michaelergasse und dem Franziskanerplatze aneinanderstoßen. Dort stand ferner im Jahre 1428 das Haus des Peter List,[5]

---

[1] unsern Hof gelegen ze Prespurch in der Statt und ist genant daz sand katrein. (Dipl. Pos. I, 246.)

[2] In den Stadtrechnungen dieses Jahres. Preßburger Zeitung 1877, Nr. 4

[3] Der Stadtrath bevollmächtigt i. J. 1522 den Stadtrichter Wolfgang Forster, den Bürgermeister Kaspar Leopold und die geschworenen Bürger Michael Meixner und Jakob Koller zum Ankauf des Gutes Weinern und des Hauses in Preßburg von den Cisterciensern zu Heiligenkreuz in Österreich. (Dipl. Pos. III, 754.)

[4] fundum Curie ipsorum in Civitate Posoniensi ante claustrum beate virginis, videlicet retro curiam Nicolay Plekenheld situm et habitum. (Vaterl. Dipl. (ung.) 287—88.)

[5] Derselbe vermacht „meins haws bey Sand Michels tor gelegen, in der Stat zu prespurg“ seinen Sohnen Christian und Georg. (Prot. Test. I, 33 a.)

im Jahre 1437 das des Johann Sleech, welches zwischen dem Hause des Peter Hambot und dem des Johann Ösl lag,[1] im Jahre 1456 das Haus des Johann Mordner, welcher in demselben sein Testament verfaßte,[2] im Jahre 1458 das Haus des Peter Hainolt, welcher dasselbe seiner Gattin Anna vermachte; dasselbe stand zwischen dem Hause des Johann Hetewr und dem des Kaspar Raifschneider.[3] Im Jahre 1467 wird von Georg Weinwachter in seinem Testamente sein am St. Michaelsthore gelegenes und an das Haus des Matthäus Hueter anstoßende Haus als sein ererbter Besitz erwähnt.[4] In demselben Jahre vermacht Christof Sailler seiner Gattin sein neben dem Hause des Nicolaus Messerer befindliches Haus am St. Michaelsthor.[5] Im Jahre 1472 verfügt Lorenz Wind letztwillig über sein in der St. Michaelsgasse zwischen Veit Merher und dem Steinmetz Peter gelegenes Haus.[6] Im Jahre 1485 vermacht die Gattin des Doctors Simon ihrem Gatten ihr neben dem St. Kathareinhofe gelegenes Haus.[7] Im Jahre 1519 vermacht der Schuster Johann Schmid seiner Gattin sein Haus sammt seinem Hofe.[8] Hier stand auch das Haus des Kaspar Lewpolt.[9] Schon aus diesen Angaben kann man ersehen, daß die Michaelergasse im Mittelalter eine der am meisten ausgebauten Gassen war; nehmen wir noch dazu, daß das im Jahre 1660 an der Stelle von vier früheren Hausstellen aufgeführte riesige Landhaus, welches gegenwärtig theils zu Schulzwecken, theils als Amtslokal für die königliche Tafel dient, zu jener Zeit noch

---

[1] Im Jahre 1437 schreibt Johann Sleech: Item Ich schaf auch mein haws gelegen in Sand Michels gassen zwischen des peter hambot vnd des hanns Ösl hewser. (Prot. Test. I, 30.)

[2] auf sand Michels gassen. (Prot. Test. I, 117/a.)

[3] das haus gelegen In Sand Michels gassen, vnd stost mit ain tail an hannsen hetewr vnd mit dem anderen an Casparen Raifschneider, dacz ir baider ist. (Prot. Test. I, 96.)

[4] ain haws gelegen in der stat bey sand Michels Thar zenagst Mathesen Hueter hauss (Prot. Test. I, 138/a.

[5] mein haws gelegen neben des Niclas Messerer haws vnd sand Michels tor. (Prot. Test. I, 141/a.)

[6] Item mein haws gelegen in sand Michels gassen zwischen Veit merher vnd peter Stainmetz. (Prot. Test. I, 157 a.)

[7] das haws gelegen neben sand kathreinhoff vnd des frauntzn haws gelegen (Prot. Test. I, 200.)

[8] Hanns schmid schuester Auff Sannts Michels gassen. Prot. Test. I, 393.

[9] Dy gassen von Sand Michelsthor zw Her Caspar Lewpolt Haws. Stadtrechnungen des Jahres 1520. Preßb. Ztg 1877, Nr 4.)

nicht bestand, so muß es uns begreiflich werden, wie so viele Häuser in jener nicht gar so umfangreichen Gasse Platz finden konnten.

Die Fortsetzung der Deákgasse bildet die *Fischerthorgasse*. Die gekrümmte Richtung, sowie die Enge derselben zeugt hinlänglich für ihre Entstehung im Mittelalter, namentlich des zwischen der Langengasse und dem Fischerthore gelegenen Theiles derselben. Als der bequemste Weg aus der Altstadt hinaus auf die große Promenade, zur Donau und nach dem Aupark ist dieselbe des Abends, aber auch an sonstigen Stunden des Tages von einer fast in beängstigender Weise sich drängenden und stauenden Menschenmasse belebt und bildet so recht eigentlich die Toledostraße unserer Stadt. Dieselbe war jedoch unzweifelhaft auch schon im Mittelalter, als man durch die Stadtmauer hindurch einen Zugang zu der Fischer-Neustadt eröffnet hatte, eine viel belebte Verkehrsstraße gewesen. Die mittelalterlichen Urkunden erwähnen derselben in treffender Weise unter der Benennung: *die Gasse bei dem Fischerthor*. Nach der Angabe eines Testamentes aus dem Jahre 1434 stand hier das Haus des Gilig (Aegidius) Wenig, sowie das der Familie Ventur gehörige Badhaus.[1] Laut eines andern aus dem Jahre 1445 lagen die Häuser des Sattlers Meinhart Hager, sowie des Gürtlers Nicolaus aus Pápa in derselben Gasse.[2] Einem dritten aus dem Jahre 1453 ist zu entnehmen, daß Bartholomäus Scharrach seinem Sohne Purkart seine bei dem Fischerthor gelegene Badstube sammt allem Zugehör, dazu noch seinen Hausantheil, die Hälfte einer Fleischbank und einen Weingarten vermacht habe.[3] Endlich hatte die Gattin des Peter Wagner laut ihres Testamentes aus dem Jahre 1475 ihrem Gatten ihr Haus bei dem Fischerthor vermacht.[4]

---

[1] Item So schaff ich . . . mein haws da ich Inn siez vnd das haws bey der *padstuben* bey dem *fischerturlein*, vnd die satzung auf des ventur *padstuben* ledig vnd frey. (Prot. Test. I, 23/a.)

[2] Meinhart hager Satler vermacht seiner Gattin Margarethe „Sain haws daz gelegen ist in der benannten Stat presspurg *bey dem vischer tor* zenachst dez Niclas gurtler von papa.“ (Prot. Test. I, 63.)

[3] „mer schaff ich im (nämlich seinem Sohne) die *padstuben* gelegen in der Stat presspurkch bey dem *vischer tor* mit aller seiner zugehörung darczu das haws seiner wonung,“ außerdem noch die Hälfte seiner Fleischbank und einen Weingarten. (Prot. Test. I, 70.)

[4] „Schaff ich Im (dem Peter Wagner) mein haws gelegen zu nagst pey dem *Vischertar* vnd neben dem pälär.“ (Prot. Test. I, 165/a.)

Ob auch der sogenannte Judenhof in der Fischerthorgasse oder aber in der Langengasse gelegen war, vermögen wir mit voller Bestimmtheit nicht anzugeben. Sicher ist nur soviel, daß derselbe in der Nähe des Fischerthores stand [1] und mit der Rückseite an die Stadtmauer anstieß. [2] Der Name desselben kommt schon im XIV. Jahrhundert vor. Im Jahre 1368 verkaufte nämlich Paul, der Sohn des Stadtrichters Jakob, diesen Hof um den Preis von 20 Pfund Denaren an zwei Juden. [3] Ob damals der ganze Hof in das Eigenthum der Juden übergieng, wissen wir nicht, aus dem XV. Jahrhundert sind uns jedoch thatsächlich bereits mehrere Namen von Theilbesitzern desselben überliefert. So der Schneider Nicolaus, welcher im Jahre 1446 seinen Antheil dem Kürschner Johann aus Loipersdorf verkaufte; [4] ferner der Schneider Johann, welcher im Jahre 1481 das Testament des Arztes Johann als Zeuge beglaubigte; [5] endlich der Schmied Michael Pistinger, welcher im Jahre 1516 seiner Tochter Barbara und seiner Gattin Margarethe seinen neben dem Riemer Georg im Judenhof gelegenen

---

[1] Laut der Stadtrechnungen des Jahres 1455 hatte die Stadt zwei Arbeiter „Im Zwinger bei dem vischer Thar, hinter den Juden Hoff.“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 6.)

[2] In den Stadtrechnungen des Jahres 1480 werden „dy Zynnen awf der Stat Mawer, Hinder den Judenhoff“ erwähnt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 6.) 1487 heißt es im Testamente des Schneiders Johann, welcher seinen Hausantheil im Judenhofe seiner Tochter Barbara vermacht, an einer Stelle „Und mer schaff ich Ir ain öds Zymer hinden an der Statmawr gelegen.“ (Prot. Test. I, 213.)

[3] Paulus filius Jacobi Judicis vendit suam domum Judenhof Iudeis Chatsebin et unetherl (?) pro 20 lib. denar. (Dipl. Pos. I, 3.)

[4] Main aigen tail hauss Im Judenhoff gelegen verchauft hab dem Erbern hanns kursner von leupoldsdorf. (Prot. Test. I, 56.)

[5] hanns Schneider In dem Judnhoff. (Prot. Test. I, 184 u. 186/b. a.) Gleichfalls im Jahre 1481 bestimmt Nicolaus Morner „mein hawß hie Schaff ich meinem bruder Maister hansen sneyder Im Judnhoff. (Prot. Test. I, 186/a.) 1487 verfügt „ich hanns Sneider auff dem Judenhof“ in seinem Testamente unter anderem „Daß Zymer in dem Judenhof Zwischen hannsen Scherer vnd Andreen Riemer hewsern gelegen sullen mein geschefftthern verkauffen.“ (Prot. Test. I, 212/a.) Und weiterhin „meiner tochtern Barbara schaff ich daß vorder Zymer im Judenhof an die gassen ledig vnd frey ausgenommen den dienst in das Spital hie Jerlich zu sannd Jorgentag V β. X ϑ. Zudienn vnd daß Zymer neben dem yetzbemelten vordern Zymer gelegen“ vermacht er gleichfalls seiner Tochter. Außerdem „Und mer schaff ich Ir ain öds Zymer hinden an der Statmawr gelegen.“ (Prot. Test. I, 213.)

Hausantheil vermachte.[1] Daß jedoch auch die Stadt einen Besitzantheil hier gehabt, geht aus den Kammerrechnungen deutlich genug hervor.[2] Der Name dieses Hofes kommt ohne Zweifel davon her, daß derselbe ursprünglich ganz in den Händen jüdischer Besitzer war.

Da dem bereits Erwähnten zufolge die Venturgasse erst gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts eine öffentliche Gasse geworden war, entsteht nun die Frage, ob wohl die Pázmánygasse, welche aus der Venturgasse in die Capitelgasse führt, gleichfalls schon im XIII. und XIV. Jahrhundert bestanden habe. War dies nicht der Fall, so konnte der Zugang zum Dome in der ältesten Zeit nur durch die gegenwärtige Pfarrgasse und Capitelgasse erfolgt sein. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß dies sich so verhalten haben sollte. Denn wenn wir bedenken, daß die Venturgasse in ihrer frühesten Gestalt sich in der Richtung der heutigen Grünstüblgasse nach dem Hauptplatze hinzog, steht der Annahme nicht das Geringste im Wege, daß die Pázmánygasse schon zu jener Zeit vorhanden gewesen sein könne, als die Venturgasse in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung noch nicht bestand. Thatsächlich wird jedoch die Pázmánygasse zuerst erst im Jahre 1420 erwähnt und zwar unter dem Namen das Gäßchen zur Kirche zu St. Martin.[3] An der Ecke derselben stand das Haus des Rathsherrn Nicolaus Altmannsdorffer, offenbar an derselben Stelle, welche gegenwärtig von der Gewerbebank eingenommen wird, da die königliche Curie gleichfalls an der Ecke der Ventur- und Pázmánygasse an der Stelle des gegenwärtig Wittmann'schen Hauses gelegen war. In der Nähe des Altmansdorffer'schen Hauses stand das Haus der Gattin des Ulrich Frantz, namens Klara, sowie das des Messerschmieds Siegmund.[4]

[1] „das vorder Zimer in dem Judenhof zu nagst dem Jorg Riemer gelegen." Weiter „Das Annder Zimer in dem Juden hof daselbs, das hinthere" seiner Gattin Margarethe. (Prot. Test. I, 367.)

[2] Laut derselben aus d. J. 1463 hatte man einen Arbeiter aufgenommen, welcher geholfen hat mit dem städtischen Wagen Heu zu führen „aws dem Judenhof Jn das Rathhaws." Laut derselben aus d. J. 1474 hatte man „dem Peter Nauferigen (Nauführer) um 10 Holz zum gang paß zum Judenhoff" 5 Groschen für das Stück bezahlt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 6.)

[3] am eck in der Stat Jm gassel, als man geet zu sand Merten. (Stadtprotokolle und Preßb. Ztg. 1877, Nr. 8.)

[4] Im Jahre 1429 schreibt Klara, die Gattin des Ulrich Franntz: mein haws

Diese Gasse wird noch vor zweihundert Jahren unter dem Namen „Kirchengaßl" erwähnt.[1]

Die Grünstüblgasse führt, wie bereits erwähnt, aus der Venturgasse in die Deákgasse, beziehungsweise auf den Hauptplatz. Wenn dieselbe nun ursprünglich die Fortsetzung der alten Neugasse oder der gegenwärtigen Venturgasse gebildet hatte, kann auch hinsichtlich der ältesten Benennung derselben kein Zweifel obwalten. Sie führte den Namen „Neugasse", ebenso wie die Venturgasse, der jedoch später sowohl für die eine als auch für die andere eine Umwandlung erfuhr. Wie dieser neue Name gelautet habe, darüber geben die Aufzeichnungen aus alter Zeit keinen Aufschluß; soviel ist jedoch sicher, daß diese Gasse vor ihrer gegenwärtigen Benennung den Namen Schustergasse geführt hatte, offenbar nach den in derselben hausenden Schustern. Unter diesem Namen wird sie noch im Jahre 1643[2] und auch später erwähnt, und erscheint selbst noch in den Situationsplänen aus dem vorigen Jahrhundert unter demselben.[3] Ihren gegenwärtigen Namen erhielt die Gasse nach dem das grüne Stübl benannten Hause, welches an der Ecke der heutigen Deákgasse und der Grünstüblgasse stand. Das gegenwärtige Eckhaus, welches an seiner dem Hauptplatze zugekehrten Vorderseite das Bild der beiden Israeliten mit der Riesentraube aus Kanaan in Relief aufweist, steht, wenn auch in wesentlich veränderter Gestalt, unzweifelhaft auf den Fundamenten des alten grünen Stübls. Letzteres wird schon in den Stadtrechnungen des Jahres 1419 erwähnt,[4] ebenso im Jahre 1489, wo es als Eigenthum der Familie Gailsam erscheint. In diesem Jahre vermachte nämlich Martin Gailsam die eine Hälfte des grünen Stübls seiner Gattin, die andere aber seinem Sohne Johann.[5] Gailsams Witwe, Katharina, in zweiter Ehe an Jobst

---

gelegen in der Stat presburg, ainthalben zenachst, des erbern mannes Niclassen des Altmansdorfer haws vnd anderthalb zenachst des Erbern Sigmunds des messrer haws. Prot. Test. I. 29 a.

[1] „Kirchengassl bei S. Mert" So in den Stadtrechnungen d. J. 1628 (Vgl. auch Preßb. Ztg. 1877, Nr 9.)

[2] dem Abraham Roßler Stat Pflasterer in den Schuester gassl 66 Klafter zu pflastern zahlt (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr 4.)

[3] So in dem von Christoph Burgstaller herruhrenden

[4] Preßb Ztg. 1877, Nr 80

[5] Das haws Gruenstubl mit aller seiner Zugehorung ... Prot. Test. I. 219 .. und 220.

Kesman vermählt, vermachte im Jahre 1501 ihrem Sohne Johann Gailsam auch ihre Hälfte dieses Hauses,[1] so daß dieser nunmehr der alleinige Besitzer desselben war.

In der Nähe des Grünstübls stand das Haus des Thomas Stieglitz, welcher dasselbe im Jahre 1419 an Friedl Hengler vermiethete,[2] ferner das Haus der Familie Pottenberger,[3] sowie das der Anna Ventur, welche dasselbe im Jahre 1469 ihrem Bruder Paul vermachte.[4]

Eine der ältesten Gassen der Stadt ist die gegenwärtige Capitelgasse, obwohl dieselbe urkundlich erst ziemlich spät erwähnt wird. Diese selbst durch den bunten Wechsel alter und neuerer Häuser sich hübsch präsentierende, wohlgepflasterte Gasse bestand noch im XV. Jahrhundert aus blos mit Zäunen eingefriedeten Häusern und Gärten[5] und konnte höchstens auf den Namen eines Gäßchens Anspruch machen. Ihr damaliger Name: Pfaffengasse[6] deutet darauf hin, daß dieselbe zu jener Zeit, ebenso wie heute, wenn auch nicht ausschließlich von den Domherren bewohnt war, wie ja auch gegenwärtig außer den Mitgliedern des Capitels auch Personen weltlichen Standes dort wohnhaft und begütert sind. Ein solches nicht in geistlichem Besitz befindliches Haus in dieser Gasse war das des Schneiders Peter, welches nach dem kinderlosen Ableben seines Besitzers dem Fiscus zufiel und später, im Jahre 1457 von König Ladislaus V. auf die Bitte mehrerer den Bürgern Ulrich Kornawer und Georg Preyer geschenkt wurde.[7] Im

[1] der ander halbtail des grun Stübl. Menn halbenthail deß grünstubl Schaff ich frey vnd ledig meinen Sun Hansen. (Prot. Test. I, 280/a.)

[2] gelegen zunechst dem Grüenstübl. (Stadtrechnungen. Preßb Ztg 1877, Nr. 80.)

[3] Im Jahre 1458 „der Pottenbergerin Haws" in der Nähe des Grunstubls (Stadtrechnungen Preßb Ztg 1877, Nr 80.)

[4] mein haws gelegen neben dem Gruenstüblein (Prot. Test. I, 145 a)

[5] In den Stadtrechnungen d J 1419 heißt es: Und hab gebn den Zawnern, das er den Zawn umb das Haws gezawnt hat In der pfaffengassen und steckhen gespitzt hat do von CX. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 9.)

[6] platea presbyterorum. (Dipl. Pos. III, 214.)

[7] Ulrico Kornawer et Georgio Prewer . . . domum seu fundum curie, in civitate nostra Posoniensi in platea presbyterorum ut dicitur sita, que quondam Petri Sartoris civis et inhabitatoris eiusdem civitatis nostre Posoniensis prefuisse, sed per defectum seminis eiusdem Petri dem Fiscus an

Jahre 1507 bekennt sich Michael Mugschi als Schuldner des in der Pfaffengasse wohnhaften Kürschners Leonhard.[1]

Das größte Gebäude in der Capitelgasse war ebenso wie heute die Propstei. Die gegenwärtige Propstei ist jedoch neueren Ursprungs. Das an derselben Stelle bestandene alte Gebäude war mit Eckthürmen versehen, wie man es aus der Zeichnung Merians ganz gut ersehen kann. Der sogenannte Kleinprobstei-Hof ist eines der ältesten und interessantesten Baudenkmäler der Stadt.[2] Außerdem wird aus diesem Zeitraum auch schon der Stadtpfarrhof erwähnt.

Gleichfalls sehr alten Ursprungs ist ferner die Klarissergasse, welche gegenwärtig die Michaelergasse mit dem bereits früher erwähnten Ausgange an der Doppelstiege verbindet. Den früheren Namen Nonnen- oder Jungferngasse führte sie nach dem dort gelegenen Kloster der Klarissernonnen,[3] in welchem sich gegenwärtig das königliche katholische Obergymnasium befindet. Diese Gasse wird schon im XIV. Jahrhundert erwähnt, da, wie wir wissen, im Jahre 1396 in derselben das Haus der Familie Proteßer, der gegenwärtige Stadtpfarrhof, stand. Dieses Haus, welches zwar einen wesentlichen Umbau erfahren, ist eines der ältesten Gebäude der Stadt. Ursprünglich im Besitze des Rathsherrn Martin Proteßer wurde es von diesem im Jahre 1396 an den Pfarrer zu St. Martin, Peter Michael aus der Neustadt bei Gran, (Michael Petrus de Nova Civitate Strigoniensi) um 75 Goldgulden und 28 Pfund Wiener Denare verkauft, welcher dieses steinerne Gebäude, als das alte Pfarrhaus ein Raub der Flammen geworden war, später auf immerwährende Zeit zum Stadtpfarrhof vermachte. Daß man darunter thatsächlich die Stelle zu verstehen habe, an welcher sich der gegenwärtige Stadtpfarrhof befindet, wird durch die Bemerkung der Urkunde erwiesen, laut welcher dieses steinerne Haus an der Ecke der Nonnengasse,

---

heimgefallen war, . . . schenkt er simul cum cunctis suis utilitatibus, pertinenciis et edificiis quibuslibet . . . Datiert aus Ofen 1457. (Dipl. Pos. III. 214.)

[1] „dem linnhart khursner in phaff gassen" schuldet er V ich Denare. (Prot. Test. I. 317 a.)

[2] Eine Ansicht davon bringen wir im III. Bd. d. W. auf Seite 495. Später kommen wir noch darauf zurück.

[3] Unter dem Namen Jungferngassel häufig in den alten Acten erwähnt. (Preßb Ztg 1877, Nr 9.)

oder, was dasselbe ist, an der Ecke der Pfarrgasse gelegen war.[1] Der obere Theil dieser Gasse hieß ehemals der Sauwinkel, offenbar wegen des am Fuße der Stadtmauer sich ansammelnden Schmutzes und Unraths. Wie schon bemerkt, gehört die Umgebung der Doppelstiege auch heute nicht zu den reinstgehaltenen Theilen unserer Stadt.

Dem Erwähnten zufolge erstreckte sich die Benennung Nonnen- oder Jungferngassel nicht nur auf die gegenwärtige Klarissergasse, sondern auch auf die heutige Pfarrgasse. Diese beiden Gassen bildeten die Grenze des den genannten Nonnen gehörenden Klostergrundes, was die auch gegenwärtig an die Pfarrgasse angrenzende alte Klarisserkirche beweist. Dem Kloster gegenüber stand im Jahre 1413 das Haus des Rathsherrn Martzolf,[2] und diesem zunächst das des Preßburger Domherrn Peter, auf welches derselbe im Jahre 1341 eine Meßstiftung gemacht hatte.[3] Derselbe besaß auch noch ein anderes Haus in dieser

---

[1] Im Jahre 1396 erkaufte Honorabilis vir dominus Michael Petrus de Nova civitate Strigoniensi, Domherr zu Preßburg nec non plebanus . . quandam domum seu Curiam lapideam honorificam, intra muros Civitatis Posoniensis, et in ipsius tenutis in acie platee monialium habitam, in laudem dei et gloriose semper virginis Marie, sancti Martini, Omniumque sanctorum sowie für sein und seiner Vorfahren Seelenheil und dem seiner sämmtlichen Wohlthäter pro perpetua dote, seu domo plebanie, pro eo, quod primaria domus plebanatus dicte ecclesie sancti Martini, per ignis voraginem, casualiter existit conbusta et anichilata, comparavit. Sodann bittet er den Rath ut sibi et suis successoribus preattacte empcioni prius adhiberent consensum, tamen cum onere ipsius Civitatis. Der Rath erklärt seine Zustimmung sic quod providus vir Martinus protesseczer Juratus Civis de eadem Posonio et Katherina consors sua, Stephanus et Jacobus, carnales eorum filij, necnon Johannes filius condam Jacobi Protesseczer, domum seu Curiam ipsorum in predicta Civitate Posoniensi, in acie platee monialium habitam, cum omnibus edificijs et pertinenciis suis universis, in facie eiusdem domus seu fundi Curie existentibus, pro perpetua dote cum domo plebanie sibi et suis successoribus dedissent et vendidissent, ex annuencia Judicis et Juratorum Civium ac tocius comunitatis prescripte Civitatis Posoniensis, ymo dederint et vendiderint vor dem Preßburger Capitel perpetuo irrevocabiliter . . . pro septuaginta quinque florenis auri et viginti octo libris denaryorum Wyennensium, et predicto domino Michael, domum primariam plebanatus exemptam ab omni taxa ipsius Civitatis sibi vel suis habere et tenere vel cuicunque voluerint, libere vendere promittentibus etc. (Dipl. Pos. I, 769-72. Rimely: Cap. Pos. 330—332.)

[2] Preßb. Ztg. 1877, Nr. 9.

[3] super domum meam, vicinam domui Marci filii Marcolphy. (Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 535.)

Gasse, welches neben dem Hause Bernhards, eines Schwagers des Nicolaus, des Pfarrers zu St. Michael, gelegen war.[1] Hier standen ferner die Badstube Kaspars,[2] sowie die Häuser des Arztes Simon und des Bäckers Thomas;[3] zunächst dem Hause Proteßers wieder stand das Haus des Gilig (Aegidius) Wenig, welcher dasselbe im Jahre 1434 der Kirche zu St. Martin zur Deckung der Baukosten vermachte.[4]

Merkwürdig ist die bereits im XV., beziehungsweise im XVI. Jahrhundert vorkommende Erwähnung der gegenwärtigen Corvinusgasse (früher Schneeweißgasse), sowie der früheren Schlossergasse[5] (gegenwärtig Römergasse), da wir daraus entnehmen können, daß die beiden großen zwischen der Michaelergasse und dem Franziskanerplatze gelegenen Häuservierecke bereits zu jener Zeit ausgebaut waren, so daß der Hauptplatz sammt dem Franziskanerplatze schon damals im großen Ganzen dieselbe Gestalt und Ausdehnung gehabt haben konnte, wie heute. Laut testamentarischer Angaben standen in der Schlossergasse die Häuser der Familien Purkart,[6] Haindl[7] und Marstaler;[8] ebenso ist es anderseits sicher, daß diese Gasse ihren Namen nach den dort wohnhaften Schlossern erhalten hatte.[9] Im

[1] super domo, sita iuxta domum Bernardi sorory Domini Nicolai tunc Plebani ad Sanctum Michaelem, ex opposito Monialium. (Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 535—536.)

[2] Im Jahre 1457 vermacht „Caspar pader" seinem Sohne Martin „dye pad stuben gelegen bey dem Nunnen kloster mit allen nuczen vnd zugehorung so dar czw gehoren." (Prot. Test. I, 95.)

[3] Im Jahre 1477 vermacht Dorothea, die Gattin des Arztes Simon, ihrem Gatten „mein haws zunagst dem haws dez Thoman peckhen vnd dem kloster der Jungfrawen gelegen." (Prot. Test. I, 174.)

[4] Item das haws neben den proteßer das ich kauft hab von dem Saw slacher (offenbar Sauschlachter das schaff ich zu dem gepew zu Sannd merten (Prot. Test. I, 23/a.)

[5] In den Stadtrechnungen d. J. 1440 wird die slossergassen erwahnt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 4.) In denen d. J. 1502 „das prungilos in der slossergassen." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 16.) 1522 gleichfalls die schlossergassen. (Prot. Test. I, 403.)

[6] Im Jahre 1467 macht „Niclas Purkert in der Slossergassen" sein Testament. (Prot. Test. I, 130.)

[7] Im Jahre 1504 schreibt der Domherr Thomas Haindl: Ordino et Statuo domum meam In platea Serratorum sitam, quam hic de propriis meis emi, volo vendatam et . . (Prot. Test. I, 296.)

[8] Im Jahre 1507 vermachte Katharina, die Gattin des Mathes Marstaler hueter, ihrem Sohne Hieronymus „mein hawss gelegen in der slossergassen." (Prot. Test. I, 318.)

[9] Im Jahre 1522 bekennt „Item der Jorig Slosser in der slossergassen," daß er dem Kaspar Fuxl 4 fl schulde (Prot. Test. I, 403.)

Mittelalter war es nämlich allgemein gebräuchlich, daß einzelne Gewerbszweige in besonderen Gassen vereinigt waren, was ebensowohl für den Handel, als auch für die Vergleichung der Waaren, wie für die Geschäftskontrole eine nicht geringe Erleichterung zur Folge hatte. Die Schneeweißgasse jedoch erhielt ihren Namen nach der Familie Schneeweis, deren die mittelalterlichen Schriftstücke mehrfach gedenken.[1] In dieser Gasse stand im Jahre 1471 das Haus des Bürgers und Lichterziehers Schneeweis.[2] Dem Namen Schneeweisgasse begegnen wir schon im Jahre 1511.[3] Dieser alte Name wurde erst in jüngster Zeit in den Namen Corvinusgasse umgewandelt, wie es leider auch mit andern alten Benennungen von Gassen und Plätzen geschah, welche zufolge einer nicht eben richtig erfaßten und zur Ausführung gebrachten Anwandlung von Patriotismus, pietätsvoller Erinnerung oder Loyalität neueren Benennungen zum Opfer fallen mußten.

Die Fortsetzung der Schlossergasse am oberen Ende des Franziskanerplatzes bildet die Franziskanergasse. Diese Gasse, deren Entstehung gleichfalls einer sehr alten Zeit angehört, führte vor Zeiten den Namen: die Gasse hinter dem Kloster. Laut einer Urkunde des Jahres 1521 vermachte die Gattin des Martin Zäpffl ihrer Tochter Ursula ihr hinter dem Kloster gelegenes Haus.[4] Daß diese Gasse jedoch schon viel früher bestanden haben müsse, beweist an und für sich schon die St. Johanniskapelle der Franziskanerkirche, deren Fenster an der nördlichen Seite auf diese Gasse hinausgehen. Ein ebenso in historischer, als auch in architektonischer Hinsicht bemerkenswerthes Gebäude ist ferner das sogenannte Hussitenhaus, welches seinen Namen von den

[1] So z. B. wird Niclas Snebeis im Testamente des Peter Kraws i J 1476 erwahnt; Prot. Test. I. 173. im Jahre 1479 ein Weingarten des Snebeis. Prot. Test. I. 178. Im Jahre 1486 vermacht Nicolaus Snebeis seiner Gattin sein Haus. (Prot. Test. I, 205.)

[2] In den Stadtrechnungen dieses Jahres heißt es: hab ich abgerait mit dem Sneweis wegen der Kerzn die man genomen hat von Im awf der stat Notdurft (Preßb. Ztg 1877, Nr. 4.)

[3] In den Stadtrechnungen dieses Jahres heißt es: In die georgy martiris eingenommen von maister Bartelme schneider, zynßgelt, awß seinem Hawß In dem Schnebeyßgasselein 5 Sch. 10 den. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 4.)

[4] das hawß hinder dem Closter. (Prot. Test. I, 395.)



3. Die St Johanniskapelle an der Seite der Franziskanerkirche

daselbst abgehaltenen gottesdienstlichen Versammlungen der Calixtiner erhielt, wie es der an einer Säule der im Hofraume umlaufenden Gallerie auch heute noch sichtbare Kelch beweist. In späteren Zeiten hatten die Verkaufsbuden der Kleingewerbe ihren Standort in dieser Gasse, welche nach denselben auch Kramergaßl benannt wurde.[1] Die Stadt besaß hier mehrere vermiethbare Krambuden, welche für dieselbe ebenso eine Einnahmsquelle bildeten, wie die noch gegenwärtig zur Zeit der Jahrmärkte auf dem Marktplatz errichteten Verkaufsbuden. Eine Zeit lang befand sich auch der Brodmarkt in dieser Gasse, so daß durch das lärmende Treiben in derselben der Gottesdienst in der angrenzenden Franziskanerkirche nicht selten gestört wurde. Infolge dessen entstand ein Streit zwischen dem Orden und der Stadt, bis endlich im Jahre 1625 ein Theil der Verkaufsläden abgebrochen, der Rest aber durch eine im Jahre 1698 ausgebrochene Feuersbrunst zerstört wurde.

Außer den genannten gibt es in der Altstadt noch drei Gassen, welche nachweislich schon zu jener Zeit bestanden; es sind dies die Judengasse,[2] das Meßergaßl[3] und die kleine Gasse.[4] Die erstere entspricht der gegenwärtigen Hummelgasse, welche in jüngster Zeit nach dem aus Preßburg gebürtigen berühmten Componisten Johann Hummel so benannt wurde und bis dahin den Namen große Huterergasse geführt hatte. Der Name Judengasse stammt daher, daß dieselbe im Mittelalter den jüdischen Bewohnern der Stadt zum Aufenthaltsort angewiesen war. Das Ghetto der Juden war nämlich im Mittelalter immer innerhalb der Stadtmauern gelegen, wo dieselben

[1] Im Jahre 1551 erwähnen die Stadtrechnungen „das dächel in des Hakwitz Haus Im kramergässel.“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 4.)

[2] Im Jahre 1446 fuhrt der Burgvogt von Paulenstein vor dem Rathe der Stadt Preßburg Klage, daß seine Leute von den Feinden des Hauses seines Herrn überfallen und ausgeraubt werden, so haben dieselben erst unlängst 4 Kühe weggetrieben „und haben dy triben In eur stat In di Judengassen.“ (Dipl. Pos. II. 710.) Im Testamente des Simon Tonuk vom 9. Feber 1511 wird „Ein Haws gelegen In der Judengassen“ erwähnt. Prot. Test. I, 328 a.)

[3] Im Jahre 1406 urkundlich unter dem Namen Meßergaßl erwähnt. In derselben stand „Pawl Grünsanger und Wentel sein hawsfrau“ ihr Haus „gelegn Im Messergaßl zunechst des Watzlaben Hawß“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 6.)

[4] Unter dem Namen Parvus vicus erwähnt (Dipl. Pos. I. 699.)

gegen Plackerei und Verfolgung besseren Schutz fanden; so war es denn auch in Preßburg. Für ihren Aufenthalt an diesem Orte spricht auch die Thatsache, daß ihre Synagoge ebenfalls in dieser Gasse auf dem rückwärtigen Theile des gegenwärtig den Ursulinernonnen gehörenden Grundstückes gestanden hatte. Papst Benedict XII. erließ am 13. November



4. Der Hof des sogenannten Hussitenhauses in der Franziskanergasse.

des Jahres 1335 an Csanád, Erzbischof von Gran, den Auftrag, die neben dem Kloster der Piliser Abtei gelegene Synagoge, falls durch dieselbe der Gottesdienst der Cistercienser gestört werden sollte, niederreißen zu lassen.[1] Aus diesem Schreiben des Papstes ersieht man zugleich, daß die Kirche der Cistercienser von Pilis in der Nähe der Synagoge gelegen war, so daß wir für die Lage der den Cisterciensern in Preßburg gehörenden Häuser keine andere Stelle bestimmen können als eben jene, auf welcher sich gegenwärtig die Kirche und das Kloster der in viel späterer Zeit in Preßburg angesiedelten Ursulinernonnen befindet.

[1] Theiner: Mon. hist. I. 608. Im Auszuge bei Békefi: Die Piliser Abtei (ung.) I. 334.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der im XV. Jahrhundert erwähnte Christenhof gleichfalls in der alten Judengasse, mithin in der gegenwärtigen Hummelgasse sich befunden habe. Über denselben haben sich zwei Aufzeichnungen aus dem Jahre 1427 erhalten.[1] Der Name kam offenbar im Gegensatze zu dem Judenhof in Gebrauch, da man bei der überwiegend christlichen Bevölkerung der Stadt doch wohl nicht annehmen kann, daß man die Benennung: Christenhof zur Bezeichnung irgend eines, in einem von der christlichen Bevölkerung bewohnten Stadttheile gelegenen Hauses erfunden haben sollte. Diese Benennung wird jedoch begreiflich, wenn man annimmt, daß man unter derselben ein Gebäude bezeichnet habe, welches in einem nicht von Christen bewohnten Stadttheile gelegen war. Die Judengasse war nämlich gänzlich von Juden bewohnt, obwohl einzelne Häuser in derselben sich auch in Christenhänden befanden.[2] Einzelne Häuser waren aber auch im Besitze von Juden, so das Haus des Juden Mendel Schwarz, welches die Königin Maria im Jahre 1527 dem Martin Wolfelser geschenkt hatte. Dasselbe lag in der Nähe des Lorenzerthores zwischen den Häusern des Schmiedes Paul und des Faßbinders Jakob und reichte bis an die Stadtmauer hinan.[3]

---

[1] Im Jahre 1427 erhebt Niclas Pluzenschnech auf das Haus des Conrad Wild „gelegen In der Christenhof" einen Erbanspruch. (Stadtprotokoll. Preßb. Ztg 1877, Nr 6.) In demselben Jahre verfügt Leopold Reiner letztwillig über sein „halbes Haws, gelegen In der Stat nebn des Ulrich Satlers Haws und nebn der Christen Hoff"

[2] Im Jahre 1511 heißt es im Testamente des Simon Tonnk „Ein Haws gelegen In der Judengassen ist gewesen der Ersamen hern mit namen Herrn Wolfgang forster Her Jacob aygner Und Hanns gaulsam von welchem Haws die bemelten Herrn nur schuldig sein von torsthens sex phund phening" (Prot. Test. I, 328/a.)

[3] Im Jahre 1527 erklärt die Königin Maria „das wir haben unsern getrewen Martin Wolfelser in ansehung der trewen und vleissigen dienst, so er uns und unsern liebsten Herrn und gemahel milder gedechtnuß gethan . . . jm und sein Erben zu Prespurgk in der Juden Gas ain Haus frey und ledig gegeben, welichs etwan das Juden Swarez Mendl genant gewesen und bei Sand Lorenczen Thor zwischen dem Paul Schmid und Jacoben Vaspinter gelegen anstosende an dy Statmawer" und fordert den Rath der Stadt auf, genannten Martin in den Besitz dieses Hauses einzuführen und ihn darin zu beschützen. Datum Preßburg 1527. (Dipl. Pos. III, 823–824.)

Das Meßzerergaßl entspricht der gegenwärtigen Huttérergasse (früher: kleine Huttérergasse), jenem in krummen Windungen verlaufenden Gäßchen, welches vom Batthyániplatze, beziehungsweise aus der Ursulinergasse in die Hummelgasse führt, und uns auch heute noch einen lebhaften Begriff von den mittelalterlichen Gassen unserer Stadt gewährt.

Die kleine Gasse ist die gegenwärtige Rathhausgasse, welche in älterer Zeit, namentlich nach der Erbauung der St. Salvatorkirche, der gegenwärtigen Jesuitenkirche, im Jahre 1637 den Namen Kirchengassel geführt hatte. Dieselbe wird von der Jesuitenkirche und der nördlichen Seite des Rathhauses eingeschlossen und führt vom Hauptplatze nach dem Batthyániplatze. Die Gasse wird in einer Urkunde des Jahres 1387 ausdrücklich erwähnt, als Paul, der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob, den ihm zukommenden Theil des väterlichen Hauses, oder die Hälfte des mit einem Thurme versehenen neuen Hauses, welches in Preßburg in der kleinen Gasse gelegen war, durch welche der Weg zu den Fleischbänken führt,[1] an Stephan, den Sohn des gewesenen Richters von Sommerein, Peter, verpfändete. Dieses neue Haus ist das gegenwärtige Rathhaus, dessen nördlicher Flügel thatsächlich die eine Seite der Rathhausgasse bildet und mit seinem rückwärtigen Theile auf den Batthyániplatz hinausreicht, wo vor Zeiten die Fleischbänke standen.

Die gegenwärtige Bergelgasse, sowie die Bastei- und die Ursulinergasse waren unserer Ansicht nach unzweifelhaft ebenfalls schon im XIII. und XIV. Jahrhundert vorhanden, obwohl wir es urkundlich nicht nachzuweisen vermögen. Die beiden ersteren waren schon durch die Nothwendigkeit eines Zugangs zu der Stadtmauer bedingt, und der Name derselben stammt ursprünglich wohl schon aus der ältesten Zeit. Die Benennung der Ursulinergasse mag dagegen erst in späterer Zeit, nach der Niederlassung der Ursulinernonnen an dieser Stelle entstanden sein. An der Stelle jener langen, hohen Steinmauer, welche

---

[1] medietatem nove domus cum turri, videlicet porcionem suam in dicta civitate Posoniensi, penes parvum vicum ubi transitur ad macella existentem et habitam. Dipl. Pos. I, 699.)

gegenwärtig die dem Ursulinerkloster gegenüber liegende Seite dieser Straße einnimmt und den Klostergrund der Franziskaner ebensowohl nach der Ursuliner-, wie nach der Franziskanergasse zu begrenzt, haben wir vor Zeiten einen einfachen Plankenzaun anzunehmen. Dieser Plankenzaun wird selbst noch in den Stadtrechnungen des Jahres 1654 erwähnt.[1]

[1] Den 14. Dezember dem Zimermann die Planthen bey den Mönichskloster ganz neu gemacht 4 Th. 4 Sch. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 4.)



III.

Die innere Eintheilung der Stadt. Die Plätze und Häuser der Altstadt.

Nicht minder bemerkenswerth, wie die Gassen der Altstadt, sind auch die alten Plätze derselben. Die Plätze spielten in den mittelalterlichen engen und kleinen Städten eine viel bedeutendere Rolle als gegenwärtig. Denn während heute die Städte, von einengenden Ringmauern befreit, leicht Raum genug gewinnen für die zur Abhaltung von Jahrmärkten oder zu sonstigen größeren Ansammlungen von Menschen erforderlichen Plätze, war im Mittelalter die Ausscheidung eines Platzes im Innern der Stadt mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Der Hauptplatz unserer Stadt in seinem Schmucke von Kugelakazien, zwischen grünen Rasenbeeten geschmackvoll gruppierten Ziersträuchern, mit seinem durch Duft und Farbe erfreuenden Rosenflor, trägt gegenwärtig durchaus den Charakter einer parkähnlichen Anlage. Ganz anders vor Zeiten, wo demselben eine blos praktische Bedeutung zukam. Hier concentrierte sich das Leben der Stadt; hier reihten sich in den Erdgeschossen der den Platz umgebenden Häuser die Verkaufsläden der renommiertesten Geschäftsfirmen der Stadt aneinander; hier standen die Fleischbänke und die Buden der Bäcker und Hafner. Die räumliche Ausdehnung dieses Platzes war in der ältesten Zeit unzweifelhaft viel bedeutender als gegenwärtig, da jenes Häuserviereck

zwischen dem Hauptplatze und der Lorenzerthorgasse ursprünglich wohl kaum bestand, so daß der Hauptplatz sich bis zur Lorenzerthorgasse erstreckte, und diese mithin, ebenso wie die Michaelergasse, den Zugang zu dem Platze vermittelte, welcher für den Handel und Verkehr das eigentliche Centrum der Stadt bildete. Im XV. Jahrhundert war jedoch die südliche Häuserreihe des Hauptplatzes jedenfalls bereits ausgebaut, der aber auch in dieser Gestalt immer noch so geräumig verblieb, daß er unter anderen Plätzen der mittelalterlichen Städte unseres Landes immer noch als einer der hervorragendsten bezeichnet werden kann. Die äußere Gestalt dieses Platzes war von der heutigen gewiß verschieden; denn während derselbe gegenwärtig ein Viereck bildet, war die Form desselben vor Zeiten, ähnlich wie die der Hauptplätze anderer mittelalterlichen Städte, eher kreisförmig. Von dieser kreisförmigen Gestalt stammt die Benennung: Ring für den Hauptplatz mittelalterlicher Städte, wie denn auch der Hauptplatz unserer Stadt in den Schriftstücken des XV. Jahrhunderts unter dem Namen circulus fori erscheint,[1] obwohl derselbe vom Jahre 1370 an meist als Platz oder Markt benannt wird.[2]

Unter der Benennung: Platz oder Markt begriff man im Mittelalter nicht blos den gegenwärtigen Hauptplatz, sondern auch den Franziskanerplatz, wie es die anzuführenden Daten erweisen werden. Dies macht es uns zugleich begreiflich, wie in den alten Urkunden so viele namhafte Gebäude auf dem Platze oder Markt angeführt werden konnten.

---

[1] 1451. domus Jobbagyiana fuit possessa per nobilem Andream de Bath, et civitati inpignoratum „domus curialis in Circulo fori, ex opposito domus pretorij.“ (Dipl. Pos. I, 3.) 1470. 29. Juni. Antiqua domus nominata d. i das Haus, in welchem sich gegenwärtig die Redaction des „Grenzbote“ befindet in facie circuli sita. (Originalurkunde im Preßb Stadtarchiv Capsa 33. Nr 33. Békefi: Die Pilisser Abtei (ung.) I, 429.)

[2] Soi J 1370 „auf dem Marcht.“ (Dipl. Pos. I, 399.) 1390 „Lawritzens haws am Marcht (Dipl. Pos. I, 715.) 1393. Laurencius filius Pauli de foro verkauft den Preßburger Bürgern seinen Theilbesitz in Plumo und Sellendorf um 600 Goldgulden. (Dipl. Pos. I, 752.) 1487 wird „der Prunn an den Platz“ erwähnt. (Preßb Ztg 1877, Nr. 2.) 1489 vermacht Martin Gailsam seinem Sohne Johann „das Haws am platz mit dem Turn dar Inn ich wonnend pin“ (Prot. Test. I, 219 a. 220.) 1491. 8. Dez. wird im Testamente der Gattin des Wolfgang Aigner, Barbara, deren Haus „am platz gelegen“ erwähnt. (Prot. Test. I, 229/a.)

Der Hauptplatz umfaßt gegenwärtig nur sehr wenige Häuser. Denn sehen wir ab von den in der Fortsetzung der Deákgasse nach dem Hauptplatze zu gelegenen, sowie von den auf dem Franziskanerplatze befindlichen Häusern, so bleiben für den Hauptplatz selbst kaum mehr als fünf bis sechs übrig. Dies erklärt sich zum Theil aus der Größe der modernen Häuser, da im Mittelalter die Häuser kleiner aber dabei viel zahlreicher waren, als heute, zum Theil aber auch aus dem Umstande, daß der alte Platz bedeutend größer war als der gegenwärtige Hauptplatz, indem derselbe vormals auch den heutigen Franziskanerplatz mitumfaßt hatte.

Diese beiden Plätze: der Hauptplatz und der Franziskanerplatz bildeten den belebtesten Schauplatz des städtischen Lebens und Treibens und somit die Hauptpulsader im Organismus der Stadt. Hier concentrierte sich wie in einem Brennpunkte das öffentliche Leben, der Verkehr und der Handel, hier besprach und erledigte man die Angelegenheiten der Stadt; schwebende Fragen, welche das Interesse des großen Publikums berührten, fanden hier ihre Lösung. Die Zünfte und andere Genossenschaften hielten hier ihre Aufzüge, selbst Strikebewegungen und Agitationsbestrebungen kamen hier in stürmischer, zuweilen gewaltthätiger Weise zum Ausdruck. Dieser Platz war die Börse der Stadt, auf der man die Curse, den Preis der Waaren, sowie den Taglohn der Arbeiter bestimmte. Natürlich mußte dem Allen entsprechend auch das äußere Ansehen der Häuser an diesem Platze ein sehr stattliches gewesen sein. Heute freilich, wo diese mittelalterlichen Gebäude sämmtlich verschwunden sind, ist es nicht leicht uns einen annähernden Begriff von dem alten Panorama dieses Platzes zu bilden.

Von den Häusern, welche auf dem alten Platze gestanden hatten, sind nachstehende bekannt. Das Haus des Preßburger Bürgers Seyfried, welches dessen Sohn Jakob, ein Benedictinermönch, im Jahre 1313 zur Hälfte an seine Tante Perslinna, die Gattin des Bürgers und Kaufmanns Nicolaus, abtrat,[1] ferner aus dem Jahre 1392 das Haus des

[1] Im Jahre 1313 wird erwähnt, daß religiosus vir frater Jacobus, ordinis beati Benedicti, filius Seyfridi bone memorie, quondam Civis Posoniensis und dessen Schwester domina Perslinna, soror dicti Seyfridi, consors

Lorenz, eines Sohnes des Preßburger Bürgers Paul;[1] aus dem Jahre 1421 das neben dem Rathhaus gelegene Haus Ungerl's,[2] endlich aus dem Jahre 1454 das Haus des Bürgermeisters Stephan Ranes.[3] Aus späteren Jahren werden die Häuser des Barbiers Erasmus,[4] der Familien: Aigner,[5] Strodendorffer,[6] Schartegkh,[7] Lachenperger,[8] Flötzer[9] und Gailsam erwähnt. Das hervorragendste Gebäude unter allen war jedoch das gegenwärtige Rathhaus. Dasselbe war ursprünglich ein bürgerliches Privathaus und aus der Vereinigung mehrerer Haustheile entstanden. Es wird zuerst im Jahre 1370 erwähnt als das Haus

---

Nicolai institoris Civis Posoniensis vor dem Preßburger Capitel erschienen seien, und daß dort genannter Jakob dimidietatem domus patris sui in foro existentem quam pater suus in ultimo testamento suo sibi donauit et legauit, der genannten Perslinna geschenkt habe. (Dipl. der Anjouzeit (ung.) I, 329.)

[1] Im Jahre 1392 verpfändet Lorenz de foro, Sohn des Preßburger Bürgers Paul, seinen Besitzantheil in Sellendorf und Plumo dem Preßburger Stadtrath um 300 Goldgulden. (Dipl. Pos. I, 746.)

[2] Im Jahre 1421 domus providi viri dicti Ungerl am Platze neben dem Rathhaus. (Dipl. Pos. II, 142.)

[3] Laut der Stadtrechnungen dieses Jahres „hab ich gebn den Christof überleger, der die luger vor dem purgermaister gegen den Platz wertz ains tails zu hat gemacht. (Preßb Ztg 1877, Nr 2.)

[4] Im Jahre 1481 schreibt der Barbier Erasmus „Schaff ich meiner hawsfraw das haws am platz gelegen mit aller geltschuld." (Prot. Test. I, 187/a.)

[5] Im Jahre 1492 vermacht Barbara, die Gattin des Wolfgang Aigner, ihrem Sohne Jakob „das halb haws am placz gelegen, dar Inn er wonung hat," ihrem andern Sohne aber „schaff ich das ander halb haws am placz gelegen" (Prot. Test. I, 229/a.) Ebendieselbe erwähnt auch ihrer Weine „die In meinem haws, vor am placz ligen." (Prot. Test. I, 229.) Ferner bestimmt dieselbe „Item so man die hewrign wein In meinen haws, am placz ausschenckt, oder verkawfft . . (Prot. Test. I, 230.) 1516 vermacht Jakob Aigner jun. seinem Bruder Johann „Meinen tail haws Am platz" (Prot. Test. I, 361/a.)

[6] Im Jahre 1509 vermacht Margarethe, die Gattin des Jakob Strodendorffer, ihrem Gatten eines ihrer Häuser „gelegen vor am Platz neben des Ersamen Jacob aygner." (Prot. Test. I, 323.)

[7-8] Im Jahre 1511 vermacht Jakob Aigner seinem Sohne Jakob „das Haws An dem platz, neben Hannsen Schartegkh an ainer vnd Hannsen lachenperger an der andern seyten gelegen." Weiter unten „Ich Schaff meinen Sun Heunsln das halb Haws, darin ich yetz wonnhafft bin Neben Hannsn Gaylsam an ainer vnd hannsn Barbirer An der Andern Seythen gelegen." (Prot. Test. I, 239/a.) Im Jahre 1516 ordnet Jakob Aigner jun. an, „das haws am platz gelegen neben hannsen Schardegker an ainer vnd Johannsn Lachenperger hewser an der Andern Seiten gelegen" zu verkaufen. (Prot. Test. I, 360.)

[9] Im Jahre 1513 vermacht Magdalena, die Gattin des Martin Flotzer, ihrem Manne „Mein haws am platz gelegen, darin ich yetz wonhafft bin" (Prot. Test. I, 350.)

Stephans und Pauls, der Söhne des gewesenen Stadtrichters Jakob, und mußte um jene Zeit herum erbaut worden sein, da es das Neuhaus genannt wird. Daß man unter demselben thatsächlich das gegenwärtige Rathhaus zu verstehen habe, ergibt sich in ganz bestimmter Weise aus jener Angabe der betreffenden Urkunde, laut welcher dieses Haus zunächst dem Hause des Erzbischofs von Gran gelegen war.[1] Thatsächlich grenzt das Rathhaus auch gegenwärtig an den Primatialpalast an. Im Jahre 1387 verpfändete Paul, der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob, für eine Schuld von 120 Pfund Wiener und 50 Pfund ungarischer Denare die Hälfte des mit einem Thurme versehenen Hauses, welche sein Antheil war, an Stephan, den Sohn Peters, des gewesenen Richters von Sommerein, seinen Halbbruder, und dessen Gattin Anna.[2] Kurz darauf gieng dieser Hausantheil als Pfand in die Hände des Juden Isaak über, welcher, da die früheren Besitzer desselben es nicht auslösen konnten, auf Befehl des Markgrafen Jodok von Mähren im Jahre 1387 durch den Rath der Stadt in den Besitz dieses Hausantheils eingeführt wurde. Diesen Hausantheil kaufte dann später die Stadt von dem genannten Juden um den Preis von 447 Goldgulden, hauptsächlich aus dem Grunde, weil der daran befindliche Thurm im Besitze eines Privaten die Sicherheit der Stadt leicht gefährden konnte, und verwendete denselben als Rathhaus.[3] Diesem Ankaufe folgte

---

[1] Im Jahre 1370 erwähnt als „Stephans und Pawls dez alten Richter Sunn haws, das do haizt das Newhaws und auch zeneft des Pischolfs haws von Gran." (Dipl. Pos. I, 399.)

[2] Im Jahre 1387 bezeugt das Preßburger Capitel, daß man ihm eine deutsche Urkunde vorgewiesen habe, aus welcher es ersehen: quod Paulus filius condam Jacobi judicis in centum et viginti libris denariorum wiennensium et quinquaginta libris denariorum hungaricalium in Posonio currencium Stephano **filio condam Petri Judicis de villa** Marie (dieser Stephan war von mütterlicher Seite der Halbbruder Pauls) et domine Anne consorti sue et ipsorum heredibus debitor exstitisset, pro quibus quidem debitis et pecuniis idem Paulus medietatem nove domus cum turri, videlicet porcionem suam, in dicta Civitate Posoniensi, penes parvum vicum ubi transitur ad macella existentem et habitam, cum utilitatibus et pertinenciis suis uniuersis pro pignore obligasset, et quod idem Paulus eadem debita et pecunias in iam dictis litteris contenta et contentas, supradicto Stephano filio condam Petri judicis et domine Anne **uxori sue et ipsorum heredibus, adhuc** solvere teneretur. (Dipl. Pos. I, 699.)

[3] Im Jahre 1387 bekundet das Preßburger Capitel, daß nachdem Stephan,

mehrere Jahre darauf eine neuere Erwerbung seitens der Stadtgemeinde. Im Jahre 1421 bezeugte nämlich Michael Koler, Domherr in Preßburg, sammt dem Tirnauer Bürger Andreas Knoprautpawer, dem Modereiner Insassen Thomas Malavar und ihren Verwandten vor dem Preßburger Capitel, daß sie die Hälfte des neben dem Hause Ungerls gelegenen Neuhauses, welches nach Ladislaus, dem Sohne Stephans, eines Sohnes des gewesenen Stadtrichters Jakob, dem obgenannten Andreas theils als Erbschaft, theils als Pfandgut zugefallen war, sammt allen dazu gehörenden eisernen, steinernen und hölzernen Baulichkeiten dem Rathe der Stadt Preßburg um 50 Goldgulden verkauft haben.[1]

der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob pro debitis suis a Paulo (dem Sohne des Sommereiner Richters Peter) intra metas Civitatis Posoniensis non aliud pignus nisi solum medietatem nove domus, pro pignore habuisset, ideo ipsi Judex et Jurati Cives auf Befehl des Markgrafen von Mähren eandem medietatem nove domus cum universis utilitatibus et pertinenciis suis, pro premissis debitis et pecuniis, pro quibus Stephanus pro Paulo memorati Judei (nämlich des Isaak) debitor exstitisset, manibus eiusdem ysaac Judei statuissent et assignassent, jure dicte civitatis Posoniensis mediante, ita quod idem ysaac Judeus ipsam medietatem nove domus pro eisdem debitis et pecuniis suis cuiuscunque voluisset vendendi omnimodam habuisset facultatem. Diesen Hausantheil hatte nun Stephan mit Berufung auf das ihm nach landüblichem Recht zukommende Verkaufsrecht von dem Juden um 500 fl. gekauft, da er jedoch den Kaufpreis zur festgesetzten Zeit nicht entrichten konnte, prelibato Judeo voluntarie atque libere resignasset, ita quod idem ysaac Judeus eandem medietatem nove domus cum turri, ceteris hominibus quibuscunque voluisset, vendendi plenam et omnimodam habuisset potestatem, und als der Jude diese Haushälfte um den Preis von 500 Gulden nicht verkaufen konnte, habe der Rath der Stadt Preßburg — animaduertentes, quod si ipsa medietas nove domus cum turri in medio dicte civitatis situata, ad manus aliorum hominum devenisset, per quos ipsa turris, in vigili custodia non haberetur, per quod ipsi Civitati periculum immineret, ideo supradicti Judex et Jurati Cives propter vigilem debitam quoque custodiam per ipsos fiendam, predictam medietatem nove domus cum turri . . . . pro quadringentis et quadraginta septem florenis in anno predicto ysaac Judeo integraliter datis et persolutis . . . . pro pretorio seu domo consilij sita et racionabiliter empcionis titulo comparassent. (Dipl. Pos. I, 701.)

[1] quod ipsi directam medietatem nove domus magne, hic posonii in foro existentis, a parte domus providi viri dicti Ungerl habitam cum hostio ferreo cancello vulgo Eysengatter appellato ac alijs quibusuis edificiis ferreis scilicet et lapideis ac ligneis, necnon cunctis utilitatibus et pertinenciis . . . a quodam ladizlao filio Stephani filij condam judicis Jacobi Posoniensis predicti in ipsum Andream successorio et impignoratorio juribus de-

Sobald dieses Haus zum Rathhause geworden war, gelangte es auch zu größerer Wichtigkeit und wurde das namhafteste Gebäude der Stadt, an welches sich auch in der That die Erinnerung an die bedeutungsvollsten Ereignisse aus der Geschichte derselben knüpft. In demselben walteten nicht nur die Würdenträger der Stadt: Richter, Bürgermeister und Rathsherren, sowie die Beamten der Kanzleien und der Polizei ihres Amtes, auch Gewerbs- und Handelsleute, welche sich darin eingemiethet hatten, entfalteten dort ihr geschäftiges Treiben. Die Räumlichkeiten dieses Hauses dienten den verschiedenartigsten Zwecken und Anforderungen und waren dementsprechend auch eingerichtet. Der Berathungssaal, in welchem sich die Mitglieder des Rathes versammelten, wird in den Stadtrechnungen des XV. Jahrhunderts bald als „Rathsstube",[1] bald wieder als „Stube,"[2] „große Stube",[3] „Herrenstube",[4] mitunter auch als „neue Stube"[5] häufig erwähnt. Verschieden von demselben war die als „Gemeinstube",[6] später gewöhnlich unter der Benennung „die Schranne" angeführte Räumlichkeit, welche der in den Rath gewählten, sogenannten „Genanntschaft" als Versammlungsort diente.[7] Von der ehemaligen Pracht dieser beiden Räumlichkeiten, in denen gegenwärtig das städtische Museum untergebracht ist, zeugt noch heute der im Jahre 1577 angefertigte Holzplafond des ehemaligen Rathssaals. Andere gleichfalls zu amtlichen Zwecken dienende Räumlichkeiten waren das Dreißigstamt, welches von der Stadt, als sie noch das Dreißigstgefäll in Pfand hatte, in diesem Hause untergebracht war,[8]

---

volutam et redundatam providis viris Judici et juratis civibus ac toti Comunitati eiusdem Civitatis Posoniensis pro quinquaginta florenis auri puri boni et iusti ponderis . . vendiderunt. (Dipl. Pos. II, 142—143.)

[1] Im Jahre 1444 „Rotstubn." 1445. „Ratstubn."

[2] Im Jahre 1444 „Stubn."

[3] Im Jahre 1439 „dy groß stuben." 1442. „als dy Herrn Im Rathaws In der großen stubn am Rechte saßen." 1459. „dy graß Ratstubn"

[4] Im Jahre 1440 „Herrnstubn Im Rathaws." 1442 „Herrnstubn." 1449 „In der Herrn Stubn." 1455 „In der Herrn stubn Im Rothaws"

[5] Im Jahre 1445 „Newn Stubn."

[6] Im Jahre 1446 und 1449 „Gemainstubn."

[7] Im Jahre 1539 „auf der Schran"

[8] Im Jahre 1457 nimmt der Kämmerer 1 Taglöhner auf „der sant hat helfen vassen Im Rothaws und dem Gewellib Im dreissig hoff. Item die zewg abgesatzt habn zu ainem Estrich In dy gassen Stuben, do man das dreyßigst nimpt."

ferner die Salzkammer[1] und das öffentliche Wagamt.[2] Eine Zeit lang befand sich hier auch die Münzpräge und die Wechselbank,[3] mit dem zum Schmelzen des Legierungsmetalls dienenden Schmelzofen.[4] Auf dem Gange war die große Küche untergebracht, wo für den Rath und dessen Gäste die so häufigen Schmausereien zubereitet wurden.[5] Im ebenerdigen Theile befanden sich die an eine oder die andere Zunftgenossenschaft vermietheten Räumlichkeiten, wie die Werkstätte und der Laden der Tuchscheerer.[6] Dieselbe war an der Stelle gelegen, wo die Stadt erst im Jahre 1566 die heutige Wachstube einrichtete.[7] Im Hofe stand auch — offenbar nur zur Zeit der Belagerung — die Trocken- oder Roß-mühle,[8] bis dieselbe im Jahre 1548 abgetragen und in der alten

---

[1] Im Jahre 1448 wird mit dem Schlosser Bartlme abgerechnet, welcher „zu der Salzkamer" ein eisernes Band gemacht hatte

[3] Im Jahre 1492 kauft der Kämmerer von dem Seiler Vincenz ein Seil „das man braucht hat Im Rathaws zu der großen wag." Noch i J. 1586 wird „Das Thor Im Rathaus bei der wag" erwähnt.

[3] Im Jahre 1434 entlohnt der Käm merer den Fuhrmann, welcher aus dem Thebener Walde „groß aichen Holz ge fuert hat In das Rothaws zu der Münz kamer." An einem andern Tage entlohnt derselbe den Fuhrmann „der Holz und Rasen gefuert hat, und bas not ist gebesen zu der Müntzkamer, als man dy Im Rathaws wold machen." Ein andermal den Zimmer mann „der das fenster Im Rothaws In dem Muncz Haws vermacht hat" Im Jahre 1440 zahlte man den Taglohn 8 Arbeitern „dy In den Rathaws gegrabn habn zu den großen Sewlen, habn helfn awfhebn und setzen zu der Muncz Hot ten" Bald wieder heißt es „Holz und laden zu der wexl pant" 1443 „im Hof hinden pey der Munczhutten" Im Jahre 1441 wird eine Kammer aus geräumt „das dy Münzer Jren zewg In der selbigen kamer Jngeraimt sulln halden"

[4] Im Jahre 1444 hat der Kämmerer zwei Arbeiter „dy an den Smelz Ofenn Im Rathaws gemawert habn."

[6] Im Jahre 1472 heißt es „die kuchen awf den gankel Jn Rothaws." 1566 „am newen zimmer da man auff den Ratturn geet neben der großen kuchen."

[6] Im Jahre 1478 heißt es „bei den Scherladen in dem Rothaws." Im Jahre 1485 hatten Hans Tuchschehrer, Ruprecht Scherer und Jörg wuerichter diesen Laden um den Jahreszins von 17 Pfund Denare gemiethet. Im Jahre 1487 trug diese Räumlichkeit der Stadt 7 Pfund, 1489 blos 5 Pfund, 1493 abermals 7 Pfund Denare an Miethe ein: 1496 aber zahlten mert und larentz scherer 11 fl. 2 Sch. für dieselbe Miethe.

[7] Ein ersamer Rat, dingt Maister Jakobn Täb Mawrer, aus den alten Scherladen, die newe Wachstubn Im Rathaws, mit Pfeilern von grundt aufzufueren 62 Thl.

[8] Im Jahre 1480 zahlte der Kämmerer dem Zimmermeister Wolfgang und dessen beiden Gesellen den Lohn dafür „das Sy an der Mül Haws in den Rathaws, der Rosmüel gearibait habn." 1513 heißt es vom Müller Stephan und dessen Gesellen „In dem Rathhaws dy müell zugericht zu dem mallen."

Synagoge wieder untergebracht wurde.[1] Gleichfalls im Hofe befand sich ferner die Bierlaube, in welcher die Stadt das auf Speculation gekaufte und in den Kellern des Rathhauses eingelagerte Bier ausschenkte.[2] Andere Räumlichkeiten der Keller dienten als Kerker[3] und Folterkammer.[4] Auch der Henker hatte seine Wohnung im Rathhause,[5] und an der Ecke desselben nach dem Platze zu stand der „Stock" oder der Pranger.[6] Die Räumlichkeiten des Thurmes fanden ebenfalls ihre Verwendung; im oberen Stockwerke desselben wohnten die Thurmwächter, während jene Räumlichkeit im ersten Stocke, in welchem sich gegenwärtig der eine Saal des städtischen Museums befindet, als städtische Kapelle eingerichtet war.[7]

Ob auch das Zeughaus im Rathhause untergebracht war, ist fraglich. Jedenfalls muß man annehmen, daß dasselbe in der inneren

---

[1] Im Jahre 1448: Die wochen Michaelis verlaut die alt Roßmuel im Rathaws abzutragen.

[3] Im Jahre 1478 zahlte der Kämmerer dem Fuhrmann Glück 21 Denare, „das er das lawb in das Rathaws zu der pierhütten gefuert hat."

[3] Die „Löwengrube" und die „schwarze Stube" für schwerere Verbrecher, für leichtere das sogenannte „Zigeunerzimmer." Letzteres wird zuerst i. J. 1506 in den Stadtrechnungen erwähnt „gemacht an dy Zygeinerin zween schlüssl, zw zween schlossen." 1509 „eingesetzt in der Zigeunerin, In den Ofen 17 new kachel" 1510 „beschlagn den großen stokh In der Zigeinerin, mit panthen und grossen khetten".

[4] Examinierkeller.

[5] Im Jahre 1370 wurde die Wohnung für den Henker in dem auf den Batthyánnyplatz hinausgehenden Theile des Rathhauses eingerichtet. Im XV. Jahrhundert gedenken die Stadtrechnungen öfters derselben; so erhielt i J. 1434 der Glaser Kaspar 48 Denare „das er In der Scherigstuben gemacht hat den Nachrichter 8 glaßscheiben." 1441 „Item 15 grosse nerib In dy Scherigstubn, zu den gefangenen." Im Jahre 1478 unter dem Namen Scheregenhaws erwähnt.

[6] Derselbe wird zwar erst 1540 erwähnt, hat jedoch unzweifelhaft bereits früher bestanden. „Den Stock am eck am rathaws beschlagen."

[7] Im Jahre 1443 wurde eine Wachskerze gekauft „das man benützt hat zum heiligtum Im Rathaws, als man das den pischolf von Gran zaiget." Ferner „Bartlme Slosser umb das geschmid zu den Almer zum heiligtum . . . Item und 3 Slössel zu drein laden, auch zum heiligtum . . . Item und für das Gatter auch zum heiligtum" Später kaufte der Kammerer „drey lange Stab Chertzen vor das heiligtum." 1444 nahm der Kämmerer einen Mann auf „der den thurn Im Rothaws kärt hat, der In das heiltum leit" Ebendaselbst wird erwahnt, daß Ludwig Kunigsfelder 34 Denare verrechnet habe „das er für uns aus hat gebn Im Rothaws zu Messen, da das Heiligtum leit, als die Herrn an der Raitung sind gesessen, umb wachsen Kertzen, etzlich Zeit zum messen"

Stadt gelegen und eingerichtet gewesen sein mußte, da es für die Vertheidigung der Stadt gegen feindliche Angriffe unumgänglich nothwendig war, daß das Zeughaus zur Zeit einer Belagerung der wehrhaften Bürgerschaft leicht zugänglich sei. Aus den auf das Zeughaus bezüglichen Daten ergibt sich das Eine als unzweifelhaft, daß es in diesem Zeitraume zwei Zeughäuser in der Stadt gegeben habe, ein altes und ein neues. Letzteres mag, wie es scheint, um die Mitte des XV. Jahrhunderts erbaut worden sein, da im Jahre 1451 schon der alte Pürenhof erwähnt wird. In demselben wurden noch im Jahre 1440 die Mörser verwahrt;[1] im Jahre 1451 benützte man es bereits zur Unterbringung des städtischen Heues;[2] im Jahre 1457 waren die für die königliche Küche bestimmten Ochsen daselbst eingestellt;[3] noch später im Jahre 1525 befand sich dort der Werkplatz der städtischen Zimmerleute.[4] Demnach läßt sich kaum daran zweifeln, daß man die Stelle des alten Pürenhofes im zweiten Hofe des gegenwärtigen Rathhauses, in dem an dasselbe anstoßenden ehemaligen Apponyihause anzunehmen habe; denn da man laut der obenerwähnten Angabe aus dem Jahre 1451 aus dem Hofe des alten Zeughauses Heu in das Rathhaus geführt hatte, konnte dasselbe nicht im Rathhause selbst gelegen gewesen sein. Dazu kommt noch der weitere Umstand, daß laut der Stadtrechnungen des Jahres 1521 der alte Pürenhof neben dem Rathhause gelegen war.[5] Unsere Annahme wird überdies noch dadurch bestärkt, daß die Fenster sowie die Thüre dieses Pürenhofes auf die Gasse,[6]

[1] Im Jahre 1440 schreibt der Preßburger Bürger Peter Jungettl von der Königin Elisabeth, bei der er zur Audienz gewesen war „dy puren, oder den mörser, der inn puren hoff ist, hott sy ewer weishait (d. i. dem Stadtrath) geben zu der stat, dorumb wyrt sy dem span schreiben, das er ewch damit ungehindert wert lassen.“ Dipl. Pos. II, 193.)

[2] Item hab wir gehabt pey denn Stat wagn 2 aribater In den alden puren hof dy Hew awf den wagn habn helfen vaiin, das man In das Rathaus gefürt hat (Preßb Ztg. 1877, Nr 28.)

[3] 2 schaff, daraws man des kunigs Oxen Im alden pugsenhoff zu trinkhen hab gebn. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 28.)

[4] Den zymerlewten das sy bei den alden püxenhof die schlacht steken aus gezimert. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 28.)

[5] In den Stadtrechnungen d. J. 1521 heißt es „den Poden im Rathhaus auszuhaken, darneben im Püxenhof auszuzymern“ (Preßb Ztg. 1877, Nr. 28.)

[6] Im Jahre 1454 heißt es „habn gehabt besunder Im alden püxenhof pey den Mawrern ain Morter macher,

also auf die gegenwärtige Apponyigasse hinaus giengen, was ebensowohl jenem Theile des Rathhauses, in welchem sich gegenwärtig das städtische Archiv befindet, als auch dem zweiten Hofe desselben, sowie der Lage des gewesenen Apponyihauses selbst entspricht. Das neue Zeughaus dagegen befand sich vor dem Michaelerthore, innerhalb des zum Schutze desselben errichteten Vorwerks, wie es auch in der Merian'schen Ansicht (1638) zu erkennen ist. Dasselbe wurde im Jahre 1526 renoviert, indem man es mit Ziegeln deckte, eine Giebelmauer aufführte und in demselben Fenster einsetzte.[1]

Verlassen wir nunmehr das Rathhaus und setzen wir unsere Umschau auf dem von demselben seitwärts gelegenen Franziskanerplatze fort. Dieser sich langhin erstreckende Platz hängt, wie bereits erwähnt, mit dem Hauptplatze zusammen und steht an seinem oberen Theile durch die vormalige Schlosser- (jetzt Römer-) gasse, und an seinem mittleren Theile durch die Corvinus- (früher Schneeweiß-) gasse mit der Michaelergasse, anderseits durch die Franziskanergasse mit der Ursulinergasse in Verbindung. Dieser Platz hatte unzweifelhaft schon im XIV. Jahrhundert seine gegenwärtige Gestalt und umfaßte mehrere namhafte Gebäude. Vor allem das Franziskanerkloster, welches, wenn auch in anderer Gestalt als das durch Um- und Ausbauten gänzlich veränderte gegenwärtige Gebäude, doch dieselbe Stelle einnahm, wie dieses. Demselben gegenüber zieht ein alterthümliches Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich, für dessen hohes Alter nicht nur das gekrümmte fast baufällige Aussehen seiner Mauern, sondern auch sein auf Kragsteinen ruhender Erker zeugen. An demselben befand sich noch im vorigen Jahrhundert ein Thurm mit der Aufschrift: Optima Sapientia, meditari mortem, d. i. die beste Weisheit ist, an den Tod zu denken. Wir werden gut daran thun, dieses Thurmes nicht zu vergessen, da uns derselbe bei der Nachforschung nach den einstigen Besitzern dieses Hauses als Fingerzeig dienen kann. Laut einer Urkunde d. J. 1347 bezeugten nämlich Damian

das dy die fenster und die thür gegen der Gaßn vermawert habn." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 28.)

[1] „Albrecht ziegler, das New zewghaws zu dekhen." Und weiter „Maister Georgen Mawrer und Maister Thoman Raizesdorf, das sie am newen zeughaws die gipl Mawern aufgefuhrt, fenster eingesetzt" (Stadtrechnungen Preßb. Ztg. 1877, Nr 28.)

Eysenreich, der Bruder des Richters von Sundorf weil. Konrad, ferner Martin Tulmetsch, desgleichen Peter und Johann, die Söhne des Jakob Strucz, mit Lorenz und Peter, den Söhnen des Jakob Peter, sowie mit Michael, dem Schwiegersohne Peters, vor dem Rathe der Stadt, daß sie das in der Stadt Preßburg dem Minoritenkloster gegenüber gelegene und ihnen als Erbe zugefallene Haus des weil. Konrad von Sundorf um 130 Pfund alter Wiener Denare an den Stadtrichter Jakob Dieporti und dessen Erben verkauft haben.[1] Da nun das Minoritenkloster ein und dasselbe ist mit dem Franziskanerkloster, läßt es sich leicht errathen, daß das hier in Rede stehende Haus kein anderes sein könne, als jenes obenerwähnte alterthümliche Gebäude. Dafür spricht jedoch auch noch eine spätere vom 1. November des Jahres 1378 datierte Urkunde in bestimmter Weise, laut welcher Nicolaus, der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob, sammt seinen Erben ihr Haus mit dem alten Thurme, welches mit seiner Fronte und der rückwärtigen Seite auf dem Platze in der Nähe des Rathhauses gelegen war, für eine Schuld von 400 Goldgulden dem Pilifer Abte verpfändet hatte.[2] Diese Urkunde erwähnt demnach nicht nur des Thurmes, sondern erweist es auch zugleich unzweifelhaft, daß der Franziskanerplatz im XIV. Jahrhundert als Platz bezeichnet wurde, mithin einen ergänzenden Theil des Hauptplatzes und mit diesem zugleich den städtischen Ring, den großen Hauptplatz oder Markt der inneren

---

[1] domum quondam Conradi de Sundorf, jacentem in Civitate nostra (nämlich Posoniensi) ex opposito monasterii fratrum Minorum, que ad ipsos jure hereditario, per mortem quondam Margarete predicti Conradi de Sundorf, filie, noscitur pervenisse, um 130 Pfund alter Wiener Denare verkauften discreto et honesto viro domino Jacobo dyeporti tunc temporis Iudici nostro et eius heredibus. (Dipl. Pos. I, 228—29.)

[2] 1. Nov. 1378. Eine Urkunde der Stadt Preßburg bekundet, quod Nicolaus, filius Jacobi, condam iudicis Posoniensis, confessus fuisset, daß er sammt seinen Erben dem Pilifer Abte Heinrich folglich der Abtei 400 Goldgulden schulde. Pro quibus cum bona voluntate heredum suorum pro pignore obligasset domum suam cum antiqua turri, cum anteriori et posteriori parte in dicto Posonio iuxta forum et aciem in vicinitate pretorii, ita quod quatenus quousque ipse Nicolaus dictam pecuniam eidem abbati et conventui persoluere posset, ipsi eandem domum possidere ac fructus eiusdem pro se percipere valeant. (Békefi: Die Pilifer Abtei (ung.) II, 274.)

Stadt, gebildet hatte. Charakteristisch für die Topographie dieses Hauses ist der Umstand, daß dasselbe mit seiner Fronte und der rückwärtigen Seite nach dem Platze zu gekehrt war, während es gegenwärtig nur die Fronte dem Franziskanerplatze zuwendet. Nehmen wir jedoch an, daß das an der Seite desselben angebaute Haus im XIV. Jahrhundert noch nicht bestand, dann konnte der rückwärtige Theil desselben thatsächlich nach dem Platze zu hinaus gestanden haben, so daß es an der Einmündung der Corvinusgasse in den Franziskanerplatz ein Eckhaus gebildet hatte. Dieser Annahme zufolge hatte der Franziskanerplatz mit der vormaligen Schneeweißgasse an dieser Stelle einen stumpferen Winkel gebildet, wodurch uns zugleich auch jene Angabe der Urkunde verständlich wird, laut welcher dieses Haus in der Nähe des Rathhauses gelegen war; nur hat man unter diesem Rathhause nicht das gegenwärtige Gebäude, sondern das frühere Rathhaus, das sogenannte alte Haus zu verstehen.

Von dem in Rede stehenden alterthümlichen Hause (gegenwärtig im Besitze des evangelischen Conventes) wissen wir ferner, daß der mit dem Thurme versehene Theil desselben im XV. Jahrhundert von den Angehörigen der Familie Gailsam bewohnt war, welche über dasselbe auch letztwillig verfügten. So vermachte Martin Gailsam im Jahre 1489 sein Haus am Platze mit dem Thurm[1] seiner Gattin, welche, nach dem Tode desselben in zweiter Ehe an Jobst Kesman vermählt, dieses Haus im Jahre 1501 wieder zu einem Drittheile ihrem Gatten Jobst, zu zwei Drittheilen aber ihrem Sohne aus erster Ehe, Johann Gailsam, letztwillig hinterließ.[2] Im Jahre 1517 verfügt Johann Turner in seinem Testamente die Auszahlung von 3 Gulden an Agnes, die Tochter seines Bruders und Gattin des Schusters Veit, welche in dem mit einem Thurme versehenen Hause der Frau Gailsam wohnte.[3] Dieses Haus war demnach noch im XVI. Jahrhundert im Besitze der Familie Gailsam, und die

[1] Darnach das haws am platz mit dem Turn dar Inn ich wonund pin. (Prot. Test. I, 219/a.)

[2] Mein haus dor Inn ich pin vnd won auf dem Platz. (Prot. Test. I, 280/a.)

[3] Meines Brudern Tochter, genannt Agnes, ain hausfrau Veit Schuesters, in der Gailsamin haws, im Turrn ytz gesessen. (Prot. Test. I, 371 a.)

aus den Testamenten soeben angeführten letztwilligen Bestimmungen bestätigen zugleich die von uns bereits früher ausgesprochene Behauptung, daß der Franziskanerplatz, ebenso wie der Hauptplatz, im XV. und XVI. Jahrhundert mit dem Namen Markt oder Platz bezeichnet worden war.

Gehen wir nun auf das obenerwähnte alte Haus über.

Dieses sogenannte alte Haus auch unter dem Namen Pauer'sches Haus bekannt, stand an der Stelle, wo sich gegenwärtig die Redaction des „Westungarischen Grenzboten" befindet. Das Äußere desselben erscheint zwar weniger alterthümlich, umsomehr das Innere mit seiner Thorhalle und den zu den Stockwerken hinaufführenden Steintreppen. In demselben wurden ursprünglich die Rathsversammlungen abgehalten, und die Benennung „das alte Haus" stammt daher, weil der Stadtrath aus demselben später in „das neue Haus" oder in das gegenwärtige Rathhaus übersiedelte. Daß im alten Hause auch noch im XV. Jahrhundert amtliche Functionen von Seiten der Stadt vorgenommen wurden, ist aus Daten erweisbar. So wissen wir, daß im Jahre 1419 die städtische Rechnungslegung daselbst stattgefunden hatte,[1] daß im Jahre 1439 die städtische Wage dort aufgestellt war,[2] daß die Stadt im Jahre 1457 an demselben verschiedene Ausbesserungen vornehmen ließ,[3] sowie daß endlich noch im Jahre 1478 die Wachstube der Stadtsöldner sich dort befand.[4] Wann dieses Haus aus den Händen der Stadt in Privatbesitz übergieng, vermögen wir nicht zu bestimmen; nur soviel ist sicher, daß sich dasselbe schon vor dem Jahre 1470 thatsächlich im Besitze des Thomas Hamer befand, aus dessen Händen es noch in demselben Jahre in den Besitz des Wolfgang Forster übergieng. In diesem Jahre erklärte Franz, Abt von Pilis, vor dem Preßburger

[1] In den Stadtrechnungen dieses Jahres heißt es: Die raytung ist geschehen Im alten Hawse (Dipl. Pos. I. 484.)

[2] Item 6 aribatern dy das Kupher zu der wog ... In der Hans pawryn Haws getragn habn In den newen Thurn (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 2.)

[3] Morter (d. i. Mörtel) auf den wagen fassen zum Estrich In das Rathaws In der Hans Pawerin Haws, vor der grossen Stubn. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 33.)

[4] In der Hans pawer Haws, In der Söldner Stubn 14 kachl per 2 D. Und weiter: Item 2 Raem zum Sliemen (Vorhänge) den Söldnern In das Rothaws In der Hanns pawerin Haus, zu der Stuben 35 D. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 33.)

Capitel, daß er zufolge eines gegebenen Darlehens eine Forderung von 400 Goldgulden, sowie einen Anspruch von 8 Goldgulden an Zinsertrag auf dieses Haus habe.[1] Im Jahre 1494 vermachte Thomas Behem einer im alten Hause wohnhaften Tuchscheererin 8 Gulden.[2] Im Jahre 1507 wird der Tischler Johann als einer der Bewohner dieses Hauses erwähnt.[3]

Als bemerkenswerthe Thatsache sei an dieser Stelle noch angeführt, daß es in der obenerwähnten Urkunde vom 29. Juni 1470 vom alten Hause heißt, dasselbe sei mit seiner Fronte nach dem Platze zu gekehrt. Da nun das alte Pauer'sche Haus, an dessen südlicher Seite das große Gebäude der Finanzdirection angebaut ist, gegenwärtig auf dem Franziskanerplatze und nicht auf dem Hauptplatze steht, ist dies ein neuer Beweis dafür, daß man unter der Benennung: Platz oder Markt vor Zeiten nicht nur den gegenwärtigen Hauptplatz, sondern auch den Franziskanerplatz mitumfaßt habe.

Auf demselben Platze haben wir außerdem aber auch noch den alten Fischmarkt, sowie den alten Brotplatz anzunehmen. Ersterer befindet sich gegenwärtig in der Nähe der Donau zwischen der neuen Synagoge und dem ehemals städtischen Bräuhause, Letzterer hingegen in der Nähe des Lorenzerthores, seitwärts vom Marktplatze, gegenüber der Spitalgasse, hinter den Fleischbänken, beide mithin an solchen Orten, welche außerhalb der alten Stadtmauer liegen. Vor Zeiten jedoch lagen beide Plätze innerhalb der städtischen Ringmauern. Namentlich wird

[1] Am 29. Juni 1470 erklärte Franz, Abt von Pilis, vor dem Preßburger Capitel: quomodo ipse a predecessoribus suis totusque conventus eius, claustri eiusdem quasdam summas pecuniarum, super quasdam domos in civitate Posoniensi existentes habitas, unam videlicet antiquam domum nominatam, in facie circuli sitam, que condam Thome Hamer dicto profuisse, nunc autem apud manus circumspecti viri Wolfgangi Fforster, civis iam dicte civitatis Posoniensis, haberi asseritur, quadringentos florenorum auri in auro, haberet, et adhuc absque eadem summa pecuniarum censum annualem in eadem antiqua domo octo florenorum auri haberet sibi ex eadem provenire debentes. (Békefi: Die Pilijer Abtei (ung.) I, 428—29. Originalurk. im Preßb. Capitelarchiv. Capsa XXXIII. Nr. 33.)

[2] der Tuchschererin Im alten Haws wonhaft. (Prot. Test. I, 241.

[3] In den Stadtrechnungen dieses Jahres wird „maister Hansen tischler Im alten Haws" erwähnt.

der **Fischmarkt** bereits im Jahre 1373 als der Platz erwähnt, an dessen Anfang ein den Söhnen des gewesenen Stadtrichters Jakob, Stephan und Paul, gehörendes abgebrannte Haus stand. In diesem Hause hatte vor dem Brande der Preßburger Apotheker Matthias Prand gewohnt, welcher das durch Feuer gänzlich zerstörte Haus um 75 Pfund damals gangbarer Denare für immerwährende Zeiten erkaufte.[1] Laut dieser urkundlichen Angabe mußte der Fischmarkt unzweifelhaft in der Nähe des Hauptplatzes gelegen gewesen sein, da der durch Feuer verwüstete Edelhof der Brüder Stephan und Paul in der Nähe eines andern ebenfalls ihnen gehörigen, früher von Johann Jung bewohnten Hauses, und dem des Stadtrichters Jakob gelegen war. Das Haus des Stadtrichters Jakob aber war das schon früher erwähnte alte, mit einem Thurme versehene Haus des gewesenen Stadtrichters Jakob Dieporti gegenüber dem Kloster der Franziskaner, was auch durch eine frühere vom Anfang Juli zwischen 1360—69 datierte Urkunde bestätigt wird. Laut dieser Urkunde überließ nämlich Stephan, der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob, in seinem Namen und in dem seines Bruders Paul von mütterlicher Seite, den in Preßburg **vor dem Kloster der heil. Jungfrau** und hinter dem Edelhofe des Nicolaus Plekenfeld gelegenen Curialgrund an Paul von Perungarn, einen Dienstmann des Grafen Konrad von Wolfurth, im Tauschwege für einen in Wieselburg gelegenen freien Curialgrund.[2] Das hier erwähnte

[1] quandam curiam seu fundum curie ipsorum, in Civitate Posoniensi circa **forum piscium** in acie in vicinitate videlicet alterius domus ipsorum, in qua Johannes Jungh kuependum olym comorasset ex una parte vero ex altera in vicinitate domus seu Curie Jacobi nunc Judicis dicte Civitatis Posoniensis sitam et adjacentem, per ignis incendium usque ad fundamentum miserabiliter combustam, vacuam et edificiis penitus destitutam, quam quidem curiam ipsorum Prandinus dictus Mathias Apotecarius in dicta Civitate Posoniensi prius ante suam combustionem inhabitasset, per predictum condam Jacobum Judicem patrem ipsorum bone memorie, perpetuo suo aniversario sub certo servicio ipsis derelictam predicto Prandino dicto Mathias, necnon Domine Anne uxori sue und deren Erben verkauft haben. (Dipl. Pos. I, 430—433.)

[2] Zwischen 1360—69 am Anfang Juli: Stephanus condam Jacobi Judicis Posoniensis in sua et Pauli fratris sui vterini personis überließ im Tauschwege fundum Curie ipsorum in Civitate Posoniensi **ante claustrum beate virginis**, videlicet retro curiam Nicolay Plekenheld situm et habitum cum omnibus edificijs in eodem ha-

Kloster der heil. Jungfrau ist das Franziskanerkloster, und somit wird es aus diesen Daten ganz klar ersichtlich, daß das eine der den Brüdern Stephan und Paul gehörenden Häuser auf dem Fischmarkt vor dem Kloster der Franziskaner d. i. diesem gegenüber lag. Diesem sei noch hinzugefügt, daß Jakob Aigner jun., welcher seinen am Platze gelegenen Hausantheil seinem Bruder Johann vermachte, ausdrücklich bemerkt, daß dasselbe am Platz am Fischmarkt gelegen sei.[1]

Wenn das erwähnte Prand'sche Haus vor dem Franziskanerkloster hinter dem in der Michaelergasse gelegenen Hause Blikindihells und neben dem mit einem Thurme versehenen Hause des Richters Jakob Dieporti gelegen war, können wir uns die Lage desselben an keiner andern Stelle denken als an jener, welche gegenwärtig von dem an der Ecke des Franziskanerplatzes und der Römergasse befindlichen v. Szirányi'schen Hause eingenommen wird. Dasselbe wurde zwar erst im Jahre 1765 erbaut, an seiner Stelle stand jedoch im XV. Jahrhundert der sogenannte Weitenhof. Derselbe wird in den Stadtrechnungen des Jahres 1459 erwähnt,[2] seiner wird jedoch auch in Aufzeichnungen aus dem XVI. Jahrhundert häufig gedacht. Wie schon der Name zeigt, muß dieser Hof von ziemlich bedeutendem Umfange gewesen sein, welcher, wie es die Aufzeichnungen in den Stadtrechnungen unzweifelhaft erweisen, im XVI. Jahrhundert sich im Besitze der Stadt befand. Für uns hat derselbe nur insofern Interesse, als wir aus seiner Lage entnehmen können, daß der alte Fischmarkt am oberen Ende des Franziskanerplatzes gelegen war.

Daß ferner auch der Brotplatz seine Stelle auf dem alten Platze gehabt habe, ist aus den Stadtrechnungen ganz deutlich zu ersehen. Laut derselben wurden im Jahre 1445 an zwei Arbeiter, welche den

bitis cum redditibus perpetui census quatuor librarum singulis annis de quibusdam mansionibus in platea Slutorgaz vocata extra muros Civitatis Posoniensis provenire debentibus an Paul von Peryngarn, einen Dienstmann des Grafen Konrad v. Wolfurth. Dieser dagegen überließ ihnen quandam curiam suam liberam seu laneum integrum in Mosonio existentem. (Vaterl. Dipl. (ung.) 287—88.)

[1] Meinen tail haws Am platz. Am vischmargkh gelegen. Mitsambt dem hinttern Tail haws, etwan Lorennts pegken. (Prot. Test. I, 361 a.)

[2] hab wir gehabt ain aribater im weytten Hoff (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 2.)

Straßenkoth bei den Brotbänken auf dem Platze zusammengekehrt hatten, 22 Denare bezahlt;[1] die aus dem Jahre 1491 wieder erwähnen des auf dem Platze bei den Brotbänken aufgeschlichteten Holzes.[2] Diese Buden standen unterhalb des Fischmarktes, dort wo der Franziskanerplatz an den Hauptplatz angrenzte, zeitweise jedoch, wie wir später sehen werden, auch an einem andern Orte. Hier sei nur noch erwähnt, daß auf dem Franziskanerplatze auch das Haus des berühmten Stadtrichters Ludwig Kunigsfelder stand,[3] dessen Stelle wir aber nicht mehr bestimmt anzugeben vermögen, obwohl es aller Wahrscheinlichkeit nach in der zwischen dem Franziskanerkloster und dem Rathhause gelegenen Häuserreihe gestanden haben mag. Die in der Nähe des Rathhauses gelegene gegenwärtige Jesuitenkirche bestand zu jener Zeit noch nicht, da diese Kirche erst im Jahre 1637 erbaut wurde. An der Stelle derselben befand sich das Haus der berühmten Familie Armbruster. Ebenso schwer ist es, von dem in den Stadtrechnungen des Jahres 1520 erwähnten Hause des Georg Blesch zu bestimmen, ob die Lage desselben auf dem Hauptplatze oder aber am Franziskanerplatze anzunehmen sei.[4]

Seitwärts vom Hauptplatze sowie vom Franziskanerplatze liegt der Batthyánnyplatz, zu welchem der Zugang durch die enge Rathhausgasse führt. Auf demselben erhebt sich der Primatialpalast und diesem gegenüber das stattliche Jesuitenkloster, zum Theil auch das umfangreiche Kloster der Ursulinernonnen mit seiner südlichen Ecke, während derselbe an der westlichen Seite von der Blindmauer der rückwärtigen Seite des Rathhauses begrenzt wird. Dieser Platz bestand schon in der Zeit vom XIII.—XVI. Jahrhundert, obwohl er namentlich erst im XIV. Jahrhundert erwähnt wird. Zu jener Zeit bot dieser Platz jedoch ein ganz anderes Bild als heute, wo derselbe durch seine Regelmäßigkeit und die daselbst sich erhebenden stattlichen Gebäude einen stimmungsvollen Eindruck auf den Beschauer macht. Die gegenwärtig auf demselben stehenden Gebäude stammen sämmtlich aus neuerer Zeit,

[1] hab wir gehat 2 aribater, dy das kot pey den protpenkchen auf den platz zu Samen geckert habn, yeden 11 denare.

[2] Als man das Holz am platz bei den protpenkhen über ein ander kugelt hat.

[3] Preßb. Ztg. 1877, Nr. 2.

[4] am platz vor des vlesch Jörgen Haws.

so daß vielleicht nur die Traditionen des einst im Besitze der Familie Beheim gestandenen dreistöckigen Hauses, in welchem sich die Staats-Oberrealschule befindet, in den von uns hier behandelten Zeitraum zurückreichen mögen. An der Stelle des gegenwärtigen Primatialpalastes stand auch schon zu jener Zeit der erzbischöfliche Palast, welcher unter dem Namen: des Bischofs Haus bekannt war. Derselbe wird bereits im Jahre 1370 erwähnt.[1] Hinter diesem, nach der Lorenzerthorgasse zu stand der bereits oben erwähnte erzbischöfliche Zehenthof. Unzweifelhaft war der alte erzbischöfliche Palast viel kleiner und unansehnlicher als das gegenwärtige, vom Primas Batthyány mit fürstlichem Geschmacke und mit verschwenderischer Pracht aufgeführte Gebäude. Der gegenwärtig äußerst stille Platz, dessen Ruhe nur während des Schuljahres von dem in den Zwischenstunden daselbst sich entwickelnden lärmenden Treiben der die Realschule besuchenden Jugend unterbrochen wird, war jedoch vor Zeiten viel belebter, da nach dem Jahre 1370 die vom Hauptplatze abgeschafften Verkaufsbuden der Fleischer und Bäcker hier ihren Standort hatten. Von diesem Jahre an führte dieser Platz denn auch den Namen: der Platz bei den Fleischbänken, wie dies aus einzelnen Angaben der Testamente ersichtlich ist.[2] Später, im XVI. und XVII. Jahrhundert wurde der Platz Traidmarkt d. i. Getreidemarkt benannt, was die Stadtrechnungen des Jahres 1578 ganz unzweifelhaft erweisen, laut welcher die Zeigertafel der Thurmuhr am Rathhause gegen den Getreidemarkt zu neu gemalt wurde.[3] Noch später erhielt dieser Platz den Namen Johannisplatz nach der auf demselben aufgestellten Statue St. Johanns von Nepomuk, bis derselbe endlich gelegentlich der in jüngster Zeit vorgenommenen Neubenennung der Gassen und Plätze den Namen Batthyánnyplatz erhalten hatte.

---

[1] des Pischolfs haws von Gran. (Dipl. Pos. I, 399.)

[2] Im Jahre 1453 vermacht Wiltpolt Gundaker seiner Gattin „mein haws mit aller seiner zugehorung vnd gerechtichait das da gelegen ist in der Stat prespurg bey den fleischpenkn zenachst des Jacob Hamburger hawsung frey und ledig.“ (Prot. Test. I. 78 und 79.) 1471 macht „hanns weber von prespurgh gesessen heußlich unter den fleischpengken“ Testament, in welchem er über sein Haus verfügt. (Prot. Test. I. 159.

[3] die 2 hulzernen zeiger Tafeln am Ratturn gegen den Traidmarkt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr 36.)

Auf diesem Platze standen außer dem Primatialpalaste im Mittelalter auch noch andere Gebäude, namentlich die Häuser Gundackers, Hamburgers und Jakob Webers. Hier war ferner auch jener Hofgrund gelegen, welchen die Stadt im Jahre 1370 von Nicolaus, dem Sohne Johanns von Tirnau, theils zu dem Zwecke gekauft hatte, um die vom Hauptplatze hieher verlegten Fleisch- und Brotbänke unterbringen zu können,[1] theils um daselbst eine Wohnung für den Nachrichter sammt einer Räumlichkeit für den städtischen Kerker einzurichten. Der Stadtrath hatte nämlich mit Rücksicht darauf, daß es der Stadt an einer eigenen Räumlichkeit zur Unterbringung des Kerkers sammt der Wohnung für den Nachrichter fehle, im Jahre 1370 auf dem hinter dem Rathhause gelegenen Platze, dem gegenwärtigen Batthyánÿplatze, in dem von Nicolaus, dem Sohne Johanns von Tirnau, erkauften Hause für immerwährende Zeiten eine Wohnung für den Nachrichter eingerichtet.[2]

Außer den bereits angeführten Plätzen der Altstadt haben wir noch den Domplatz zu erwähnen, welcher den Dom an der nördlichen,

[1] Im Jahre 1370 macht der Richter der Stadt Preßburg kund „Daz unser Herre der Chonig gepot, daz man die fleischpaenkche und auch Protpenkche, die auf dem Markcht gelegen waren, solt furder Tun, und unser Here der Chunig dieselben Penkche fürbaz do nicht hoben wolt, do müst der Richter und der Rat darnach achten, daz arm und reich daran nicht gesawmt wern, und bedacht sich auch der Richter und der Rat, und bestunden ain ganeze Hofstat ewichleichen umb einen ewigen dienst, von Nichlasen dez Jansens sun von Tirna, und dez Richters swester sun ze Prespurch, purger ze Prespurch und von seinen erben, und dieselb Hofstat leit hinder Stephans und Pawls dez alten Richter Sune haws, daz do haizt das New haws und auch zenest des Pischolfs haws von Gran, do man auf gepawt hat vierzich fleischpenkche, die ewichleichen do sein sullen und denselben vierezich fleischpenche schullen dienen Sibenzehen fleischpentche alle Jar und alleweg auf die Weinachten ye die fleischpenkche vierzich phenninge die gybich und gebich zu Prespurch sint, und wer dieselben Siebenczehen Penkche in nucze und in gewer inne habent.“ (Dipl. Pos. I, 399—400.)

[3] „Auch bedachten sich der Richter und der Rat, das die Stat chayn aigen vanchnuzze noch Scherigstuben nicht enhet.“ Aus diesem Grunde errichteten dieselben „ain Scherichstueben, die ewichleichen der Stat ze nücze do beleiben sol und also beschaidentleichen, wer do Nachrichter ist, daz der schol dem Nichlassen (des Jansen sun von Tirna und des Richters swester sun, von welchem nämlich die Stadt das Haus auf dem Batthyánÿplatze gekauft hatte) und seinen erben dovon ewichleichen dienen und raichen alle Jar 8 phundt pheninge“ an St. Georgs- und St. Michaelstage „und auf einen yegleichen dienst Tag drew phunt Pheninge an Achezig phenninge ꝛc.“ (Dipl. Pos. I, 400—402.)

östlichen und südlichen Seite umgibt und in seinem südlich gelegenen Theile sich zu einem schönen, großen Platze erweitert. Nach Durchführung der in Angriff genommenen Regulierung desselben, sowie der äußeren Restaurierung der Kirche selbst wird dieser Platz unstreitig einer der wirkungsvollsten Plätze unserer Stadt sein. Wirkungsvoll war er gewiß auch bereits vor Zeiten, doch war die äußere Gestalt desselben von der gegenwärtigen bedeutend verschieden. Gegenwärtig bildet derselbe einen vollkommen freien Platz, welcher auf der einen Seite von dem auf der sanft ansteigenden Höhe sich erhebenden Dome, an zwei Seiten aber von den Fronten zweistöckiger Häuser in gefällig ebenmäßiger Weise begrenzt wird. Im Mittelalter war derselbe jedoch auch nach der Langengasse zu von einer Häuserreihe verdeckt und hatte demnach nicht einen offenen, sondern einen geschlossenen, so zu sagen versteckten Platz gebildet. Dieser Domplatz diente, wie überhaupt vor Zeiten die um die Kirchen herum gelegenen Plätze, als Begräbnißstätte und war der einzige Friedhof in der inneren Stadt, welcher sowohl gegen die Capitelgasse, wie gegen die Langegasse zu von einer Mauer umschlossen war, und wurde erst im Jahre 1778 als Friedhof aufgelassen und reguliert. Über diesen Friedhof haben sich mehrere Daten erhalten, aus denen man ersieht, daß zu demselben, ebenso wie heute, von der Langengasse aus eine Stiege hinaufgeführt[1] und in demselben auch mehrere Kapellen gestanden hatten. Noch vor dem Jahre 1324 hatte der Preßburger Bürger Hambotho hier eine Kapelle mit einem Beinhaus gestiftet und zu diesem Zwecke einen Weingarten, einen ganzen Acker[2] und 7 Pfund als jährliche Dotation in Geld vermacht.[3] Diese Kapelle ist offenbar dieselbe wie die der Heiligen Gotthard und Andreas, von welcher es in einer Urkunde des Jahres 1359 heißt, daß man mit dem Bau derselben auf dem Friedhofe zu St. Martin längst begonnen habe.[4] Die Einkünfte dieser Kapelle wurden

[1] In den Stadtrechnungen d. J. 1455 heißt es: sant merten Frentthoff. Und weiter: Item ain Platschloß zum Stübelein do dy Herrn zusammen Ju gahn, von sant Merten Frentthoff, durich Stieg. (Preßb Ztg 1877, Nr 71

[2] laneum integrum.

[3] pro Capella seu Carnario in cimeterio Ecclesie nostre construenda. Fejer: Cod. Dipl. VIII. II, 576.)

[4] Capella Sancti Gothardi et Beati Andree Apostoli coepta et

mit päpstlicher Genehmigung dem Custodiate des Preßburger Capitels zugewiesen.[1] An dem in der Kapelle befindlichen Altar wurden Messen gelesen.[2] Im Jahre 1478 ordnete Kaspar Horndl in seinem Testamente den Verkauf seines Hauses um den Preis von 200 Gulden auf 20 Jahre an und bestimmte von dieser Summe jährlich 10 Gulden für die Kapelle auf dem Friedhofe zu St. Martin;[3] derselbe machte außerdem auch noch ein Vermächtniß zur Einrichtung dieser Kapelle, sowie zur Ausbesserung der Fenster in derselben.[4] Im Jahre 1505 ordnete Konrad Frangk in seinem Testamente die Beisetzung seines Leichnams bei dem Brustbilde gegenüber der Kapelle im Friedhofe zu St. Martin an.[5] Im Jahre 1506 vermachte Jobst Keysmonn 60 Gulden für die Kapelle auf dem Friedhofe zu St. Martin.[6] Eine andere Kapelle in diesem Friedhofe war die St. Aegidienkapelle, deren Besuchern Thomas, Erzbischof von Gran, im Jahre 1514 einen vierzigtägigen Ablaß ertheilte.[7] In demselben Friedhofe befand sich auch das Beinhaus der Gottsleichnams-Bruderschaft, für deren an der Stiege des Friedhofes gelegene Häuschen, unter welchem wir offenbar eine Gruftkapelle zu verstehen haben, Margarethe Ferber im Jahre 1510 fünf Gulden vermachte.[8]

Dem bisher Angeführten zufolge war demnach die Eintheilung des Gebietes der Altstadt von der Zeit des XIII. Jahrhunderts an von der gegenwärtigen nur sehr unbedeutend verschieden, da das Straßennetz derselben, trotz der in neuerer Zeit entstandenen Bauten, nur

---

dudum inchoata aedificari, in cimiterio Ecclesie Salvatoris alias Sancti Martini, in Posonio.

[1] Fejér: Cod. Dipl. IX. III, 100.

[2] Laut der Stadtrechnungen d. J. 1496: Herrn Hans Jungettl briester, hab ich ausgericht 60 fl. von begen der lectur In der karner Capellen auf Sand Merten freytthoff. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 73.)

[3] zu der Capellen auff Sant Mertens freithoff.

[4] Prot. Test. I, 175.

[5] auf sand Merten pharkirchen freithof bej dem prustpild entgegen der kapellen. (Prot. Test. I, 313/a.)

[6] ze der Capellen in sand Mertin pharkhirchen auf dem freithof gelegen. (Prot. Test. I, 311/a.)

[7] Michael de villa Joannis primatis Thome in pontificalibus vicarius et Episcopus Moldaviensis indulgenciam ad 40 dies concedit omnibus Capellam S. Egidii in coemeterio Ecclesie S. Martini existentem visitantibus. Posonii 8 die mensis Juli 1514. (Dipl. Pos. I, 3. und III, 692.)

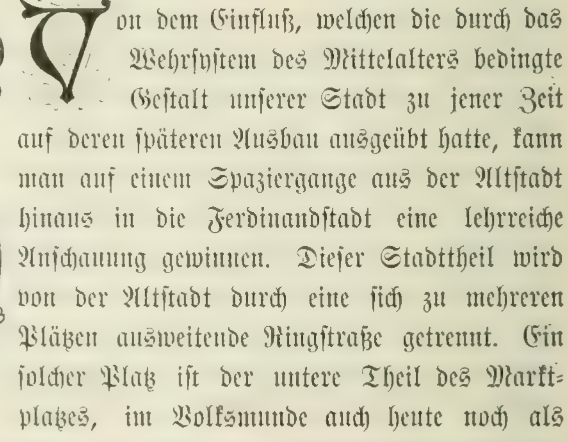
[8] Idem der gotleichnambs Zech benefrey als zw dem hewslen an der stiegen In den freythoff dar Zw schaff V. fl. (Prot. Test. I, 330.)

eine geringe Umgestaltung erfahren hat, wie dies auch die Richtung der einzelnen Gassen zur Genüge darthut. Denn die Altstadt hat eigentlich keine einzige, in gerader Richtung verlaufende Gasse aufzuweisen. Am meisten geradlinig ist blos die Lorenzerthorgasse und deren oberhalb der Fischerthorgasse verlaufende Fortsetzung, die Langegasse, obwohl selbst diese, fortwährend in Winkel gebrochen, vielmehr eine Wellenlinie bildet und bei einer Neuanlage gewiß eine andere Gestalt erhalten haben würde. Sehr auffallend ist sowohl bei der Lorenzerthorgasse wie bei der Michaelergasse der Anfang derselben. Beide sind im rechten Winkel gebrochen, wie es nach dem mittelalterlichen Wehrsystem allgemein üblich war, und es müßten in der That sehr wesentliche Umänderungen durchgeführt werden, um diese beiden Gassen ihres mittelalterlichen Charakters gänzlich zu entkleiden. Doch werden die finanziellen Verhältnisse unserer Stadt sich selbst noch im nächsten Jahrhundert kaum derart gebessert haben, um das, was im Mittelalter geschaffen worden, durch Vornahme von Expropriationen in größerem Maßstabe von Grund aus umgestalten zu können.

Nicht minder charakteristisch ist auch die Richtung der äußersten Gassen der Altstadt, welche in ihrer gegenseitigen Berührung mit einander in einem förmlichen Halbkreise um den von der Lorenzerthor- und der Langengasse gebildeten Durchmesser herum liegen. Die heutige Hummelgasse mündet in gebogener Richtung in die Franziskanergasse ein, diese wieder ebenso in die Römergasse (ehemals Schlossergasse), und Letztere in die Michaelergasse. Von hier aus bildet dann die Basteigasse die Fortsetzung des äußeren Gassenringes bis zur Klarissergasse, von da weiterhin durch die Bergel- und Capitelgasse, sowie durch den westlichen Theil der Pázmánygasse bis zur Zwingergasse, welche jedoch nicht mehr in der Form eines Kreisbogens, sondern im Winkel auf einander treffen, wie es durch den gleichfalls im Winkel gebrochenen Verlauf der alten Stadtmauer bedingt war. Die Zwingergasse ist gegenwärtig eine Sackgasse, da die Thüre, welche den Zugang zu derselben vom oberen Ende der Pázmánygasse aus vermitteln könnte, gesperrt ist und in den Garten eines dem kath. Patronate gehörenden Hauses führt. Vor Zeiten war jedoch die Communication hier keinesfalls abgesperrt.

IV.

Die innere Eintheilung der Stadt. Die Gassen, Plätze und Häuser der Vorstädte.



Von dem Einfluß, welchen die durch das Wehrsystem des Mittelalters bedingte Gestalt unserer Stadt zu jener Zeit auf deren späteren Ausbau ausgeübt hatte, kann man auf einem Spaziergange aus der Altstadt hinaus in die Ferdinandstadt eine lehrreiche Anschauung gewinnen. Dieser Stadttheil wird von der Altstadt durch eine sich zu mehreren Plätzen ausweitende Ringstraße getrennt. Ein solcher Platz ist der untere Theil des Marktplatzes, im Volksmunde auch heute noch als Grünmarkt- oder Hendlplatz bezeichnet, in dessen Mitte sich die prächtig vergoldete Bildsäule des heil. Florian erhebt. In der Nähe desselben befindet sich der von den kleinen Häusern der Fleischbänke verdeckte, geräumige Brotplatz. Weiter hinauf folgt der Marktplatz, einer der größten Plätze der Stadt, auf diesen der König Ludwigplatz und in der Fortsetzung desselben der Comitatshausplatz. Diese ganze Ringstraße sammt ihren Plätzen erhielt ihren Ausbau auf Grund der alten topographischen Verhältnisse der Stadt und bietet uns auch heute noch ein treues Bild von der Eintheilung des Gebietes in alter Zeit.

Der vor dem Michaelerthore befindliche Platz zwischen der Altstadt und der Ferdinandstadt hatte im Mittelalter sowohl durch die längs desselben sich hinziehenden Basteien und Gräben der Altstadt,

wie durch seine zu wirthschaftlichen Zwecken dienende Verwendung ein von dem heutigen wesentlich verschiedenes Aussehen. Die denselben gegenwärtig umgebende stattliche Reihe von Gebäuden, unter denen das Comitatshaus mit der an dasselbe anstoßenden Kirche zur heil. Dreifaltigkeit, weiter unterhalb das Bednaries'sche Haus, die langhin sich erstreckende Fronte des Klosters und Zinshauses des Ordens der barmherzigen Brüder, diesem gegenüber das Reidner'sche Haus und das königliche Postamt sich am meisten bemerkbar machen, war im Mittelalter ganz und gar nicht vorhanden. Die Altstadt bot an dieser Seite nur den Anblick ihrer Basteien und Gräben und die Aussicht auf die Hintergebäude der Häuser in den der Stadtmauer zunächst gelegenen Gassen, auf Koben, Ställe, eng zusammengedrückte Zwischenräume und Höfe. Dieses mittelalterliche Bild kann man sich heute noch einigermaßen vergegenwärtigen, wenn man den Hof des einen und des andern an der südlichen Seite des König Ludwigplatzes gelegenen Hauses betritt und die erhaltenen Überreste des alten Stadtgrabens betrachtet. Der Stadtgraben ist gegenwärtig von kleinen Hausgärten eingenommen, und an der anderen Seite desselben zeigen die rückwärtigen Theile der alten in der Römer- und Franziskanergasse gelegenen Häuser ungefähr dasselbe Bild wie einst. So interessant und malerisch diese Bilder auch dem Auge erscheinen mögen, können wir sie jedoch nach den bei der Beurtheilung anderer Städte als Maßstab dienenden ästhetischen Principien nicht gerade als schön bezeichnen. Die auf der anderen Seite dieses Platzes, demnach auf dem Gebiete der gegenwärtigen Ferdinandstadt gelegenen Häuser machten eben in ihrer Kleinheit und Anspruchslosigkeit einen ganz anderen Eindruck auf den Beschauer als die gegenwärtigen zweistöckigen, umfangreichen Gebäude. Dieser Platz war zum großen Theil wüst, zum Theil von Gemüsegärten, Weingärten und Äckern oder von Schoppen, Scheunen und öden Häusern eingenommen.[1]

[1] Im Jahre 1456 wird die „stain hotten (steinerne Hütte) awsserhalb sand Michls tar" erwähnt. (Stadtrechnungen Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.) Daß sich Gärten, Weingärten und Äcker hier befanden, geht aus einer Urkunde d. J. 1326 hervor, laut welcher Gudo de Porta triona, Präceptor des Kreuzherrenordens des h Anton in Ungarn und Slavonien cum deliberacione fratrum nostrorum in domo nostris in Posonio existentibus, unam partem arabilem

Hier stand auch an der Stelle der gegenwärtigen Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit bis zum Jahre 1529 die von einem Friedhof umgebene Kirche zu St. Michael.[1] Weiter hinauf, auf dem Kapuziner- oder Comitatshausplatze, dem vor Zeiten sogenannten Kohlenmarkt, befanden sich im XV. Jahrhundert wohl einzelne Häuser,[2] doch war sowohl die Bevölkerung als hauptsächlich der geschäftliche Verkehr auf demselben unvergleichlich geringer, als gegenwärtig.

Die Ferdinandstadt hatte vor Zeiten fast dieselbe Ausdehnung wie gegenwärtig, so daß Alt-Preßburg auch in dieser Hinsicht über das heutige dominiert. Um uns hievon zu überzeugen, bedarf es nur eines kurzen Spazierganges durch einige Gassen dieses Stadttheils. Gehen wir vom evang. Friedhofe aus über den Pallisadenweg bis auf den Grassalkovichplatz, so müssen uns nicht nur die hier erbauten reizenden Villen und schönen Gärten, sondern auch die in gekrümmter

terre, que quidem terra sita est in superiori parte prope viam que ducit in Pulchram villam circa vineas, sive agri jacentes sunt et situati in novali, quod wulgariter dicitur Gerent um jährlich 64 alte Wiener Denare an Margarethe, die Witwe des Grafen und gewesenen Stadtrichters von Preßburg, Jakob, verkauft hatte. (Dipl. Pos.) Ferner: i. J. 1343 verkaufte einerseits Jacobus Hambach und dessen Gattin Margarethe vor dem Preßburger Capitel totalem dimidietatem agri, qui vulgariter Hambatespraijten dicitur, secundum viam, de Civitate versus Pulchram villam, ducentem Ortos olerum ab inferiori parte, jacentes, que medietas ipsum Jacobum tantum hereditarie contigit, pro centum et duobus talentis denariorum Wyennensium pleno et ex integro iam habitis et receptis, anderseits Nicolaus et Jenslinus filii Henrici (fratres eiusdem Jacobi), aliam dimidietatem eiusdem Hambatespraijten dicti, eos videlicet similiter hereditarie contingentem et eciam integram medietatem agri, per Albertum Hambach (patrem dicti Jacobi) a Petczone condam conparati, qui ager Peczonis nuncupatus, que medietas eos dumtaxat contigit, pro centum et novem talentis denariorum monete memorate, Johanni filio Jacobi prenominato und durch denselben an dessen sämmtliche Erben und zwar mit Zustimmung des Obern des Hospitaliterordens Peter Wysibel. (Dipl. Pos. I, 216-17.) In den Rechnungen d. J. 1514 heißt es: Den zymerlewtten dy vor sand Michelsthor bei den schützen, und bey des korbler garten, und bey des Brobst stadl allenthalben zwai thor gemacht. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 22.)

[1] gebat fuerman mit 2 Rossen der werichstuk von Sand Michels freytthof gefurt hat, und von den öden Hewssern. (Stadtrechnungen v. J. 1442. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

[2] Im Gerichtsprotokoll d. J. 1417 heißt es bei der Theilung eines Hauses „gelegen ffür Sand Michels tor neben Hansel weninger und Hansel urcher." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

Linie verlaufende Richtung dieses Weges auffallen. Diese Krümmung entspricht dem vierten Theil eines Kreises und führt auf die Vermuthung, daß dieselbe eigentlich die Richtung der äußeren Verschanzung der Stadt bezeichne. Setzen wir unsern Spaziergang vom Grassalkovichplatze über den Heumarkt nach dem Fruchtplatze zu fort, so finden wir, daß der Weg dort, wo der Comitats-Meierhof steht, eine starke Krümmung in südöstlicher Richtung bildet, was unverkennbar die Richtung andeutet, in welcher die alten äußeren Vertheidigungswerke der Stadt sich hingezogen hatten. Beim Einbiegen vom Fruchtplatze in die Hochstraße fällt uns wieder auf, daß diese Gasse, dem mit derselben parallel verlaufenden Frucht- und Heumarkt entsprechend, sich gleichfalls in gekrümmter Linie bis zur Erzh. Friedrichstraße hinzieht. Lenken wir endlich in die Nonnenbahn ein, so können wir uns gleichfalls davon überzeugen, daß diese Gasse im entsprechenden Verlaufe mit dem Pallisadenwege ebenfalls in gekrümmter Linie in die Kisfaludygasse einmündet und sich dann in der Edlgasse fortsetzt. Wenn wir uns das vor Augen halten, muß es uns unzweifelhaft erscheinen, daß die äußere Umwallung der Stadt sammt dem Graben längs dieser mit derselben parallel verlaufenden Gassen sich hingezogen haben müsse. Der Pallisadenweg, der Grassalkovichplatz, sowie der Heu- und der Fruchtplatz lagen demnach bereits außerhalb dieser alten Vorstadt, und die Hochstraße sowie die Nonnenbahn bildeten die äußersten Gassen derselben, ebenso wie dieselben auch heute noch die äußersten Gassen der Ferdinandstadt in nördlicher Richtung sind. Die heutige Edlgasse ist erst in jüngster Zeit entstanden.

Daß die angeführten Gassen im Mittelalter thatsächlich bestanden hatten, wird durch mehrfache Angaben getreu bestätigt. Der Pallisadenweg, beziehungsweise Alles, was außerhalb desselben lag, erscheint im XV. und XVI. Jahrhundert immer als ein außerhalb der Stadt gelegenes Terrain. An demselben hatte die Stadt ihr Ende erreicht, da jenseits desselben bereits die Weinberge ihren Anfang nahmen, wie es die daselbst befindlichen Gärten und Weinberge thatsächlich auch heute noch zeigen. Der Unterschied zwischen einst und jetzt ist nur der, daß man sich vor Zeiten dort in Wirklichkeit außerhalb der Stadt fühlte,

während man sich gegenwärtig inmitten der von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmenden Villen, welche bereits bis zur Höhe des Berges und selbst darüber hinausreichen, sowie der dieselben umgebenden Zier- und Obstgärten noch immer in der Stadt zu befinden meint. Der Stadttheil Neustift wird immer mehr bewohnt, und in Kürze dürfte auch der Pallisadenweg hübsch ausgebaut sein, wozu die Anfänge in dem in diesem Jahre vollendeten stattlichen Neubau der Handelsakademie, sowie in dem schon seit längerer Zeit daselbst bestehenden evang. Krankenhause bereits vorhanden sind, so daß man an der Stelle, welche gegenwärtig noch von den Gärten der auf der Nonnenbahn gelegenen Häuser eingenommen wird, mit Sicherheit auf die Entstehung einer neuen Häuserreihe in ein bis zwei Jahrzehnten rechnen kann.

Die mit dem Pallisadenwege parallel verlaufende Nonnenbahn wird im XV. Jahrhundert häufig erwähnt. Dieselbe kommt in den Urkunden vom Jahre 1434 angefangen unter dem Namen Nunnenpewt, Nunnenpant, Nunnenpewnt vor, während sie im Verzeichnisse der Gassen der Stadt Preßburg aus dem Jahre 1439 als Nonnenpewnt der Nonnen aufgeführt wird.[1] Daß zu jener Zeit die Häuser schon ziemlich dicht hier gestanden hatten, geht aus den Testamenten in glaubwürdiger Weise hervor. So vermachte im Jahre 1434 Elisabeth Pechmyn ihrem Schwager Johann Weiß ihr hier befindliches Haus;[2] im Jahre 1436 verfügt Nicolaus Gutgesell letztwillig über das seine;[3] im Jahre 1452 bestimmt Nicolaus Lanntmann, daß sein in der Nähe der Häuser des Nicolaus Proker und des Stephan Pehann gelegenes Haus seiner Gattin Magdalena zufallen solle;[4] im Jahre 1453 setzen Simon Sybenharler[5] und im Jahre 1468 Martin

[1] Siehe Tafel XIV im III. Bd. dieses Werkes.

[2] ein haws gelegen auf der Nunnen pewt. (Prot. Test. I. 12.)

[3] schaff ich dem hawser das Hewsiel awf der nunnenpant vnd aller geltschuld sage ich in ledig vnd löß (Prot. Test. I. 21.)

[4] mein haws gelegen auf der Nunnen guet Als dy Nunnenpewnt ain endt hat, gelegen ainthalben des Niclas proker haws vnd anderhalb des Stephan pehann haws. (Prot. Test. I, 88.)

[5] „Symon Sybenharler dy Zeit wonnend auf der Nunnenpewnt" vermacht seiner Gattin Margarethe „das haws seiner wonnung auf der benenten Nunnenpewnt gelegen zenachst dem Stephan dreyling vnd dez philipp Englmar hewsern." (Prot. Test. I, 88 a.)

Hawer ihre Ehefrauen zu Erbinnen ihrer auf der Nonnenbahn befindlichen Häuser ein;[1] im Jahre 1480 überschreibt Stephan Dreiling sein hier befindliches Haus für eine Schuld an Johann Karner;[2] im Jahre 1495 macht Georg Fuchshuber eine kirchliche Stiftung auf sein Haus;[3] im Jahre 1497 bestimmt Dorothea Achtsenit ihre Enkelin Magdalena zur Erbin ihres Hauses.[4] Aber auch im nächstfolgenden Jahrhundert treffen wir nacheinander auf Hausbesitzer auf der Nonnenbahn. Solche sind im Jahre 1516 Jakob Aigner,[5] im Jahre 1517 Anna, die Witwe des Johann Lechner, ferner Georg Müllner und Johann Turner,[6] im Jahre 1520 Barbara, die Gattin des Georg Köttinger.[7] Daß übrigens hinter den Häusern dieser Gasse sich Obst- und Weingärten befanden, ist gleichfalls aus den in den Testamenten gemachten Erwähnungen ersichtlich,[8] wie wir ja selbst heute noch auf den an den Pallisadenweg angrenzenden Hausgründen dieser Gasse schöne, große Gärten finden. Als charakteristisch für diese Gasse sei hier noch angeführt, daß im Jahre 1456 ein Thor sammt einem Thorgatter daselbst erwähnt wird.[9]

---

[1] ain haws gelegen an der Nwnen pewnt. (Prot. Test. I, 148/a.)

[2] mein haws hye auff der Nunnenpandt. (Prot. Test. I, 182.)

[3] hat geschaft ain achfart Zu unsrer lieben frawen auf das Ober haus das da ligt auf der Nunnen gutter aus Ze Richten In Jars frist. (Prot. Test. I, 247.)

[4] mein haus auf der Nonnenpeut gelegen. (Prot. Test. I, 263.)

[5] Vermacht seinem Bruder Johann „Mer meinen tail haws Auff der Nunnenpewnt Mitsambt dem Garten.“ (Prot. Test. I, 361/a.)

[6] Anna, die Witwe des Johann Lechner „auff der Nonnenpandt“ erwähnt, daß ihr „der Jorg müllner auff der Nonnenpandt mein steuffvater ist mir schuldig iij fl.“ (Prot. Test. I, 368/a.) Johann Turner aber vermacht seiner Gattin Barbara „mein haws auf der Nunnenpewndt darin Ich gesessen bin.“ (Prot. Test. I, 371/a.)

[7] „Barbara des Jorig Köttinger haws fraw auff der Nunnenpandt gesessen hie zu presburg in der vorstatt“ verfügt in ihrem Testament über ihr Haus. (Prot. Test. I, 392/a.)

[8] Im Jahre 1467 vermacht Jokl Hafner der Tochter des Peter Guldein, Barbara „ainen weingarten gelegen in der Nonnenpewnt.“ (Prot. Test. I, 127/a.) 1488 vermacht Dorothea, die Gattin des Johann Leuterspekh, ihrem Gatten „das haws auf der Nunnenpewnt mit sambt den garten daran gelegen.“ (Prot. Test. I, 217.) 1511 vermacht Jakob Aigner seiner Gattin Barbara und seinen zwei Söhnen „das Haws vnd Gartten Auff der Nunnenpewnt gelegen.“ (Prot. Test. I, 340.)

[9] Thorgattern. „Item 2 Ring zu dem Thor pey der Nunnenpewnt“ heißt es in den Stadtrechnungen d. J. 1456. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.)

Der Zugang zur Nonnenbahn ist gegenwärtig von drei Seiten her ermöglicht: durch die Kisfaludygasse, durch die Erzh. Friedrichstraße sowie durch die Bélgasse. So war es auch vor Zeiten; denn wie wir sogleich sehen werden, hatten sowohl die Kisfaludygasse, wie auch die Erzherzog Friedrichstraße, wenn auch unter anderen Namen, schon im frühen Mittelalter als alte Verkehrsstraßen bestanden. Daß jedoch die Communication mit der Nonnenbahn auch durch die heutige Jókai- (vormals Wind-)gasse, wenn auch nur als Fußweg oder mittelst eines Gäßchens bestanden habe, geht ganz deutlich aus jener Angabe der Stadtrechnungen des Jahres 1449 hervor, in welcher ein in der Richtung gegen die Nonnenbahn zu führendes, hinter St. Michael befindliche Thürlein erwähnt wird.[1] Unter St. Michael ist aber nicht das Michaelerthor, sondern die an der Stelle der gegenwärtigen Kirche zur heil. Dreifaltigkeit gestandene Kirche zu St. Michael zu verstehen, so daß man sich jenes erwähnte Pförtchen offenbar am Eingange der vormaligen Windgasse zu denken hat.

Die Nonnenbahn mündete unzweifelhaft auch schon vor Zeiten in die Kisfaludygasse ein; die Fortsetzung derselben bildete jedoch nicht, wie gegenwärtig, die Edlgasse, da diese erst in jüngster Zeit eröffnet wurde. An der Stelle nämlich, wo sich gegenwärtig die Edlgasse befindet, breitete sich ungefähr bis zur heutigen Conventgasse die weite Fläche des sogenannten Propstgartens bis hinüber zur Turnergasse aus, so daß dieses Grundstück an dieser Seite vom früheren Pálffysaale oder vom gegenwärtigen Realschulgebäude sich bis zum Pallisadenweg hinaus erstreckte. Demnach führte der Weg von der Turnergasse nicht so, wie gegenwärtig, in die Kisfaludygasse oder auf die Nonnenbahn sondern nur vom untern, bei dem Kapuzinerkloster ausmündenden Ende dieser Gasse. Die Turnergasse war vor Zeiten höchst unbedeutend und hat eigentlich erst in neuester Zeit durch die in derselben entstandenen großen und schönen Gebäude, wie die Staats-Oberrealschule, die Hebammenschule mit der Entbindungsanstalt und das städt. Isabella Kinderasyl Ansehen erlangt. Der alte Name derselben: Sluttergasse

[1] Thürlein hinder sand Michl, als man get awf dy Nunnenpewnt. (Preßb Ztg. 1877, Nr. 22)

wird in den Schriftstücken des XIV—XVI. Jahrhunderts häufig erwähnt. So erwähnt eine Urkunde aus der Zeit zwischen 1360—69 jener in der außerhalb der Stadtmauer gelegenen Sluttergasse befindlichen Wohnhäuser, deren Jahresertragniß Paul von Perngard, der Dienstmann des Grafen Konrad von Wolfurth, den Söhnen des gewesenen Stadtrichters Jakob, Stephan und Paul, für einen in der inneren Stadt gelegenen Edelhof im Tauschwege überlassen hatte.[1] Einzelne Häuser dieser Gasse waren im Jahre 1403 Gegenstand eines Vertrags.[2] Daß übrigens diese Gasse, ebenso wie gegenwärtig, ihren Anfang am Comitatshausplatze genommen hatte, geht unzweifelhaft aus den Stadtrechnungen des Jahres 1403 hervor, laut welcher der außerhalb des Bollwerks zu St. Michael befindliche Zaun sich gegen die Sluttergasse hinzog.[3] Zugleich erfahren wir daraus auch das, daß der obere Theil dieser Gasse den Namen Trenkhaut geführt hatte. An diesem oberen Theile gab es jedoch keinen Ausgang, da diese Gasse selbst noch im vorigen Jahrhundert eine Sackgasse gebildet hatte; auch gegenwärtig ist der Zugang auf den Pallisadenweg durch das am oberen Ende derselben befindliche, stets geschlossene Gitterthor versperrt. Das im Jahre 1456 erwähnte Thor sammt dem Thorgatter[4] kann demnach nur am unteren Ende der Turnergasse, wo dieselbe in den Comitatshausplatz einmündet, gestanden haben. Übrigens befanden sich auch in dieser Gasse, ebenso wie in andern Gassen der Vorstädte, einzelne Hausgärten.[5]

Die Kisfaludygasse läuft vom Comitatshausplatze so ziemlich parallel mit der Turnergasse. Dieselbe hatte bis in die jüngste Zeit

---

[1] de quibusdam mansionibus in platea Slutorgaz vocata extra muros Civitatis Posoniensis. (Vaterl. Dipl. (ung.) 287—288.)

[2] In diesem Jahre schlossen Jakob Platz und Johann Scheibapffl einen Vertrag super una domo in Sluttergassen. (Städt. Gerichtsprotokoll.)

[3] auswendig sand Michels polwerich, als man get awf dy Sluttergassen awf dy Trenhant (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

[4] Thorgattern. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.)

[5] Im Jahre 1456 vermacht Katharina Hannsgressl ihrem Gatten Johann Gressl „Iren garten auff der Sluter gassen." (Prot. Test. I, 89.) 1489 vermacht Martin Gailsam seiner Gattin Helene „haws vnd garten hie auf der Slutergassen gelegen." (Prot. Test. I, 219/a. und 220.)

immer den Namen Gaisgasse geführt, unter welchem sie auch im Grundbuche des Jahres 1439 verzeichnet wird.[1] Im Jahre 1443 wird Chuencz Gunzer als Hausbesitzer daselbst erwähnt.[2] Daß diese Gasse bereits ursprünglich in den Comitatshausplatz eingemündet hatte, ergibt sich unzweifelhaft aus einer Aufzeichnung des Jahres 1471, laut welcher das Thor derselben in der Richtung des Voglthurms stand und durch einen Zaun vom Stadtgraben abgeschlossen war.[3] Gegenwärtig ist diese Gasse so schön ausgebaut, daß man dieselbe wohl als die Herrengasse der Stadt bezeichnen könnte. Vor Zeiten dagegen wies die Reihe der kleinen Häuser daselbst noch so manche Lücke auf, da dieselbe nicht nur durch die langgestreckte Linie der Umfriedung des Propstgartens unterbrochen wurde, sondern diesem gegenüber, dort wo gegenwärtig die Conventgasse einmündet, leere Gründe und Gärten sich befanden, deren die Testamente häufig erwähnen.[4] An der Stelle, wo sich gegenwärtig das mit herrschaftlichem Comfort ausgestattete Heckenast'sche Palais sowie das große Samarjay'sche Zinshaus erhebt, bot sich vor gar nicht so langer Zeit dem Auge der Anblick des alten evang. Friedhofes mit seinen stillen, zum größten Theile bereits aufgelassenen Grüften und einzelnen daselbst angelegten Gärten.[5]

Die Hochstraße mit ihrem in topographischer Hinsicht so

[1] Siehe Tafel XIV im III. Bd. d. W.

[2] Derselbe vermacht seiner Gattin Katharina „sein haus frey vnd ledig gelegen auf der Gaisgassen.“ (Prot. Test. I, 60.)

[3] Mer gehapt 4 Zymerman, dy gezymert habn das Tor pey den vogelturn auf der gaisgassen (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 21.)

[4] Im Jahre 1460 heißt es im Testamente der Barbara Potenberger „das haws dar Inn Ich wonnend bin. Item ain Haws vnd ainen garten auf der gaysgassen.“ (Prot. Test. I, 101/a.) 1501 bestimmt Katharina, die Gattin des Jobst Kesman, früher vermählt gewesene Gailsam „Mein Zway hewser auf der gaisgassen mitsambt den garten“ zu einem Theile ihrem Gatten Jobst, zu zwei Theilen aber ihrem Sohne Johann (dem Sohne Gailsams). (Prot. Test. I, 280/a.) 1516 vermacht die Witwe des Thomas Überperger ihrer Enkelin Barbara „ain Gartten ligund auff der gaißgassen.“ (Prot. Test. I, 378.) Ebendieselbe vermacht ihrem Enkel Wahuschin „Ein Gartten auff der Gayß gassen ligund.“ (Prot. Test. I, 379/a.) Diesen Hausbesitzern fügen wir noch Folgendes bei: Im Jahre 1517 verkaufte Johann Turner einen Weingarten „dem Mertten gesessen auf der Gaysgassen umb iij fl.“ (Prot. Test. I, 371/a.) 1522 schuldet „Mert Lanng auff der gaysgassen“ dem Kaspar Fuxl 2 Gulden. (Prot. Test. I, 403.)

[5] Eine Partie dieses Friedhofs siehe auf Seite 205 des III. Bandes.

charakteristischen und lehrreichen Verlaufe wird bereits im XIV. Jahrhundert erwähnt. Laut einer vom 12. März des Jahres 1341 datierten Urkunde war in derselben das Allod des Preßburger Domherrn Peter gelegen.[1] Unter diesem Namen erscheint die Gasse auch im Grundbuch aus dem Jahre 1439 verzeichnet,[2] während die Stadtrechnungen des Jahres 1491 einer neuen Bastei im Zaun vor dem St. Michaelsthor außerhalb der Hochstraße erwähnen.[3] In der Sammlung der Testamente, der ergiebigsten Quelle für unsere Kenntniß der mittelalterlichen Zustände, sind uns auch mehrere Namen einstiger Hausbesitzer daselbst erhalten. Im Jahre 1404 verkaufte Christine, die Gattin des Franz Furich, ihr in der Holzgasse gelegenes Haus;[4] im Jahre 1435 vermachte Anna, die Gattin des Georg List, der auf der Hochstraße wohnhaften Tochter Neupauers mehrere Kleidungstücke;[5] im Jahre 1443 vermachte Peter Korbler seiner Tochter sein Haus.[6] Im Jahre 1445 macht Simon Kramer in dieser Gasse sein Testament;[7] dasselbe thut im Jahre 1446 der Schneider Johann.[8] Im Jahre 1453 werden Wolfgang Weidner und Johann Dorner als Hausbesitzer daselbst genannt;[9] im Jahre 1469 setzt Georg Rewhler seine Gattin zur Erbin seines Hauses in der Hochstraße ein.[10]

Die Holzgasse, jene sanft ansteigende kleine Gasse, welche die Schöndorfergasse mit der Erzherzog Friedrichstraße verbindet, wird unter diesem Namen schon im XV. Jahrhundert angeführt. Laut Angabe eines

---

[1] allodium meum situm foris ciuitatem, in contrada, que uocatur Houchstraz. (Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 536.)

[2] Siehe Tafel XIV im III. Bande dieses Werkes

[3] Den Aribatern und Robattern an der newen Pasteien Im zewn vor Sant Michels tor ausserhalb der Hochstraß. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.)

[4] situatam In acie platee Hochstrass. (Gerichtsprotokoll. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

[5] des newpawener tochter auf der hochstraß. (Prot. Test. I, 15.)

[6] mein haws mit aller zuegehorung gelegen auf der hochstraß. (Prot. Test. I, 85.)

[7] Symon Kramer dy Zeit wonnend auf der hochstraß zu dem Nepawer vor der Stat prespurg. (Prot. Test. I, 80/a.)

[8] „Hannsel Sneyder auf der hoch straiß" vermacht die Hälfte seines Hauses seiner Gattin. (Prot. Test. I, 59.)

[9] Wolfgang Weidner „geiessen auf der hochstraß" vermacht seiner Gattin Dorothea „das haws seiner wonung gelegen auf der hochstraß zunachst dez hanns dorner hawsung." (Prot. Test. I, 86/a.)

[10] Jorig Rewhler vermacht seiner Gattin „ain haws auf der hochstraß." (Prot. Test. I, 148/a.)

Testamentes aus dem Jahre 1495 lag nämlich in dieser Gasse das Niederhaus des Georg Fuchshuber, auf welches derselbe für eine Wallfahrt nach Rom einen Betrag von 10 Gulden einverleiben ließ.[1]

Sowohl die Hochstraße wie auch die Holzgasse münden in die Erzherzog Friedrichstraße ein. Diese zu den Hauptstraßen unserer Stadt zählende und eine Hauptverkehrsader derselben bildende Gasse wurde erst in jüngster Zeit mit diesem Namen benannt, und hatte bis dahin seit dem Jahre 1604[2] den Namen Viereimergasse geführt, den dieselbe entweder von einem Ladenschilde oder, was viel wahrscheinlicher ist, von einem daselbst befindlichen Brunnen mit 4 Schöpfeimern erhalten haben mochte. Die letztere Annahme wird einigermaßen dadurch unterstützt, daß noch in neuerer Zeit 4 Brunnen in dieser Gasse neben einander bestanden hatten. Die Verbindung dieser Gasse mit dem Michaelerthor sowie mit der dürren Mauth verlieh derselben schon im Mittelalter nicht geringe Wichtigkeit, da sie damals, ebenso wie gegenwärtig, eine Hauptader des Verkehrs bildete. Ihr ursprünglicher Name war Sand Michelsgassen im Neusiedel, unter welchem sie auch im städtischen Grundbuch aufgeführt wird,[3] während die Urkunden und Testamente ihrer unter der Benennung Sandt Michels-tor oder auch Sandt Michel pfarrhof erwähnen.[4] Unter der letzteren Benennung muß diese Gasse jedoch von einer andern,

[1] Im Jahre 1495 heißt es im Testamente des Georg Fuchshuber: ain Romfart hat er geschafft auf das Niderhaus das da ligt Im holtzgaßlen mit X fl. auszurichten In Jars frist. (Prot. Test. I, 247.)

[2] Im Jahre 1604 zuerst unter dem Namen: „4 Empergassen“ erwähnt. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 10.)

[3] Siehe Tafel XIV im III. Bd. d. W.

[4] Im Jahre 1463 machte Michel Schiragler Smid „vor sand Michels tor“ sein Testament. (Prot. Test. I, 131/a.) 1501 heißt es im Testamente des Vlrich Zyngisser: Item vermerkt dy guter, dy Ich Vlrich Zyngisser Eingenommen hab, von meiner Schwester Anna Niclas artztin, dy do vertzeiten gesessen ist zu Sandt Michl vntter dem pfarrhoff gelegen mit haus, vnd hat mir das also vbergeben zu thun vnd zu lassen. (Prot. Test. I, 278.) Und weiter: Item zum Ersten hab ich empfangen ain haus bey Sandt Michels pfarhof gelegen, das hab ich verkauft vmb XX gulden. 1523 macht „Michl maister tischler zu pressburg Zu Sannt Michels pfarrkirchen In der vorstatt“ sein Testament, in welchem als Zeugen „paw Wolffgang Caspar recher Sigmund Schschamwerger poltl tischler die Zeit mitpurger In der vorstatt pey Sandt Michels pfarkirchen“ erscheinen. (Prot. Test. I, 405/a.)

gleichfalls in der Vorstadt gelegenen St. Michaelsgasse unterschieden werden, welche im alten städtischen Grundbuche als Sand Michelsgassen bey der Nonenpewnt angeführt wird,[1] unter welchem Namen man höchstwahrscheinlich die alte Windgasse oder die gegenwärtige Jókaigasse zu verstehen hat.

Nicht minder bedeutend, als die Erzherzog Friedrichstraße, war die Schöndorfergasse, welche ebenso wie jene, zwei Thore und zwar das Michaelerthor und das Schöndorferthor mit einander verband. Dieselbe war laut der Stadtrechnungen des Jahres 1459 mit einem Schlagbaum versehen, durch ein steinernes Thor abgeschlossen und durch einen Graben begrenzt.[2] Die Stadtrechnungen sowie die Testamente erwähnen derselben häufig unter dem Namen Schöndorffergassen, unter welchem sie auch im städtischen Grundbuche aus dem Jahre 1439 verzeichnet erscheint. Dieser Name war das ganze Mittelalter hindurch zwar vorherrschend, daß derselbe jedoch den ältesten Namen dieser Gasse: Ungargasse nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte, dafür spricht in überzeugender Weise die Thatsache, daß der Name Ungargasse bis in die neueste Zeit und selbst bis heute noch allgemein gebräuchlich blieb. Den Namen Ungargasse hatte dieselbe nach ihren ältesten Bewohnern, den im XIII. Jahrhundert hier seßhaft gewordenen Ungarn erhalten. Übrigens sei hier noch bemerkt, daß diese Gasse den eigentlichen Kern des ganzen vorstädtischen Bezirks gebildet hatte, da die ersten Bewohner der gegenwärtigen Ferdinandstadt sich in der Schöndorfergasse niederließen. Der Rath der Stadt hatte schon im Jahre 1292 bei König Andreas III. um die Bestätigung Schöndorfs für dieselben angesucht.[3] Als im Jahre 1311 diese Vorstadt verwüstet und mit derselben zugleich auch die zu Ehren des heiligen Gotthard daselbst geweihte Kirche gänzlich zerstört worden war,[4] wendete sich der Rath

[1] Siehe Tafel XIV im III. Bd. d. W.

[2] Schranpawn, staininl thor und Graben. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

[3] Wenzel: Neues Diplom. der Árpádenzeit (ung.) V, 65.

[4] quod cum ecclesia Sancti Gothardi prope Posonium post translacionem et destruccionem pulchre Ville, Juxta ipsam site, quodammodo in loco deserto et ab hominum habitacione remoto remanserit, ac propter **incuriam et negligenciam iam ipsius** fatiscencia edificia propingua ruine noscantur, Ita, quod propter hoc non

der Stadt mit der Bitte an den Cardinal Gentilis um die Bewilligung zur Übertragung der genannten Kirche sammt der mit derselben verbundenen Stiftungen in die innere Stadt, wo dieselbe zu Ehren St. Gotthards und des Apostels St. Andreas, dessen in der Nähe der Stadtmauer gelegene Kirche von den Preßburgern abgebrochen worden war, neuerdings aufgebaut werden sollte.[1] Der Cardinallegat bewilligte diese Übertragung und vereinigte die auf dem Friedhofe um die Domkirche neu erbaute Kapelle mit dem Domcustodiate des Preßburger Capitels in der Weise, daß die Beneficien derselben dem Custos canonicus, die pfarrämtlichen Rechte dagegen dem Pfarrer zu St. Michael zuzufallen haben.[2] Gegen Ende des Jahrhunderts im Jahre 1381 erhebt der Rath der Stadt vor dem Cardinal und päpstlichen Legaten Demetrius, Verweser der Graner Diöcese und obersten Kanzler von Ungarn, darüber Klage, daß man an der Stelle der gänzlich verwüsteten Kirche in Schöndorf einen Galgen aufgerichtet und bereits mehrere Übelthäter daselbst hingerichtet habe, wodurch die früher geweihte Stätte entwürdigt worden sei.[3] Der Rath bittet demnach den Cardinal um die Bewilligung, an der Stelle der verwüsteten Kirche, an welcher täglich Wunder geschehen, zu Ehren der heiligen Jungfrau eine neue Kirche oder Kapelle aufführen zu dürfen.[4] Die Bewilligung zur Erbauung einer Kirche oder Kapelle

---

solum diuinis obsequijs, verum eciam debita veneracione Fidelium remanet destituta. (Fejér: Cod. Dipl. VIII. I, 399. Knauz: Mon. hist. Eccl. Strig. II, 648—649.)

[1] ut transferendi ecclesiam ipsam cum dote, siue agris, nunc ad ipsam spectantibus, et construendi de ipsis edificijs in Ciuitate vestra processionalem ecclesiam de novo in honorem ipsius Sancti Gothardi et beati Andree Apostoli, cuius eciam ecclesia prope muros ipsius Civitatis per vos destructa fuit, cuiusque ecclesia S. Gothardi dotem augmentare disponitis, uobis licenciam largiremus. (Ebenda.)

[2] iura parochialia, que ad predictam sancti Gothardi ecclesiam primitus pertinebant, ad . . . . Beatorum ecclesie Sancti Michaelis iuxta Posonium pertineant pleno iure.

[3] quod in villa, olim Schewndorf alias Zeplak dicta, tunc prope dictam Civitatem Posoniensem sita, totaliter vero nunc deserta ecclesia, iam terra coperta, abscondita et quasi deleta, dedicata fuisset, queque pars eius, quidam videlicet locus sacer, latens ab eo tempore citra, ubi fundata erat eadem ecclesia volente domino iam pateret, in quo, quia latebat, certo tempore ignorantes, tamen patibulum fuit erectum, cujus supplicio, plurimi condempnati, fuerunt extunc quousque patuit et puniti, et idem locus propterea violatus. (Dipl. Pos. I, 627—629.)

[4] sed quia multis miraculis, nutu divino, manifeste refulsit cotidie et

wurde hauptsächlich auf die wiederholte, vielfältige und heiße Bitte des Preßburger Domherrn und Vicepropstes Lorenz vom Cardinal unter der Bedingung ertheilt, daß das der Kirche des Preßburger Capitels über dieselbe zustehende Recht der kirchlichen Gerichtsbarkeit unverkürzt aufrechterhalten zu verbleiben habe.[1]

Schon dieser Umstand zeigt es deutlich, daß Schöndorf zu Ende des XIV. Jahrhunderts neuerdings von einer bedeutenden Bevölkerung bewohnt gewesen sein mußte.

Über die Bewohner dieser Gasse im Mittelalter berichten uns gleichfalls die Testamente aus jener Zeit. Im Rathsprotokolle des Jahres 1403 wird das Haus des Wachsgießers Mendl erwähnt.[2] Im Jahre 1443 erscheinen in einem Testamente Johann Kuchans, Michael Schuster und Andreas Zach als Hausbesitzer daselbst;[3] im Jahre 1444 Ulrich Fürst, ferner der ebengenannte Andreas Zach und Christian Pauer;[4] im Jahre 1448 der Hafner Johann;[5] 1449 Agnes, die Gattin des Hafners Peter;[6] 1453 Stephan Lechner;[7] 1456 Agnes,

---

refulget eundem, corde conpuncti erigere propterea iam velletis. quare nobis humiliter supplicastis ut vobis in eodem loco ecclesiam seu Capellam sub vocabulo et in honore beate Marie virginis gloriose, de novo fundandi, construendi, dedicandi et erigendi et fundari, dedicari et erigi, vel eundem locum reerigendi necnon reerigi ac reconcilliari faciendi licenciam et facultatem concedere dignaremur . . (Ebenda

[1] in loco predicto, in villa olim Schewndorf alias Zeplak dicta, sita, ecclesiam seu Capellam sub vocabulo et in honorem beate Marie virginis gloriose, sine prejudicio tamen collegiate et matris nostre posoniensis ecclesie, cui et sue Jurisdiccioni subeat et eam subesse volumus, et ipso de novo fundandi, construendi, dedicandi et erigendi aut ipsum locum reerigendi, sub vocabulo tamen et in honorem predictis, necnon fundari, construi . . . . ac per quemcumque ma lueritis, catholicum antistitem . . . . eundem locum si fuit violatus . . reconciliari ꝛc Datum Gran 1381. (Ebenda)

[2] ain hauß, gelegen auf Schöndorfergassen, da der Mendl wachsgießer Innwohnt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10)

[3] Janus Kuchanns vererbt „halfen tail meins hawß gelegen auf schondorf gassen neben dem Michel Schuester vnd oberhalb dem Andre Zach haws.“ (Prot. Test. I, 43/a.)

[4] Ulrich Fuerst vermacht seinen Kindern „mein haws gelegen auf Schondorfer gassen ainthalben dez Andre Zech haws vnd anderhalben des Christan pawer haws“ (Prot. Test. I, 61 a.)

[5] Derselbe vermacht seinem Sohne Czirfas „mein freys haws gelegen auf Schondorfer gassen.“ (Prot. Test. I, 64.)

[6] Dieselbe hinterläßt ihrer Tochter Margarethe „das haws halbe auf der Schondorfer gassen, dar Inn si wonnung hat“ (Prot. Test. I, 83 a.)

[7] „gesessen auf der Schondorfer

die Witwe des Johann Lang;[1] 1457 Christian Dornpacher, Michael Cholaßdorffer und Johann Vetter;[2] 1459 Jakob Heimer, Johann Lechner und Peter Polster;[3] 1462 Christian Pauer, Nicolaus Dornschachter und Andreas Kue;[4] 1463 Michael Schiagler und Simon Roßzagler;[5] 1464 Konrad Stigler,[6] Wolfgang Spies, Johann Drexler und Matthäus Lechner;[7] 1472 Kuntz Frank;[8] 1481 Nicolaus Troppauer, Peter am Ort und Martin Kegl;[9] 1485 Johann Vetter, Peter am Ort jun. und Thomas Huetter;[10] 1499 Wolfgang Dorner, Georg Schmidt und Andreas Hafner;[11] 1502 Georg und Michael Schmidt;[12] 1506 Bursig Pehem;[13] 1515 Anton Prantner[14] und endlich 1525 Kaspar Behem.[15]

gassen vor der Stat prespurg" vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „sein haws gelegen auf Schondorfer gassen" (Prot. Test. I, 71.)

[1] witib auf Schondorfer gassen gesessen" macht Testament (Ebenda 85 a.)

[2] Christian Dornpacher vermacht seiner Gattin Elisabeth „mein haws gelegen auf Schondorfer gassen zwischen des Michel Cholaßdorffer vnd hanns Vetter." (Prot. Test. I, 115 a.)

[3] Jakob Heimer vermacht seiner Gattin „mein haws halbs das da gelegen ist, auf Schondorffergassen, an den obern tail zunachst hanns lehner haws, vnd an dem anndern tail zu nachst peter polster haws" (Prot. Test. I, 102 a)

[4] Christian Pawr vermacht seinem Sohne „mein haws halbs dar Inn Ich siez auf Schondorffergassen zunachst Niclas dornschachten vnd Kue Anndres hewsern gelegen" (Prot. Test. I, 115.)

[5] Der Schmied Michael Schiagler schreibt „Item ain klaws haws am Ort auf Schondorffergassen neben des Symon Roßzagler haws" habe er an Letzteren verkauft. (Ebenda 131 a.)

[6] „Kunrat Stigler Zu Schonndorfer gassen" wird im Testamente des Ulrich Schaur erwähnt. (Prot. Test. I, 114.)

[7] Wolfgang Spies vermacht seiner Gattin Caecilie „mein haws auf der Schonndorffergassen zwischen hannsen drexler vnd mathews lehner." (Prot. Test. I, 117.)

[8] kuntz franch der Schondorffer. (Prot. Test. I, 155/a.)

[9] Im Testamente des Wolfgang Sautreiber erscheinen als Zeugen „Niclas Troppawr vnd peter am Ort mert Kegl gesessen auff Schondorffergassen." (Prot. Test. I, 186/b.)

[10] Johann Vetter vermacht seiner Tochter Anna „mein haws gelegen auf Schönndorffergassen nachpawrne an ainen tail Jung Peter am ortt, an dem andern tail Thoman huetter." (Prot. Test. I, 201.)

[11] Im Testamente der Helene Reinischer sind Zeugen „Wolfgang dorner pergmaister vnd maister jorgen schmidt vnd Andre hafner auf der Schöndorffer gassen gesessen." (Prot. Test. I, 273.)

[12] Im Testamente der Barbara Hengst, welche ihrem Gatten die Hälfte ihres Hauses vermacht, sind Zeugen „Georg schmidt vnd michl schmidt auf Schondorffergassen." (Prot. Test. I, 285/a.)

[13] „Bursig pehem auff Schöndorffer gassen gesessen" vermacht seiner Gattin Dorothea „mein haws auff schönndorffer gassen gelegen." (Prot. Test. I, 316.)

[14] „Anthon prantner auf Schonndorffergassen" macht Testament. (Prot. Test. I, 357/a.)

[15] „Ich Caspar Behem zu Bresburg

Die Ferdinandstadt wird von der Franz-Josephstadt durch die breite Spitalgasse getrennt. Dieselbe beginnt am untern Ende des Marktplatzes und führt einerseits durch die Mariengasse in die Schöndorfergasse, beziehungsweise auf den Fruchtplatz, anderseits durch die Reichard- und Széchényigasse zur Donaugasse. Der im Mittelalter häufig vorkommende Name dieser Gasse verdankt seinen Ursprung dem durch die Bürger Paul Domicellus und Ladislaus de nova domo gestifteten Spital zum heil. Ladislaus, welches bis zum Jahre 1529 an der Stelle des gegenwärtigen Bürgerspitals stand und vom Generalvicar Anton de Ponto im Jahre 1391 bestätigt worden war. Dieses Ordenshaus auf der Spitalgasse wurde schon im Jahre 1362 durch Simon de Rubeo monte, Generalpräceptor des St. Antoniusordens, dem Bürger Konrad Rugis in Pacht gegeben. Laut Angaben in Urkunden späteren Datums hatte diese Gasse unzweifelhaft ursprünglich aus zwei Gassen: dem Spital-Neusiedel und dem Reichardsspital-Neusiedl bestanden;[1] letztere war von der Spitalgasse durch einen Schlagbaum getrennt.[2] Reichardsspital-Neusiedel wurde späterhin officiell blos unter dem Namen Reichardsgasse benannt,[3] auch im städtischen Grundbuche des Jahres 1439 finden sich nur mehr die Spital-Neusiedel- und die Reichardsgasse verzeichnet.[4] Trotzdem war noch bis in das XVI. Jahrhundert die Benennung der zwei Spitalgassen allgemein gebräuchlich.[5] Unter den Häusern der Spitalgasse sei hier das dem Stephan, Domherrn zu Preßburg und Baumeister auch Pfarrer zu St. Lorenz, gehörende erwähnt, welches derselbe im Jahre

---

gesessen auf Schöndorff gassen Jn sannd Michels pharkhirchen in der vorstat" macht Testament. (Prot. Test. I, 412.)

[1] Spytal Newsidl und Reichardsspytal newsidl. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 11.)

[2] Jn den Stadtrechnungen d. J. 1439 wird der „Schranpawm Jn Reichartsgassen" erwähnt.

[3] Im Testamente des Nicolaus Pachrad a. d. J. 1439 wird die „Reichartsgassen" erwähnt (Prot. Test. I, 36.); in einem andern vom 6. Mai 1501 vermacht Coloman Walter seiner Gattin „ain öd haws gelegen Jn Reicharts gassl." (Prot. Test. I, 300.) 1522 vermacht der Böttcher Georg Weller seiner Verwandten Magdalena und deren Kindern „hie Jm Reichartsgassen gelegen" einen Weingarten (Prot. Test. I, 105.)

[4] Siehe Tafel XIV im III. Bande dieses Werkes.

[5] Im Jahre 1528 heißt es: auf den zwo spitalgassen (Preßb Ztg 1877, Nr. 11.)

1411 verkaufte,[1] ferner das Haus Hensels aus Theben, auf welches der Jude Musch im Jahre 1420 sein Pfandrecht sicherstellen ließ,[2] endlich die mit einem Zaun umgebene Hüterhütte, welche die Stadt im Jahre 1450 neu eindecken und einfrieden ließ.[3]

Auffallend ist bei der Reichardsgasse die gekrümmte Richtung derselben, welche unverkennbar sich als durch die alten äußeren Vertheidigungswerke bedingt erweist. Diese Werke zogen sich nämlich von dem am untern Ende der Schöndorfergasse bestandenen Schöndorferthor, längs der Mariengasse in der Richtung der Spitalskaserne, über das Terrain derselben hinter der Reichardsgasse bis gegen die Donaugasse zu fort, so daß der äußerste, zwischen der Mariengasse sowie der Pray- und der Spitalgasse gelegene Theil der Ferdinandstadt im Mittelalter noch nicht bestand, ebenso wenig wie der zwischen der Reichard- und Praygasse gelegene Theil der Franz-Josephstadt.

Die Donaugasse, welche ebenfalls vom untern Ende des Marktplatzes, vom Grünmarkt- oder Hendlplatze ausgehend, am kath. Friedhofe ihr Ende erreicht, hatte im Mittelalter eben so wie die Spitalgasse ein Neusiedel gebildet. Der Grünmarktplatz war zu jener Zeit schon von Bewohnern besiedelt. So wird im Testamente des Bürgers Nicolaus aus dem Jahre 1341 der außerhalb des Grabens vor dem Lorenzerthore gelegene Edelhof des Bäckers Michael, in der Nähe der Häuser des Bäckers Mendl und des Heinrich Perechtel erwähnt.[4] Im Jahre 1417 verpfändete Jeremias von Seld sein vor dem Lorenzerthore gelegenes Haus für 36 Goldgulden.[5] Jenseits des Grünmarktplatzes war Alles bereits Neustadt, auf deren Terrain sich

[1] „Stefan pawmaister und Chorherr zu sand Mert awch pharer zu sand Larentzen" verkauft sein Haus „vor der Stat awf Spytal Newsidl." (Preßb Ztg. 1877, Nr. 11.)

[2] füer 25 Pf dreiling awff Hensel Thebners Haws, gelegen fuer der Stat peim Newen spital (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 11.)

[3] Item habn genomen von den Götz kromer 1000 lattn nagl zu der Hütter Hottn auf Spittl Newsidl, als man die gedackt hat doselbs, und zum zawn ein Hundert. (Preßb. Zeitung 1877, Nr. 11.)

[4] domus seu curia quondam Michaelis pistoris super fossatum beati Laurencii foras, in vicinitate domuum Mendlini pistoris et Hainrici dicti Perechtel sita existente. Dieses Haus gehörte dem Nicolaus und trug ihm jährlich 1 Pfd Wiener Denare ein. (Dipl. der Anjouzeit (ung. IV, 173

[5] Preßb Ztg 1877, Nr 11.

theils Häuser, theils Maierhöfe und Allode befanden. Laut einer Urkunde des Jahres 1378 lag hier zwischen dem Maierhofe des Sohnes des gewesenen Stadtrichters Jakob, Nicolaus, und dem Hause des Müllers Lewbl der Maierhof des Johannes circa portam.[1] Im Jahre 1403 erhebt Jakob Fullenwolf sammt seiner Gattin einen Erbanspruch auf ein in Donau-Neusiedel gelegenes Haus.[2] Im Jahre 1471 wird die Wachstube auf Donau-Neusiedel erwähnt.[3] In einem Testamente des Jahres 1522 kommt diese Gasse ebenfalls unter dem Namen „thonav newsidl" vor,[4] während sie im städtischen Grundbuche als „Tuenawnewsidl" verzeichnet erscheint.[5]

Die Wödritz war, wie bereits bemerkt, zwar geringeren Umfanges als gegenwärtig, doch immerhin stark bevölkert, da sie schon im Jahre 1390 als platea populosa (volkreiche Gasse) in einer Urkunde erwähnt wird, laut welcher König Siegmund diesen Stadttheil von der Jurisdiction des Schlosses eximiert und denselben mit der Stadt vereinigt hatte. Auch im städtischen Grundbuche des Jahres 1439 wird sie unter den übrigen Gassen der Stadt ebenfalls blos als solche verzeichnet. Laut Angaben der Testamente sind uns aus dem XIV. und XV. Jahrhundert nachstehende Namen von Hausbesitzern daselbst bekannt: Breuer,[6] Merkl,

[1] Nicolaus, der Sohn Jakobs, schuldete dem Abte von Pilis 65 Pfd. Denare und verpfändete deshalb sammt seinen Erben seinen in der innern Stadt gelegenen freien Edelhof Preternhaus dem Abte Heinrich simul cum uno allodio, vulgariter Mayyerhoff dicto, prefati Joannis, ante civitatem predictam, iuxta Dunanewsidl, penes allodium ipsius Nicolai ex una, parte vero ex alia penes domum Lewblini (bei Fejér: Leudlini) molendinatoris, cum domo ex parte lapidea, et cum orto ipsi vicinos (sic), ac terris arabilibus et cum omnibus aliis attinenciis eisdem abbati et conventus ..... pignori obligasset (Fejér: Cod. Dipl. IX. V, 285. X. IV, 345–346. Békefi: Die Pilifer Abtei (ung.) I, 374. II, 275.) — Im Jahre 1384 urtheilte laut einer Urkunde des Preßburger Capitels vom 12 October der Rath der Stadt Preßburg diesen Besitz des Nicolaus, Sohnes des gewesenen Stadtrichters Jakob, dem Piliser Abte Johann zu. (Békefi: a. a O. II, 275–276.)

[2] Jacobus fwllenwolf cum uxore, mencionem Ruegung (= Erbanspruch) vocatam, in antiquo libro prius scriptam, faciunt quoad domum situatam super twnaw Newsidl. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 12. Rathsprotokoll.)

[3] Wachstuben awf der Twna Newsidl. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 12.)

[4] Prot. Test. I, 403.

[5] Siehe Tafel XIV im III. Bd d. W.

[6] Am 6. Dezember 1380 bekundet Ulrich, Abt von Pilis, daß domum, nostre domus Aquatice in Wedritz adiacentem,

Sobbel,[1] Pobb, Purkhart, Hösch,[2] Lichtschier,[3] Eseh,[4] Püchler, Vaschau, Palbein,[5] Schön, Scharner, Hosthner, Payer,[6] Schreiner,[7] Grünwald, Schottler, Öler,[8] Muschenraiff,[9] Furlampt, Sinzeller, Knoll, Huncz=

---

que aliquando spectabat Baldvainio teloniario, eiusque heredibus, Chunczio et Nicolao, quorum uterque .. plenipotenciavit . . . Nicolaum Prugel Schreiber (d. i. der von denselben bevollmächtigte Brückenschreiber und Wedritzer Maister) vendere illorum domum, laut Bericht des genannten Schreibers Nicolaus, dieses Haus Nicolaus Brewer, dessen Gattin Anna und Erben pro viginti libris denariorum Hungaricalium, monete in Hungaria currentis et pro nunc in civitate Posoniensi gekauft haben. (Bekefi: Die Piliser Abtei (ung.) II, 271—272.)

[1] Im Jahre 1401 verkaufen „Ulrich der Sobbel und Clara seine Hawsfraw" ihr Haus „gelegen auf wedritz, nechs Mertl Niclas Haws" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

[2] Im Jahre 1418 vermacht Michael Pobb seiner Gattin Christine „das haws auf der wedritz ainhalben zenachst dem purkhart, anderhalb zenachst dem peter hoschen" (Prot. Test. I, 28/a.)

[3] Im Jahre 1419 verfügt „Wolfgang Lichschier auf der wedritz zw Presspurg" in seinem Testamente über sein Haus. (Prot. Test. I, 385.)

[4] Im Jahre 1430 schenkte König Siegmund das durch ihn a Nicolao literato Cive Civitatis Posoniensis erkaufte Haus dem Wagenbauer Meister Jakob Eseh. (Dipl. Pos. II, 650.)

[5] Im Jahre 1433 vermacht „Michel der püchler" seiner Gattin Katharina „mein haws gelegen auf der Bedritz zunagst hanns vaschan haws vnd anderhalb zunagst des palbein haws" (Prot. Test. I, 11/a.)

[6] Im Jahre 1434 schreibt Peter hösch „Item So schaff ich mein ledigs freys haws gelegen auf der wedricz meinem weib Anna neben denn Schönn Jacobn vnd anderhalbn neben Scharner haws." (Prot. Test. I, 10/a.) 1442 vermacht Jakob Schon seiner Gattin „mein haws gelegen auf wedritz, gelegen ainthalben dez kuncz hosthner haws vnd anderhalb dez Niclas payer haws." (Prot. Test. I, 48/a.)

[7] Im Jahre 1444 ist „paul Schreyner auf der wedricz gesessen" Zeuge im Testamente der Hanns Schusterin. (Prot. Test. I, 57.) 1453 vermacht Paul Schreiner seinem Sohne Johann „sein haws gelegen auf der wedricz," (Prot. Test. I, 72/a.) und eben demselben „sein haws gelegen auf der wedricz." (Prot. Test. I, 79/a.) 1455 macht „katharina des pawl Schreiner weilent gesessen auf der wedricz" in ihrem Testamente ihrer Tochter Margarethe und ihrem Gatten „Niclas choler auf der wedricz gesessen," ein Vermächtniß. (Prot. Test. I, 83/a.)

[8] Im Jahre 1464 bezeugen „Michel Grunwald auf der wedritz vnd Niclas Schottler auch auf der Wedritz wonhafft vnd gesessen," daß „Mert Öler genant auch die Zeit auf der wedritz mit hawsung gesessen" Testament gemacht habe. (Prot. Test. I, 118/a.)

[9] Im Jahre 1467 vermacht Elisabeth, die Gattin des Jakob Schön, ihrer Tochter Elisabeth und deren Gatten Paul Muschenraifer „mein haws gelegen auf der Wedricz vor der Stat zu Prespurg zunachst des Peter Grunbald haws vnd ainderhalb zu nachst der Michel Gemaistrin haws." (Prot. Test. I, 142/a.) 1503 vermacht Wolfgang Muschenraiff seiner Gattin Helene „mein haws Auff der Wedritz gelegen." (Ebenda 337.)

feint,[1] Paur,[2] Windisch,[3] Waldner,[4] Strobmer, Klötzner,[5] Poltinger,[6] Kreutzer,[7] Pfaffsteter,[8] Rorer,[9] Ruedt,[10] Misthulber,[11] Mastrieler,[12] Hofer,[13] Schramm,[14] Pistentzer,[15] Pinter,[16] Scheller, Hunger,[17] Grieskircher,[18] Gräl,[19]

[1] Im Jahre 1475 werden „Stephan fuxlampt, Vrban Sinzeller, Wolfgang Knoll vnd der hunczfeint all auff der wedricz gesessen" im Testamente der Dorothea Schiller erwähnt (Prot. Test. I, 167.)

[2] Dorothea Paur bestimmt „Item vorerst schaff ich das haws auff der Wedritz neben des Mert hunsveint haws gelegen" zu verkaufen und falls mehr als 100 fl dafür eingehen sollten, den Mehrbetrag zum Bau der Kirche zu St Martin zu verwenden (Prot. Test. I, 176/a.)

[3] Im Jahre 1481 macht „Ich lasla Windisch auf der Wedritz" Testament (Prot. Test. I, 188/a.)

[4] Im Jahre 1481 hinterläßt Johann Waldner „auff der Wedritz mein tail dez haws auff der Wedritz" seiner Gattin (Prot. Test. I, 187)

[5] Im Jahre 1481 vermacht Johann Strobmer seiner Gattin „mein haws mit aller Geltschult, gelegen auf der Wedritz zwischen Mert klotzner vnd Wolffgang Knoll." (Prot. Test. I, 189.)

[6] Im Jahre 1484 vermacht Georg Poltinger auff der Wedritz seinem Sohne Heinrich „Mein hauß auff der Wedritz gelegen." (Prot. Test. I, 198/a.)

[7] Im Jahre 1485 schreibt Jorig kreytzer auf der Wedritz an einer Stelle „Item dem Jäckl Juden verdambten pin Ich schuldig 1 fl. zu Baiern von dem Suntag Jubilate 84. Und weiter „Item herrn thoman custos hyr bin ich auf meinen hawß schuldig veriessen zins ij gulden." (Prot. Test. I, 201/a.)

[8] Im Jahre 1487 vermacht Anna auf der Wedritz, die Gattin des Wolfgang Pfaffsteter, „vnnser haws" ihrem Gatten. (Prot. Test. I, 209.)

[9] Im Jahre 1488 macht Mathes Rorer auf der Wedritz Testament. (Prot. Test. I, 216.)

[10] Im Jahre 1489 macht „Agnes, des Michl Rued auf der wedritz hausfrau," Testament. (Prot. Test. I, 219/a.)

[11] Im Jahre 1494 hinterläßt August Misthulber „mein hauß auf der Wedritz gelegen" seiner Gattin. (Prot. Test. I, 258/a.)

[12] Im Jahre 1496 vermacht Wolfgang Mastrieler seiner Gattin „mein haus auf der Wedritz." (Prot. Test. I, 261.)

[13] Im Jahre 1500 vermacht Katharina, die Witwe des Paul Hofer, ihrem Sohne Peter „mein haws gelegen auf der Wedritz." (Prot. Test. I, 270/a.)

[14] Im Jahre 1501 hinterläßt Wolfgang Schramm „Item ain haus gelegen auf der Wedritz neben dem Wolfgang Lichtschur" seiner Gattin. (Prot. Test. I, 276/a.)

[15] Im Jahre 1501 wird im Testamente des Valentin Pistentzer „ain haus auf der Wedritz neben deſs Wolfgang knoll haus gelegen" erwähnt. (Prot. Test. I, 282/a.)

[16] Im Jahre 1502 schuldete Hans Pinter auf der Wedritz gesessen, dem Simon Huber 38 fl. (Prot. Test. I, 284.)

[17] Im Jahre 1502 schuldeten „Jacob scheller vnd gilig Hunger auf der Wedritz gesessen" dem Johann Pauch 15 fl. (Prot. Test. I, 286/a.)

[18] Im Jahre 1503 bekennt Barbara Grieskircher „Wolfgangen auf der Wedritz bin ich schuldig ij fl." (Prot. Test. I, 289.)

[19] Im Jahre 1503 schuldete Mathes Pawr dem „Hansen gral pintter hie auf der Wedritz XXX fl." (Prot. Test. I, 295/a.)

Prewr,[1] Raiger,[2] Aspegk,[3] Raydl,[4] Weyß[5] und Andere. Die Fortsetzung der Wödritz bildete die Judlucken, welche im Grundbuche des Jahres 1439 als eine besondere Gasse neben der Wödritz verzeichnet ist. Daß man dieselbe jedoch thatsächlich zur Wödritz gezählt habe, ist urkundlich nachweisbar.[6]

Längs der Donau folgten die Wödritzer Mühlen, welche im bereits vielmal angezogenen städtischen Grundbuche unter dem Namen Weydritzer Mül an letzter Stelle aufgeführt werden. Die Lage derselben hat man thatsächlich nicht am Weidritzbache, sondern am Ufer des vor der Wödritz vorüberfließenden Donauarmes anzunehmen, da die Donaumühlen vor Zeiten ihren Standort am diesseitigen Ufer, in der Gegend der sogenannten Ankerwache hatten, während sie gegenwärtig am rechten Ufer des Stromes, unterhalb des Auparkes beim sogenannten Elysium ihr munteres Klappern erschallen lassen. Die Testamente sowie sonstige Urkunden erwähnen derselben häufig. Laut einer Urkunde des Jahres 1343 hatte Peter, der Sohn des gewesenen Stadtrichters Jakob, den ihm als Vermächtniß seines Vaters zugefallenen Fruchtgenuß einer Wödritzer Mühle.[7] Darüber entspann sich jedoch ein Prozeß, indem Nicolaus noch in demselben Jahre vor König Ludwig I.

---

[1] Im Jahre 1513 liest man „Mert prewr Auff der wedritz" (Prot. Test. I, 351/a.)

[2] Im Jahre 1514 vermacht Urban Raiger „gesessen Auf der wedritz" seiner Gattin sammt Tochter „mein haws gelegen auff der Wedritz" (Prot. Test. I, 356.)

[3] Im Jahre 1515 vermacht Magdalena, die Gattin des August Aspegk „gesessen auf der Wedritz" ihrem Gatten ihr Haus. (Prot. Test. I, 356/a.)

[4] Im Jahre 1516 verfügt Wolfgang Raydl „gesessen auf der Wedritz" letztwillig über sein Haus. (Prot. Test. I, 381.)

[5] Im Jahre 1522 ist Wentzl Weyß „wonundt vff der wedritz" Zeuge im Testamente des Peter Pagkendorfer. (Prot. Test. I, 401 a.)

[6] Im Jahre 1410 „hat der Alt Gebhart gerungt awf ein Haws, gelegen zu Prespurk, vor der Stat, auf der wedritz, pey der fudlufen, neben Haus des Rewtlein und Peter des dreißiger Haws" (Stadtrechnungen. Preßb Ztg. 1877, Nr. 10.) 1434 schreibt Friedrich Heppel „Item So schaff ich mein haws zu nagst der fudlukchen an dem eckh vnd darnach meine tzwey tayl zu gefang, Inner des Tewfels sessel zü Sannd mertein zü dem gepew, vnd nyndere anderswo." (Prot. Test. I, 25 a.) 1454 schreibt „Wenczla Eysner pfrundner zu sand Merten auf dem freyt hof: Item des Niclas kuersner tochtern die da Siczt auf der wedritz in der fudlufen hat er geschaft sein groß pett das pest und darczu zway leylachen." (Prot. Test. I, 76.)

[7] Petrus dictus Antiquus, filius Jacobi, quondam Judicis Posoniensis, frater Nicolai filii Jacobi.

geltend machte, daß der Fruchtgenuß dieser Mühle, wie allgemein bekannt, von seinem Vater ihm und nicht seinen Brüdern letztwillig zugesichert worden sei, weshalb der König eine Untersuchung in dieser Angelegenheit anordnete.[1] Unter den als Zeugen diesbezüglich einvernommenen Bürgern der Stadt wird der Müller Heinrich Messerer angeführt.[2] Im Jahre 1490 verfügt Paul Windperger letztwillig über seine Wödritzer Mühle.[3] Im Jahre 1503 erklärt der Bäcker Michael in seinem Testamente, daß er seine Wödritzer Mühle verkauft habe.[4]

Endlich haben wir noch des Schloßgrundes zu erwähnen, welcher unterhalb des Schlosses an der östlichen Seite desselben, um die Kirche zu St. Nicolaus herum so viele Häuser umfaßte, daß derselbe schon im XIV. und XV. Jahrhundert bereits ein besonderes Dorf bildete, welches in einer Urkunde des Preßburger Vicegespans Nicolaus Toldy aus dem Jahre 1354 als Suburbium Castri Posoniensis videlicet villa Sancti Nicolai[5] (Preßburger Schloßvorstadt, nämlich das Dorf St. Nicolaus) angeführt wird. Die Bewohner desselben erfreuten sich, wie wir später sehen werden, besonderer Privilegien. Zwei Urkunden des Königs Siegmund aus dem Jahre 1423 und 1430 gedenken ebenfalls dieses Schloßgrundes,[6] letztere jedoch schon als eines Dorfes mit zerfallenen und als Ruinen dastehenden Häusern.[7] Die Gemeinde konnte sich jedoch infolge der derselben ertheilten königlichen Privilegien aus ihrem Verfalle bald wieder erheben.

---

[1] Fejér: Cod. Dipl. IX. I. 137–38.

[2] molendinator Henricus Mezrer dictus, Ciuis de Posonio.

[3] „Item so schaff ich mein Mul, Inn der weidricz gelegen, die mir Zu vnfrid durch kuniglich krieger und durch die veint vom krub ist abprennt worden, frey vnd ledig mit aller Zugehorung, Acker, wißen, holcz vnd garten" seinem Bruder Georg. (Prot. Test. I, 226/a.)

[4] Idem Andre Müllner X fl. hat er vbersich genommen von wegen deß Wolfgang Mullner von wegen der Mul die ich hab zu kauffen geben, dapey ist gewesen der pfaffteter auf der wedritz und der linhart peck und Wernhart Müllner. (Prot. Test. I, 293/a.)

[5] Dipl. Pos. I. 269.

[6] Jobbagyones in suburbio Civitatis et infra Castrum nostrum Posoniense, monte videlicet, circa ecclesiam Sancti Nicolai confessoris residentes. (Dipl. Pos. II, 166.) 1430: Cives et populi nostri de vico sancti Nicolai, extra muros Civitatis nostre Posoniensis in latere castri nostri Posoniensis sito. (Dipl. Pos. II, 215.)

[7] in distraccione et ruina domorum eorum.



V.

Die einstige Befestigung der Stadt. Die Gräben. Die Ringmauer.

Nachdem wir uns das Bild der Stadt hinsichtlich ihrer Ausdehnung sowie ihrer Eintheilung zur Zeit des Mittelalters an der Hand der uns erhaltenen Daten vergegenwärtigt haben, wollen wir nun auf jene wesentlichen und charakteristischen Gestaltungselemente übergehen, welche der Stadt ihre, von der gegenwärtigen so sehr abweichende, äußere Physiognomie verliehen hatten. Preßburg ist heute eine offene, nach keiner Richtung hin von Mauern und Gräben eingeengte Stadt. Die alten Befestigungswerke sind längst verschwunden und nur hie und da noch in einzelnen Überresten als lehrreiche Erinnerung an vergangene Zeiten erhalten. Anders war es im Mittelalter. Zu jener Zeit war Preßburg eine befestigte Stadt und mußte es auch sein, nicht nur aus dem Grunde, um sich gegen Überraschung seitens äußerer oder innerer Feinde mit Erfolg sichern zu können, sondern auch deshalb, weil sie nur so als Stadt und ihre Bewohner als Bürgerschaft bestehen konnten. Denn darin liegt eben das Eigenthümliche, daß die Bedingungen des Aufblühens der Städte sowie deren Bewohner im Mittelalter von denen der Gegenwart gänzlich verschieden waren. Heute ist es einer nach mittelalterlicher Art von einem Mauergürtel, einem einengenden Befestigungsringe umschlossenen Stadt unmöglich, sich zu entwickeln, während vor Zeiten wieder eine

offene Stadt in ihrer Entwickelung unterbunden gewesen wäre. Die Entwickelungsfähigkeit ist sowohl durch den von der Natur gebotenen Raum als durch die ungestörte Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens bedingt. Die räumliche Beschränktheit machte sich im Mittelalter, infolge der verhältnißmäßig geringeren Anzahl der Bewohner sowie der die Niederlassung in den Städten erschwerenden Bestimmungen, weniger fühlbar; die ungestörte Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens aber war durch die in den Händen der wachsamen, wehrhaften Bürgerschaft befindlichen Vertheidigungswerke hinlänglich gesichert. Heute haben sich die Verhältnisse gänzlich geändert. Die vor Zeiten zum Schutze aufgeführten Werke werden überall niedergerissen, und die neuen Städte breiten sich nach einer Richtung aus, wo vor Zeiten Gräben, Schanzen und Courtinen jede Ausbreitung unmöglich gemacht hatten. Der Schutz, den die Bewohner der Städte vormals hinter ihren Befestigungswerken gefunden hatten, wird ihnen heute durch die vom Staate organisierten Wächter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und gegen Gefahren von außen durch die stehende Kriegsmacht des Staates gewährt. Dort aber, wo die Befestigung einer Stadt sich in strategischer Hinsicht als nothwendig erweist, sucht man dieselbe gegen feindliche Geschütze und Umzingelung durch bis auf eine Entfernung von 10—15 Kilometer vorgeschobene detachierte Forts, Redouten und Batterien zu vertheidigen. Die moderne Befestigung von Paris mit ihrem riesigen Gürtel von Vertheidigungswerken, deren äußerste Peripherie bis an die Höhen von St. Cyr, Palaiseau, Villeneyve, Sucy, Chelles, Vaujours, Ecouen und Domont hinanreicht, ist wohl der sprechendste Beweis für den gewaltigen Umschwung zwischen der Kriegskunst der Gegenwart im Verhältniß zu der des Mittelalters. Dazu kommt noch der Umstand, daß mit der Auflassung des mittelalterlichen Befestigungssystems auch jenes Verhältniß, in welchem die Bürgerschaft der Städte zu den Befestigungen stand, gänzlich aufhörte. Heute bedarf die städtische Bevölkerung zu ihrer Erhaltung, zur Geltendmachung ihres Standes, ihrer Principien und Rechte keiner Festungsmauern mehr; vor Zeiten hätten sie ohne diese sich gar nicht als Bürgerschaft entwickeln können. Durch die den wehrhaften Bürgern obliegende Vertheidigung ihrer Mauern waren

dieselben zu einer militärisch organisierten und disciplinierten Körperschaft geworden, und auf diese Weise zu Kraft und mehrfachen Privilegien und somit auch zu Ansehen gelangt. Die den Bürgern innewohnende Kraft bewährte sich bei der Vertheidigung ihrer Mauern und erfüllte sie mit dem stolzen Bewußtsein, daß sie die Herren ihres Schicksals seien. Dies sicherte ihrem vereinten Auftreten jedesmal den Erfolg, so oft sie für die Förderung ihrer persönlichen Interessen sowie der ihres Standes gegen die Traditionen und den Druck des Feudalismus in die Schranken traten.

Bestanden die ältesten Befestigungswerke der Stadt Preßburg nur aus Gräben und Erdverschanzungen? Diese Frage läßt sich nur in chronologischer Hinsicht beantworten, da die ältesten Befestigungswerke offenbar überhaupt nur aus Gräben und Erdverschanzungen bestanden. Der Graben führt uns nothwendigerweise auf die Annahme einer Schanze, zu deren Aufführung man natürlich das aus demselben ausgehobene Erdreich verwendete. In dem Maße nun, wie die Völker und Staaten in der Kriegskunst fortschritten, entwickelte sich aus der einfachen Grabenverschanzung jenes complicierte Vertheidigungssystem, welches uns unter den Schöpfungen des Mittelalters sowohl durch die Originalität und den Scharfsinn seiner Conception, wie durch die kunstvolle Technik der Ausführung überrascht. Wir mögen die Vertheidigungswerke wo immer betrachten, überall kommen wir zu der gleichen Erfahrung, daß dieselben zu den Angriffsmitteln in enger Beziehung standen. Die Vertheidigungswerke mußten nämlich, ebenso wie die Schutzwaffen, mit den Sturmapparaten und Angriffswaffen immer in enger Beziehung stehen. Wie der Panzer keinen Schutz gegen den Pfeil gewährt, ebensowenig konnte der Graben die Geschosse der Wurfmaschinen unwirksam machen. Der Panzer bot nur Schutz gegen Hieb und Stich, und sobald man zur Belagerung der Städte die großen Wurf- und Schleudermaschinen, Espringale, Bleiden, Triboks und Wippen verwendete, erwies sich der bloße Graben sammt der Erdverschanzung schon als unzureichend zur Vertheidigung. Schon die Römer errichteten auf den Erdverschanzungen zum Schutze der Mannschaft eine aus Pallisaden und Balkenwerk bestehende Brustwehr, das sogenannte

vallum. Bei uns führt man auf den Brustwehren Bonnette auf, um durch dieselben 30—40 Procent der feindlichen Geschosse unschädlich zu machen. Gegen das von der Bogensehne entsendete Geschoß gewährte die flache Brustwehr hinreichende Deckung, zum Schutze gegen die mit Pulverkraft geschleuderten Geschützkugeln bedurfte es schon einer breiten und dicken Brustwehr. Da jedoch durch die Aufführung solcher in der Schußweite todte Winkel entstanden, mußte die Vertheidigung nothwendigerweise auf die Beseitigung dieser todten Winkel bedacht sein, damit der Feind dieselben sich nicht zu Nutze mache. So entstand dann vor der Contreescarpe das Glacis.

Wenn nun zwischen der Vertheidigung und dem Angriff thatsächlich eine solche Verbindung besteht, kann es uns offenbar nicht so schwer fallen, uns eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Befestigungswerke der Stadt Preßburg zu jener Zeit zu machen, aus welcher uns keine directen Angaben überliefert sind. Jene Belagerungsmaschinen, mit welchen die deutschen Kaiser Heinrich III. und V. Preßburg bestürmten, lassen ganz und gar nicht daran zweifeln, daß die Stadt schon damals nicht nur mit Gräben und Erdschanzen, sondern auch mit Ringmauern umgeben gewesen sein mußte. Zur Bewältigung des bloßen Grabens hätte es wohl nicht der Herbeischaffung schwerfälliger Sturmböcke und Mauerbrecher bedurft, ebensowenig als man sich der Espringale dort bedient hatte, wo weder befestigte Thore noch Mauerkronen dem anstürmenden Feinde ein Hinderniß bereiteten.

Der Graben und die Ringmauer der Stadt war demnach jedenfalls schon in sehr alter Zeit vorhanden. Hinter den Gräben muß sich unbedingt bereits im XI. Jahrhundert die Ringmauer erhoben haben, da ohne das Vorhandensein derselben die Wirkung der feindlichen Katapulten und Ballisten nicht so erfolglos geblieben sein würde. Sobald man jedoch den Graben vor der Ringmauer vertieft, oder umgekehrt hinter dem primitiven Graben eine Ringmauer aufgeführt hatte, gestaltete sich der Angriff von Seiten des Feindes viel complicierter. Die Sturmböcke und anderen als Schlangen, Igel, Katzen benannten Wurf- und Schleudermaschinen konnten ihre Wirkung nicht mehr so unmittelbar auf die Mauer entfalten, um in dieselbe Breche zu legen.

Da die Geschosse der Wurfmaschinen und Onager aus größerer Entfernung an die Stadt gelangten, verursachten sie viel geringeren Schaden. Der Feind mußte daher vorerst auf die Überbrückung der trennenden und die Annäherung erschwerenden Gräben bedacht sein, und da man von den Zinnen der belagerten Stadt die Anstürmenden mit einem Hagel von todtbringenden Stein- und Pfeilgeschossen und mit verderblichen Feuerbränden überschüttete, hatten diese genug zu thun, ihr Leben in dem gegen sie geführten Vernichtungskampfe zu sichern und ihre Belagerungsmaschinen vor der Zerstörung zu bewahren. Man suchte diese zerstörenden, zermalmenden, schleudernden und zündenden Maschinen durch Schutzdächer zu sichern, erbaute eigene Angriffsthürme, Beffrois und Tummler, die man dann, auf niedrige Räder gestellt, sammt der in denselben befindlichen Mannschaft langsam und mühevoll bis zur Mauer hinanbrachte. Mit einem Worte: der Angriff war erschwert, die Vertheidigung erleichtert worden.

Wenn der Graben seiner Bestimmung als Mittel zur Vertheidigung entsprechen sollte, konnte es nicht gleichgültig sein, wie derselbe beschaffen war. Die Breite desselben ist gegenwärtig von wesentlich geringerer Bedeutung, da die weittragenden Geschütze und Gewehre ihre zerstörenden Geschosse selbst über den breitesten Graben hinüber entsenden. Vor Erfindung des Schießpulvers war jedoch die Breite desselben viel wichtiger als dessen Tiefe, da die beschwingende Kraft der Bogensehne, des Fischbeins, des Reifens oder der stählernen Feder in ihrer Wirkung gar sehr von der Breite des trennenden Grabens abhängig war. Doch würde auch im Mittelalter eine übermäßige Breite des Grabens sich nicht als praktisch erwiesen haben, da hiedurch die Vertheidigung selbst in vieler Hinsicht illusorisch geworden wäre. Es ist erwiesen und auch ganz natürlich, daß die mehrere Zentner wiegenden Geschosse der großen Wurfmaschinen auf geringere Entfernung zerstörend wirkten, als die kleineren Ballisten, welche einpfündige Steinkugeln bis auf eine Entfernung von 500 Metern zu schleudern vermochten. Solcher kleinerer Bogengeschütze konnte sich der Belagerer nicht wohl mit Erfolg bedienen, da man mit ein-zweipfündigen Steinkugeln in die massive Befestigungsmauer unmöglich Bresche zu legen vermochte, dazu bedurfte es schwerer

Maschinen, und während deshalb der Feind seine Anstrengungen infolge der großen Breite des Grabens vielfach vereitelt sehen mußte, kam dies eben den Vertheidigern zu Statten, die auf ihren Mauern zwar keine großen Katapulten sondern nur leichtere Bogengeschütze aufstellen konnten, deren Geschosse aber selbst über den breitesten Graben hinüber flogen.

Zur Aufführung eines breiten Grabens nöthigte jedoch auch noch ein anderer Umstand. Die belagerte Stadt wurde nämlich nicht nur von den Bresche legenden Geschossen, sondern auch durch die in dieselben geschleuderten Feuerbrände bedroht. Es ist fast unglaublich, was die kriegerische Findigkeit des Mittelalters nicht Alles zum Schleudern von Feuerbränden und zur erfolgreichen Brandlegung in scharfsinniger und grausamer Weise ausgedacht hatte. Hunde, Katzen, Vögel mußten den Belagerern als ebensoviele Werkzeuge zum Anzünden der Häuser der Städte dienen; selbst der Hahn, welchen der Kriegsmann in das Lager mitnahm, damit er ihm durch sein lautes Krähen den Gang der Zeit, die Stunden, das Anbrechen des Morgens als verläßlicher, treuer Wächter verkünde, wurde als Träger des Feuers, des Brandes benützt. Die Falariker, oder die Träger der Pechpfannen, folgten vor Zeiten dem Belagerungsheere ebenso, wie gegenwärtig die technischen Truppenkörper den Reservebataillonen. Auch hieraus läßt sich ersehen, welch großen Vortheil der breite Graben einer von Feinden bedrängten Stadt bot, deren Hausdächer nicht nur bis an die Ringmauer hinanreichten, sondern auf welcher selbst eine ungeheure Masse brennbarer Stoffe aufgehäuft war, da die zur Vertheidigung der Mauern dienenden Wehrgänge größtentheils aus Holz erbaut waren.

Obwohl demnach die Breite des Grabens, mit Rücksicht auf die Tragweite der Waffen, im Mittelalter von größerer Wichtigkeit war als die Tiefe desselben, wäre es doch ein Irrthum, wenn man nicht auch der Tiefe desselben die gebührende Wichtigkeit zuerkennen wollte. Denn je tiefer der Graben war, umso schwieriger war es für die Belagerer, denselben zum Zwecke der Heranbringung ihrer Maschinen an die Mauer zu überbrücken. Dazu mußte der Graben erst zugeschüttet werden und zwar offenbar bis zu einem gewissen Niveau, nicht so sehr

wegen der Bresche legenden Mauerbrecher, als vielmehr wegen der Bergfriede. Denn die Mauerbrecher konnten ihr Zerstörungswerk immerhin mit Erfolg ausführen, ob sie nun damit am Fuß der Mauer oder in der Mitte oder aber an der Krone derselben begannen. Die erfolgreiche Wirksamkeit des Bergfrieds war an eine andere Bedingung geknüpft. Diese auf Rädern ruhenden Thürme waren nämlich dazu bestimmt, an die Stadtmauer herangeschoben zu werden, damit die auf denselben befindliche Mannschaft dann von der Höhe herab auf die Mauerkrone eine Brücke werfen könne; denn nur so war es den Angreifern möglich, auf die Mauer und somit auf das von den Belagerten vertheidigte Terrain zu gelangen. Deshalb mußten die Belagerer den Graben ganz zuschütten, was sich jedoch umso schwerer durchführen ließ, je tiefer der Graben war. Alle diese Umstände mußten demnach die Vertheidiger dazu auffordern, dem Stadtgraben eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und bei der Anlage desselben die Sache nicht zu leicht zu nehmen, noch blos auf die billigere Herstellung bedacht zu sein. Sie mußten aber auch für die Ausmauerung der Escarpen und Contreescarpen Sorge tragen, damit dieselben nicht etwa leicht einstürzten, oder der etwaige Mangel derselben dem Feinde die Unterminierung des Terrains oder das Eindringen in den Graben nicht zu sehr erleichtere. So wird es begreiflich, daß das Budget der Stadt durch die Kosten der Anlage und Instandhaltung der Stadtgräben thatsächlich stark belastet war, wie es denn auch der Rath der Stadt in seinem im Jahre 1397 an König Siegmund gerichteten Schreiben erwähnt, daß die Erhaltung der städtischen Gräben ihnen bedeutende Kosten verursacht habe.[1] Berücksichtigt man ferner, daß ein Theil der Stadtgräben mit Wasser gefüllt, der andere wieder trocken war, so läßt es sich leicht denken, daß die Erhaltung derselben fortwährende Auslagen beanspruchte, da der mit Wasser gefüllte Theil der Verschlämmung, der andere wieder durch das von Regengüssen hineingespülte Erdreich oder durch allerlei hineingeworfenen Unrath der Verstopfung ausgesetzt war. In den verschlämm=

[1] Auch haben wir ain große Sum gelt gelegt auf daz gepew der Stat, und besunderlich auf die gräben. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 18.)

ten Gräben wucherte denn auch Schilf und Rohr in üppiger Weise, welches der Stadtrath sorgsam abschneiden lassen mußte,[1] damit es dem Feinde keinen Vortheil biete. Die städtischen Rechnungen erwähnen deshalb zu wiederholten Malen der in den Stadtgräben vorgenommenen Arbeiten.[2]

Die Stadtgräben waren, wie es sich schon aus der ansteigenden Bodenfläche der Stadt ergibt, nur zum Theil unter Wasser zu setzen. Zu diesen zählten die an der Südseite der Stadt sich hinziehenden Gräben. Wie bereits erwähnt, hatte sich im Mittelalter ein Arm der Donau in der Gegend des heutigen Fischplatzes von Hauptstrome abgezweigt und seinen Lauf über die gegenwärtige Promenade genommen. Dieser Arm konnte leicht zur Füllung des südlichen großen Stadtgrabens mit Wasser verwendet werden, was man theils mittelst Wasserwehren, theils mittels Heberädern bewerkstelligte, deren die Stadtrechnungen auch thatsächlich erwähnen.[3] Dagegen waren die vom Lorenzerthore nördlich gelegenen, rings um die Stadt bis zum Michaelerthore sich hinziehenden Gräben, da die Bodenverhältnisse die Zuleitung von Wasser hier nicht ermöglichten, vollständig trocken.[4] Daß jedoch der zwischen dem Michaeler- und dem Lorenzerthore sich

[1] So heißt es in den Stadtrechnungen d. J 1506 „Bezalt dem Peter Hewgler ain scheff, das gepraucht ist worden In den Stat graben zu dem Ror ab schneiden 64 D.“ (Ebenda.)

[2] Laut der Kammerrechnungen des J. 1434 hatten 5 Arbeiter „In dem Graben alls man get auff die Sluter-gassen“ gearbeitet. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 18.) Laut deren d. J. 1444 hatte man einen Fuhrmann mit 2 Pferden aufgenommen „der Pewsch aws der Aw gefurt hat, zu den Stat graben In der Newen stat.“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 18.)

[3] So heißt es in den Stadtrechnungen d. J. 1444 „habn wir gehat pey Sand Mertein thurn außerhalb Sand Mertein thurn 9 mannen, die mit robstain zu der wer umb den thurn gemawert habn, und die erttreich darzu getragn habn, yeden 10 D.“ In demselben Jahre wird ein Wasserwerk, wahrscheinlich ein Reservoir, erwähnt „habn wir gehat 1 furman mit 2 Rossen, der Holz aus der Aw Im dreschwerd gefurt hat In Statgraben zu der Newen tunst“ Preßb. Ztg. 1877, Nr. 19. In den Rechnungen d. J. 1445 wieder heißt es „habn dy Herrn aufgenommen den Jorig Müllner, das er das wasser Rad sold machen“ Und an anderer Stelle „und hat gemacht (der Schmied) 24 pagl, zu den Scheplein, zu dem Rad, das das wasser In den Stat graben tregt.“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 19.)

[4] Wie dies auch auf der von Herrn Enea Lanfranconi aus seiner Sammlung mir freundlichst zur Verfugung gestellten Redl'schen Karte deutlich ersichtlich ist.

hinziehende Graben, trotz der in die Augen springenden Erhebung des Bodens, des Wasserzuflusses nicht gänzlich entbehrte, wird durch eine Angabe der Stadtrechnungen mit Bestimmtheit erwiesen, laut welcher die Stadt beim Michaelerthor Fischbehälter besessen hatte.

Die Thatsache, daß der Rath der Stadt, wie es die Kammerrechnungen bezeugen, in den Wassergräben Fische gezüchtet und daraus eine Einnahmequelle für dieselbe geschaffen hatte, wirft jedenfalls ein interessantes Licht auf die wirthschaftliche Rührigkeit und den praktischen Sinn der Städte des Mittelalters. Dieser Fischzucht gedenken schon die Kammerrechnungen des Jahres 1443,[1] doch auch die späteren des Jahres 1451.[2]

Die Befestigungswerke der Stadt Preßburg bestanden unzweifelhaft schon im XI. Jahrhundert aus massivem Mauerwerk, was durch die eben in diesem Jahrhundert stattgefundenen heftigen und langwierigen Belagerungen zur vollen Gewißheit erhoben wird. Dieselben waren von deutschen Einwanderern, welche mit der Erbauung massiver Ringmauern schon von ihrer Heimat aus vertraut waren, nach dem Muster der mit Mauern umgebenen Städte Deutschlands aufgeführt worden. So war Hildesheim schon seit dem Jahre 993 mit Mauern und Thürmen befestigt;[3] um das Jahr 1000 Worms durch Bischof Burkhard, ebenso wurde um dieselbe Zeit auch eine und die andere der im Südwesten von Deutschland gelegenen Burgen, unter andern auch das an der fränkischen Saale bei Neustadt gelegene Salzburg mit massiven Steinmauern umgeben.[4] Auch Merseburg, Hamburg,

[1] Item habn wir geben den Vischergesellen, noch des purgermeisters gescheffT, dy den Jörig Spieß in den Stat graben haben visch helfen vohn, pey vischer tar außerhalb zu paydu seiten 1 fl. auri. (Preßb. Ztg 1877, Nr 18.)

[2] Item habn wir gehapt Im Stat graben pey sand Larenczen besunder 2 aribater, di die gras wan (Wanne, Fisch behälter) auf eysen, durch der visch willen, das die visch nicht erstithen sullen, neden 10 D. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 18.) Ebenso „Bezalt den Jorig Mendl das der purgermaister Herr Niclas Flins von In hat genommen vischs, kleine prükl, dy man In den Stat graben hat gelassen, dy chosten 1 Pfd. D." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 19.)

[3] Köhler: Die Entwickelung des Kriegswesens u. der Kriegführung in der Ritterzeit von Mitte des XI. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen. Breslau 1886-87. III, 346.

[4] Essenwein: Die romanische und die gothische Baukunst. I. Heft: Die Kriegsbaukunst. Darmstadt 1889. S. 18.

selbst Prag und andere Städte in Böhmen und Mähren begannen schon in so früher Zeit mit der Aufführung von Befestigungswerken. Nichts berechtigt daher zu der Annahme, daß die Mauern der Stadt Preßburg eine Nachahmung römischer Befestigungswerke gewesen seien. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß man bei der Erbauung der Ringmauern einzelner Städte in ehemals römischen Provinzen, hauptsächlich in Italien und Südfrankreich sowie in England, mitunter selbst in Deutschland den Spuren der Römer gefolgt war, insofern Gothen und Franken ihre Bauwerke auf römischen Fundamenten aufführten, doch war dies sicherlich bei keiner einzigen Stadt unseres Vaterlandes der Fall. Von allen den Städten Daciens und auf dem in den Bereich unseres Vaterlandes fallenden Theile Pannoniens war keine einzige mit Ringmauern umgeben, selbst die in der Nähe Preßburgs am jenseitigen Donauufer bestandene, berühmte Kaiserstadt Carnuntum nicht, da auch hier die abgesonderte Lage des Castrums von der Stadt selbst heute noch deutlich erkennbar ist. Das römische Castrum, mag dessen Spur wo immer sich erhalten haben, war immer und überall viel zu beschränkten Umfanges, um für die Häuser, Bäder, Theater und Tempel der bürgerlichen Bevölkerung hinreichenden Raum bieten zu können. In Aquincum, Tibiscum, Bregetio und auch andernorts diente das Castrum ausschließlich militärischen Zwecken, während die Stadt überall außerhalb des Castrums, an der Seite desselben gelegen war. Castrum und canabae sind immer und überall zwei verschiedene topographische Begriffe.

Zwischen den städtischen Ringmauern und dem römischen Castrum besteht übrigens auch sonst ein so wesentlicher, schon im Grundgedanken liegender Unterschied, daß wir in der Befestigung unserer Städte mit Mauern keinesfall die Spuren einer römischen Tradition zu erkennen vermögen. Die städtische Ringmauer repräsentiert überall, mag Land und Volk welches immer sein, die Idee der Vertheidigung gegen den Angriff; das Castrum niemals, weder in Italien, noch in Gallien, noch auch in Syrien. Das Castrum war nicht zur Vertheidigung errichtet, sondern diente blos als zeitweiliger Lagerplatz oder als Standort für die Truppen außerhalb der Zeit einer militärischen Action.

Es war keine Burg, keine Festung, sondern blos ein Militärlager, eine Kaserne in unserem modernen Sinn und konnte demnach, ebensowenig wie diese strategischen Zwecken gedient haben. Die Kaserne kann vom Feinde zerstört und in Trümmer gelegt werden, ohne daß damit zugleich auch die Kraft des Gegners zur Vertheidigung oder zum Angriff gebrochen worden wäre, da die Schlagfähigkeit des Heeres auch außerhalb der Kaserne und ohne dieselbe ungeschwächt fortbesteht. Die Mauer dagegen, in welche der Feind Bresche gelegt, bedeutet die Vernichtung der Widerstandsfähigkeit des Gegners. Mit der Zerstörung ihrer Mauern ist die Stadt mit allem darin befindlichen Hab und Gut dem eindringenden Sieger preisgegeben. Übrigens ist es ja bekannt, daß die römische Kriegsorganisation nicht auf die Defensive sondern vielmehr auf die Offensive begründet war und zwar in so consequenter Ausbildung, daß selbst der Kampf zur See sich gänzlich darnach gestaltete. Die Kriegsschiffe der Römer können weder hinsichtlich ihres technischen Baues, viel weniger noch ihrer Bestimmung mit unsern modernen Kriegsschiffen verglichen werden. Gegenwärtig hat der kleinste Monitor, das Avisoschiff sowie das Torpedoboot ebenso seine strategische Bestimmung und Aufgabe, wie die größte Fregatte und Corvette. Sie sind zu Manövrierungen, zum Landangriff, zum Anhalten von feindlichen Kauffahrern, zu Auskundschaftungen, zum Transport von Kriegsbedürfnissen, von Lebensmitteln und Feuerungsmaterial, mit einem Worte zur Durchführung großer Kriegspläne zur See bestimmt und eingerichtet, während das römische Kriegsschiff ein bloßes Transportfahrzeug war, welches die Legionssoldaten, also die blos für den Landkrieg geschulten Streiter, an die feindlichen Schiffe heranbrachte, um sich derselben mit Enterhaken und auf dieselben herabgelassenen Enterbrücken zu bemächtigen und den Kampf wie zu Lande fortzusetzen. Aus allem dem ist es nun klar ersichtlich, wie irrthümlich die Ansicht derer ist, welche die Entstehung der Mauern unserer Städte auf römische Traditionen zurückführen wollen.

Das Jahr der Erbauung der Ringmauer unserer Stadt läßt sich eben sowenig mit Bestimmtheit angeben, wie das des Ausbaues der einzelnen Gassen derselben. Soviel ist jedoch gewiß, daß diese Befesti-

gungswerke weder nach einem einheitlichen Plane noch auch zu gleicher Zeit, sondern vielmehr in verschiedenen Zeiträumen ausgeführt wurden. An denselben wurde eigentlich fortwährend gebaut, umgebaut und renoviert. Die aus älterer Zeit stammenden Befestigungswerke der Stadt wurden ebenso umgestaltet, wie die von den Westgothen in Italien oder von den Franken in Südfrankreich aufgeführten Ringmauern der Städte, welche im Laufe der Zeiten eine derartige Umgestaltung erfuhren, daß die ursprüngliche römische Tradition, auf Grund deren sie erbaut worden waren, endlich gar nicht mehr zu erkennen war. Mit der Vergrößerung der Stadt erweiterte sich auch der zu vertheidigende Kreis um dieselbe; vor dem inneren Mauerring entstand ein zweiter in den Vorstädten, welche man nicht länger ohne den Schutz schirmender Mauern und Gräben lassen durfte. Diese fortwährende Umgestaltung war jedoch auch durch die in der Entwickelung der Kriegführung eingetretenen Ereignisse von großer Tragweite bedingt, indem die Erfindung des Schießpulvers und dessen Verwendung zu Kriegszwecken auch im Befestigungswesen der Städte wesentliche Veränderungen zur Folge hatte.

Daß die Entstehung unserer Stadtmauern thatsächlich verschiedenen Zeiträumen angehöre, läßt sich durch ein sprechendes Beispiel erweisen. Jene Mauer, welche sich von der nördlichen Seite des Domes bis zum Michaelerthor hinzog, deren Richtung sich zum großen Theil auch heute noch verfolgen läßt, ist ganz gewiß späteren Ursprungs als jener Theil der Kirche, an welche sie angebaut war. Dies beweist der Umstand, daß durch dieselbe ein Sechstheil der großen Kirchenpforte verdeckt war. Als man nun in jüngster Zeit gelegentlich der Regulierung des nördlichen Domplatzes diese Mauer mit vieler Mühe und Arbeit abbrach, kam der fehlende Thorbogen der Kirchenpforte thatsächlich zum Vorschein, so daß nunmehr der den Eingang zur Kirche bildende Rundbogen vollständig freigelegt ist. Diese Mauer war nun entweder dieselbe, deren eine Urkunde aus dem Jahre 1311 als einer einige Jahre vorher aufgeführten gedenkt, oder eine solche, welche erst viel später im XV. Jahrhundert aufgeführt worden war. Mag sie nun im XV. oder XVI. Jahrhundert erbaut worden sein, so viel ist sicher, daß dieselbe

nicht die älteste Mauer der Stadt sein konnte, da man sie bei gleichzeitiger Erbauung mit dem ältesten Theile der Kirche gewiß nicht derart aufgeführt hätte, daß dadurch der Haupteingang des Domes verstümmelt worden wäre. Unzweifelhaft mußte auch schon viel früher eine Mauer dort vorhanden gewesen sein, nach welcher man die Stadt zum Unterschiede von dem Schlosse schon im XIV. Jahrhundert als ein **Burgum** bezeichnet hatte.

Die Aufführung und Instandhaltung der Stadtmauern bildete, ebenso wie die der Gräben, eine drückende Belastung des städtischen Budgets. Da es jedoch unläugbar auch im Interesse des Landes lag, daß die Städte wohl befestigt seien, werden wir es erklärlich finden, daß außer der Stadtgemeinde auch die Regierung zum Ausbau oder zur Erhaltung der Befestigungswerke hilfreiche Hand bot. So erließ König Siegmund im Jahre 1423 an den Palatin Nicolaus Gara die Aufforderung, den Bürgern der Stadt die zur Verschanzung derselben benöthigten Pallisaden und Faschinen in genügender Anzahl aus den ärarischen Waldungen verabfolgen zu lassen.[1] Einige Jahre später ergeht von demselben Könige der Befehl an das Comitat und die Stadt Preßburg: da es seine Absicht sei, die Stadt, das ist die Vorstädte derselben, behufs erfolgreicher Vertheidigung gegen feindliche Angriffe mit Gräben zu befestigen, zur Ausführung dieser Arbeiten ihre Unterthanen beizustellen.[2] Im Jahre 1455 befahl Ladislaus V., jene tausend Ducaten, welche der vom Preßburger Stadtrathe zum Tode verurtheilte, jedoch später begnadigte Peter Kraus als Sühngeld zu entrichten hatte, zur Instandsetzung und Befestigung der Stadtmauern eventuell zur Deckung anderer städtischer Erfordernisse zu verwenden.[3] Auch König Matthias

[1] quatenus Pallas et virgas sepibus pro circumdacione nostre civitatis Posoniensis, civibus et hospitibus nostris Posoniensibus in sufficienti de silvis vestris dari et assignari facere velitis causa nostri. Datiert aus Altsohl 1423. (Dipl. Pos. II, 159. Preßb. Stadtarchiv. Lad. 37. F. 2. Nr. 20 aa

[2] quia nos eandem civitatem nostram Poson. circumquaque fossatis vallare et premunire intendimus, ut ipsa Ciuitas nostra ab hostium insultibus commodius et liberius valeat preservari, deshalb sollen sie ihre Unterthanen zu dieser Arbeit beistellen. Datiert aus Rodna in Siebenbürgen. (Fejér: Cod. Dipl. X. VIII, 610—612.)

[3] pro fabrica et municione murorum seu ad alium usum et comodum civitatis. (Dipl. Pos. III, 165.)

war eifrig für die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt bedacht, indem er dem Obergespan von Preßburg, Nicolaus Bánfi, zu wissen machte, daß er den Adeligen und sonstigen Grundbesitzern des Comitats in einem besondern Schreiben den Befehl ertheilt habe, auch ihrerseits zur Wiederherstellung der in den kriegerischen Zeiten beschädigten Befestigungswerke der Stadt, hinter welchen sie selbst während der feindlichen Bedrängnisse Schutz gefunden hatten, sowie zur Aufführung von Gräben und Verschanzungen um dieselbe hilfreiche Hand zu bieten. Zugleich erhielt der Obergespan selbst den Auftrag, auf Ansuchen der Bürger die Bewohner des Comitats sofort zur öffentlichen Arbeitsleistung anzuhalten und der Stadt, so oft man ihn darum ersuchen würde, jedesmal seine Unterstützung angedeihen zu lassen.[1] In wiefern die Stadt und das Comitat diesem Befehle des Königs nachgekommen sind, vermögen wir nicht anzugeben. Thatsächlich war die Wehrfähigkeit der Stadt sehr gesunken, da sich König Uladislaus II. bei seinem Aufenthalt in derselben von dem nicht geringen, fast unglaublich baufälligen Zustande und der Verödung der Stadt persönlich überzeugt hatte.[2] Um diesem Übel abzuhelfen, bewilligte der König den Bürgern völlige Steuerfreiheit auf 7 Jahre, jedoch unter der Bedingung, daß diese erlassene Summe von denselben zur Herstellung der Mauern und anderer Befestigungswerke verwendet werden solle.[3] Die drohende Türkennoth mußte die erschreckte Bürgerschaft natürlich auch

---

[1] ut ipsi Civitatem nostram Posoniensem ex eo, quod in eadem temporibus guerrarum reservacula habent, fossatis et alijs edificijs necessarijs reformare deberent. Et quia his modernis disturbiorum temporibus, prefata Civitas nostra huiusmodi reformacione plurimum eget. Datiert Ofen 1471. (Teleki: Das Zeitalter der Hunyady (ung.) XI, 456—457.)

[2] magnam et prope incredibilem ruinam et desolationem huius civitatis nostre. (Dipl. Pos. III, 645.)

[3] ita tamen ut ea condicione, ut quidquid nobis premisso modo interea de eorum medio proveniret, ijdem cives pro se reservare, aut in privatam utilitatem et usum eorum proprium, nequaquam convertere presumant, sed totum id, nihilominus exigere, et ad reformacionem et restauracionem murorum et ceterarum ruinarum ac necessariorum edificiorum huius ipsius Civitatis nostre fideliter et integre expendere ac profundere debeant et teneantur, ita ut reipsa et efectu profectum et incrementum huius nostre gracie, eisdem concesse videre et intueri possimus et valeamus. (Dipl. Pos. III, 645.)

von der unaufschiebbaren Nothwendigkeit der Wiederherstellung ihrer Befestigungswerke überzeugen, und so giengen sie denn aus eigener Kraft und unter Darbringung bedeutender materieller Opfer an die Ausbesserung ihrer Mauern und Gräben, wie dies in einer Urkunde des Königs Ludwig II. aus dem Jahre 1525 getreulich überliefert ist. Da jedoch das Capitel seinen Beitrag zu den Kosten dieser Ausbesserungen verweigerte, führte die Stadt Klage vor dem Könige, der infolge dessen die Aufforderung an das Capitel ergehen ließ, zur Vollendung dieses so nützlichen und nothwendigen Werkes auch seinerseits nach Maßgabe seines Vermögens beizusteuern.[1]

Den Grund dieser Weigerung des Capitels zur Theilnahme an der Tragung der öffentlichen Lasten der Stadt haben wir unzweifelhaft nicht etwa in dem Mangel an Patriotismus, sondern vielmehr in der rechtlichen Eigenschaft irgend einer persönlichen Exemtion oder irgend eines Privilegiums zu suchen. Übrigens war auch die persönliche Bereitwilligkeit seitens einzelner Bürger zur Übernahme von öffentlichen Lasten behufs Erleichterung der Stadtbewohner nicht besonders groß. Die sprechendsten Beweise individueller Opferwilligkeit bieten uns jedenfalls die Testamente, aus denen wir jedoch nur soviel entnehmen können, daß unter vielen Hunderten von Bürgern nur sehr wenige die städtischen Befestigungswerke mit einem Vermächtnisse bedachten.[2] Noch seltener

[1] Im Jahre 1525 schreibt König Ludwig II. an das Preßb Capitel: aus der Bitte des Rathes der Stadt intelleximus ipsos cives nostros pro instauracione et reformacione murorum, fossarum alysque munimentis necessariis eiusdem civitatis nostre Posoniensis opus maximi laboris et suntus inchoasse, qui tametsi vos requisitos et rogatos habuerint, ut cum intra eadem menia habitaretis, immunitatibusque et libertatibus ipsorum civium gauderetis ad continnandum et perficiendum opus tam utile et necessarium vos quoque aliquid subsidij pro vestris facultatibus conferetis, quod vos hactenus facere recusassetis, quamvis omnia comoda ipsius civitatis ad vos quoque redundarent, videntur vobis ipsi cives rem non indignam postulasset; deshalb erläßt der König an das Capitel die Mahnung und Aufforderung, daß es aliquam summam pecunie competentem ad prescriptum opus et municiones contribuere debeatis. Datiert Ofen 1525. (Dipl. Pos. III, 808–809.)

[2] Im Jahre 1501 schreibt Peter Eisenreich „Item gemainer Stat zum paw schaff ich ain dreyling wein vnd mein Zwen harnasch auf das Rathaus.“ (Prot. Test. I, 282.) 1502 Wolfgang Knoll „Item gemainer Stat zum Paw vnd gemaynern Nutzs schaff ich XVIII aymer Rots Weins.“ (Prot. Test. I, 281.)

sind solche Fälle, daß einzelne angesehene und wohlhabende Familien durch die Erbauung besonderer Befestigungswerke ihren Namen verewigt hätten. Wenn ein oder der andere es dennoch gethan, so war es mehr der Ausfluß seiner Anerkennung für irgend eine ihm zutheil gewordene Begünstigung, seines Dankes oder der Ewiderung, wie dies von dem gewesenen Stadtrichter Jakob zu gelten hat, welcher für den ihm geschenkten Grundbesitz auf der Wödritz zwei Thürme zum Schutze der Stadt erbauen ließ.[1]

Daß sich einzelne Theile der alten Stadtmauern bis auf unsere Zeit erhalten haben, kann man in vieler Hinsicht nur als erfreulich bezeichnen. Doch gibt es nur Wenige, welche von diesen Überresten mittelalterlicher Zeit Kenntniß haben, so abgelegen und versteckt sind meist die Orte, an welchen sie aufzufinden sind. Die alten Mauern fielen nur dort, wo sie irgend ein Hinderniß bildeten; an Stellen, wo sie einem Neubau nicht im Wege standen, entfiel auch der Anlaß zur kostspieligen und mühevollen Beseitigung derselben. Dagegen bildeten sie eine treffliche Einfriedung und gaben selbst für spätere Bauten einen passenden Unterbau ab, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man diese Mauerüberreste an ihren versteckten Orten aufsucht. Gehen wir von der nördlichen Seite des Domes aus, wo man im vergangenen Sommer die alte, von der nördlichen Pforte der Kirche bis zur Zwingergasse reichende, Stadtmauer abgebrochen hat, so finden wir die Fortsetzung derselben in der Zwingergasse und weiterhin in den Gärten der Patronats- und Capitelhäuser bis an das Ende der Capitelgasse. Eine interessantere und überraschendere Gasse als die Zwingergasse läßt sich kaum denken. Infolge der im vergangenen Jahre vorgenommenen Regulierung des Domplatzes hat sich das Niveau dieses Gäßchens bedeutend erhöht, so daß gegenwärtig mehrere Stufen zu demselben hinaufführen. Alles das, was an der linken Seite desselben

1504 Dorothea Grisl „zu gemanner Stat paw schaff ich ain halbs fuder Wein." (Prot. Test. I, 299.) 1516 vermacht Jakob Aigner jun. für den Fall des Ablebens seines Bruders den vierten Theil seiner Erbschaft „Gemainer stat presburg zum paw." (Prot. Test. I, 361/a.)

[1] Jacobus duas turres infra muros nostros edificavit et construxit, erklärt der Stadtrichter Hertlo. (Dipl. der Anjouzeit (ung) I, 366.)

liegt, ist noch die alte Stadtmauer. Die in der Mauer angebrachten anspruchslosen Holzthüren führen zu den in derselben befindlichen Wohnungen, deren eine von einem Domsänger, die andere vom Domorganisten eingenommen wird. Die Hauptmauer dieser Wohnungen, deren Fenster sämmtlich auf die Hofräume der Schloßgrundgasse hinaus gehen, besteht aus der alten Stadtmauer, und die Regulierung des Platzes hatte nur dem Inhaber der einen Wohnung den Vortheil gebracht, daß zwei seiner Fenster sich auch auf den Domplatz hinaus öffnen. Die jenseits dieser Wohnungen sich hinziehende Hauptmauer bildet theils die Einfriedung von Gärten, theils die eine Mauer des vom Regens Chori des Domes bewohnten Hauses. Die weitere Fortsetzung derselben läßt sich längs der hinter den Häusern der Capitelgasse gelegenen Gärten verfolgen, und es ist interessant zu beobachten, wie die Hausbesitzer der mit der Stadtmauer parallel verlaufenden Schloßgrundgasse die Neubauten in ihren Höfen sämmtlich auf der alten Stadtmauer aufgeführt haben. In der Basteigasse, sowie in der Römer- und der Franziskanergasse, sind gleichfalls noch viele interessante Überreste der alten Stadtmauer erhalten, und es werden die in derselben befindlichen Räumlichkeiten der in den beiden letzteren Gassen gelegenen Häuser noch heute benützt, in welcher Hinsicht die Werkstätten des Schlossermeisters Horarik besonders sehenswerth sind. In der Hummelgasse, gegenüber der Volksschule der Ursulinernonnen, ragt ein Theil der Stadtmauer frei in die Gasse hinein, während das Innere derselben als Eisgrube benützt wird. Am interessantesten ist jedoch unzweifelhaft die untere Fortsetzung der Hummelgasse, wo die alte Stadtmauer längs des rückwärtigen Theiles der Häuser in einer Weise verläuft, daß man vom vorderen Hofe derselben nicht das Geringste von den alten Überresten ahnt. Sobald wir jedoch den zweiten Hof betreten, haben wir lauter mittelalterliches Bauwerk vor uns. Die hier befindlichen Wohnungen, Werkstätten, Ställe und Koben sind sämmtlich in den ehemaligen Kasematten untergebracht; die Wohnungen in den Stockwerken sind alle auf der Stadtmauer aufgeführt, und diese selbst zieht sich von Hof zu Hof, so daß man die Hummelgasse als die classischeste Gasse unserer Stadt bezeichnen kann. Sie bildet im

wahren Sinne des Wortes eine Sehenswürdigkeit, da sie uns einen Begriff davon bietet, wie das städtische Leben im Mittelalter beschaffen und eingerichtet war. Mit der Hummelgasse hat jedoch das Sehenswerthe aus der Zeit des Mittelalters noch immer nicht sein Ende erreicht. In dem innern Hofe des zwischen der Lorenzerthor- und der Andreasgasse gelegenen Scharitzer'schen Hauses stoßen wir abermals auf die alte Stadtmauer, welche sich nirgends in so instructiver Weise präsentiert, wie gerade an dieser Stelle, wo die Mauer sich an den alten Eckthurm anlehnt. Auch hier ruhen die Stockwerke auf der alten Stadtmauer, namentlich das zweite Stockwerk, was an der Verschiedenheit des Baumaterials sofort erkennbar ist, während das Erdgeschoß und das erste Stockwerk, welche man durch Ausbrechung von Fensteröffnungen bewohnbar gemacht, sich an die Stadtmauer anlehnen. Die großen Bauten, welche nach der Zuschüttung des Stadtgrabens in der Andreasgasse und auf der Promenade entstanden, veranlaßten den gänzlichen Abbruch der alten Mauer an dieser Seite der Stadt, so daß sich keine Spur derselben mehr erhalten hat, ausgenommen am oberen Ende der Promenade, wo im Hofe des Werner'schen Hauses noch ein geringer Überrest vorhanden ist. Von der äußeren Stadtmauer dagegen sind kaum einzelne Überreste geblieben, im Ganzen blos noch auf dem Heumarkt und dem Fruchtplatze. Auf dem Heumarkt bildet die alte Mauer die Grenze des Hofraumes im Comitats-Maierhofe gegen die Hochstraße zu und reicht vom Ende desselben an die Ecke dieser beiden Plätze, wo sie, wie man deutlich erkennen kann, ein Befestigungsrondel gebildet hatte. Am Fruchtplatz dagegen reicht die alte Mauer in der Nähe des städtischen Wagamtes bis auf den Platz heraus.

Die Erhaltung dieser alterthümlichen Überreste ist deshalb erfreulich, weil dieselben in vieler Hinsicht zu unserer Belehrung und Orientierung dienen können. Denn einestheils findet das, was wir in einem früheren Capitel über die Ausdehnung der inneren Stadt sowie über die Vorstädte von Preßburg angeführt haben, durch dieselben seine Bestätigung, während sie anderntheils wieder die Bereicherung unserer Kenntnisse ermöglichen. Wir lernen daraus, wie man im Mittelalter

zu bauen pflegte. Man führte das massive, dicke Mauerwerk nicht auf tief gelegtem Fundamente, sondern unmittelbar auf der Bodenfläche auf, wovon man sich eben gelegentlich der Regulierung des Domplatzes vollständig überzeugen konnte. Die Demolierung des aus Cement und Bruchsteinen bestehenden riesig dicken Mauerwerkes stellte nicht nur die Muskelkraft der Arbeiter sondern auch die Festigkeit ihrer Spitzhauen und Brechstangen auf eine harte Probe, so daß die Abtragung desselben viel mehr Zeit und Mühe erforderte, als die Unternehmer gedacht hatten. Nach Wegräumung der Mauer drohte das hinter der Rechtsakademie gelegene, im Besitze des kath. Patronats befindliche Haus, welches wie bereits erwähnt, auf der alten Stadtmauer aufgeführt ist, mit dem Einsturz, der auch unbedingt erfolgt wäre, wenn man das Haus nicht schnell untermauert hätte. Ähnliche Erfahrungen hat man übrigens nicht nur hier, sondern auch andernorts gemacht. Im zweiten Hofe des Rakovßky'schen Hauses hat sich nicht nur die alte Hauptmauer, sondern auch die vor derselben befindliche äußere oder Zwingermauer erhalten, in welcher zum Theil der Wagenschoppen untergebracht ist. Als man diese Mauer, infolge der zeitweise bemerkbar werdenden Senkung derselben untersuchte, fand es sich, daß dieselbe ohne jedes Fundament auf dem bloßen Boden aufgeführt war. Den Baumeistern ist es übrigens aus Erfahrung bekannt, daß die alten Häuser unserer Stadt sämmtlich ohne Fundament erbaut sind. Als man das in der Nähe des Domes gelegene sogenannte Sonnenhaus zum Zwecke des Neubaues einer Synagoge zur Hälfte niederriß, zeigte es sich gleichfalls, daß dasselbe kein Fundament habe.

Die Mauern unserer Stadt waren, wie bereits erwähnt, aus Bruchsteinen erbaut, und es läßt sowohl die technische Ausführung, als das zu derselben verwendete Material nicht daran zweifeln, daß diese Werke nicht aus gleicher Zeit stammen. Am stärksten war die dem Schlosse zugekehrte Seite derselben, ein neuerlicher Beweis dafür, daß man die Stadt an dieser Seite nicht gegen Angriffe äußerer Feinde, sondern vom Schlosse her zu sichern bemüht war. Die Mauern selbst zeigen nirgends eine Spur von Mörtelbewurf, woraus man leicht auf das schneller eintretende Verderben der aus Holz aufgeführten

Ausrüstungen derselben schließen kann. Von dem Vorhandensein solcher Ausrüstungen, namentlich der Wehrgänge, zeugen die aus der Mauer hervorstehenden Kragsteine, die man auch heute noch an der innern Seite der dem Schlosse zugekehrten Mauer hinter der Rechtsakademie, sowie in den hinter den Häusern der Capitelgasse gelegenen Gärten überall wahrnehmen kann. Auch in der Hummelgasse sind sie an vielen Stellen erhalten. An der äußeren Seite der Mauer dagegen findet sich sowohl in den inneren Höfen der Häuser der Hummelgasse als auch im Scharitzer'schen Hause ein unterhalb des Mauerkranzes sich stellenweise hinziehendes und in horizontaler Richtung verlaufendes Gesimswerk von Stein, welches gewiß nicht zu decorativen, sondern vielmehr zu Vertheidigungszwecken gedient hatte, um dadurch dem Feinde das Ersteigen der Mauern mit Sturmleitern zu erschweren. Auf decorative Theile verwendeten unsere Vorfahren im Mittelalter, so weit es sich aus den erhaltenen Mauerresten schließen läßt, kaum viele Sorgfalt und Mühe, wie es schon das zum Bau verwendete Steinmaterial erweist, so daß man diese Ringmauern mit jenen prächtigen Befestigungswerken des Mittelalters z. B. in Avignon, Rom, Tortosa oder in Jerusalem in keiner Weise vergleichen kann. Über die Beschaffenheit des Mauerkranzes läßt sich überhaupt nichts sagen, da dieser durch die bereits erwähnte Aufführung von Stockwerken auf demselben gänzlich zerstört wurde. Daß die Mauern jedoch durchgängig mit Brustwehren und Zinnen versehen waren, ergibt sich unzweifelhaft nicht nur aus der Natur der Vertheidigung, sondern auch aus der hie und da in den Stadtrechnungen vorkommenden Erwähnung derselben.[1]

[1] So heißt es z. B. in denen d. J. 1480 „Mer dem Wolf mawrer, Selbfünfer, daß er die Zynnen awf der Stat Mawer, Hinter dem Judenhoff gemawert hat, yeden seinen wochensolt 5 Sch." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 6.)



VI.

Die Befestigungswerke der Stadt, Thorthürme und Mauerthürme.

Zur Unterstützung und besseren Vertheidigung der Ringmauern erbaute man, wenn auch nicht immer gleichzeitig mit denselben, Thor- beziehungsweise Mauerthürme. Daß alle diese Befestigungswerke der Umwallung der Stadt erst später eingefügt worden waren, ist aus zahlreichen Daten erweisbar. Den Anlaß zur Aufführung und Verwendung solcher Thürme bot der Zwang der Noth, so daß dort, wo ein solcher nicht vorhanden war, namentlich bei den auf hohen Bergen fast unzugänglich gelegenen Burgen, dieselben auch nicht erstanden und nicht überall zur Anwendung gebracht wurden. Sie kamen hauptsächlich im XIV. und XV. Jahrhundert in Gebrauch, als neue und mehr vervollkommnete Waffengattungen in der Kriegführung eine hervorragende Rolle spielten, obwohl ihre Verwendung sich bereits auf viel ältere Zeiten zurückführen läßt. Schon die Römer hatten ihre Befestigungswerke in der Regel mit runden und viereckigen, mit Voll- und Halbthürmen versehen, deren Verwendung dann auch bei den in ihr Erbe eintretenden Gothen und Franken in Aufnahme kam. Denn mochte die Belagerung sich auch wie immer gestaltet haben, so mußten die Belagerten, abgesehen von den Unannehmlichkeiten der feindlichen Bedrängniß, unbedingt zu der Einsicht kommen, daß in gerader Linie oder im

Kreisbogen verlaufende Mauern nur dann mit Erfolg zu vertheidigen sind, wenn der Fuß derselben nach allen Seiten hin in der Schußlinie des Vertheidigers gelegen ist. Der Weg und die Art und Weise zur Beherrschung dieses Theiles der Mauern mit Pfeil- und Steingeschossen ergab sich von selbst. Die aus der Mauerlinie vorspringenden Thürme boten den Vertheidigern die natürlichste Position, die Bewegungen des in den Graben eindringenden Feindes auf der ganzen Mauerlinie zu verfolgen und die Ersteigung der Mauern mittelst Sturmleitern zu vereiteln. Betrug die Entfernung der Thürme von einander nur so viel, daß der Vertheidiger den zwischen denselben gelegenen Raum mit seinen Geschossen zu bestreichen vermochte, dann konnte der Feind die Ersteigung oder Unterminierung der Mauern nur mit großer Gefahr zu unternehmen versuchen.

Auch in Preßburg ist die Verwendung der Thürme unzweifelhaft auf eine viel ältere Zeit zurückzuführen als auf jene, aus welcher sich darauf bezügliche Daten erhalten haben, was schon die Siegel der Stadt allein getreulich beweisen, deren Alter die schriftlichen Überlieferungen um ein Bedeutendes übertrifft. Für das XIV. und XV. Jahrhundert jedoch ist die vollständige Entwickelung dieser Art des Befestigungssystems aus zahlreichen Daten nachweisbar. Hinsichtlich der Thor- und Mauerthürme reihte sich unsere Stadt im Mittelalter den befestigten Städten westlicher Reiche würdig an. Ihre Mauern waren ringsherum durch zahlreiche Voll- und Halbthürme vertheidigungsfähig gemacht. Die Hauptthürme waren natürlich die Thorthürme, welche den Zugang zur Stadt bildeten. Mit den Thoren verschwanden – einen ausgenommen – auch diese Thürme und damit ward auch die Stadt selbst ihres mittelalterlichen romantischen Charakters beraubt. Denn obwohl die Gassen, wenn auch nicht hinsichtlich der Gebäude so doch hinsichtlich ihres Netzes, auch heute noch das alte Gepräge aufweisen, macht Preßburg trotzdem auf den Beschauer nicht mehr den Eindruck einer alten, sondern einer modernen Stadt, während Nürnberg, trotz seiner zahlreichen im modernen Style aufgeführten Gebäude, sich durch die Erhaltung seiner Basteien und zahlreichen Thürme noch immer den Typus einer mittelalterlichen Stadt bewahrt hat.

Das einzige in Preßburg noch erhaltene Thor sammt Thurm ist das Michaelerthor mit seinem gleichnamigen Thurme. Beide sind für die Stadt wahrhaft charakteristisch und jeder, der für die Vergangenheit Interesse fühlt und jene bürgerlichen Tugenden zu schätzen weiß, welche im Mittelalter von dem Gefühl innerer Kraft geschwellt, von erhabenen Ideen beseelt und großgezogen, ihre Schaffungskraft bewiesen haben, kann mit Ehrfurcht, der Sohn dieser Stadt aber mit wahrhaft inbrünstiger Pietät den Blick emporsenden zu jenem stummen und doch so vieles kündenden Zeugen mittelalterlicher Zeiten. Nur ein Parvenü, oder ein von hartnäckiger Gleichgültigkeit oder von unzeitgemäßem Neuerungskitzel angekränkelter Kosmopolit kann das Niederreißen dieses mittelalterlichen monumentalen Bauwerkes wünschen. Und wie nichtig ist auch die Berufung auf die durch dasselbe hervorgerufene Stauung des Verkehrs! Als ob es so ganz und gar unmöglich wäre, für den von Tag zu Tage sich lebhafter gestaltenden Verkehr auf andere Weise entsprechenden Raum zu schaffen, als blos durch Zerstörung dessen, was eine so ruhmvolle Erinnerung an die Tugenden unserer Vorfahren bildet. Denn wie uns die von Felsenklippen trotzig herabschauenden Burgruinen an die traurigen Zeiten des Feudalismus und des Faustrechts gemahnen, ebenso ruft uns der Anblick der Stadtthürme die Erinnerung an die Freiheitsbestrebungen ihrer Erbauer zurück, welche im Vollgefühle ihrer Kraft mit entschlossenem Muthe den Kampf aufgenommen hatten gegen die Unterdrücker der Freiheit des Bürgerthums, gegen Raubritter, Zwing- und Lehnsherren, bewaffnete Abenteurer und heimatlose, hergelaufene Söldnerbanden. Ein solcher Herold der Geschichte unserer Stadt ist auch das Michaelerthor mit seinem Thurme und zugleich eine monumentale Zierde derselben, welche das Auge des Beschauers durch die Alterthümlichkeit ihrer Bauart fesseln und in begeisternder Weise zu jedem treuen Sohne unserer Stadt sprechen. Wer von diesen seine Blicke hinauf erhebt zu der auf der Spitze des Thurmes stehenden Heldengestalt des heiligen Michael, wie er, hoch im Bereiche der Wolken, über dem zu seinen Füßen sich windenden Drachen sein im Strahlenglanze der Sonne weithin sichtbares furchtbares Flammenschwert schwingt, muß jener

Das Michaelerthor mit dem gleichnamigen Thurme.



6. Das Michaelerthor mit dem gleichnamigen Thurme.

ruhmvollen Kämpfe gedenken, welche seine Väter vor Zeiten gegen ihre Feinde bestanden hatten. Die Zerstörung dieses rühmlichen Bauwerkes käme dem Herausreißen der schönsten Blätter aus der Geschichte unserer Stadt gleich und wäre in der That ebenso ein Zeichen von Barbarei und unpatriotischer Gesinnung ihrer Bürger, als wenn die heutigen Bewohner von Hellas die ruhmvollen Denkmäler der perikleischen Zeit auf der Akropolis in die Luft sprengen wollten.

Das Michaelerthor war unstreitig immer eines der Hauptthore der Stadt und bestand, wie bereits erwähnt, schon seit der Zeit der ersten Umwallung derselben. An diesem Thore trafen die Wege aus zwei umfangreichen Flußgebieten zusammen. Hier war es, wo die von den Küsten der Ostsee ausziehenden und in der norddeutschen Tiefebene durch Zuzug verstärkten Handelskaravanen mit den aus dem jenseits der Karpathen gelegenen sarmatischen Tieflande eintreffenden sich begegnend, ihre zur Weiterbeförderung auf der Donau bestimmten Waaren einführten. Dies verleiht dem Thore seine historische Bedeutung. Der allgemein verbreiteten und auch von einigen unserer Schriftsteller[1] getheilten Annahme, laut welcher die Erbauung des über dem Thore sich erhebenden Thurmes schon auf König Ladislaus IV. in das XIII. Jahrhundert zurückzuführen wäre, vermögen wir uns nicht anzuschließen, da dieser Thurm in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht aus dem XIII. Jahrhundert stammt. Die auf denselben bezüglichen historischen Angaben rühren erst aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts her. Im Jahre 1411 hinterließ Jakob Aigner ein Vermächtniß zum Bau desselben;[2] im Jahre 1457 ließ der Rath der Stadt das Schindeldach desselben mit rother Farbe anstreichen, an diesem selbst mehrere nahmhafte Umänderungen vornehmen und die an demselben befindlichen Erker abbrechen;[3] im Jahre 1511 wieder wurde der Thurm mit einem Kostenbetrage von 40 Pfund Denaren erhöht und mit einem neuen Dache versehen, das alte Holzwerk aber im Hofe des Rathhauses zerschnitten.[4] In demselben Jahre spendete ein gleichnamiger Nachkomme des obengenannten Jakob Aigner gleichfalls einen gewissen Beitrag zum Thurm.[5]

[1] Romer: Preßburg und seine Umgebung 293

[2] Am 13. Juli 1411 schreibt Jakob Aigner in seinem Testamente: Gemainer stat Schaff Ich ain halbn dreiling hew rigs weins . . zu dem paw Sand Michelsthurrm. (Prot. Test. I, 341.)

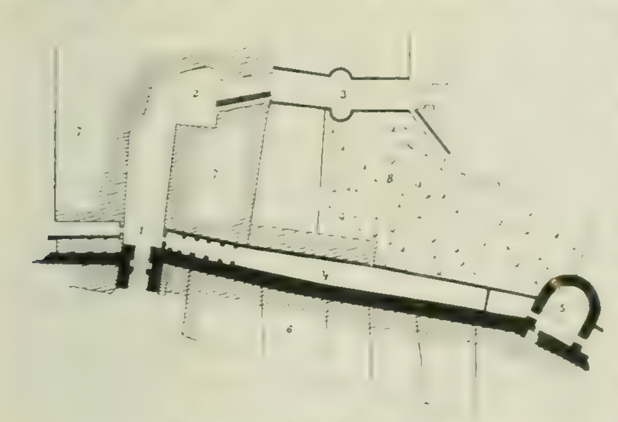
[3] „habn wir gehat pesunder ain ari bater, In der Czymerhotten, der Schintl Kat angefaribt hat zum Tach awf S. Michls Thurn“ Und weiter: „2 raumer, die stain und Morter vor dem Thar fueder gerawmpt haben, das man oben, von den Erkern abgeprochen hat.“ (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[4] zu dem Rathaws das alt Holez von sand Michels thurn geschnitten. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22)

[5] Im Jahre 1511 schreibt Jakob Aigner: Gemainer stat Schaff Ich ain halbe dreiling hewrigs weins Sollen mein geschaffts herren ausleigkebn vnd ausgeben zu dem paw Sand Michelsthurmes (Prot. Test. I, 341.)

In dem Jahre 1512—1513 verwendete die Stadt abermals 130 Pfund Denare auf die Erhöhung des Thurmes und ließ das Thor mit dem Stadtwappen zieren.[1]

Das Thor war ein dreifaches Thor, wie man es heute noch sehen kann. Der über dem innern Thore sich erhebende Thurm diente vor Zeiten, ebenso wie heute, als Wachthurm.[2] Das mittlere Thor vor den zwischen den beiden Thoren befindlichen Häusern der Michaelergasse ist auch heute noch unversehrt erhalten sammt dem an demselben auf eherner Tafel angebrachten ewig wahr bleibenden Spruche: Omne regnum in se ipsum divisum desolabitur. das ist: Ein jegliches Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste. Es besteht aus einem großen Schwibbogen für den Wagenverkehr und einem kleineren gewölbten Durchgang für Fußgänger. Schon im Jahre 1410 wird ein Seitenpförtlein bei St. Michaels Thor erwähnt,[3] unter welchem man unzweifelhaft jenen Durch-



6. Grundriß des Michaelerthores.

1. Der Thorthurm. 2. Das mittlere Thor. 3 Die Grabenbrucke. 4. Der Zwinger. 5. Der Pulverthurm. 6. Die Hauser der Schlossergasse. 7. Die zwischen den Thoren gelegenen Häuser der Michaelergasse. 8 Der Graben.

[1] In den Rechnungen dieses Jahres heißt es, der Steinmetz Wendler habe 8 Pfund erhalten „von der Statt wappen aws zu Hawen aws Stain, zu sand Michels Thurn“ In demselben Jahre legte der Bürgermeister den Grundstein zum Erhöhungsbau des Thurmes „hab ich bezalt Herrn Friedrich Voitten Bürgermaister, 60 denar, dy er auff den ersten Stain zu sand michels turm gelegt hat.“ (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[2] Daß nach dem im Mittelalter üblichen Brauche auf dem Michaelerthurm ein Trompeter als Wächter bestellt war, ergibt sich aus den Rechnungen d. J. 1442, wo es heißt: 1 fueder Holz Trometer zu sand Michels thurn zum Stublein . . . Ferner: hab wir gebn 1 Nachtwachter zu sant Michels thurn, der gewacht hat, als die maer pös war. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22)

[3] Item II czimerlewten pey sand Michels tor daz chlein twerl von

gang des mittleren Thores für Fußgänger zu verstehen hat. Das äußere Thor ist jedoch bereits abgebrochen. Dasselbe befand sich am östlichen Ende der zum mittleren Thore führenden, auch gegenwärtig noch vorhandenen Brücke, wo die hier sehr eng zusammengedrängte Häuserreihe ganz deutlich auf die vom alten äußern Thore eingenommene Stelle hinweist. Dasselbe war überdies, wie es auch noch auf der Merian'schen Ansicht zu sehen ist, durch zwei im Winkel gebrochene Bollwerke vertheidigt, unter welchen man offenbar das in den Kammerrechnungen des Jahres 1445 unter dem Namen „Fürchte dich nicht" angeführte und mit Wappen gezierte[1] Bollwerk zu verstehen hat. Der Hauptmann desselben war im Jahre 1443 Matthäus Meindl.[2]

Das zweite Hauptthor, welches die Communication der Stadt über die Donauurfahr hinüber mit der jenseits des Flusses gelegenen Gegend vermittelte, war das Wödritzerthor. Dasselbe ist gegenwärtig spurlos verschwunden, doch läßt sich die einstige Stelle desselben mit Sicherheit bestimmen und zwar dort, wo die Langegasse in den Fischplatz einmündet. Der Hof sowie der Garten des an der Südseite des Domes gelegenen ersten Patronatshauses steht im urspr̈üglichen alten Stadtgraben, ebenso auch das an den Domthurm angebaute südliche Stiegenhaus, und somit ist es nicht schwer den Lauf des Stadtgrabens längs der Langengasse zu verfolgen. Das der israelitischen Religionsgemeinde gehörende Sonnenhaus, auf dessen einer, nunmehr niedergerissenen Hälfte sich die neue Synagoge erhebt, steht bereits auf dem alten Stadtgraben. Ein kleiner Theil der alten Stadtmauer hat sich an der südlichen Seite des Domes in seiner Ursprünglichkeit auch heute noch erhalten, woraus man ersieht, daß die äußere Mauer der beiden Patronatshäuser mit der Richtung der alten Stadtmauer zusammenfällt, ja sogar unzweifelhaft die alte Stadtmauer selbst ist. Denn obwohl sie von der alten, an den dritten Strebepfeiler des Domes sich anlehnenden Stadtmauer durch einen Streifen Mauerwerk getrennt

newn dingen zu machen 10 denar (Stadtrechnungen bei Fejerpataky: Alte Rechnungsbucherung Städteung.) S. 49.)

[1] hab ich geben den Stainprecher zu Manerstarff, an der weissen Stain zu Schiltern oder zu wappen zu dem polbeȥ ich forich dir nit 1 fl. auri. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[2] Zeughaus-Inventar aus diesem Jahre. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 31.)

ist, zeugt doch der gemeinsame Sockel für die Identität beider. Die innere Hauptmauer der Patronatshäuser aber entspricht der alten äußeren Mauer oder der Zwingermauer. Die bereits erwähnte, unmittelbar an den Dom anstoßende alte Mauer ist übrigens nicht blos wegen der an derselben erhaltenen Kragsteine, welche einst den Wehrgang getragen hatten, von Interesse sondern auch deshalb, weil wir aus derselben die ursprüngliche Höhe der alten Stadtmauer entnehmen können, welche das zweite Stockwerk der Patronatshäuser um mehrere Centimeter überragt.

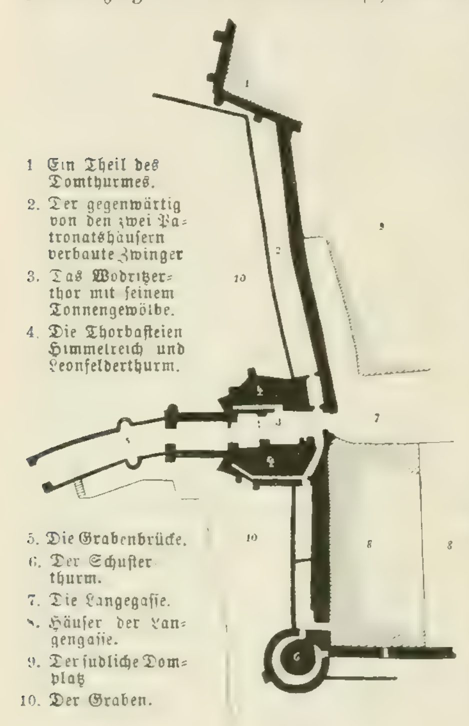
Gehen wir von der Langengasse aus gegen den Fischplatz zu, so muß uns die plötzliche und bedeutende Erhöhung des Niveaus auffallen. Trotz der gelegentlich des Neubaues der Synagoge vorgenommenen bedeutenden Abgrabungen sowohl an diesem Theile der Langengasse als auch am Fischplatze muß dieselbe noch immer als beträchtlich bezeichnet werden. Es ergibt sich nun fast von selbst, daß diese Erhöhung des Niveaus nicht schon von Natur aus so beschaffen gewesen sein könne, sondern offenbar auf den Umstand zurückgeführt werden müsse, daß der bei der Niederlegung der Stadtmauer, beziehungsweise bei der Zuschüttung des vor derselben bestandenen Stadtgrabens zur Ausfüllung des Letzteren verwendete Schutt sich nicht soweit gesetzt hatte, ohne daß dadurch eine bleibende Erhöhung des ursprünglichen Niveaus eingetreten wäre.

Wie an einem andern Orte bemerkt wurde, wird die Erbauung des Wödritzerthores einer Sage nach auf König Salamon zurückgeführt, als dieser sich vor den Herzogen Gejsa und Ladislaus nach Preßburg geflüchtet hatte.[1] Da diese alte Tradition sich jedoch durch keinerlei glaubwürdige Daten erweisen läßt, müssen wir uns auf viel jüngere Angaben beschränken. Die erste Erwähnung dieses Thores findet sich in den Stadtrechnungen des Jahres 1434, als die Stadt entweder am Thore selbst oder an den anstoßenden Mauern Ausbesserungen vornahm.[2] Zwei Jahrzehnte später, im Jahre 1455 wurde das Thor vom Grund

[1] Im I. Bande d. W. S. 256

[2] hueben dy Herrn das gepew an, pey Wydritzer Tar, dopey haben wir gehat 6 chlain aribater die tallich und Sand gerytert haben und zu dem gerust geholfen habn. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 20.)

aus erneuert,[1] bei welcher Gelegenheit dasselbe offenbar eine Umgestaltung seiner ursprünglichen Form erfuhr. Das von demselben erhaltene Bild[2] zeigt uns den romanischen Styl, also den ältesten, und zwar unter Verwendung der Buckelquadern. Demnach konnte dieses Thor sehr wohl im XI. Jahrhundert in dieser Gestalt erbaut worden sein, keinesfalls aber im XV., zu welcher Zeit die Verwendung von Buckelquadern schon außer Gebrauch war. Dafür spricht ferner auch der Umstand, daß es sehr tief und finster war, weshalb es auch das finstere oder das schwarze Thor genannt wurde. Finstere Thore zeugen jedenfalls für sehr alte Zeiten, in welchen die Erbauer dieselben durch eine derartige Anlage für den einstürmenden Feind verderblicher zu gestalten suchten. Die älteste Form des Thores scheint erst im XV.



7. Grundriß des nicht mehr vorhandenen Wödritzthores.

Jahrhundert eine Umgestaltung in der Weise erfahren zu haben, daß man an demselben zwei Basteien aufführte und es mit einem Brückenrondel versah. Die eine dieser Basteien wird in den Rechnungen des Jahres 1509 unter dem Namen: Himmelreich,[3] die andere wieder in denen des Jahres 1539 als der Leonfelderthurm[4] angeführt, welche Namen offenbar auf ihre Erbauer oder Urheber

[1] Laut der Stadtrechnungen dieses Jahres. (Preßb. Ztg 1877, Nr 20.)

[2] Siehe Band I Seite 257 d. W.

[3] Maister Steffan Zymerman zw hilf zwo tag schintl auftragen unter wedritzer thor auf das himelreich. (Preßb Ztg 1877, Nr. 20.)

[4] Preßb. Ztg 1877, Nr. 20.

hinweisen, wie denn der Name der Familie Himmelreich auch thatsächlich in den alten Schriftstücken vorkommt.[1] Als interessantes Datum sei noch erwähnt, daß die Bastei Himmelreich auch eine Kapelle in sich schloß, in welcher man im XVI. und XVII. Jahrhundert den vor den Türken in Sicherheit gebrachten Schatz der königlichen Kapelle in Ofen verwahrte.[2]

Einen wesentlichen Bestandtheil der Construction der alten Thore bildeten die **Fallgatter**, mittelst welcher man nicht selten, besonders in den älteren Zeiten, selbst durch Anbringung mehrerer derselben hinter einander, die Thore uneinnehmbarer zu machen suchte. Auch das Wödritzerthor war mit einem Fallgatter versehen, wie es die Rechnungen des Jahres 1442 erweisen.[3] Aus denselben ist zugleich zu entnehmen, daß aus dem vor dem Thore befindlichen Graben ein Zugang zu unterirdisch gelegenen Kasematten geführt hatte, welche man in eben diesem Jahre aus irgendwelchem Grunde verschüttete.[4] An diesen verborgenen Orten, wenn nicht etwa in den Basteien selbst, hielt die Stadt, wie man aus den Rechnungen des Jahres 1482 ersieht, wahrscheinlich ihre Gefangenen in Verwahrung.[5] Das Vorhandensein einer Zugbrücke muß schon wegen des Grabens unzweifelhaft gleichfalls angenommen werden, deren jedoch erst die Rechnungen des Jahres 1456 erwähnen.[6] Aus denselben ersieht man zugleich, daß dieses Thor sowohl

[1] Im Jahre 1398 stellte der Preßburger Bürger **Nicolaus Himmelreich** der Abtei St. Martinsberg das von ihm gewaltthätiger Weise in Besitz genommene Drittheil der untern, d. i. der Frattendorfer Urfahr wieder zurück. (Dipl. Pos. I, 791—93. Preßb. Stadtarch. Lad. 7, Nr. 15.)

[2] **Preßb.** Ztg 1877, Nr. 20.

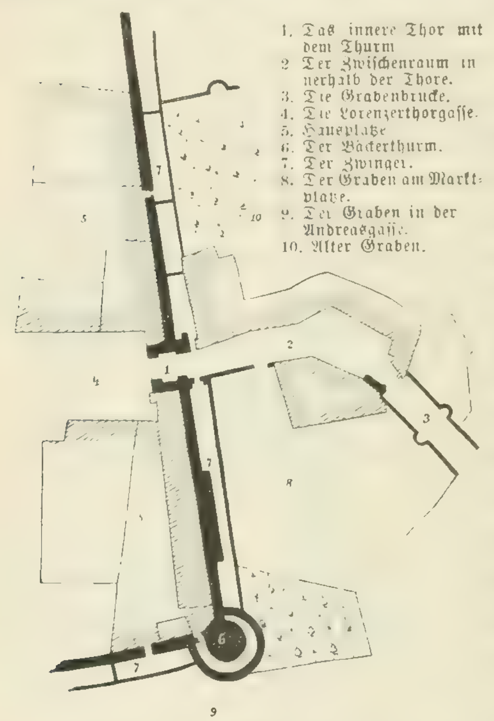
[3] 2 aribater under **Bedritzer thar**, die den Kasten geraumpt habn, das man dy thar auf hab mugen zihn (**Preßb.** Ztg 1877, Nr. 20.)

[4] hab wir gehat 2 tagwericher, die mist ven **Bedritzer thar** gepraitt habn, und In dy **Oeden teller** gewarffen habn . . . . und die Oeden keller domit zugefüllt habn. (**Preßb.** Ztg 1877, Nr 20.)

[5] In den Rechnungen dieses Jahres heißt es: Awsgeben auf die Gewelb under wedritz tor. Weiter: Maister pawl plümel und wolf Mawrer, dieselben 2 tåg, das erst gewelb gar gemacht habn. Dann: Mer denselben Sloswein, Ir gerechtigkait Ferner: Maister Jörgen zymerman selbander, das in die dritten vochstall unter Wedritzer tor, daselbs In der ge**fanknuß** gemacht habn: endlich: Und Schluswein, das sie das Gewelb auf der **vankhnus** zugemacht haben (**Preßb.** Ztg 1877, Nr. 20.)

[6] In den Stadtrechnungen heißt es, der Schmied „hat gemacht 2 Schrotteysen

mit dem städtischen als auch mit dem königlichen Wappen geziert war.[1] Die Räumlichkeiten desselben wurden übrigens auch zum Trocknen, beziehungsweise zur Erzeugung des Schießpulvers verwendet.[2]



8. Grundriß des bereits abgetragenen Lorenzerthores.

Das dritte, ebenfalls mit einem Thurme versehene Thor, das Lorenzerthor, wird zuerst in den Jahren 1412, 1413 und 1417 genannt, gelegentlich der Erwähnung des auf demselben bestellten Wächters und seiner Besoldung.[3] Ein deutliches Bild dieses Thores sammt dem Thurme bietet uns die Merian'sche Ansicht aus dem Jahre 1638, nach welcher dasselbe dem Michaelerthore ganz ähnlich war. Es bestand, gleich diesem, aus einem äußern, einem mittlern und einem inneren Thore, über letzterem erhob sich der von

---

auf Bedritzer thar, damit man lueger durich die großen stain gemacht hat, da die scheiben zu der zugbrukhen ingehen . . . .

[1] Item umb czinober, dem Nicolae maler, zum wappen auf Bedritzer tar Ferner: Item hab ich gebn dem Nicolae Taeginger maler, an sainer aribat, das er des kunigs wappen an das wedritzer thar gemacht hat 11 Sch (Preßb Ztg 1877, Nr. 20.)

[2] Laut der Rechnungen d. J. 1457: Item haben wir gehapt pei dem Jorig Scholl 3 aribater, dn pulwer haben helfen machen und gestampft, In Wedritzer Thurn Im Gewellib. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 20.) Ferner heißt es in den Rechnungen d. J. 1471: Item umb 1 Sweder holz, zu dem pulwer zu trokhen auff wedritz tor (Preßb Ztg 1877, Nr. 20.)

[3] Im Jahre 1412: Item dem Wachter auf sand Larenzen tor. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.) Am 6. April 1413 zahlte Johann Eylausdemrokch „Item dem Wachter auf sand Larentzen tor 200 den. — Item von den stayn auf dn mawr ze tragen 100 den. (Stadtrechnungen. Bei Fejérpataky: Alte Rech-

einer mit Schindeln gedeckten Gallerie[1] umgebene, oben mit einem vergoldeten Knopfe und einem ebenfalls vergoldeten, wappengeschmückten Fähnlein gezierte Thurm.[2] Am unteren Theil desselben war entweder das Bild des heil. Lorenz oder das Stadtwappen angebracht, da die Rechnungen des Jahres 1485 eines auf Kalk daselbst ausgeführten Gemäldes gedenken.[3] Das mittlere Thor wird in den Rechnungen des Jahres 1489 erwähnt,[4] desgleichen auch das äußere Thor, beziehungsweise das vor demselben befindliche Bollwerk.[5] Dieses Bollwerk muß in seiner aus der Mauerlinie hervorspringenden Lage ziemlich weit auf den gegenwärtigen Marktplatz hinaus gereicht und sich gegen die Donaugasse zu beiläufig bis zur Statue des heil. Florian erstreckt haben, so daß die im Jahre 1526 abgebrochene Kirche zu St. Lorenz unmöglich an der Stelle dieser Statue gestanden haben kann. Selbstverständlich war auch hier, wie überhaupt bei ähnlichen Thoren, die Vertheidigungsfähigkeit desselben durch Zwinger verstärkt, deren die Stadtrechnungen auch thatsächlich gedenken.[6] Vor dem Thore stand eine Wachhütte für

---

nungsbücher ung. Städte (ung. S. 71.) Im Jahre 1417 „sand larentzen thor." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 11.)

[1] In den Rechnungen d. J. 1466 werden 2 kleine Arbeiter erwähnt „bei sand Larenzen thurn, als man den gank gemacht hat umb den Turn." Ferner „hab ich kauft 1 tausent Schintelln zu sant Larenzen tar, zum Umbgangk ufm turn." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[2] Laut der Rechnungen d. J. 1496 erhielt „Hans kerbel Maler" beziehungsweise „Maister Hansen Maler" 12 fl „seine arbait von begen des Knopf und fändl auf S. Larentzen turn zu vergoldten, und wappen an die Fandl gemacht." (Preßb. Ztg 1877, Nr 22.)

[3] Laut der Rechnungen dieses Jahres hatte der Kämmerer 2 Körbe Kalk gekauft „braucht zu den Turn Sant Larentzen tor, zu dem gemäl." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[4] In den Rechnungen d. J. 1489 heißt es: under sand Larentzen thar ein Spangen an den mittern thar gemacht. (Preßb Ztg 1877, Nr. 22.)

[5] Im Jahre 1434 wird in den Rechnungen dieses Bollwerk erwähnt „Item . . . . . den Jungen Larenzen und den Symon Stempfl, payden Forstern, die gezewnt haben bey der Tuna, auff den graben pey sand Larentzen Tar, gegen den polberich zue." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22) 1440 „1 fuermau . . . der zu sand Larentzen thar zum Polwerich Schintl gefurt hat, das man do die wer gedekht hat, und Holzwerich, dem werl Fwllenwolf, domit sy sich verplankt haben." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.) 1457 „Sand larenczen Turn und Tar, und der Turn im ekh, und das Polberch am wasser." (Dipl. Pos. II, 519.)

[6] Im Jahre 1440 wird der Zwinger „zu sant Larentzen" erwähnt. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.) Auch i. J. 1471 der Zwinger „vor sand larenzen tar," wo zwei Arbeiter „den

die Wächter und Söldner,[1] während in dem innern Thore das Munitionsmagazin, namentlich das Depot für das Schießpulver und die Steinkugeln untergebracht war.[2]

Daß aus der inneren Stadt in die Neustadt und zur Donau hinaus führende Fischerthor war kein Hauptthor, weshalb es auch in charakteristischer Weise nicht als Thor, sondern nur als Pförtlein bezeichnet wurde.[3] Dasselbe war gewiß ursprünglich auch nicht in den Befestigungsplan der Stadt aufgenommen, sondern offenbar erst später entstanden, als die vor der Stadt gelegenen Fischerhütten an Zahl zugenommen hatten und die Neustadt überhaupt zu größerer Bedeutung gelangt war. Die erste Erwähnung desselben datiert erst aus dem Jahre 1403,[4] und es war auch seiner äußeren Gestalt nach sowohl von dem Michaeler-, als auch dem Lorenzerthore wesentlich verschieden. Es war, ebenso wie das Wödritzerthor, eine Art aus der Mauer vorspringender, viereckiger Thurm, welcher auf beiden Seiten durch Rondele vertheidigt und außerdem durch Erker und Zwinger befestigt war.[5] Die Rondele waren mit einer Blechhaube versehen,[6] was denselben unzweifelhaft ein schmuckes, kriegerisches Aussehen verliehen haben

Nußpawn abgehakt haben." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 11.)

[1] Die Wachhütte vor dem Thore stand bereits i. J. 1443, da es in den Rechnungen heißt „hab wir gehat ain Maurer pay Sand Larenzen thar, der an den ofen vor den thar gemawert hat." Ferner i. J. 1451 „habn gehat pesunder 6 Klener (Hafner) pey sand larenzen thar, dy di Hotten Klennt haben, dorin dy Soldner hötten." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.) Und 1478 „Awsgeben auf das torstüebl vor sand larenzen tor." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr 22.)

[2] Im Jahre 1445 „Item umb 1 Slos für dy Thier under sand Larentzen thar, dar Inn Stain liegen zu puxen und pwlver, hab ich gebn 7 D." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[3] So i. J. 1546 fischertuerl. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 12.)

[4] Im Rathsprotokoll d. J. 1403 wird das Fischerthürmel erwähnt. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[5] In den Rechnungen d. J. 1446 heißt es: Item hab ich gehapt, zymergeselln, di an dem erkkern gedakt habn von den Pekhen thurn uncz an das Fischerthor Im czwynger. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 24.) In denen d. J. 1458: In den zwinger pey denen halbturn Hinter der Padstuben 2 aribater, pey der Mawer pey den vischer tar. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[6] In den Stadtrechnungen d. J. 1492, in welchem man diese Rondele erneuerte, heißt es: Awsgeben awf das turnl under vischer thor . . . Ferner: zu demselben turnl hab ich kawfft 7 plech, domit man den Knopf beslagen hat. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

mußte. Daß dieses Thor übrigens nicht blos zu Verkehrs- sondern auch zu Vertheidigungszwecken gedient hatte, davon zeugen eben die Erker sowie auch der Umstand, daß es mit Kanonen armiert war.[1] Außerdem war es, ebenso wie die übrigen Thore, mit einem Fallgatter[2] sowie mit einer über den an dieser Stelle ausgemauerten Graben[3] hinüberführenden, in Ketten hängenden Zugbrücke versehen.[4] Unter dem Thore lief, wahrscheinlich nur an einer Seite,[5] ein gedeckter Bogengang hin, wie man wenigstens aus einer Stelle in den städtischen Rechnungen schließen kann.[6]

Es gab jedoch nicht blos in der inneren Stadt, sondern auch in den Vorstädten Thorthürme, unter welchen wir an erster Stelle das Dürrmautthor zu nennen haben. Dasselbe war, soweit es den Verkehr betrifft, von ebenso großer, in gewisser Hinsicht selbst noch von größerer Wichtigkeit, wie das Michaelerthor, da diejenigen, welche auf den aus dem Marchthale oder vom Fuße der kleinen Karpathen nach der Donau zu führenden Handelsstraßen vor Preßburg eintrafen, das Dürrmautthor passierten, um sodann theils durch das Michaeler- theils durch das Lorenzerthor in die innere Stadt zu gelangen. Die einstige Lage desselben läßt sich ganz genau bestimmen. Am Ende der Erzherzog Friedrichstraße, wo die Nonnenbahn in dieselbe einmündet, bemerken wir, daß die auf die Erzherzog Friedrichstraße hinausreichenden Häuser der Conventgasse sowie der Nonnenbahn an ihren Ecken einen leicht gekrümmten Bogen bilden, während die denselben gegenüber befindliche

[1] Laut der Stadtrechnungen d. J. 1439: Item 2 klan aribatern besunder,* dy ain Stainpüxen zu den Fischerturn gestellt haben. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[2] Item habn mir gekawft von den Michel Polauner 2 Zenten aysen, zu der stat notturift und zu dem Gatter pey Fischerthar. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[3] Im Jahre 1510 ließ der Rath den Graben ausmauern: Maister Joring mawrer und geselln) dy gemawert In den wassergraben vor vischer Thor, an der gefutterten Mawer daselbs. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[4] Im Jahre 1444: Item 10 Glied zu der ketten, zu vischer tor, nach des Osin geschafft der das Tar zuspert. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[5] Rakovßky meint auf beiden Seiten einen mit fortlaufenden Bogen versehenen Gang annehmen zu können (Preßb Ztg 1877, Nr. 24), wogegen jedoch schon an und für sich die Enge der Fischerthorgasse spricht.

[6] Die Stelle in den Rechnungen des J. 1442 lautet: 1 furman mit 2 Rossen der holz gefuert hat under das Fischer thar und laden zu den Schibpogen, das man dy vermacht hat. (Preßb Ztg 1877, Nr 24

Häuserreihe der Erzherzog Friedrichstraße in einem stumpfen Winkel gegen Nordosten ausbiegt. An dieser Stelle stand demnach das Dürrmautthor, wie man es auch auf der Merian'schen Ansicht ganz gut sehen kann, und zwar gegenüber dem Palais Grassalkovich. Seinen Namen erhielt es von der, nach dem zu Lande eingeführten Waaren hier eingehobenen Mauthgebühr, denn die Benennung „dürre Mauth" steht im Gegensatze zu der an der Donau bestandenen Wassermauth.[1] Dieselbe wird zuerst im XIV. Jahrhundert erwähnt. Vom Jahre 1330 bis 1360 hatten nämlich Stephan und Paul, die Söhne des Stadtrichters Jakob, die „dürre Mauth" ohne irgendwelchen Rechtstitel vom Martinsberger Abte usurpiert.[2] Deshalb zahlten die Erwähnten der Abtei an entgangenem Nutzen 70 Goldgulden.[3] Der aus zwei Stockwerken bestehende Thurm war mit einem hohen Dache versehen, auf beiden Seiten durch ein aus der Verschanzungslinie vorspringendes Bollwerk verstärkt[4] und durch eine Brücke über dem Graben mit dem jenseits desselben gelegenen Terrain verbunden. An der inneren Seite des Grabens muß gleichfalls irgend ein Zaungeflecht vorhanden gewesen sein, da ein solches in den Kammerrechnungen des Jahres 1443 erwähnt wird.[5] In jenen kriegerisch bewegten Zeiten, als von den oberen Gegenden her plündernde Streifscharen, nach Blut und Beute dürstende czechische Räuber,

[1] Wenn Rakovßky schreibt: Am Ende der „Viereimergasse" lag die „dürre Mauth," deren Name von dem einstigen gleichnamigen Bach herrührt, wie es die Rechnung von 1499 beweist (Am Montag nach lucie, acht tagloner, den pach ausser halb der dürren Mawt abgegraben. Preßb Ztg 1877, Nr. 10) befindet er sich im offenbaren Irrthum. Unter dem in den Stadtrechnungen d. J. 1499 angeführten Bache ist nämlich nichts anderes zu verstehen, als das von den Bergen zeitweise, nach großen Regengüssen herab fließende Wasser, welches gegenwärtig seinen Ablauf hauptsächlich im Graben der Schanzstraße findet. Die dürre Mauth ist der Gegensatz der Wassermauth, an dieser wurde die Mauthgebühr für die auf der Donau oder über dieselbe hereingeführten Waaren, an jener von den zu Lande eingebrachten eingehoben.

[2] Király: Gesch. d. Donau-Mauth- und Urfahrrechtes der k. Freistadt Preßburg Deutsche Ausgabe. S. 13

[3] Martinsberg. Arch. Cap. 31. lit. Dd.

[4] Im Jahre 1434 heißt es „Zw den Grabn pey der durren Mawt" Derselbe war durch ein Bollwerk verstärkt „habn wir gehabt 30 aribater zymergeselln, dy an den Polberich bei der durren Mawt . . . gedakt haben." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

[5] Im Jahre 1443 „polberich pey der durrn Mawt." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.) Ferner wurde „das alt polberich zerfellt" und durch ein neues ersetzt. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

fanatisierte Ultraquisten und andere bewaffnete, mit roher Gewalt hausende Banden bis an die Mauern von Preßburg schwärmten, kam diesem Thore außer seiner Bedeutung für den Handelsverkehr auch noch eine sehr wichtige Rolle bei der Bewachung und Beschirmung der Stadt zu. Ein eigener Wächter hielt von der Höhe desselben sorgsame Umschau über die Gegend und gab mit der Trompete oder mittelst eines Glockenzeichens Kunde von dem Anzuge von Räubern oder sonstigen bewaffneten Haufen.[1]

Die Stelle des Schöndorferthores ist gleichfalls nicht schwer zu bestimmen. Dasselbe stand an der Ecke der Schöndorfergasse, dort wo die Hochstraße in dieselbe einmündet, und war seiner Grundanlage nach offenbar von ähnlicher Beschaffenheit, wie das Dürrmautthor. Auch von diesem gewährt uns die Merian'sche Ansicht ein deutliches Bild. Die Zeit seiner ursprünglichen Erbauung läßt sich aus Mangel an Daten nicht bestimmen. Wie es scheint, war jenes steinerne Thor, welches die Stadt im Jahre 1442 an dieser Stelle erbauen ließ, nicht das erste. Die in dem genannten Jahre aus solidem Material erfolgte Erbauung desselben[2] zeugt von der Bedeutung, welche man diesem Thore und seiner Bestimmung beigemessen hatte. Auch hier war die Verbindung mit dem jenseits des Stadtgrabens gelegenen Territorium durch eine Brücke vermittelt.[3]

[1] In den Stadtrechnungen d. J. 1439 heißt es: „hab wir gebn den Peter Soldner, dem Peter Sneider, der awf dy veindt wart ym Erkker, als man awf dy dürre Maut get, pey dem Glöklein, das er das zu sturm lewt, dem hab wir gebn sain wochen solt 1 Pf. 20 D." (Stadtrechnungen Preßb Ztg 1877, Nr. 27.) 1491 nach dem Tode Corvins zogen die schlesischen Volker durch dieses Thor aus der Stadt „Feria quarta, post viti 90. den 50 statsoldnern under dem tor bey der durrn Mawt gestanden, als das volkh aws der Slesen ist zogen," erhielten die städt. Soldner Wein, Brot und Fleisch (Preßb Ztg 1877, Nr. 27.) 1491 „Feria quarta post viti mer den Statsoldnern, unter dem tor gestanden bei dem Torner, als sich das volkh aws der Slesen (Schlesien) hat in das velt geschlagn." Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

[2] In den Rechnungen d J. 1442 heißt es „habn wir gehat 1 furman, der sand von des Ludwig kunigsffelder Haws, awff dy Schondorffergassen gefurt hat zu Stainin thar." Ferner „Aribatern pey den Stainin thar, dy zu der gruntfest gegrabn habn." Weiter „1 fuerman der Stain von den Judn freytthoff zu den steinin thar gefurt hat." Endlich „2 aribater die morter gemacht habn, und den Mawrer zugetragen habn." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

[3] Im Jahre 1499 „Die prukhen awf Schondorfergassen pey den Stainerin tor gemacht." Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

Am Ende der Spitalgasse und zwar an der Einmündung der Mariengasse in dieselbe, vor der Kaserne stand das Spitalthor, welches zwar erst im Jahre 1499 zuerst erwähnt wird,[1] obwohl es unzweifelhaft schon früher erbaut worden sein mußte. Die bauliche Anlage desselben war der des Schöndorferthores ähnlich.

Ein viertes Thor, das Thor auf Donau-Neusiedl, stand ungefähr an der Stelle, wo die Donaugasse an der in dieselbe einmündenden Reichardgasse vorüberführt; es ist ebenfalls auf der Merian'schen Ansicht erkennbar. Dem Namen dieses Thores begegnet man zwar erst im Jahre 1464,[2] doch läßt sich gleichfalls nicht bezweifeln, daß die Entstehung desselben auf eine viel ältere Zeit zurückzuführen sei.

Außer den angeführten Thoren wird noch im Jahre 1440 das eiserne Thor sammt den daselbst befindlichen Söldnern erwähnt,[3] dessen Stelle wir jedoch nicht anzugeben vermögen, obwohl dasselbe dem Namen nach zu schließen ein bedeutenderes Thor gewesen sein konnte.

Die bisher aufgezählten Thürme waren sämmtlich Thorthürme, von welchen wir jedoch die städtischen Fortficationsthürme zu unterscheiden haben. Diese Thürme folgten längs der Ringmauern in solcher Entfernung auf einander, daß der Fuß der zwischen denselben sich hinziehenden Mauer von ihnen aus durch die Geschosse der Vertheidiger mit Erfolg bestrichen und die Annäherung des Feindes vereitelt werden konnte. Aus diesem Grunde standen diese Thürme auch nicht in gleicher Linie mit den Mauern sondern sprangen, wie es die Nothwendigkeit erforderte, aus der Fluchtlinie der Courtinen hervor. Die Aufführung sowie die Placierung derselben war natürlich durch die Beschaffenheit der Angriffswaffen in wesentlicher Weise bedingt. Zu jener Zeit, als die Hauptangriffswaffe noch in den Bresche legenden Maschinen bestand, konnten derartige Thürme für die Vertheidigung

[1] Im Jahre 1499 heißt es: „Maister Wolf zymerman selbander auf den Spital newsidl die wachtstubn (beim Thor) gedakt." Übrigens wird es unter dem Namen Spitalthor zuerst i. J. 1553 erwähnt (Preßb Ztg 1877, Nr. 27)

[2] Im Jahre 1464 heißt es „Item umb ain grossen Slüssl zw den Thor awfn Twna Newsidl." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

[3] Eisnin thar. (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.)

noch nicht so wirksam sein, weshalb man der Ansicht auch leicht beistimmen kann, daß man bei den befestigen Plätzen in Deutschland die Anwendung solcher vorspringenden Thürme vor dem XIV. und XV. Jahrhundert nicht gekannt habe.[1] Als jedoch seit der Einführung der Feuergeschütze die feindliche Artillerie furchtbarer geworden war, lernte man die strategische Wichtigkeit solcher Thürme immer mehr einzusehen, da sie der Besatzung derselben trefflich dazu dienten, den unter der Deckung seiner Geschütze gegen die Mauern anstürmenden Feind zurückzuwerfen.

Diese Thürme trugen, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Vertheidigung der Stadt, anderseits auch außerordentlich vieles zur Belebung der äußeren Ansicht derselben bei. Denn so einfach die Formen waren, welche man denselben bei ihrer Erbauung anfangs gegeben hatte, um so mehr entfaltete man später an denselben das decorative Element und zwar derart, daß der kriegerische Charakter dieser Bauten nicht selten von dem Reichthum, wenn nicht gerade Bizarren der äußeren Verzierungen scheinbar erdrückt wurde. Hie und da gab man den auf Consolen ruhenden, vorspringenden Zinnen eine fantastische Gestalt, wie man es an den in den Fluthen des Rheins, der Moldau oder der Mosel sich spiegelnden Stadtthürmen auch heute noch sehen kann.

Die Befestigungsthürme der Stadt Preßburg hatten, soweit es sich aus den ältesten Zeichnungen entnehmen läßt, immer den nüchternen, ernsten, kriegerischen Charakter bewahrt, doch waren sie auch so von großartiger Wirkung. Von der imposanten äußeren Erscheinung der Stadt kann man sich schon aus den Merian'schen Ansichten einen lebhaften Begriff machen. Auf einem verhältnißmäßig geringen Raume erhoben sich zahlreiche wohlgebaute, mit reichlich vergoldeten, blinkenden Knöpfen[2] gezierte Thürme über den Mauern, deren Wirkung noch durch das Schloß selbst mit seinen Ringmauern und den aus denselben vorspringenden Bastionen bedeutend erhöht wurde.

---

[1] Diese bemerkenswerthe Behauptung stellte der berühmte Viollet le Duc auf. (Dictionaire de l'architecture française III, 105.)

[2] Daß die Thürme der Stadt mit goldenen Knöpfen geziert waren, sieht man aus den Rechnungen des Jahres 1498, in welchen es heißt: Dem Hans Maler, das er die knopf awf der Stat turn vergolt hat, hab ich im geben 10 fl. 4 knoph, die 2 auf die Halbturn. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.

In der unmittelbaren Nähe des Domthurmes,[1] „hinter der Schule" oder hinter der gegenwärtigen Volksschule zu St. Martin und der königlichen Rechts-Akademie stand der neue Thurm. Derselbe wird zuerst in den Stadtrechnungen des Jahres 1440 erwähnt und war mit Steinbüchsen und Taraßbüchsen armiert.[2] Seine Erbauung um diese Zeit herum wird durch die Stadtrechnungen des Jahres 1442 hinlänglich bezeugt, laut welchen die Stadt dem Zimmermeister Emerich jene alte Geldschuld bezahlte, welche sie ihm für die Erbauung des neuen Thurmes schuldete.[3] Aus denselben ersehen wir zugleich, daß der neue Thurm eigentlich „Ungarfeind" hieß,[4] unzweifelhaft deshalb, weil derselbe gegenüber dem in den Händen der Ungarn befindlichen Schlosse, gleichsam gegen dasselbe aufgeführt war. Daß derselbe blos ein Halbthurm war das heißt ein solcher, welcher nur im Halbkreise aus der Mauer vorsprang, ist aus den Rechnungen des Jahres 1455 deutlich zu entnehmen.[5]

Auf diesen Thurm folgte der sogenannte Luginsland Thurm, welcher ebenfalls dem Schlosse gegenüber nicht weit vom Vogelthurm bei dem städtischen Steinbruche stand,[6] das ist am Ende der gegenwärtigen Zwingergasse oder dort, wo die Stiege in den Hof des vom Regenschori des Domes bewohnten Hauses hinaufführt. Dieser Thurm war gleichfalls mit Kanonen und Taraßbüchsen armiert, auch befand sich an demselben ein Posten der Stadtsöldner. Dieses Thurmes

[1] Daß dieser Thurm selbst ein Befestigungsthurm war, wurde bereits an anderer Stelle von uns erwiesen. (Siehe Bd. I, S. 128 d. W.)

[2] hab wir gehat. 6 aribater dy dy Stain püxen und tharras püxen fuder in den newen turn gezogen habn, und dy lad zu den püxen, und dy gerost unter ain dach gepracht habn . . Ferner: 1 furman mit 3 Rossen, kallich gefüert zu der Schul zu Newen thurn, ausserhalb der Statmawer. Es war ein so genannter Halbthurm. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[3] habn wir gebn den Maister Emerich Stain metzen, an seiner alden geltschult, dy man Jm schuldig ist geblieben, an den Turn vngerveind genant, als er den angefangen hat zu machen, 12 Pf. 96 D. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[4] Im Jahre 1442 „dy fenster In den newen thurn pey der Schul, ausserhalb der Statt Mawer, unger feynt genant." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[5] hab wir gehat pei den polberich oder Halbturn hinder der Schul 6 aribater. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[6] „In Stainpruch under den Luginsland pei dem vogltürn 6 aribater" heißt es in den Stadtrechnungen d. J. 1454. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

gedenken die Stadtrechnungen des Jahres 1440,[1] während aus denen des Jahres 1514 zu entnehmen ist, daß derselbe ein Halbthurm war.[2]

In der Mitte der gegenwärtigen Capitelgasse gegenüber der Kirche zu St. Nicolaus stand der Vogltthurm, dessen Spuren sich noch im Garten des ebengenannten Patronatshauses erhalten haben. Derselbe war einer der festesten Thürme der Stadt, worauf schon der Umstand hindeutet, daß er außer dem Hauptgraben noch durch einen besondern Graben, den Voglsgraben,[3] vertheidigt war. Derselbe war auch kein Halbthurm sondern ein Vollthurm. Er wird schon im Rechnungsfragmente aus dem Jahre 1373 erwähnt als ein Thurm, den man wieder hergestellt hatte,[4] so daß der Ursprung desselben auf eine viel frühere Zeit zurückzuführen ist. Daß er thatsächlich gegenüber der Kirche zu St. Nicolaus gestanden habe, erhellt aus den Rechnungen des Jahres 1443.[5] Am Fuße desselben stand ein hölzerner Vorbau, „Hölle“ genannt,[6] dessen Name offenbar daher kammt, daß in demselben das städtische Gießhaus sich befand, in welchem man Mörser und Büchsen goß.[7] Der Thurm selbst stand mit der Stadtmauer durch einen geheimen unterirdischen Gang in Verbindung.[8]

---

[1] hab wir gehat 4 aribater, dy den Maurern In Luginsland Stain geraicht haben, als man dy Thüer Im luginsland gegen dem Haws vermawert hat, mit Rohen stain . . . . Weiter „dy umb das luginsland geet.“ Daß auf demselben Kanonen standen, zeigen folgende Worte der Rechnungen: 8 aribater Im luginslandt dy dy püxen oben, abher gelassen habn, und dy gerist zu den püxen, und dy auf ainen wagen geladen haben. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[2] Vom Zimmermeister Johann heißt es, er habe „den Halbthurn bey den vogltthurn gedekht und gepessiert.“ (Stadtrechn. Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.

[3] In den Rechnungen d. J. 1434 wird der „voglsgraben pey Fogls-Türren“ erwähnt. Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[4] Item cives exposuerunt pro reformacione turris voglini VIII. libras. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.

[5] pey den geweliben, pey sannd Nyclas kirchen auf den Statgraben gegen vogls turn über . . (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[6] In den Rechnungen d J. 1451 heißt es: Item hab wir gehabt, under den Vogls thurn, pey den Zimerleuten 2 aribater, als man das polberich daselbs zerfelt hat, Genannt dy Hell Preßb. Ztg 1877, Nr 21

[7] In den Rechnungen d. J. 1499 heißt es: Wolf Zymerman selbander, die gyeß Hütten bei den vogl turn zymert, gedekht und zugericht . . Weiter: Awsgeben awf Maister Hansen Puchsen maister, die Püchsen bei dem vogl turn zu giesen. Preßb Ztg 1877, Nr. 21.)

[8] Aws bevelch der Herrn, zwischen vogl thurn und statmawer, ain ver

Nördlich von diesem Thurme, noch immer in der Capitelgasse und somit an der dem Schlosse zugekehrten Seite der Stadt, folgte wieder ein Halbthurm hinter dem vormals Esterházy'schen, gegenwärtig Koßiba'schen Hause, welcher seiner Anlage nach dem Thurme Luginsland ganz ähnlich war.[1]

Am Ende der Capitelgasse lief die dort im rechten Winkel gebrochene Stadtmauer geradeaus in östlicher Richtung fort. Auffallenderweise findet sich an diesem Endpunkte derselben keine Spur eines Thurmes, und selbst in dem von Fries angefertigten, genauen Situationsplan aus dem vorigen Jahrhundert ist keiner eingezeichnet. Nichts desto weniger spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in früheren Zeiten denn doch ein Eckthurm hier gestanden habe, der dann später aus irgend einem Grunde abgebrochen wurde. In der zwischen der eben genannten Ecke und dem Michaelerthore gelegenen Linie, unterhalb der Doppelstiege in der Klarissergasse und ungefähr dem Kapuzinerkloster gegenüber, stand ebenfalls ein Halbthurm, wie es auch die Merian'sche Ansicht zeigt. Derselbe wird in den Rechnungen des Jahres 1520 erwähnt, aus welchen wir zugleich die interessante Mittheilung erhalten, daß er in der Nähe des obern Bades stand.[2] Unterhalb des Michaelerthores, in einer Entfernung von beiläufig 60 Klaftern, folgte gegenüber dem am Marktplatze gelegenen Hause Nr. 9 ein zweiter Vollthurm, der in den Rechnungen des Jahres 1520 als Neuthurm in denen des Jahres 1532 aber bereits als Pulverthurm[3] angeführt wird. Dieser Thurm ist auch heute noch vorhanden und von der Brücke des Michaelerthores ganz gut sichtbar. Er ist gegenwärtig in den rückwärtigen Theil des in der Römer- ehemals Schlossergasse gelegenen Hauses Nr. 34 hineingebaut und wird als Wohnung benützt.

In gleicher Entfernung, wie vom Michaelerthore bis zum Pulver-

porgen gang abtragen, und hienach von grunt ausgeschüdt. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[1] Auf dem Fries'schen Situationsplan aus d. J. 1766 zu sehen.

[2] hab ich verlant den Zymerlewtten dy habn gearbeit an den thuren an den obern pad. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 21.)

[3] In den Rechnungen d. J. 1520 unter dem Namen „newen thurn pey sand Michels thor," in denen d. J. 1532 bereits als „Pulwerthurm" erwähnt. (Preßb Ztg 1877, Nr 22.)

thurm, folgte auf den Letzteren abermals ein Halbthurm, welcher in den Rechnungen des Jahres 1498 als „Thurm hinter dem Kloster" benannt wird.[1] Unter diesem Kloster ist das Franziskanerkloster zu verstehen, welches, wenn es auch im Mittelalter nicht bis an die Stadtmauer hinangereicht hatte, seiner Lage nach immerhin dazu geeignet war, daß man diesen Thurm als hinter dem Kloster gelegen bezeichnen konnte. Derselbe war demnach dem gegenwärtigen Marktplatze zugekehrt. Auf der Merian'schen Ansicht ist er ganz gut erkennbar.

In der gegen den Marktplatz zu errichteten Befestigungslinie folgten bis zum Lorenzerthore noch drei Thürme aufeinander, und zwar zwei Vollthürme und ein Halbthurm. Der eine derselben, und zwar der dem Lorenzerthore zunächst gelegene, war kein runder sondern ein viereckiger Thurm. Es ist der Fleischhackerthurm, welcher seinen Namen nach den zunftmäßig organisierten Fleischhauern führte, denen die Vertheidigung desselben zugewiesen war. Die Ansichten der Stadt aus den Jahren 1638 und 1732 lassen denselben ganz gut erkennen. Die älteste Erwähnung desselben findet sich im Jahre 1434 unter der Benennung: der Fleischhackerthurm hinter den Juden;[2] daß derselbe anders auch als Neuthurm benannt war, ergibt sich aus den Rechnungen der Jahre 1450 und 1473.[3] Im letzteren Jahre wurde er unter dem Bürgermeister Hanns Pottenberger von Grund aus neu aufgebaut.[4] Wenn wir bedenken, daß die Judengasse der gegenwärtigen

[1] In den Rechnungen d. J. 1498 wird erwähnt, daß „Pawl pluemel selbsexten an den Halbturn hinder den Closter angehebt zu mawern" Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[2] „Fleischker Thurn Hinder den Juden," und i. J. 1458 „hinder den Juden bei dem Fleischhaker turn." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[3] 1450. Newen Thurn In Czwynger hinder den Juden. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 22.)

[4] In den Rechnungen d. J. 1506 als „Thurn in der Ogfin Haws" erwähnt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 22.) Die Rechnungen dieses Jahres verzeichnen noch folgende Ausgaben: Polberich oberhalb sand Larenzen kirichen . . . Ferner: hab ich mer gebn umb 3 wagen tallichs czu dem Turm oberhalb S. Larenzen kirichen awf das paw 18 Sch. . . . . Dann: hat der kamerer getan 12 fuer sant, zu furn, und wasser zw den Turn, allso ist der Turn gar gemawert worden; weiter: Item 2 klain aribater, die aws dem Zwinger das fawl Holz getragen haben, und aws den newen Turn vor Sant Larenzen Tor . . desgleichen: hab ich geben ainen Mawrer oder Stainprecher, der geprochen hat Im Turn vor Sant Lorenzen zu den Tramen locher, 8 Tag-

Hummelgasse entspricht, sowie daß die Verkaufsbuden der Fleischer sich an der äußeren Seite des Brotplatzes befinden, so können wir zuversichtlich behaupten, daß von jenen drei Thürmen, welche auf der Merian'schen Ansicht zwischen dem Pulverthurm und dem Lorenzerthurme dargestellt sind, der dem Lorenzerthore zunächst stehende dem Fleischerthurme entspreche.

Unterhalb des Lorenzerthores, nicht weit von demselben, in der gegenwärtigen Andreasgasse stand, beziehungsweise steht heute noch der Bäckerthurm, nur ist derselbe ebenso in ein Haus verbaut und zu Wohnungen umgestaltet worden, wie der Pulverthurm. Dieser Thurm bildete den östlichen Eckthurm in der südlichen Befestigungslinie der inneren Stadt und ist auf der Werner'schen Ansicht ganz gut erkennbar. Die erste Erwähnung desselben findet sich in den Rechnungen des Jahres 1439.[1] Seine Lage in der Nähe des Lorenzerthores wird auch durch einige Angaben in den Rechnungen des Jahres 1457 deutlich erwiesen.[2] Als Eck- und Hauptthurm war er mit einem Gange versehen.[3]

Auffallend bleibt es, daß die südliche Befestigungslinie der Stadt außer dem Fischerthore durch keinen Halb- oder Vollthurm verstärkt war. Dieselbe hatte sowohl an ihrer östlichen wie an ihrer westlichen Ecke einen Thurm aufzuweisen, wie es auf den Ansichten aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert ganz gut dargestellt ist. Der westliche Thurm stand in gleicher Linie mit dem Wödritzerthor, wie es die Rechnungen des Jahres 1521 ganz unzweifelhaft erweisen.[4] Bei der Demolierung der Stadtmauern wurde dieser Thurm mit dem Stroh-

werk; auch: hab ich gebn den faszichern die die püchsen aus den vogl turn gezogen habn In den Newen Turn 80 D.; endlich: hab ich gebn umb 20 plech zu den knopfen awf den Newen Turn vor sant Larenzen tor (Preßb Ztg 1877, Nr. 24.)

[1] Die Rechnungen d. J. 1439 erwähnen des alten Tabors „pey den petten thurn." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[2] 1457 Item vor sand Larenzen tor, bei den Petenturn. Preßb Ztg 1877, Nr. 24. Stadtrechnungen.) Und ebenda: Item herunder vor sand Larenzen tor, haben wir gehat bei den Peken Turn 2 Morter Rürer, als man das Polberg vor demselben Turn erhöht und gemacht hat.

[3] In den Stadtrechnungen d. J. 1471 heißt es: 8 tagewerek pey den Pekchen thurn zu dem gang. Preßb. Ztg 1877, Nr. 24.)

[4] 1521. Schuester thurn, pey wedritzer thor. (Stadtrechnungen. Preßb Ztg 1877, Nr. 26.)

maier'schen Hause verbaut, wo er heute noch zu sehen ist. Die erste Erwähnung desselben ist aus dem Jahre 1439 unter dem Namen: Schusterthurm, weil seine Vertheidigung den Schustern der Stadt oblag.[1] Im Jahre 1451 versah man denselben mit einem Ziegeldach,[2] und bei der im Jahre 1492 vorgenommenen Ausbesserung des Daches verwendete man dazu die Dachziegel der Academia Istropolitana.[3]

Aus der Vertheilung dieser Thürme ergibt es sich, daß die Stadt gegen Norden und Osten zu am stärksten befestigt war, weniger an ihrer westlichen Seite und am schwächsten gegen Süden zu. Von Süden her war die Stadt in der That am wenigsten bedroht, und es konnte ein vom jenseitigen Donauufer aus unternommener Angriff oder Überfall von feindlicher Seite für die Bewohner derselben weniger gefährlich sein. Auch an der dem Schlosse zugekehrten Seite konnte die Stadt nicht bedroht sein, da sie an dieser Seite durch das Schloß geschützt war, und wenn sich trotzdem an derselben mehrere Thürme erhoben, so waren diese nicht gegen einen Feind von außen, sondern vielmehr gegen einen solchen von innen, gegen den oben im Schlosse hausenden entstanden. Die am meisten gefährdete Seite der Stadt war die nördliche und nordwestliche, wo dieselbe der von Mähren und Böhmen her drohenden Gefahr ausgesetzt war. Von dieser Seite her kamen die wilden, zügellosen Schwärme der Hussiten bis an die Mauern der Stadt heran, und hier bedurfte es auch der größten Wachsamkeit der Bewohner derselben.

Was die Befestigungswerke der Vorstädte anbelangt, war die Verwendung der Thürme blos auf die Thorthürme beschränkt. Die Befestigungswerke derselben bestanden überwiegend aus Erdverschanzungen und Gräben und der Aufgabe, welche bei den Ringmauern hinsichtlich der Vertheidigung den Mauerthürmen zugefallen war, nämlich die Verhinderung des Anrückens an dieselben, genügten bei den Außenwerken die aus den Erdverschanzungen vorspringenden Lu-

[1] Item mer 3 zymergeselln, dy an der wer gezymert habn pey den Schuester thurn, gen den vischer thar werts. Preßb Ztg 1877, Nr 26.

[2] Item hat gedatt der Lewpold kramph zgll dether Im Schuster Turrn mit zigelln. Preßb Ztg 1877, Nr. 26

[3] Preßb Ztg 1877, Nr 26

netten und Redouten. Nur auf der Wödritz gab es noch einen gemauerten Thurm, den am Hauptübergange über die Donau an der Wödritzer Urfahr gelegenen sogenannten Wasserthurm, welcher seinen Namen davon erhalten hatte, daß er sich am Donauufer am Zugange zur Urfahr befand. Dieser Thurm bildete eigentlich keinen Bestandtheil der städtischen Befestigungswerke; insoferne jedoch derselbe den Übergang über die Donau beherrschte, gereichte er sowohl der Stadt als auch dem Schlosse zu nicht geringem Vortheil und Schutze. Daß derselbe thatsächlich nicht zu den Befestigungsthürmen der Stadt gezählt hatte, geht zur Genüge daraus hervor, daß er nicht von der Stadt aufgeführt worden und auch nicht im Besitze derselben gewesen war. Dieser Thurm gehörte anfänglich der Piliser Abtei, wurde jedoch von König Siegmund, der die Wichtigkeit desselben für die Sicherung des Schlosses wie der Stadt gar wohl erkannt hatte, unter Anerkennung des Besitzrechtstitels der Abtei, von dieser um 30 Goldgulden erworben. Doch entäußerte sich der König desselben schon wieder im Jahre 1401, indem er den Thurm sammt allen Baulichkeiten, Grundstücken und sonstigem Zugehör, mit Ausnahme des der Piliser Abtei gehörenden Drittheils des Urfahrrechtes, dem Jakob Ventura und dessen Sohne Kaspar sowie deren Nachkommen zum Geschenke machte.[1] An diese Schenkung hatte der König die Bedingung geknüpft, daß die Empfänger für die Instandhaltung und Vertheidigung des Thurmes Sorge zu tragen haben, damit daraus für das Schloß oder für die Stadt nicht etwa ein Nachtheil erwachse.[2] Die Schenkung wurde im Jahre 1402 vom Könige

[1] 1401 König Siegmund, der fidelem nostrum Jacobum Bonaventura familiarem nostrum dilectum belohnen wollte, turrim sitam in littore Danuby sub monte Castri Posoniensis ab olim et usque tunc ad Pilisiense Monasterium pertinentem, quam ex causa melioris habende custodie ab accessu Civitatis et Castri, per nos occupando pro nobis accepimus triginta dumptaxat florenis auri in redditus annuos perpetuos ob reconpensam dicto Monasterio deputatis, memorato Jacobo Bonaventura et filio suo Caspar nec non heredibus et successoribus eorum, animo deliberando et ex certa nostra sciencia cum domunculis et areis eidem turri annexis et contiguis ad ipsam turrem dumptaxat spectantibus cum aliis suis pertinenciis, salva tamen tercia parte tributi, que ipsum Monasterium ab antiquo concernit, donandam et conferendam duximus ...

[2] ita tamen ut ipsa turris per prefatos Jacobum et Caspar ac heredes et successores eorum omni tempore et

neuerdings bestätigt.[1] In demselben Jahre verkaufte der Urfahrer Simon und seine Gattin, desgleichen Michael Unger den 1/2 Antheil der an der Donau beim Wasserthurm in ihrem Besitz befindlichen Urfahr dem geschworenen Bürger der Stadt, namens Gilgen, um 84 ungarische Gulden für immerwährende Zeiten.[2]

Auffallend bleibt es, daß König Siegmund in seinem Schenkungsbriefe die Sicherung des Schlosses und der Stadt betont, welche durch Vernachlässigung des wehrfähigen Zustandes des Wasserthurmes gefährdet werden könnte. Hieraus ersieht man deutlich, daß die Bedeutung dieses Thurmes von einer im gewöhnlichen Sinne genommenen Brückenkopf-Befestigung ganz verschieden war. Der Zweck der Brückenkopf-Befestigungen besteht nicht darin, dem Feinde das Vordringen über die Brücke unmöglich zu machen, was sich in diesem Falle durch Auseinandernehmen derselben viel einfacher und sicherer erreichen ließe und im Mittelalter, wo es ohnehin nur Schiffbrücken gab, ohne schlimmere Folgen durchführbar war als heutzutage, wo die Sprengung stehender Brücken nicht nur mit bedeutenden materiellen Verlusten verbunden ist, sondern in vieler Hinsicht für den Vertheidiger selbst von sehr ernsten strategischen Folgen sein kann. Der Zweck der Brückenkopf-Befestigung ist vielmehr der, den im Besitze der Brücke stehenden Truppen den Übergang im Angesicht

presertim turbata pace tali fulciatur custodia, quatenus prefatum Castrum nostrum et Civitas, abinde periculum in nostrum et Regni nostri scandalum non formidant. Diese Schenkung wurde vom Könige i. J. 1402 bestätigt. (Dipl. Pos. II, 2—5.)

[1] Im Jahre 1402 am 6. Oct. schenkt König Siegmund in Anerkennung der Verdienste des Preßburger Bürgers Jakob Bonaventura von Salto sibi Jacobo, necnon filio eiusdem Caspar, ipsorumque liberis et successoribus ... uniuersas et singulas domos, et casas et areas sitas et habitas in suburbio civitatis nostre Posoniensis retro turrim ipsorum Jacobi et Caspar, supra littus Danubii, et prope stratam communem tendentem versus Dewen, sub monte castri nostri Posoniensis, ad ipsum castrum ab antiquo et hactenus immediate spectantes et specialiter pertinentes, ac per comites vel castellanos aut vicecastellanos eiusdem castri teneri, haberi et possideri consuetas, ipsas cum iudicio, libertatibus, prerogativis, exempcionibus ac iuribus .... Datiert Preßburg 1402. (Békefi: Die Pilisier Abtei (ung.) I, 383-394. Originalurkunde im Preßb. Stadtarchiv.)

[2] Preßb. Stadtarchiv Lad. 12, Nr. 115. Király: Gesch. des Donau Mauth- und Urfahrrechtes der k. Freistadt Preßburg. Deutsche Ausgabe S. 21.

des Feindes zu ermöglichen. Denn welchen Werth besitzt in der That eine Brücke, wenn man die Truppen über dieselbe nicht gegen den am jenseitigen Ufer stehenden Feind führen kann? Deshalb müssen Brückenkopf-Befestigungen nicht blos auf einer sondern auf beiden Seiten des Flusses in der Weise ausgeführt werden, daß man in der Nähe der Brücke an beiden Ufern eine zusammenhängende Verschanzungslinie, ein sogenanntes Noyau, und vor demselben in einem Halbmesser auf 1500—5000 Meter Entfernung einen mit Intervallen versehenen Vertheidigungsgürtel aufführt, am diesseitigen Ufer aber überdies noch Batterien errichtet. Auf diese Weise können die Truppen, durch den Noyau gedeckt, ohne Gefahr die Brücke passieren, sich am jenseitigen Ufer unter dem Schutze des äußeren Vertheidigungsgürtels taktisch formieren und dann durch die Zwischenräume der Verschanzung unter dem Schutze ihrer das Vorterrain beherrschenden Batterien den Feind angreifen, beziehungsweise im Angesicht desselben ihren Rückzug antreten. Vergleicht man nun mit diesen Vorkehrungen jenen zu Kriegszwecken im Mittelalter am diesseitigen Brückenkopfe bei Preßburg aufgeführten Bau, so müssen wir sofort einsehen, daß die Urheber und Erbauer desselben keineswegs eine Brückenkopf-Befestigung im modernen Sinne beabsichtigt hatten. Der Wasserthurm bei Preßburg war in der That nichts anderes, als ein gewöhnlicher Wachthurm, welchen man in erster Linie im Interesse der Urfahr zur Sicherstellung der hier eingehobenen Mauthgebühr, sowie zur Überwachung des Verkehrs auf der Donau, beziehungsweise zur Controle desselben am diesseitigen Ufer erbaut hatte. Er glich in dieser Hinsicht ganz und gar jenen längs der Ufer des Rheins sich erhebenden Thürmen, welche nachweisbar hauptsächlich im Interesse des Rheinzolls aufgeführt worden waren, womit es auch ganz gut stimmt, daß die Besitzantheile dieses Thurmes sich in den Händen derjenigen befanden, welche sich im Verhältniß ihres Besitzes in die Mautheinnahmen theilten. Demnach hat man den Wasserthurm unzweifelhaft erst in zweiter Linie als ein solches Befestigungswerk anzunehmen, welches ebensowohl für das Schloß wie für die Stadt die Bedeutung eines geeigneten Vorwerkes gehabt haben konnte, und es lassen sich die oben angeführten Worte

König Siegmunds in keinem andern Sinne deuten, als daß durch diesen Thurm ein vom Feinde etwa beabsichtigter und insgeheim vorbereiteter Handstreich vereitelt und das Schloß, besonders aber die Stadt gegen geringere oder größere Gefahr gesichert werden konnte.

Was endlich das Schloß selbst anbelangt, so war die Ringmauer desselben, so weit es sich noch gegenwärtig beurtheilen läßt, nur mit einer geringen Anzahl von Thürmen befestigt und zwar nach der Stadtseite zu, wo die stark vorspringenden Mauerwerke derselben auch heute noch vollständig erhalten sind. Der Grund dieses spärlichen Vorkommens der Schloßthürme wurde von uns schon oben genügend angedeutet. Die Lage des Schlosses auf steiler Höhe machte eine größere Anzahl von Thürmen entbehrlich, besonders in solcher Zeit, wo die Verwendung des Schießpulvers für Kriegszwecke entweder überhaupt noch nicht gebräuchlich oder die Construction der Feuerwaffen noch sehr unvollkommen war.



VII.

Die Befestigungswerke der Stadt. Zwinger. Erker. Wehrgänge. Flechtzäune. Die Bollwerke „Tabor“ genannt.

Zur Verstärkung der Widerstandsfähigkeit der Ringmauern sowie zur erfolgreicheren Vertheidigung derselben trugen außer den Thürmen noch ganz besonders die Zwinger, Erker und Wehrgänge bei. Die Zwinger waren enge, zwischen der Hauptmauer und den mit derselben parallel verlaufenden äußeren Mauern befindliche Gänge, welche man nach dem im Mittelalter üblichen militärischen Sprachgebrauch mit der Benennung Hamit (= Hemd), Parcham oder Zingel bezeichnete, während die Franzosen dieselben nach einem andern deutschen Worte: Letze Lices benannten.[1] Diese zu Vertheidigungszwecken dienenden Gänge zogen sich entweder um die ganze Stadt herum oder fanden sich nur hie und da an wichtigeren Punkten z. B. bei den Thoren und Thorthürmen, und es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß dieselben erst im XIV. Jahrhundert infolge der Einführung der Feuerwaffen in Aufnahme gekommen seien. Dies erscheint schon durch die Bestimmung der Zwinger ausgeschlossen, welche in der Vertheidigung der Hauptmauern bestand, deren nothwendige Sicherung sich auch schon zu jenen Zeiten fühlbar

[1] Essenwein: Die Kriegsbaukunst 192

machte, als man dieselben noch nicht mit Feuergeschützen sondern blos mit Mauerbrechern und Wandelthürmen bestürmte. Durch dieselben wurde dem Feinde das unmittelbare Vordringen mit seinen Mauerbrechern bis an die Hauptmauer bedeutend erschwert, da die vor derselben sich hinziehenden Zwingermauern ihn nicht so nahe herankommen ließen. Zur wirksameren Vertheidigung trug überdies auch noch der Umstand bei, daß die Vertheidiger ihren Stand ebenso hinter den Zwingermauern wie hinter der Hauptmauer einnehmen und den andringenden Feind mit einem doppelten Hagel von Pfeilen oder Kugeln empfangen konnten.

Die Bewohner der Städte und überhaupt der befestigten Orte waren schon durch die von der Klugheit selbst gebotene Art der Vertheidigung ziemlich früh auf die Idee der Zwinger verfallen und hatten ihren Zweck auch schon dadurch erreicht, wenn sie vor der Hauptmauer nicht noch eine Mauer, sondern blos eine Pfahl- oder Pallisadenwehr errichteten, wie wir es thatsächlich schon bei den Befestigungen der alten Germanen finden. Übrigens muß man bedenken, daß diese Art von Vertheidigungsmaßnahmen selbst schon zu jenen Zeiten, als Bombarden, Springarden oder Haubitzen noch ganz unbekannte Dinge waren, infolge eines andern Umstandes sich als nothwendig erwies. Die Ringmauern der Städte waren ganz gut zur Fernhaltung des anstürmenden Feindes geeignet, sowie zur Postierung von Bogenschützen auf dem an der inneren Seite der Mauer angebrachten Gange, doch nicht zur Aufstellung von größeren Vertheidigungsmaschinen und großen Steinschleudern. Diese Geschütze der Artillerie jener Zeiten waren selbst auf den Thürmen nur in sehr beschränktem Maße verwendbar. Hieraus ergab sich denn von selbst die Nothwendigkeit der Herstellung eines zur Aufnahme größerer Vertheidigungsmaschinen geeigneten Raumes.

Nach allem dem läßt es sich als sicher annehmen, daß die Zwinger schon vor dem XIV. Jahrhundert einen ergänzenden Bestandtheil der Befestigungswerke der Stadt Preßburg gebildet hatten, obwohl derselben erst im XV. Jahrhundert Erwähnung geschieht. Wir geben zwar zu, daß das Schloß selbst nicht nur anfangs, sondern auch späterhin

ohne Zwinger bestanden habe, wie denn auch thatsächlich die gegenwärtigen Überreste desselben keine sichere Spur davon aufweisen. Das Schloß konnte derselben jedoch leicht entbehren, da es vermöge seiner Lage auf der Höhe des Berges gegen die zerstörende Wirkung der Sturmmaschinen hinlänglich gesichert war. Von der Donauseite her war es im Mittelalter uneinnehmbar, ebenso kann die der Stadt zugekehrte Seite für jene Zeiten als sturmfrei bezeichnet werden. Nur von der Gebirgsseite her hätte man demselben beikommen können, falls man es vom militärischen Standpunkte aus nicht etwa als ein Ding der Unmöglichkeit annehmen müßte, daß der Feind seine schwere Artillerie, die Katapulten, Mauerbrecher und Belagerungsthürme auf die hinter dem Schlosse sich erhebenden Berge hinaufzuschaffen vermocht hätte. Dies ergibt schon nicht nur aus der Steile des Berges, sondern auch aus der Ungangbarkeit der zu demselben hinaufführenden Wege. Denn die Anlage des Schlosses beruhte auf denselben allgemeinen Principien, wie die sämmtlicher Burgen des Mittelalters. So gangbar und möglichst bequem man die zu den Städten führenden Straßen anlegte, damit die denselben nur Vortheil bringende Verbindung nach außen keine Stockung erleide und der Verkehr, welcher Fremde, Geld und Waaren in die Stadt führte und die in derselben erzeugten Handels- und Gewerbsartikel zur Ausfuhr brachte, nicht erlahme: so unzugänglich waren die hochgelegenen Burgen von jeder Seite her gemacht. Die Städte bildeten eben so viele Etappen des internationalen Verkehrs und Knotenpunkte einzelner Handelsgebiete, während Schlösser und Burgen eben nur verschlossen gehaltene und eifersüchtig behütete Vertheidigungsplätze waren, Citadellen, hier wie dort und allüberall, welche die auf der Landstraße einherziehenden Menschenmassen, Handelskaravanen ebenso wie Touristen, von ihren Mauern und Thoren fernhielten. Zu den Burgen führten in der That überall die schlimmsten und allerschlechtesten Wege hinan, und auch von Preßburg dürfen wir nicht etwa annehmen, daß der Zugang zum Schlosse durch die gegenwärtige breite und bequeme Schloßgasse hinaufgeführt habe. Der Haupt- und vielleicht einzige Aufgang war jener schmale Weg, welcher auch heute noch über die Schloßstiege hinaufführt und trotzdem, daß man ihn in neuerer Zeit durch eine Steintreppe

gangbarer gemacht hatte, den Ersteiger tüchtig in Schweiß versetzt und ihm fast den Athem benimmt.

So unwahrscheinlich es demnach ist, daß unser Schloß im Mittelalter auch durch Zwinger befestigt gewesen sei, ebenso sicher ist es, daß die Stadt mit solchen schon in viel früherer Zeit versehen war, als wir es mit positiven Daten zu erweisen vermögen. Wahrscheinlich zogen sich diese Zwinger um die ganze innere Stadt herum, obwohl die mittelalterlichen Schriftstücke nur der um die Thore herum befindlichen erwähnen, wie am Michaelerthor,[1] am Lorenzerthor,[2] am Fischerthor,[3] am Wödritzerthor[4] und außerdem an der Domkirche, wo derselbe an den hinter der Schule stehenden Thurm sich anschloß. Dieser Zwinger wird als außerhalb der Kirche zu St. Martin gelegen angeführt,[5] was so zu verstehen ist, daß die Hauptmauer der Stadt hinter der Schule sowie gegen das Wödritzerthor zu sich derart an die nördliche sowie an

[1] Laut der Kammerrechnungen d J. 1434 hatten 3 Taglöhner „Im Zwinger pey sand Michaelis tar, di das zawsich (— Gestrüpp abgeschnytten habn und die Stain zu der wer recht gelegt haben.“ (Preßb. Ztg 1877, Nr. 18.) In denen d. J 1457 werden zwei Arbeiter erwähnt „die ain Newe thür Zu den Czwinger sulln machen, als man get in Czwinger Hinder den Mathes von Olmütz.“ (Preßb Ztg 1877, Nr. 22.) Dieser Zwinger war beim Michaelerthor.

[2] In den Rechnungen d. J. 1502 heißt es „pey Sand Larenzen thor, zw der thenken (linken) Handt, on den Zwinger.“ (Preßb Ztg 1877, Nr. 11.)

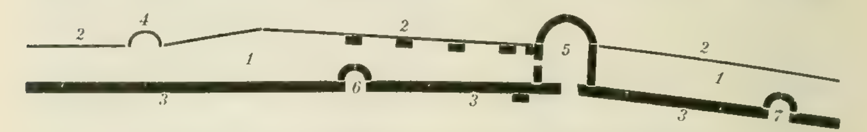
[3] In den Rechnungen d. J. 1445 wird der „Zwinger pey dem vischer Thar“ erwähnt (Preßb Ztg 1877, Nr. 6.)

[4] In den Rechnungen d. J. 1445 wird das „Bolwerich außerhalb sant Merten kyrichen“ erwähnt Ferner „1 furman mit 1 Ros, der Steyrisch Holcz gefürt hat zum Ertker, außerhalb Sand Merten kyrichen zum polberich.“ Dann „Item Zymergeselln die Stanter gemacht habn Im Zwinger zwischen Bedritz Thurn und Sand Merten Thurn, und thuer gemacht habn zu dem polberich daselbs Im Zwinger.“ (Preßb. Ztg 1877, Nr. 20.)

[5] Laut der Rechnungen d. J. 1434 hatten 4 Arbeiter gearbeitet „pey Sand Mertein Thurn Im Twinger . ., pey dem Zawen der nyder gefalln war, die darzu gerawmpt habn, und Sewln gesetzt habn.“ (Preßb. Ztg 1877, Nr. 18.) Laut deren d. J. 1440 „13 zawner, dy zu den zwinger angehoben haben zu zawnen pey der Schul, außerhalb der Stadtmauer.“ (Preßb Ztg 1877, Nr. 21.) In denen d J. 1454 wieder heißt es „Item am Mittichen nach letare hab wir gehat pey den Mawrern 6 aribatter, die In Stain zu der Gruntfest zugeraicht habn, als man den czwinger pey sand Martin kirichen angefengt hat neden 12 D Item hab ich gebn den Mawrern zu vertrinthen, als di den ersten stain In die gruntfest gelegt habn, umb Wein 8 D.“ (Preßb. Ztg 1877, Nr. 20.)

die südliche Wand des Schiffes der Kirche zu St. Martin anschloß, daß der Thurm der Kirche schon außerhalb der Stadtmauer stand und mit seinem Fuße in die Verschanzung der Stadt hinabreichte. Derselbe wurde laut der Rechnungen des Jahres 1458 in eben diesem Jahre vollständig ausgebessert und neu gedeckt.[1] Übrigens war er zum großen Theile noch bis in die neueste Zeit erhalten, bis man ihn gelegentlich der Regulierung des Domplatzes sammt der mächtigen Stadtmauer abbrach.

Die Überreste der Zwinger haben sich jedoch nicht nur an dieser Stelle erhalten, man kann dieselben auch durch die ganze Hummelgasse, sowie in den Häusern der Franziskaner- und der Römergasse verfolgen.



9. Partie der westlichen Ringmauer der Stadt Preßburg.

1. Der Zwinger. 2. Die Zwingermauer. 3. Die Stadtmauer. 4. Der Neuthurm oder der Ungarfeind. 5. Der Voglthurm. 6. Der Thurm Luginsland. 7. Halbthurm ohne Namen.

Ebenso besteht der innere Hof des Scharitzerschen Hauses aus dem alten Zwinger, in welchem man zugleich die interessante Wahrnehmung von der Aufführung einer neueren Hausmauer auf der alten Zwingermauer machen kann. Auch die von Redl und die von Fries angefertigten Situationspläne aus dem vorigen Jahrhundert bieten uns eine Anschauung der längs der ganzen Altstadt bestandenen Zwingerräume. Daß diese Zwinger nicht erst im XVII. oder XVIII. Jahrhundert entstanden sein konnten, sondern thatsächlich schon im XV. Jahrhundert vorhanden waren, ergibt sich unzweifelhaft aus dem ganzen System der Befestigungswerke der Altstadt. Die Vertheilung und Erbauung der Mauerthürme beruhte auf dem Zwingersystem, was man daraus ersehen kann, daß mehrere dieser Thürme der Ringmauern nicht aus der Hauptmauer sondern aus der Zwingermauer hervorsprangen. So war der hinter der Rechtsakademie bestandene Thurm, genannt Ungar-

[1] Preßb. Ztg. 1877, Nr. 20

feind, nicht an die Hauptmauer sondern an die äußere Zwingermauer angebaut; ein gleiches gilt von dem an der östlichen Seite der Stadt, nördlich vom Fleischhackerthurme ehemals bestandenen Thurme. Daß diese beiden Thürme nicht erst nachträglich, sondern mit den übrigen Thürmen gleichzeitig erbaut worden waren, dafür zeugt unzweifelhaft der Umstand, daß der Thurm „Ungarfeind", wie bereits erwähnt, mit den übrigen Thürmen zugleich im XV. Jahrhundert angeführt wird. Für das Zwingersystem beweisen aber auch sämmtliche sonstigen Thürme, da dieselben, trotz ihrer aus der Hauptmauer vorspringenden Lage, dennoch mit Rücksicht auf die Zwingermauer angelegt waren. Der Voglthurm an der westlichen, der Neu- oder Pulverthurm sowie der Fleischhackerthurm an der östlichen Seite der Stadt, desgleichen der Thurm hinter dem Kloster reichten nicht nur über die Haupt- sondern auch über die Zwingermauer hinaus und gestalteten die Zwinger zu einzelnen, thatsächlich abgeschlossenen Räumen. Demzufolge war die Grundform dieser Thürme länglich rund, und ihre Bestimmung war die, nicht nur die Hauptmauer der Stadt sondern auch die Zwingermauer sturmfrei zu machen. Dasselbe gilt auch von den beiden an der südlichen Seite der Stadt bestandenen Eckthürmen: dem Bäcker- und dem Schusterthurm; auch diese beherrschten durch die Geschosse ihrer Vertheidiger nicht nur die Haupt- sondern auch die Zwingermauer.



Zwingermauer. Bäckerthurm. Stadtmauer.

10 Zwinger.

Die Zwinger wurden in der Vertheidigung der Hauptmauern sehr nachdrücklich durch die Erker unterstützt. Sollte dieses Wort wirklich von dem lateinischen arcus abzuleiten sein, dann erhalten wir damit auch zugleich den Schlüssel zur eigentlichen Bezeichnung und Erklärung desselben. Wir haben dann unter Erker einen vorspringenden Ausbau mit bogenförmigem Grundriß zu verstehen, wie man die an unsern Wohnhäusern aus der Hauptmauer vorspringenden und auf Steinconsolen, eisernen Trägern oder auf bogenförmigem Grundriß ruhenden, geschlossenen Zimmerräume gleichfalls als Erker zu benennen pflegt. Doch besteht zwischen dem Erker alter und einem solchen unserer Zeit ein wesentlicher Unterschied. Die modernen Erker sind rein decorativer Natur, welche unseren Gebäuden ein malerisches Aussehen und den im übrigen monotonen Wandflächen einen gewissen architektonischen Reiz verleihen. Den Bewohnern selbst dienen sie nicht so sehr zur Bequemlichkeit als vielmehr zum vornehmen Zeitvertreib, so zu sagen zur Befriedigung einer momentanen Laune. Heute zieht man den geräumigeren Balcon dem Erker vor, zwischen dessen geschlossenen, engen Wänden wir uns nicht recht behaglich zu fühlen vermögen. Vor Zeiten war die Bestimmung der Erker eine ganz andere, nicht nur bei den Befestigungswerken sondern selbst in den Privathäusern. Für erstere waren sie von militärischer Wichtigkeit, bei den letzteren hatte das Bedürfniß sie geschaffen. Zu jenen Zeiten waren die Erker, ebenso wie die Thürme, defensiver Natur. Beide hatten die Bestimmung, den Fuß der Befestigungsmauer gegen den andringenden Feind zu vertheidigen und zu sichern, oder wenigstens die Beobachtung der Bewegungen des im Anzuge begriffenen oder lauernden Feindes zu ermöglichen. Die Vertheidigungsfähigkeit derselben war zwar auf einen viel engeren Kreis beschränkt, als die der Thürme, von welchen aus man die Mauercourtine sammt dem vor derselben sich hinziehenden Graben bis auf Schußweite mit Erfolg vertheidigen konnte; dagegen besaßen die Erker einen solchen Vortheil vor den Thürmen, daß diese mit ihnen nur dann wettzueifern vermochten, wenn sie selbst mit Erkern versehen waren. Von den Thürmen aus konnten die Vertheidiger nämlich die Mauer sammt dem Graben nur in schräger vom Erker aus jedoch in senk-

rechter Richtung mit ihren Geschossen beherrschen, was die Vertheidigung — freilich nur auf einen sehr kleinen Raum — umso wirksamer machte. Diesen für die Vertheidigung hochwichtigen Vortheil hatten die Erker dadurch erlangt, daß sie, im Gegensatze zu den heutigen, geschlossenen Erkern, nach unten zu offen waren und man durch diese Öffnungen hindurch den die Mauern erklimmenden Feind mit Steinen, Kugeln, Feuerbränden, geschmolzenem Pech und siedendem Wasser überschütten konnte. Somit darf es uns nicht wundern, daß die Erker bei den alten Befestigungswerken unserer Städte und Schlösser so häufige Anwendung fanden.

Was Preßburg anbelangt, werden die Erker erst in den Schriftstücken aus dem XV. Jahrhundert erwähnt, obwohl dieselben der Natur der Sache nach bereits viel früher vorhanden gewesen sein müssen. So viel ist sicher, daß sowohl die Mauern als auch die Thürme häufig mit Erkern versehen waren. Die an den Stadtmauern angebrachten Erker befanden sich höchst wahrscheinlich im Besitze einzelner Familien, selbstverständlich in dem Sinne genommen, wie es auch von einzelnen Thürmen im Besitze einzelner Zünfte zu verstehen ist, deren Genossen für die Vertheidigung derselben Sorge zu tragen hatten. Für die Annehmbarkeit solcher Familienerker spricht der Umstand, daß die längs der Stadtmauern sich hinziehenden Gassen unserer Stadt größtentheils derart angelegt waren, daß die rückwärtigen Theile der Häuser sämmtlich bis an die Stadtmauern hinanreichten. Demnach konnte man zu den Stadtmauern sowie zu den Erkern nur durch die Höfe der einzelnen Häuser, beziehungsweise durch die Dachböden derselben gelangen. Es lag nun im unmittelbaren Interesse der einzelnen Hausbesitzer, auf die Sicherheit ihres Hausgrundes sowie ihrer Hauswirthschaft bedacht zu sein, überdies waren die Schlüssel zum Dachboden auch in ihrer Hand, und es konnte nur derjenige das Innere ihres Hauses betreten, dem sie das Thor geöffnet hatten. Somit kann man behaupten, daß die Hausbesitzer die natürlichen Vertheidiger der hinter ihrem Grunde sich hinziehenden Mauer sowie der an derselben befindlichen Erker waren. Dies wird auch thatsächlich durch eine Angabe in den Stadtrechnungen des Jahres 1445 bestätigt, laut welcher der Zugang zu den Erkern

durch den Dachboden geführt hatte.[1] Andere Rechnungsbücher wieder, namentlich die aus dem Jahre 1471 erwähnen solcher Erker, welche nach dem Namen jener Hausbesitzer benannt waren, durch deren Grund der Zugang zu den Erkern führte, wie die Erker beim Steuber, beim Enser, beim schönen Friedl.[2] Es waren jedoch nicht blos die Mauern unserer Stadt sondern auch einzelne Thürme derselben mit Erkern versehen, wie es die Rechnungen erweisen, laut welcher der Michaelerthurm mit solchen befestigt war. Interessant ist die auf dem Merian'schen Bilde sichtbare Darstellung der Erker des Rathhausthurmes, welche uns zugleich einen Begriff davon gibt, welch hohen Ernst und malerischen Reiz diese Erker der äußeren Erscheinung unserer Thürme verliehen hatten. Übrigens sei hier noch bemerkt, daß die Erker an der Spitze hoher Thürme, unter anderen auch an unserem Rathhausthurme, in echauquettes umgestaltet wurden, welche, da sie an der Basis geschlossen waren, nur zum Zwecke der Bewachung und Ausspähung gedient haben konnten.

Die Erker allein hätten jedoch die Stadtmauer noch nicht sturmfrei machen können. Um in dieser Hinsicht die Vertheidigung wirksam zu unterstützen, hätten sie rings um die Stadtmauer herum angebracht sein müssen, was jedoch praktisch nur schwer durchführbar war und für die Vertheidigung selbst in vieler Hinsicht hinderlich gewesen wäre. Durch die mit kurzen Intervallen um die ganze Stadt herumlaufenden Erker wäre die Vertheidigung, ebenso wie durch die Thürme, thatsächlich gar sehr an bestimmte Orte gebunden gewesen, und es hätte überdies auch einer größeren Anzahl von streitbarer Mannschaft bedurft. Beide Umstände führten dahin, daß man in der That von der Aufführung solcher durchaus mit Erkern versehenen Mauern gänzlich absah. Die erfolgreiche Vertheidigung der Mauern mußte auf ganz andere Weise ermöglicht werden. Man mußte die Vertheidigung von der Gebundenheit an bestimmte Orte frei zu machen suchen, um dadurch die zur Ver-

[1] Item hob wir gehat zimergeselln di den Erker hinder den Niklas Flins gemacht habn, durch sein dach, dodurch man Zu den Newen Erker geht (Stadtrechnungen Preßb Ztg 1877, Nr. 18)

[2] Tabor peim Stewber, Tabor pey dem Enser, Tabor pey dem schön Friedl. (Preßb Ztg 1877, Nr. 26.)

fügung stehenden Streitkräfte in geeigneterer und erfolgreicherer Weise verwenden zu können. Demnach errichtete man längs der Mauern, an der inneren Seite derselben, einen ringsherum laufenden Gang, welcher vorwiegend auf Steinconsolen ruhend so weit von dem Mauerkranze abstand, daß der Arm der Vertheidiger über denselben hinüberreichen konnte. Durch diese Gänge wurde die Mauer ihrer ganzen Länge nach in einen vertheidigungsfähigen Zustand versetzt, weshalb man dieselben in bezeichnender Weise Wehrgänge nannte. Sie boten auch den Vortheil, daß die Vertheidiger sich an der Stelle scharen konnten, wo der Angriff ihre Anwesenheit am meisten erforderte, und durch sie war es auch ermöglicht, in manchen Fällen selbst mit geringen Streitkräften die Stadt gegen die Angriffe eines in überlegener Anzahl erschienenen Feindes mit Erfolg vertheidigen zu können.

Diese Wehrgänge waren ursprünglich offene, ungedeckte Gallerien. Doch machten sich bald die Nachtheile derselben fühlbar. Denn da sie kein Dach hatten, war die auf denselben postierte streitbare Mannschaft allen Unannehmlichkeiten der Witterung ausgesetzt. Das wäre jedoch noch nicht das größte Übel gewesen, da der wehrhafte Bürger im Mittelalter viel abgehärtetere Muskeln und Nerven besaß, als wir in unserer fieberhaft aufgeregten Zeit besitzen. Der, welcher seinen Stand auf der Stadtmauer eingenommen hatte, um seinen innerhalb derselben gelegenen Herd, seine Familie, sein Hab und Gut zu schirmen, achtete nicht des Regens, des Schnees, der Kälte, des Sturmes noch des glühenden Sonnenbrandes. Sobald der Bürger im Mittelalter seine Werkstätte oder sein Geschäft verlassen, Nadel, Feile, Bohrer, Hobel beiseite gelegt und zu den Waffen gegriffen hatte, fühlte er sich von einer erhabenen Idee beseelt und war gegen alle Unannehmlichkeiten der Witterung gestählt. Zwischen ihm und dem aufgenommenen Söldner bestand ein riesiger Unterschied. Denn während der Söldner, unbekümmert um eine Idee, blos vom Geldlohn und von der Aussicht auf Beute zur That angetrieben wird, ist es die Idee, für welche der Bürger mit Muth und Ausdauer mit Todes verachtender Entschlossenheit in den Kampf zieht. Wenn wir demnach erfahren, daß man diese Wehrgänge gar bald mit einem Dache versehen habe, so wäre es sehr

ungerecht, dies dahin zu deuten, als ob es zur Bequemlichkeit der Vertheidiger geschehen wäre; denn nicht die Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Vertheidiger, sondern vielmehr auf die erfolgreiche Vertheidigung selbst hatte das Eindecken der Wehrgänge erfordert. Die Hauptwaffe nämlich, deren sich die Bürgermiliz bei der Vertheidigung ihrer Vaterstadt bediente, war bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts die Armbrust, von da an das Feuergewehr. Beide Waffen konnten nur so gebrauchfähig bleiben, wenn sie gegen Nässe geschützt waren. Die durch Nässe erschlaffte Sehne machte die Armbrust ebenso unbrauchbar, wie das durchnäßte Schießpulver das Gewehr. Während auf unsere heutigen schnellfeuernden Gewehre der strömende Regen kaum irgendwelche oder wohl gar keine störende Wirkung auszuüben vermag, war der Erfolg des Schusses zu jener Zeit, in welcher das Laden der Schießwaffen mit Pulver aus freier Hand und das Abfeuern derselben mittelst eines Feuersteines geschehen mußte, immer sehr fraglich. Dieser Umstand konnte von den Belagerern leicht zu einem Sturmangriff ausgenützt werden. Das Handgemenge, in welchem Mann dem Manne gegenüber stand, war für die Vertheidiger in der Regel gefährlicher, und zur Abweisung des Sturmangriffes war nur so lange Aussicht vorhanden, als der Feind durch die Wirkung der weittragenden Waffen sich außerhalb des Bereiches der Schanzen und Gräben zu halten gezwungen war.

Da unserer Ansicht nach die vorgenommene Eindeckung der Wehrgänge ihrer richtigen Erklärung nach in erster Linie nicht so sehr im Interesse der streitbaren Mannschaft als vielmehr der Schießwaffen derselben gelegen war, läßt es sich anderseits doch auch nicht in Abrede stellen, daß dieselbe auch den Vertheidigern zum Nutzen und Vortheil gereichte. Diese Einrichtung gewährte denselben nicht nur Schutz gegen Regen und glühenden Sonnenbrand, sondern sicherte sie auch in nicht geringem Maße gegen solche Verletzungen, gegen welche die Brustwehr allein keine Deckung bieten konnte. Die Geschosse der großen Schleudermaschinen schlugen nämlich in einem hohen Bogen in die Stadt ein, weshalb man diese einigermaßen mit unseren Mörsergeschützen, mit den Hohlgeschossen unserer Bomben, Shrapnels und Haubitzen ver-

gleichen kann. Die Brustwehr konnte der hinter derselben befindlichen Mannschaft nur gegen das direct oder in horizontaler Richtung einschlagende Geschoß Deckung bieten, geraume Zeit hindurch selbst gegen Feuergeschütze, welche, wie wir wissen, infolge der anfänglich verfehlten Construction ihrer Laffetten zur Abfeuerung von Schüssen in hohem Bogen nicht geeignet waren, doch nicht gegen das einen Bogen beschreibende, demnach nicht von der Seite sondern von oben herab einschlagende Geschoß. Würden wir von dem Verlauf der Belagerungen genauere Kenntniß besitzen, so wären uns damit zugleich unzweifelhaft viele Daten an die Hand gegeben, aus denen sich die großen, durch die gedeckten Wehrgänge gebotenen Vortheile erweisen ließen.

Für Preßburg hat man es gleichfalls als unzweifelhaft anzunehmen, daß die längs der Stadtmauern sich hinter denselben hinziehenden Wehrgänge mit einer Bedachung versehen waren. Leider sind diese Wehrgänge, mit Ausnahme ihrer Consolen, derart zerstört worden, daß sie zur Feststellung ihrer einstigen Beschaffenheit nicht den geringsten Anhaltspunkt bieten. Der mäßigen Ausbauchung der Console nach zu schließen, war das Gebälk, auf welchen das Dach ruhte, wahrscheinlich von schräg angebrachten Stützen getragen.

Die Vertheidigung beschränkte sich jedoch im Mittelalter nicht blos auf Zwinger, Erker und Wehrgänge zu Sicherung der Mauern und Thürme der Städte, sondern war auch auf die Errichtung von Pallisadenwehren und Zaungeflechten bedacht. Wenn derartige Wehren sich selbst heute noch für die Vertheidigung von außerordentlichem Vortheil erweisen, wie groß mußte der Nutzen derselben zu jener Zeit gewesen sein, in welcher der offensiven Kriegführung viel mangelhaftere technische Hilfsmittel zur Überwindung natürlicher und künstlich geschaffener Hindernisse zu Gebote standen! Die Pallisadenwehren und Zaungeflechte spielten in der Befestigung unserer Stadt thatsächlich eine sehr bedeutende Rolle, da sie nicht nur bei den Außenwerken, im Spital- und Donau-Neusiedel und in Schöndorf, sondern selbst in der inneren Stadt vielfach in Verwendung waren, wie denn auch die Entlohnung der Zaunarbeiter und Hafner einen häufigen Ausgabeposten im Jahres-

budget der Stadt bildete.[1] Die Zaungeflechte, welche in der Regel an der inneren Seite der Gräben, nicht selten jedoch auch längs der Contreescarpen angebracht und mit einer Lehmschicht bekleidet waren, gewährten der Bevölkerung einen ganz guten Schutz. Ihre Bedeutung und Aufgabe war je nach der Stelle, die sie einnahmen, nicht überall die gleiche. An solchen Stellen nämlich, wo sie die Zwingermauern ersetzten, war ihre Bedeutung und Aufgabe hinsichtlich der hinter ihnen gelegenen Mauer oder Erdverschanzung eine defensive. Dasselbe war der Fall auch dort, wo sie, an der Contreescarpe angebracht, der hinter ihnen die Runde machenden Wachmannschaft gegen eine unvermuthete Überrumpelung von feindlicher Seite Sicherung boten. Auch bei den Außenwerken war ihre Bedeutung für die Defensive gar wohl erkennbar. Wo sie jedoch vor den Fortificationen angebracht waren, welche schon an und für sich zur erfolgreichen Abweisung eines eventuellen feindlichen Angriffes genügten, dort bildeten Pallisadenwehren und

[1] Im Jahre 1434 liest man „4 fueder dorn von Weinarn zu dem voglsgraben, pey Fogls Türren, zu verdorn." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 21.) In demselben Jahre „habn wir lassien pringen von weinarn 3 fueder dorrn zu dem Wasser Thurrn." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 32.) Laut der Rechnungen d. J. 1439 „Item 4 Zawner vor der Stat, an den Statgraben pey sant larenzen thar, vor der Stat gen den thar, als man In dy Newe stat fert, yeden 12 D." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 12.) In den Rechnungen d. J. 1440 heißt es „hab wir gehabt gemain aribater 6, pey der Schul zu den zawn, dy klenster gemacht habn, und das den klenern (Hafnern) zugetragen habn." Ferner „den man mit 1 Ros, der das kot domit ge treten hat, zu den zawn zu kleen" (streichen). Dann „2 Schiffgeselln, dy awff ainer zülln von Choczee Stroh gepracht habn zu den zawn hinder der Schull." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.) 1442 „Item am charfreitag hab wir gebn den Wenzla von Wolfstal, an dem Holz und Stethen das genomen hat zu den zawn, den man umb dy Stat gezawnt hat, außerhalb des Stat grabens, das der Purgermaister von ihm gekawft hat." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.) 1443 „ge hat 5 zewner, dy über das wasser gezewnt habn (im Stadtgraben) und dorn gelegt habn, pey den geweliben, pey sannd Nyklas kirichen auf den Statgraben gegen vogls turn über." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 21.) 1451 ein Wagen mit zwei Pferden „der laym gefurt hat, von der laym grub, pey dem frawenhaws, den man gefurt hat zum zawn bei sant Larenzen." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 102.) In den Rechnungen d. J. 1480 heißt es „hab ich den Rabattern (Frohnarbeitern) bei der durren Mawt umb die vorstat, dy pewsch gemacht haben." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.) Dieses Zaungeflecht reichte laut der Rechnungen d. J. 1491 von der dürren Mauth bis zur Hochstraße. „Den Aribatern und Robattern an den newen Pasteien Im zawn vor Sant Michels tor außerhalb der Hochstraß." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.)

Zaungeflechte ein derartiges Hindernißmittel, welches dem angreifenden Feinde in einzelnen Fällen die Annäherung an die Hauptbefestigungswerke durchaus unmöglich machte. Der praktische Nutzen solcher Befestigungswerke war eben infolge der im Mittelalter aus Erfahrung bekannten Mangelhaftigkeit der technischen Hilfsmittel viel größer als jener, welchen heutzutage Hindernißgräben, Pallisaden, Sturmpfähle, mit Steinen oder Planken verbarrikadierte Contreescarpen und spanische Reiter dem Vertheidiger gewähren.

Zu den bedeutendsten Außenwerken der Stadt zählten jedenfalls die Tabor. Dieselben waren vorgeschobene Redouten außerhalb der Vorstädte und zu dem Zwecke aufgeführt, um den Feind, noch bevor derselbe an die Stadt gelangen konnte, in seinem Anmarsche aufzuhalten, oder falls er schon bis dahin vorgedrungen sein sollte, im Rücken oder in der Flanke zu beunruhigen. Sie bestanden entweder nur aus bloßen Erdverschanzungen oder waren aus solidem Material aufgeführt und ihrer Lage nach theils isoliert, theils mit der Stadtbefestigung in Verbindung stehend. Das eine dieser Werke ist der südlich vom Lorenzerthore, vor dem Bäckerthurme,[1] mithin in der gegenwärtigen Franz-Josephstadt bestandene alte Tabor, welcher höchstwahrscheinlich den gebogenen Verlauf der gegenwärtigen Größlinggasse verursacht hatte. Daß derselbe sich ganz bis an den Stadtgraben erstreckt hatte, ist aus den Rechnungen des Jahres 1442 ersichtlich, laut welcher ein Theil der Planken desselben in den Stadtgraben hinabgefallen war.[2] Ursprünglich aus Erde, Planken und Pallisaden bestehend, wurde er später aus solidem Stein- und Ziegelmaterial aufgeführt,[3] und stand

---

[1] Im Jahre 1439 als „alter Tabor pey Pekenturn" erwähnt. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[2] Laut derselben waren 3 Arbeiter bestellt „dy gegrabn habn zu den Plank hen, pey den alten Tabor, alls die selbigen waren ainstails In den Stat graben gefallen." Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[3] Laut der Stadtrechnungen d. J. 1434 hatten 2 Wagen „Holtz zu dem Wandt, unter sand larentzen Tar zu dem polwerich), und Stain und sand." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 18. 1442 „habn wir gehat pey den alden Tabor 20 aribater, dy dy planken und Holz apge prochen, und zu der gruntfest gegrabn habn, und holz fuder und erdreich ge rawmpt haben, und was not is gebesen." Ferner: 3 Arbeiter „dy Stain geprochen habn an den Hawsperig (Schloßberg) an den gewelben, die man dornach genomen

mit der Ringmauer durch einen gedeckten Gang in Verbindung, welcher auf Brückenjochen ruhte und wie eine Zugbrücke aufgezogen werden konnte.[1] Der Stadtrath ließ diesen Tabor im Jahre 1443 vergrößern,[2] im Jahre 1454 aber, offenbar zum Zwecke des Neubaues der baufälligen Theile, einen Theil desselben abbrechen.[3] Denn daß man darunter keinen gänzlichen Abbruch zu verstehen habe, geht deutlich daraus hervor, daß derselbe auch in den darauf folgenden Jahren erwähnt wird. Im Jahre 1477 erbaute man den Tabor ganz aus solidem Material;[4] im Jahre 1478 wurde er neuerdings ausgebessert;[5] im Jahre 1509 wird die in demselben befindliche Wachstube erwähnt,[6] bis endlich der Rath der Stadt denselben im Jahre 1532 ganz abbrechen ließ.

Ein zweiter Tabor stand gleichfalls in der Franz-Josephstadt und zwar am westlichen Ende derselben. Auch dieser führte den Namen: der alte Tabor, den man jedoch offenbar von dem vorher Erwähnten zu unterscheiden hat, da er auch als der Tabor hinter den Lederern bezeichnet wird, so namentlich in den Rechnungsbüchern der Jahre 1442,

hat zu den Alden Tabor." Weiter: ein Fuhrmann mit 2 Pferden „der Stain zu dem alden Tabor, von dem Wallich hof gefuert hat." Dann „Item umb Czygl, domit man dy pogen geschlossen hat zum alden Tabor" Auch „Item 3 aribater die Schrantrawm Jugegrabn habn, In der Newen stat, als man zu den alden Tabor geet." Endlich: 13 Arbeiter „dy außerhalb des Stattgrabens pey sand Larenzen gegen den Alden tabor uber gerawmpt habn"

[1] In den Rechnungen d. J. 1443 heißt es: „5 Sael Seile . . . zu der zugpruklain zum alden Tabor." Ferner: 28 Tagwerker „dy gezymmert habn ein zymer über den Statgraben, zwischen den zwingers und des zawnens als man in den alden Tabor will geen." Dieser Zaun wurde geweißt, wahrscheinlich um ihn der Mauer ähnlicher zu machen „zwo klain pottichen kallich, dy der purgermaister selber thawst hat, pey dem alden Tabor." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[2] Im Jahre 1443 „4 perig geselln die zu der Gruntfest unter dem polberich graben haben pey den alten Tabor" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[3] Im Jahre 1454 heißt es: 4 Arbeiter „dy den alden Tabor ab habn helfen zu rawmen."

[4] Im Jahre 1477 „Item ain wagen mit 2 korib kalich zu notturft der Stat, als man die polwerich und tabor gemawert hat" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[5] Im Jahre 1478 „Item zymergesellen, dy den alden Tabor gepessert haben In der Newen Stat gegen der Schlagprut uber, das In den Stat graben ains tails gefallen." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[6] Im Jahre 1509 „In den Tabor bei der schlach pruthn 11 newe kachl" (zum Ofen). (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

1444 und 1457.[1] Derselbe war nicht nur mit einer Zugbrücke versehen,[2] sondern überdies noch durch einen Brückensteg mit der Wödritz verbunden,[3] woraus man ersieht, daß dieses Bollwerk von einem nassen Graben umgeben war, welcher seinen Zufluß aus jenem Donauarme erhielt, aus welchem auch der große Stadtgraben mit Wasser gespeist wurde. Dieser Donauarm rief aber auch das Bedürfniß nach einer über denselben hinüberführenden Brücke hervor, um aus der Neustadt auf die Wödritz gelangen zu können. Dieselbe wurde auf Befehl König Siegmunds ausgebessert.[4]

Der dritte Tabor, der sogenannte neue Tabor, stand gleichfalls in der Franz-Josephstadt und zwar vor dem Fischerthore. Derselbe wird zuerst im Jahre 1434,[5] dann aber auch in späteren Jahren erwähnt. Nach den Aufzeichnungen aus den Jahren 1444 und 1457 zu schließen,[6] stand dieser Tabor unzweifelhaft außerhalb des Stadt-

[1] Im Jahre 1442 wird der „Tabor hinter den lederern und polwerich hinter den lederern" erwähnt Stadtrechnungen. Preßb Ztg 1877, Nr 12. 1444 „habn wir gehat In der newen Statt hinder den Lederern awf der Stetten gegen Twna wertz 10 man, dy gezewnt habn, neden 12 D. zu der pruftwer." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr 12) 1457 „Bolwerich hinter den Lederern." Weiter: „Item und habn gehabt pey den alden Tabor, der hinder den Lederern, 1 ronse (Rinnsal) durch den alden grabn gemacht hat, das er das stingende wasser fueder gelait hat." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.) Rakovßky hält diesen Tabor, man weiß nicht warum, für identisch mit jenem andern. Im Jahre 1493 vermacht der Lederer August „Dem Andre Im Thaber ettwen mein diener gewesen" 1 fl. (Prot. Test. I. 236. 1500 schreibt Barbara, die Gattin des Gilig Vischer „Item der anna des Wolfgang ledererin Im taber Schaff ich ain plabs Rokh vnd 1 gulden" Prot. Test. I. 272 a.

[2] In den Kammerrechnungen d. J. 1471 heißt es: „hab ich gebn den Maister philippen, das er die Schlachprut gemacht hat am Tabor pey den Lederern 28 D." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 12.)

[3] 1512 „Auf der wedritz Holz auf gezymert, zu der prukhn awff den Tabor, als man aws der Newen stat awff dy wedritz geet" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[4] In den Rechnungen d J. 1434 heißt es nämlich: „3 zymergesellen, die Schragen gemacht habn zu der Pruk, In der newen Statt, alß man auf die Wedritz get." Ferner: „zu der pruk die der kaiser so haben wold." Preßb. Ztg. 1877, Nr. 20.) Rakovßky nimmt diese Brücke irrthümlich für die Brücke des Wodritzerthores.

[5] Im Jahre 1434 „Polwerich in der Neustat." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[6] Im Jahre 1444 „Stat graben zwischen fischer tar und den Newen tabor." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.) 1457 „Item sind auf ein puchen (eine Art kleineren Schiffes) gefarn nach einem Schiff, das pei der Nacht dicpleich ist furgangen nämlich mit Umgehung der

grabens, in der Nähe der Donau, demnach beiläufig an der Stelle des gegenwärtigen Pioniermagazins. Daß es ein bloßes Erd- und Pallisadenwerk gewesen sei, ergibt sich deutlich genug aus den Kammerrechnungen des Jahres 1444.[1] Neben demselben stand die Mauthhütte,[2] ein Beweis, daß der Verkehr über die Donau sich schon zu jener Zeit theilweise dort bewegte, wo gegenwärtig die Überfuhr mit dem Propeller stattfindet. Höchstwahrscheinlich war dieser Tabor mit dem in den Rechnungsbüchern vorkommenden niedern oder untern Tabor[3] identisch, welche Benennung man demselben, weil er an der untern Urfahr stand, im Gegensatze zum Wödritzer Tabor an der obern Urfahr gegeben haben mochte. Er wird zuletzt im Jahre 1526 erwähnt,[4] von da an verschwindet jede weitere Spur desselben, ohne daß man angeben könnte, wann derselbe abgebrochen wurde.[5]

Der vierte Tabor stand schon auf dem gegenwärtig von der Theresienstadt eingenommenen Gebiete und wurde bald der neue, bald der weiße, bald wieder der Wödritzer Tabor oder auch der Tabor gegenüber dem Schusterthurm genannt. Wie bereits erwähnt, stand der Schusterthurm in gleicher Linie mit dem Wödritzerthore. Wenn nun der Wödritzer Tabor diesem Thurme gegenüber und ander-

Mauth) und ist begriffen worden am Tabor." Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[1] hab wir gehat zymergeselln, dy Stetchen gespitzt habn zu den Newen Tabor, das man mit Pewich ausgefüllt hat, und Erdrich. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[2] Im Jahre 1446 stand neben diesem Tabor die „mawt hötten" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[3] Im Jahre 1443 unter dem Namen „Nidern tabor" erwähnt. (Preßb Ztg. 1877, Nr 27.) In den Rechnungen d. J. 1480 heißt es: „Als die Tonaw gar groß ward, und das wasser die mawer pey den nydern tabor hat wellen abprechen," arbeiteten 4 Tagwerker dort, „die erdrich und mist zu derselben mawer mit scheibtruchen zugefurt und vermacht habn." (Preßb. Ztg. 1877, Nr 27.) 1491 „dy grafen (vermuthlich von St. Georgen) bey den nydern urfar ain tabor pawt haben." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.) 1506 das Heer „Im Tabor hat awff prechen mueffen, und daraws weggezogn an den untern urfar." (Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.) 1506 war dieser Tabor mit einer Zugbrücke versehen: „Tawsent schintl abzurichten und awffgedekht auff der Flug (= Zugbrücke) bey den untern Tabor." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 27.)

[4] Im Jahre 1526: „Den zawn bei den newen thäber gedekht." Ferner: „Im Thabor In der Neustat ain kotterl gemacht" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[5] Rakovszky vermuthet, daß die Abtragung i. J. 1527 erfolgte. (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

seits vor dem Wödritzerthore gelegen war, kann man hier offenbar nicht an das Ende der gegenwärtigen Promenade, sondern nur an das oberhalb des Fischplatzes gelegene Terrain der Theresienstadt denken. Da ferner dieser Tabor zugleich auch mit der Schiffahrt auf der Donau in Verbindung gebracht wird,[1] ist die Lage desselben ganz unzweifelhaft nirgends anders, als zwischen dem Fischplatz und der obern oder am Fuße des Schloßabhanges bestandenen Urfahr anzunehmen. Eine genauere Bestimmung der Örtlichkeit ist freilich schwierig; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser Tabor am westlichen Ende des Fischplatzes oder vor der Wödritz gestanden habe und von jenem Befestigungswerke, welches die Wödritz gegen einen unvermutheten feindlichen Handstreich von der Donauseite her sicherte, ganz unabhängig gewesen sei. Wie man aus den Rechnungsbüchern ersieht, hatten die Bewohner der Wödritz sich und ihre Habe durch eine eigene Verschanzung gegen feindliche Überfälle zu sichern gesucht.[2] Der weiße Tabor war jedoch nicht zur Vertheidigung der Wödritz bestimmt, ebensowenig als die übrigen Tabor zum Schutze der einen oder der andern Vorstadt erbaut waren, sie dienten sämmtlich nur dem Zwecke der Beschirmung der inneren Stadt. Dem Namen dieses Tabors begegnet man zuerst im Jahre 1440.[3] In den Jahren 1490—91 ließ der Rath denselben zum Theil abbrechen,[4] offenbar zu dem Zwecke, um denselben in ent-

---

[1] Im Jahre 1492: „von den puchner kaufft 24 ladn . . ., die man braucht hat zu den werch auff dy zwai scheff pey der weissen pasteien, der wür dy stekhen zu slahen“ Ferner: „Das polverich pey der waissen pasteien nach den Ensguess underpulzt.“ Dann: „Die schyf fung bei den weissen pasteien Im Eyss verrunnen.“ Demnach stand derselbe an der Donau in der Gegend der obern Urfahr (Preßb Ztg. 1877, Nr 26)

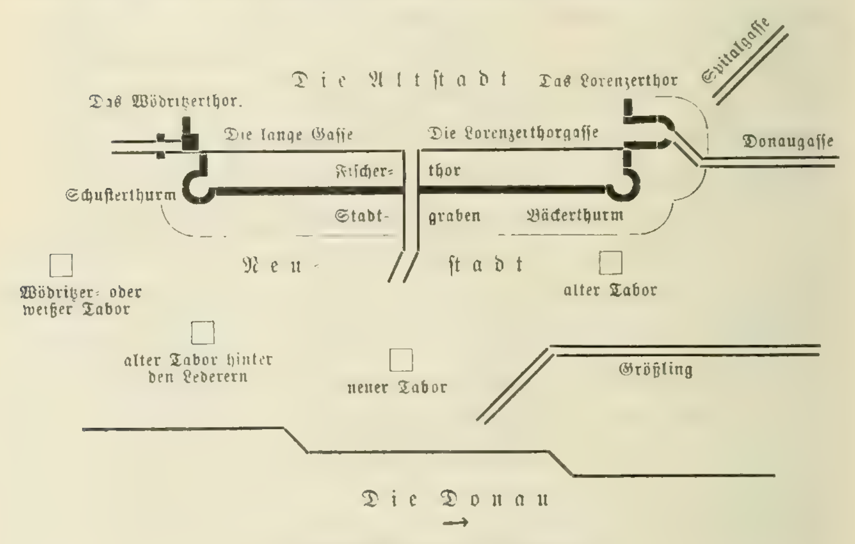
[2] In den Rechnungsbüchern d. J. 1440 heißt es nämlich: „Item freitag post Omnium Sanctorum, hat der werl fullenwulf gehat 4 aribater, auf den Bedritz, dy geholfen habn, das inch dy Bedritzer Innerhalb verplankt habn Item Montag dorothee, hab wir gehat 16 aribater, dy der werl gewunnen hat, das dy In der Aw gerten gehakt habn, zu den zawn zu der prustwer dy man awf der Bedritz gemacht hat. Item hab ich bezahlt dem Jörig mit dem mal, 7 Traunische drumer (Theile eines Baumstamms) dy der werl fullenwulf auf dy Bedritz genomen hat, domit sy sich vertarrast (verschanzt) habn . . .“ Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10.)

[3] Im Jahre 1440 wird derselbe unter dem Namen „new polberich gegen schuster turn über“ erwähnt und wurde in diesem Jahre gemauert. (Preßb. Ztg. 1877, Nr 26)

[4] Im Jahre 1490—91: „Zwaien ari

sprechenderer Weise wieder herzustellen, da derselbe auch noch späterhin erwähnt wird. Im Jahre 1491 wurde er neu gedeckt und das Flechtwerk desselben neu geweißt.[1] In den Jahren 1495[2] und 1506[3] findet man ihn noch immer erwähnt, bis er endlich im Jahre 1532 ganz abgebrochen wurde.[4]

Faßt man die topographische Lage dieser Tabor ins Auge, so muß uns sofort der Zweck ihrer Erbauung klar werden, ebenso die



11. Das Taborsystem in Preßburg.

Aufgabe, welche sie zu erfüllen hatten. Zweck und Aufgabe derselben war entschieden die Vertheidigung der innern Stadt gegen einen Angriff von der Donauseite her. Daß ihre Urheber und Erbauer

batern, die zawnstekhen und Holzwerich und laden an den Tabor abgerissen, gegen den schuester turn über und In das Rathaws gefuert haben" Ferner: „4 tagloner die pasteien gegen den Schuester turn abprochen" Dann: „Den Andree Müllner, zu den Obern Urfar geschikht, von wegen des Tabor nieder zu hakhen." Endlich: „den Statsöldnern das sie den zawn und tabor am obern urfar haben nyderprochen."(Preßb Ztg. 1877, Nr. 26.)

[1] Im Jahre 1491 „Maister wolf selbander die pasteien vor wedritz tor gegen den Schuster turn über gedekht." Weiter: „Ausgeben awf die Pasteien vor wödritzer tor zu kleen" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 26.)

[2] Im Jahre 1495 in den Rechnungen unter dem Namen „weissen Täber" erwähnt.

[3] Im Jahre 1506 „Tabor auff der wedritz" und „tabor bey wedritz tor." (Preßb. Zeitung 1877, Nr. 26.)

[4] Preßb. Zeitung 1877, Nr. 26.

ausschließlich die Altstadt ins Auge gefaßt hatten und nicht auch zugleich die Vorstädte, steht unzweifelhaft fest. Denn entweder waren zu jener Zeit, als die Tabor entstanden, außer der Altstadt auch bereits Vorstädte vorhanden, oder es gab solche noch nicht. Im letzteren Falle konnte den Kriegsbaumeistern kein anderes Ziel vor Augen schweben, als die Vertheidigung der Altstadt. Waren dagegen die Vorstädte zu jener Zeit schon zu solcher Bedeutung gelangt, daß die Kriegsbaumeister die Vertheidigung derselben nicht außer Acht lassen durften, dann mußten sie dieselben unbedingt in den südlichen Vertheidigungsgürtel der Stadt mit einbeziehen. Der in östlicher Richtung am weitesten vorgeschobene Tabor, der alte Tabor, fiel mit dem Bäckerthurme, dem östlichen Eckthurme im Mauergürtel der Altstadt, in eine Linie, so daß die Donaugasse, der Größling und das ganze in östlicher und südlicher Richtung von denselben gelegene Terrain außerhalb des Schutzbereichs dieses Tabors gelegen war. Wären diese Tabor zur Vertheidigung der Vorstädte bestimmt gewesen, so hätte man, als die Vorstädte bereits zur Entwickelung und für die Stadt selbst in jeder Hinsicht zur Bedeutung gelangt waren, den äußern Tabor unbedingt weiter hinaus, ungefähr in die Gegend der heutigen Reichardgasse vorschieben müssen, bis wohin die äußere Verschanzung, welche die Vorstädte gegen Norden zu umschloß, im XV. Jahrhundert sich erstreckt, beziehungsweise wo sie am Thore in der Donaugasse ihr Ende erreicht hatte. Zwischen diesem Tabor in der Reichardgasse und jenem andern, welcher an der Stelle des Pioniermagazins in der Brückgasse gestanden hatte, d. i. dem neuen Tabor, hätte man wenigstens noch 2—3 ähnliche Bollwerke aufführen müssen. Daß dies nicht geschah, ist schon an und für sich ein deutlicher Beweis dafür, daß das Taborsystem sowohl ursprünglich als auch späterhin nur auf der Rücksicht auf die innere Stadt beruhte, wenn es auch nicht geläugnet werden kann, daß dieses System auch die Fischer-Neustadt sowie die Neustadt hinter den Lederern in seinen Bereich miteinbezogen hatte. Diese Einbeziehung war jedoch rein zufällig, da diese Stadttheile auf jenem Terrain gelegen waren, welches sich zwischen der südlichen Enceinte der Stadt und der Donau hinzieht.

Was die Kriegsbaumeister Preßburgs veranlaßt hatte, sich bei der Befestigung der Stadt durch Tabor blos auf die südliche Vertheidigungslinie derselben zu beschränken, ist unschwer zu errathen. Gegen Norden und Osten zu bedurfte es solcher Werke nicht, da die nördliche und östliche Enceinte der Altstadt hinlänglich befestigt war. Nachdem im XV. Jahrhundert die Stadt nicht nur von der inneren sondern auch selbst die Vorstädte von einer äußeren rings um dieselben sich hinziehenden Fortificationslinie umgeben waren, welche sowohl der inneren Stadt wie auch den Vorstädten vom Schlosse bis zum Thore in der Donaugasse Sicherung gewährte, müssen wir zu unserer Überraschung die Wahrnehmung machen, daß man die Sicherung des von der Donaugasse in südlicher Richtung gegen die Donau zu gelegenen Terrains durch Aufführung von Bollwerken selbst noch im XV. Jahrhundert nicht für nothwendig erachtete. Was war der Grund, daß man dieses Terrain selbst noch in jenen vorgeschrittenen Zeiten nicht mit Gräben, Schanzen oder wenigstens einzelnen isolierten Bollwerken befestigt hatte? Kein anderer als der, weil die Kriegsbaumeister dieses Terrain selbst noch im XV. Jahrhundert als der Befestigung nicht bedürftig erachteten. Diese Gegend an der Donau war so wenig gefährdet, daß man dieselbe gegen feindliche Angriffe durchaus nicht zu vertheidigen brauchte. Die zahlreichen Donauinseln, sowie das von Wasserläufen, Wasseradern und Donauarmen vielfach durchschnittene Terrain der Mühlau machten, verbunden mit der sonstigen Wildheit und Ungangbarkeit desselben einer Belagerungsarmee von bedrohlicher Stärke, welche einen schweren Geschützpark mit sich führte, den Übergang über die Donau in dieser Gegend unmöglich. Diese Gefahr konnte die Stadt vielmehr von der oberen Donau her bedrohen, dort wo auch die Truppen der Kaiser Heinrich III. und V. gelandet hatten, und wo der regelmäßige Übergang über die Donau stattfand.

Wir müssen bemerken, daß uns das Jahr der Entstehung dieser Tabor nicht bekannt ist. Wie wir gesehen, taucht die erste Erwähnung derselben erst im XV. Jahrhundert auf; zieht man jedoch nach dem bisher Angeführten das aus der topographischen Lage dieser Bollwerke resultierende Ergebniß zugleich mit der Folgerung aus den vor dem

XV. Jahrhundert bestandenen Verhältnissen, so muß man zu der Überzeugung gelangen, daß die Entstehung dieser Außenwerke weit in die Zeiten vor dem XV. Jahrhundert zurückreiche. Aus der Anlage derselben ergibt es sich unzweifelhaft, daß sie zur Verhinderung einer Blokade von der Donauseite her bestimmt waren; eine solche Gefahr konnte der Stadt nur von einem Feinde drohen, welcher von Österreich her, sei es direct auf der Donau oder auf der über Hainburg herabführenden Landstraße herangerückt kam. Auf diesen beiden Wegen war die gewaltige Kriegsmacht der Deutschen im XI. Jahrhundert thatsächlich vor den Mauern von Preßburg angelangt und eben deshalb, weil die Belagerung und Bestürmung der Stadt auch wirklich erfolgt war, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß man die Befestigung der Vorstädte durch Tabor nicht vor dem Feldzuge der Deutschen, sondern unmittelbar darauf, gleichsam unter der Nachwirkung desselben unternommen habe. Die Vertheidiger der Stadt konnten sich bei dieser Gelegenheit am besten davon überzeugen, wie sehr dem anstürmenden Feinde sein Vorgehen durch den Mangel solcher Außenwerke erleichtert werde, und diese Einsicht brachte dann die Idee der Ausführung solcher Befestigungswerke zur Reife.

Unserer Combination nach waren demzufolge die äußeren Befestigungswerke der Stadt noch im XI. Jahrhundert, gleich nach der schweren Niederlage der Truppen Kaiser Heinrichs V. entstanden und ursprünglich blos zur Sicherung der Stadt gegen Angriffe von Deutschland errichtet worden. Damit hängt jedoch auch die Frage der Vertheidigungsfähigkeit des Taborsystems zusammen. Werfen wir einen Blick auf das Gebiet der Stadt nach der Donau zu, so kann es uns nicht schwer fallen, uns über die Frage nach der Wichtigkeit des Taborsystems ein Urtheil zu bilden. Denn es ergibt sich von selbst, daß durch die Anlage dieser Tabor dem auf der Donau oder am jenseitigen Ufer dieses Flusses vor Preßburg eingetroffenen Feinde einerseits das Eindringen auf das südliche Vorterrain der Stadt, beziehungsweise die Umgebung derselben an dieser Seite, sowie anderseits der von demselben beabsichtigte Aufmarsch vor dem Wödritzerthore, beziehungsweise vor der südlichen Ringmauer der Stadt jedenfalls erschwert werden mußte. Wenn man

berücksichtigt, daß das Terrain südlich von der Stadt im Bereiche zweier Befestigungslinien gelegen war: der südlichen Ringmauer der Altstadt und der Verschanzungskette der Tabor, so ergibt sich die große Gefahr für den in diesen Bereich eingedrungenen Feind, der in eine doppelte Schußlinie gerathen war, von selbst. Diese Gefahr mußte für denselben umso größer sein, da das Terrain zwischen der südlichen Ringmauer der Stadt und der Donau viel zu beschränkt war, als daß ein mit größeren Truppenmassen bis dorthin vorgedrungenes Belagerungsheer sich in taktischer Hinsicht hätte gehörig entfalten können. Unter solchen Umständen hieng alles blos davon ab, wie die Verfassung und Kampfbereitschaft der Besatzung der Stadt sowie der Tabor dem anstürmenden Feinde gegenüber beschaffen war. Waren die Tabor mit genügenden Streitkräften besetzt, dann läßt sich kaum daran zweifeln, daß der Feind bei seinem Angriffe eine Niederlage erlitt. Doch mußte die Besatzung nicht nur genügend stark, sondern zugleich auch gut discipliniert und von ausgezeichneter kriegerischer Tüchtigkeit sein. Denn die taktische Aufgabe der Besatzung der Tabor bestand nicht blos darin, sich innerhalb ihrer Schanzkörbe und Pallisadenwehren tapfer zu behaupten; um mit Erfolg Widerstand zu leisten und die taktische Entwickelung des Feindes sowie die Aufstellung der schweren Artillerie desselben zu verhindern, mußte sie auch aggressiv vorgehen. Sie mußte hinter ihren Verschanzungen hervorbrechen und sich auf den Feind werfen, da die räumlichen Entfernungen hinsichtlich der zu jener Zeit gebräuchlichen Waffen viel zu bedeutend waren, um durch die bloße Beschränkung auf die Vertheidigung einzelner Punkte das Belagerungsheer, sei es in seiner taktischen Aufstellung oder beim erfolgreichen Debouchieren ernstlich verhindern zu können. Wenn wir infolge lückenhafter Daten die wirkliche Entfernung der einzelnen Tabor von einander auch nicht kennen, so vermögen wir doch jedenfalls den Zwischenraum gut abzuschätzen, welcher zwischen den zwei südlichen Taborn, nämlich dem neuen sowie dem hinter den Lederern gelegenen alten Tabor und der südlichen Ringmauer der Stadt bestand. Dieser Zwischenraum ist unzweifelhaft so groß, daß man zu jenen Zeiten, in welchen die Vertheidiger blos mit Armbrüsten bewaffnet waren, dem andringenden

Feinde den Weg nicht versperren konnte. Bei einem so bedeutenden Intervalle und einer derartigen Beschaffenheit der Handwaffen ist eine concentrische, kriegerische Action der Besatzung der Außenwerke mit der Garnison der Stadt kaum denkbar. Die Wirkung der Pfeilgeschosse war thatsächlich nicht so groß, um aus einer solchen Entfernung, wie die zwischen den beiden südlichen Taborn und der Ringmauer der inneren Stadt es war, die Sammlung beziehungsweise den Abzug des Feindes ernstlich verhindern zu können. So lange demnach die Leistungsfähigkeit der Streiter sowohl zum Angriff wie zur Vertheidigung durch die Einführung der Feuerwaffen nicht gesteigert worden war, läßt es sich nicht wohl vorstellen, wie das Taborsystem von Preßburg bei blos defensiver Haltung, ohne daß man von denselben im geeigneten Momente Ausfälle unternommen hätte, von Vortheil für die Stadt gewesen sein sollte.

Als dann späterhin die Feuerwaffen in Aufnahme kamen und man die Tabor mit Mörsern armieren konnte, ward dieses Terrain, auch ohne Ausfälle seitens der Vertheidiger, für den angreifenden Feind jedenfalls kritischer. Denn da gab es weder zwischen den einzelnen Taborn, noch zwischen diesen und der Stadt einen todten Raum, welcher dem Feinde nicht nur bei der Aufstellung sondern auch beim Debouchieren gegen die verheerende Wirkung des Kreuzfeuers Schutz gewähren konnte. Nur ergab sich eben auf diesem Terrain ein Umstand, durch welchen die strategische Bedeutung der Tabor sehr herabgedrückt, so zu sagen vielmehr ganz illusorisch gemacht wurde. Die beiden zwischen der Befestigungslinie der Tabor und der Ringmauer der Altstadt gelegenen, unter dem Namen: Neustadt bekannten Vorstädte, oder aber die Fischer-Neustadt und die Neustadt hinter den Lederern, hatten an Ausdehnung derart zugenommen, daß ein strategisches Zusammenwirken dieser beiden Befestigungslinien unmöglich geworden war. Je mehr sich diese beiden Vorstädte entfalteten, umso tiefer sank die Bedeutung der Außenwerke. Die Häuser mit ihren Höfen und Umzäunungen bildeten ein wirkliches Hinderniß für die Vertheidiger, indem sie denselben nicht nur die Möglichkeit zum Feuern, sondern selbst die freie Aussicht benahmen. In der That waren denn auch die Tabor im XV. Jahr-

hundert, aus welcher Zeit die Daten ihrer erwähnen, kaum mehr als eine Art äußerer Wachposten, deren Besatzung man zu nichts anderem, als höchstens zur Überwachung der Wasserstraße auf der Donau verwenden konnte.[1] Wäre Preßburg von dieser Seite her thatsächlich von ernster Kriegsgefahr bedroht worden, dann hätte die Leitung der Vertheidigung der Stadt nichts Dringenderes, als die Einziehung der Garnisonen dieser Außenposten in die Stadt vornehmen können. Für die gänzliche taktische Entwerthung dieser Tabor zeugt in der That nichts deutlicher als das, daß der Stadtrath dieselben eben zu jener Zeit abbrechen ließ, als die Gefahr von den Türken sich von Tag zu Tage drohender gestaltete. Nach der Unglücksschlacht bei Mohács waren diese Außenwerke bereits sämmtlich verfallen.

[1] Dies ist auch deutlich aus den Rechnungen d. J. 1457 ersichtlich, laut welchen man ein Schmugglerfahrzeug, welches die Mauth umgehen wollte, am Tabor festnahm „ist begriffen worden am Tabor."



VIII.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Rundbogen- und Übergangsstil.

Der Eindruck, welchen Preßburg im Mittelalter auf die Besucher gemacht hatte, war im Vergleich zu der Wirkung, von welcher der Anblick moderner Städte begleitet zu sein pflegt, ein völlig fremdartiger. Mittelalterliche Städte lassen sich hinsichtlich ihrer Anlage sowie ihrer Gebäude mit modernen Städten in keiner Weise vergleichen. Dies gilt nicht nur von den Städten unseres Vaterlandes sondern auch von denen anderer Länder. In Deutschland z. B., welches uns bei der Anlage und Einrichtung der Städte vielfach zum Muster diente, bestand der Unterschied zwischen den Städten und Dörfern anfänglich in der That nur darin, daß jene mit Mauern umgeben waren. Im IX. Jahrhundert, der eigentlichen Blütezeit der Städtegründungen in Deutschland, war der Vorgang dabei ein ganz anderer, als neuerer Zeit in Amerika, wo man auf einem gänzlich leeren Grundstücke die Gassen und Plätze für die zu gründende Stadt mit der Meßschnur aussteckt und dann mit fieberhafter Eile nach dem bereits vorher festgesetzten Plan an den Ausbau derselben geht. Die Gründung der deutschen Städte bestand einzig und allein darin, daß man schon seit längerer Zeit vorhandene offene Ortschaften, Dörfer und Flecken, in geschlossene Ortschaften, in Burgen verwandelte, so daß die Städte geraume Zeit

hindurch, mit Ausnahme ihrer Ringmauern, ihre frühere ländliche Physiognomie ganz und gar beibehalten hatten.[1] Deshalb darf es uns auch nicht wundern, daß einzelne Nachrichten über deutsche Städte so wenig günstig lauten. So verhielt es sich übrigens nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern Europas, in Frankreich, Italien und in den Niederlanden.

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts reiste ein deutscher Tourist, Bischof Otto von Freisingen, durch unser Vaterland und legte seine hier gemachten Erfahrungen in einem Werke nieder, auf welches unsere heimischen Historiker bei der Behandlung älterer Partien unserer Nationalgeschichte sei es der Beweisführung oder der Widerlegung halber sehr oft Bezug zu nehmen pflegen. Dieser Staatsmann und zeitgenössische Geschichtschreiber erwähnt ausdrücklich in seinem Werke, daß in unserem Lande „die Dörfer und Städte aus sehr armseligen Häusern bestehen, welche größtentheils aus Rohr, seltener aus Holz, und in den seltensten Fällen aus Stein aufgeführt sind.“[2] Soll man diese Mittheilung des Bischofs für verdächtig halten, was die Ansicht eines unserer vaterländischen Schriftstellers ist,[3] oder constatiert dieselbe thatsächlich einen solchen Zustand, den man als wirklich vorhanden anzunehmen hat? Der hochgestellte Geschichtschreiber gibt unverkennbar in seinem Werke so viele Beweise seiner in der Stammesverschiedenheit sowie in der politischen Anschauung wurzelnden Antipathie und verräth zugleich so wenig Vertrautheit mit unsern heimischen Zuständen, daß man, auch ohne von specieller Eitelkeit und Eigenliebe erfüllt zu sein, sich leicht der Auffassung zuneigen könnte, daß man das geringschätzige Urtheil des Bischofs über die Städte unseres Landes auf Rechnung des tadelnden und übelwollenden Wesens deutschnationaler Tendenz zu setzen habe. In diesem Falle jedoch, warum sollten wir uns scheuen, es auszusprechen? war das Urtheil des Bischofs wahrscheinlich ganz objectiv. Die altererbte Eigenthümlichkeit unserer Nation, deren Umwandlung weder die Bekehrung zum Christenthum noch die

[1] Maurer: Geschichte der Städteverfassung in Deutschland I. 11 15.

[2] Bei Pertz: Mon. Germ. Hist. Script. XX.

[3] Kerekgyarto: Geschichte d. ung. Cultur ung I. 131.

diplomatische Verbindung mit Byzanz, mit Rom, sowie mit andern civilisierten Ländern Europas herbeizuführen vermocht hatte, trat um die Mitte des XII. Jahrhunderts thatsächlich noch stark zu Tage. Die ungarische Nation hatte ihren Stammcharakter als zähe, sittliche Eigenschaft ihres Wesens auch dann noch lange zu bewahren gewußt, als infolge der Mischung des Blutes mit andern Stämmen die anatomische Umbildung bei ihr schon sichtbar im Zuge war. Mit dem Aufenthalt in festgebauten Wohnungen hatte die altererbte Eigenthümlichkeit unseres Volkes sich Jahrhunderte hindurch thatsächlich nicht zu befreunden vermocht. Sich an die Scholle zu fesseln widerstrebte dem unbeschränkten Fluge seines Genius. Es ist, als ob dieses Reitervolk, welches inmitten der unter dem Drucke der Feudalherrschaft schmachtenden Völker seine glänzenden Erfolge im Kriege wie in der Politik seiner unbeschränkten Freiheitsliebe zu danken hatte, in der ständigen Niederlassung zur Zeit der Besitznahme und Organisierung des Landes ein schlimmes Omen geahnt hätte. Als streitbares Reitervolk mußte ihm ohnehin die freie Evolution, die ungehinderte taktische Entwickelung als das belebende Element erscheinen, welches ihm in der feurigen Beweglichkeit seines Rosses gleichsam verwirklicht erschien. Deshalb wählten die Ungarn nach der mit Blut erkauften Besitznahme des Landes jene Gegenden für sich aus, wo sie für ihre geliebten Pferde die meisten Wiesen und die üppigsten Weideplätze fanden. Und fast scheint es, als ob der Anblick der endlos erscheinenden, weiten Ebene ihrem Idealismus sittliche Kräftigung verliehen hätte. Deshalb kennt ihre Taktik kein verschanztes Lager, aber auch nicht das Cantonieren während des Feldzugs, als ob dadurch der freien Bewegung hemmende Fesseln angelegt würden. Im Sattel seines Streitrosses, dessen Weide seine Lagerstätte war,[1] und zum Fußkampfe vermöge der Vertheilung der kriegerischen Ausrüstung an seinem Leibe so ziemlich ungeeignet, fühlte sich der Ungar erst mit seinem Pferde als ganzen Krieger.[2] Auf

[1] „Sie nehmen," schreibt Kaiser Leo der Weise „die nöthigen Pferde zu sich, fesseln sie und bewachen sie bis zur Rangierung des Heeres in der Nähe der turkischen d. i. ungarischen Zelte." Taktikon 53.

[2] Deshalb schreibt gleichfalls Kaiser Leo: „Da sie Reiter sind und von ihren

diese Weise konnte ihm der siegreiche Ausgang des Kampfes natürlich nur dann verbürgt erscheinen, wenn seine taktische Entwickelung durch Schanzen und Gräben oder durch Pallisadenwehren und Steinmauern nicht behindert war.

Betrachten wir die Ungarn beim Lichte der in den Chroniken aufgezeichneten Überlieferungen, so kann uns diese altererbte Eigenthümlichkeit derselben, welche auch durch Urkunden aus späteren Zeiten, sowie durch die Erfahrung in unzweifelhafter Weise bestätigt wird, unmöglich entgehen. Drei Jahre waren sie schon in Etelköz seßhaft gewesen, als ein einziger Angriff der Bulgaren hinreichte, sie zur definitiven Auswanderung zu nöthigen.[1] Als sie die Engpässe der Karpathen bereits hinter sich gelassen hatten und sich als die Herren des schönen und weiten Landes am Fuße derselben betrachten konnten, genügt ihnen bei Szihalom ein Lager unter Zelten und Laubhütten.[2] Als Árpád die Insel Csepel sich zum Fürstensitz erwählt hatte, begnügt er sich damit, blos für die Vornehmeren seines Volkes bessere Wohnungen errichten zu lassen.[3] Die massiven Ruinen römischer Bauwerke in Alt-Ofen vermögen die Ungarn nur in Erstaunen zu setzen,[4] ohne in ihnen irgendwelche Lust zur Erbauung fester Wohnungen erregen zu können. Noch um die Mitte des XIII. Jahrhunderts lagert der größte Theil der Nation unter Zelten. In einer auf den Einbruch der Tataren im Jahre 1241 bezüglichen gleichzeitigen Mittheilung heißt es in klagender Weise, daß vornehme Personen der ungarischen Nation „ihr Leben in lieblichen Hainen und auf anmuthigen Wiesen mit ihren Frauen zubringen.“[5] Im Jahre 1290 wurde König Ladislaus IV.

Pferden nicht absteigen können; denn zu Fuß vermöchten sie nicht Stand zu halten, da sie zu Pferde aufgewachsen sind.“ (Taktikon 63.)

[1] Siehe die hierauf bezügliche Darstellung des Kaisers Constantin Porphyrogenitus in seiner Schrift: De Administrando Imperio in der Bekker'schen Ausgabe des Corp. Script. Hist. Byzant. Bonn 1838 S. 172–173.

[2] dux Arpad et sui egressi, uenerunt usque ad fluuium Egur, et ibi paratis tuguriis plures dies permanserunt, et montem illum super quem duci foliata fecerunt, nominauerunt zenuholmu. (Anonymus: Gesta Hung. cap. 32.)

[3] Anonymus: Ebenda cap. 44.

[4] et admirabantur ultra modum omnia illa edificia lapidea. (Anonymus: Ebenda cap. 46.)

[5] Thomas, Dechant von Spalato: Historia Salonitanorum atque Spalatensium Cap. XXXVII bei

gleichfalls in seinem Zelte von den treulosen Kumaniern ermordet.[1] Die Filzzelte der Kumanier in Ungarn werden selbst noch in Urkunden des XIV. Jahrhunderts erwähnt.[2] Ist es dazu noch anderseits nicht auch bekannt, daß die in der ungarischen Sprache gebrauchten Ausdrücke zur Bezeichnung einzelner Theile des Hauses, wie: Fenster, Vordach, Treppe, Schornstein, Küche, Säule, Keller, Vorhalle nicht ursprünglich ungarische, sondern slavische Wörter sind?[3]

Sollten wir solchen Erscheinungen gegenüber sehr weit von der Wahrheit abweichen, wenn wir behaupten, daß diese altererbte Eigenthümlichkeit unseres Volkes sich selbst heute noch nicht gänzlich verloren hat? Eine ungarische Dorfgemeinde unterscheidet sich in vieler Hinsicht und in bedeutender Weise von einer aus Deutschen oder Schwaben bestehenden. Denn während diese die Vorstellung des bleibenden Aufenthalts an einem Orte dem Auge auch in ihren Gebäuden sichtbar zum Ausdruck zu bringen wissen, trägt ein ungarisches Dorf oder Wirthschaftsgehöfte in jeder Beziehung den Charakter des Vergänglichen an sich. So lange unser Vaterland nicht von Eisenbahnen durchzogen war, konnte es als ganz natürlich erscheinen, daß bei der Aufführung von Baulichkeiten das in der Gegend vorfindliche Baumaterial maßgebend war. Das hauptsächlich zum Bau der Häuser verwendete Material waren zu jenen Zeiten an der Luft getrocknete Lehmziegel oder gestampfte Erde, und zur Bedachung mußte dem Hauswirth Stroh oder Rohr genügen, während der übrige zum Hause gehörige Grund, welcher die Tenne, die Scheuer und den Stall umfaßte, uneingefriedet und frei gelegen war. Dies hätte sich offenbar später wesentlich anders gestalten müssen, nämlich zu jener Zeit, als man das schlechte, dem Verderben unterliegende Baumaterial mit Hilfe

---

Schwandtner: Scriptores rerum Hungaricarum Bd. III und bei Szabó: Geschichtsquellen Ungarns (ung.) Bd. I, Cap. II S. 59.

[1] in suo tentorio, heißt es im Chronicon Budense. Ausgabe von Podhráczky S. 210. Außerdem siehe Karl Szabó: Ladislaus der Kumanier (ung.) S. 179.

[2] Eine Urkunde d. J. 1347 erwähnt duodecim Cumanos filtreas domus habentes. (Dipl. der Grafen Zichy II, 269.)

[3] Miklosich: Die slavischen Elemente im Magyarischen. Wien 1871. Hunfalvy: Ethnographie von Ungarn Budapest 1877, S. 183

der Eisenbahnen leicht durch ein dauerhafteres hätte ersetzen können. Doch vermochte selbst das Netz von Eisenbahnen nicht überall eine Umgestaltung der Bauart herbeizuführen. Längs der Bahnlinien sind zwar die unermeßlichen, von Reihern, Sumpfvögeln und Schwimmhäutern: Bläßenten, Störchen und Silberreihern bevölkert gewesenen Schilfgelände verschwunden, das längs des früheren Rohrdickichts sich hinziehende Dorf ist jedoch geblieben, wie es war. Trotz des gegenwärtig leichten und billigen Transportes von Steinen, Mauer- und Dachziegeln sowie von Holz gleichen die Häuser der ungarischen Dörfer thatsächlich ganz und gar den Wohnungen ihrer Stammväter, jenen Mansionen, deren die Urkunden des XI. Jahrhunderts erwähnen,[1] sowie jenen Häusern, welche der Dominikanermönch Julian zur Zeit König Bélas IV. in den Sitzen der alten Magyaren längs der Wolga vorgefunden hatte.[2] Das ungarische Dorf trägt auch heute noch den Charakter des Vergänglichen an sich, da die altererbte Eigenart dieses Stammes, welcher weder die individuelle noch die politische Freiheit mit der Vorstellung des Gebundenseins an die Scholle vereinbar erschien, sich selbst unter den culturellen Einwirkungen noch in energischer Weise zu erkennen gibt. Darf es uns unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß ausländische Reisende, welche auf ihren Fahrten nach dem Orient durch unser Vaterland hindurchzogen, in den schriftlichen Aufzeichnungen ihrer Reiseeindrücke kaum etwas anzumerken fanden, was in dieser Hinsicht eine Desavonierung der altererbten Eigenart des ungarischen Volksstammes bilden könnte? Bertrandon de la Broquiere, der Stallmeister des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, welcher im Jahre 1432 durch Ungarn reiste, gedenkt in seiner Reisebeschreibung zwar vieler Städte und Dörfer, ohne jedoch von einer einzigen dieser Ortschaften etwas anzuführen, was für die solide Ausführung der in denselben befindlichen Gebäude zeugen könnte. Von Szegedin weiß er nur soviel anzuführen, dasselbe sei ein großer, aus einer einzigen Gasse bestehender Marktflecken, in welchem ihm

[1] Wenzel: Neues Dipl d. Árpáden zeit I. 25, 26, 36, 37, 38 ꝛc.

[2] Fejer: Cod. Dipl. IV. 1. 56. Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arp. S. 252. Theiner: Vet. Mon. Hist. I. 125.

außer der schönen Karmeliterkirche blos die Menge der den großen Marktplatz erfüllenden Kraniche und Wildgänse, sowie die ungeheure Masse fetter, langer Fische aufgefallen sei.[1] Ladislaus Suntheim, Hofhistoriograph des deutschen Kaisers Maximilian I., welcher Ungarn um das Jahr 1500 bereist hatte, gedenkt in seiner Reisebeschreibung zwar zahlreicher Ortschaften, erwähnt in derselben jedoch nichts, was über den baulichen Charakter derselben ein günstigeres Licht zu verbreiten geeignet wäre.[2]

Verhält es sich damit so, wie sollen wir uns dann jene widersprechenden Angaben erklären, welche wir bei einem und dem andern unserer älteren Chronisten über die Bauten unseres Landes aufgezeichnet finden, namentlich das, was Meister Roger, der zur Zeit des Einbruchs der Tataren lebende Chronist, in seinem Carmen miserabile der Nachwelt überliefert hat? Alles das, was der Verfasser dieses zeitgenössischen Werkes uns von den um die Mitte des XIII. Jahrhunderts bekannten Städten unseres Vaterlandes erzählt, steht direct im Widerspruche mit dem in Rede stehenden altererbten Charakter der ungarischen Nation. Gran und Stuhlweißenburg werden von ihm als Städte erwähnt.[3] Gran ist seiner Angabe nach die bedeutendste Stadt des Landes,[4] deren Bewohner sich gegen die Tataren mit Gräben, Steinmauern und Holzthürmen befestigt hatten, weshalb auch in derselben, als vorzüglich befestigten Ort, unendlich viel Volks zusammengeströmt war.[5] Die Tataren schleuderten mit nahezu dreißig Maschinen Tag und Nacht Steine auf die Stadt und die Holzthürme, bis es ihnen endlich gelang, die Holzbefestigungen zu zerstören und die Gräben auszufüllen. Hierauf steckten die Bewohner der Stadt die Vorstädte und die hölzernen Häuser, deren es bis zum Palaste der Stadt[6] viele gab, in Brand, und zogen sich zu ihrer Vertheidigung in die Paläste zurück.

[1] Hatvani: Dipl. zur Geschichte Ungarns aus dem Archiv zu Brüssel (ung.) IV, 301—323.

[2] Raaber histor. und archäolog Hefte (ung.) II, 120—123.

[3] de Strigoniensi et Albensi ciuitatibus. Carmen Miserabile cap. 16.

[4] Strigonium in Hungaria omnes et singulas precelleret ciuitates. (Ebenda cap. 38.)

[5] Strigonienses interim se cum fossatis, muris et turribus ligneis fortissime munierant . . . illic conuenerant, uelut ad presidium singulare. (Ebenda cap. 39.

[6] usque ad palacia ciuitatis.

Die Tataren erstürmten jedoch auch diese Paläste,[1] nur die Burg konnte sich gegen ihre Angriffe bis zu Ende mit Erfolg behaupten.[2] Ebensowenig vermochten sie die königliche Stadt Weißenburg einzunehmen, weil dieselbe mit Sümpfen umgeben war.[3] Wenn der Chronist ferner bemerkt, Ofen sei ein stattlicherer Ort,[4] Pest aber ein sehr großes und sehr reiches Dorf,[5] so kann man sich dieselben offenbar nicht als armselige Ortschaften mit strohgedeckten, aus schwachem Holzwerk gezimmerten Häusern denken. Das reiche Radna in Siebenbürgen mit den einträglichen königlichen Silberbergwerken nennt Meister Roger ein deutsches Dorf; da dasselbe jedoch sehr viel Volks in sich aufzunehmen vermochte, welches hier gegen die Tataren Schutz gefunden hatte, kann man sich dasselbe, trotzdem daß es weder von Schanzen, noch von Steinmauern oder sonstigen Befestigungswerken umgeben war,[6] gleichfalls nicht als ein armseliges Dorf vorstellen. In der Stadt Waitzen flüchteten die bedrängten Bewohner sich in die Kirche und in die zu derselben gehörigen Paläste, welche man gleich Burgen befestigt hatte.[7] Erlau und Csanád werden in hervorhebender Weise gleichfalls als Städte erwähnt.[8] Noch bedeutender als diese ist die Stadt Wardein, in welcher die aus ihren Wohnsitzen verscheuchte und in Bestürzung versetzte Bevölkerung, Adelige sowie unzählige Edelfrauen und Bauernweiber von allen Seiten her Zuflucht suchen. Die eine verfallene Seite der Burg wird durch eine neue breite Steinmauer befestigt, damit man im Falle der Unhaltbarkeit der Stadt dort Zuflucht finden könne. Die Burg war mit großen Gräben und hölzernen Mauerthürmen befestigt.[9] Tamáshida, ein großes deutsches Dorf am Körösfluße, war gleichfalls wohlbefestigt.[10] In gutem Vertheidigungszustande befand sich

[1] ceperunt postmodum palacia expugnare. (Ebenda cap. 39.)

[2] castro ciuitatis non expugnato. (Ebenda cap. 40.)

[3] Ebenda cap. 40.

[4] locus communior. (Ebenda cap. 15.)

[5] magna et ditissima theutonica uilla. (Ebenda cap. 16.)

[6] Ebenda cap. 20.

[7] qui ad ecclesiam et ad palacia ecclesie, que erant quasi castrum munita, recursum habuerant. (Ebenda cap. 22.)

[8] ciuitas Agriensis (Ebenda cap. 27-28.) Chanadium ciuitas. (Ebenda cap. 34.)

[9] magnis munitum erat fossatis, et turribus ligneis super muros. (Ebenda cap. 34.)

[10] uersus pontem Thome, magnam

die Insel Agya, welche durch drei mit einem Thurme versehene Thore und überdies noch durch sehr starke Verschanzungen, welche sich in der Länge einer Meile rings um dieselbe herumzogen, befestigt war.[1] Pereg, ein großes Dorf im Arader Comitate, war ringsum von Gräben umgeben, so daß die Tataren sich eine volle Woche davor abmühen mußten, ehe sie es einnehmen konnten.[2] In das Cistercienserkloster von Egres, welches gleichsam eine befestigte Burg war, hatten sich Bewaffnete und viele Edelfrauen zurückgezogen.[3] Die Burg von St. Martinsberg wurde von den Tataren zwar berannt, doch nicht eingenommen.[4] Dieselben erorbern zwar Siebenbürgen, ohne jedoch die Burgen dieses Landes in ihre Gewalt bringen zu können.[5] In der Stadt Weißenburg (Karlsburg) fand Roger, der sich gerettet hatte, die zerstörten und zertrümmerten Mauern der Kirchen und Paläste.[6] Alle diese Angaben sind ebenso viele Beweise dafür, daß die Bauten in den Dörfern und Städten unseres Vaterlandes um die Mitte des XIII. Jahrhunderts denn doch nicht blos den Stempel des Vergänglichen an sich getragen haben.

In der That ergibt sich dies auch scheinbar aus den soeben angeführten Daten; verfolgt man jedoch die Mittheilungen Meister Rogers mit eingehenderer Aufmerksamkeit, so muß man bald zu der Überzeugung gelangen, daß seine Angaben mit dem oben geschilderten uralten Stammcharakter der ungarischen Nation durchaus nicht im Widerspruche stehen. Die angeführten Ortschaften waren nämlich sämmtlich nur zum geringsten Theile von Ungarn besiedelt, sondern von Franken und Teutonen d. i. von Deutschen, oder von Lateinern und Lombarden d. i. von Italienern bewohnt, mithin von solchen Volkselementen, welche den Sinn für monumentale Bauten schon aus

Theutonicarum uillam . . . . . uillam **bene munitam.** (Ebenda cap. 34.)

[1] **fortiter parabatur . . . per milliare** in illa uia tres porte cum turribus facte essent, et preter has ad milliare fortissime indagines circumquaque. (Ebenda cap. 34.)

[2] Noua uilla. Perg. weiter unten: **magna uilla.** (Ebenda cap. 37.)

[3] Monasterium Egres Cisterciensis **ordinis, in quod tamquam munitum castrum se milites et multe domine** receperant. (Ebenda cap. 37.)

[4] Ebenda cap. 40.

[5] Ebenda cap. 40.

[6] basilicarum et palaciorum muros diruptos et subfossos. (Ebenda cap. 40.)

ihrer ursprünglichen Heimat bei der Einwanderung in unser Vaterland mitgebracht und hier praktisch bethätigt hatten. So lange Pest, welches Herzog Taks, der Großvater König Stephans des Heiligen, den von der Wolga her eingewanderten ismaelitischen Bulgaren geschenkt hatte,[1] sich im ausschließlichen Besitze dieses stammverwandten Brudervolks befand, vermochte diese Ortschaft nie den dorfmäßigen das ist vergänglichen Charakter von sich abzustreifen. Erst mit der Einwanderung der Deutschen, denen König Stephan die ersten Privilegien verlieh, gelangt diese Ortschaft auf Kosten der dort angesiedelten bulgarischen Bewohner zum fortwährenden Aufschwunge. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts hatte sich die eingewanderte deutsche Bevölkerung daselbst bereits derart vermehrt, daß Roger Pest als einen deutschen Flecken bezeichnen konnte.

Die Bekehrung zum Christenthum, aber auch schon die Niederlassung in der neuen Heimat und der Eintritt in die Reihe der Culturstaaten Europas erweckten nothwendigerweise auch das Bedürfniß eines stabileren Baues der Wohnungen, sowie der monumentalen Architektur. Der von außen her sich geltend machende Einfluß konnte nicht ohne Erfolg bleiben, und jener Geist, welcher sich anfänglich gegen die neue Religion, gegen ausländische deutsche Sitte, sowie gegen die von Italien und Deutschland her eingedrungenen ceremoniellen Gebräuche in Kirche und Staat heftig gesträubt hatte, ohne dieselben jedoch gänzlich von sich zu weisen, beugte sich endlich auch der Nothwendigkeit der bleibenden Niederlassung. Überall im Lande erheben sich neben den von geringerer Dauerhaftigkeit zeugenden Wohnsitzen auch monumentale Bauten, und mit diesen kommt auch zugleich die stilgemäße Ausführung und Ausschmückung derselben zur Geltung.

In der That vermögen wir uns in der Geschichte irgend einer Nation kaum einen lehrreicheren und interessanteren Bildungsgang zu denken als jenen, welchen eben unser Vaterland in seinen Bauwerken von dauerhafter Construction aufweist. Was auf diesem Gebiete irgend Bedeutendes in den ältesten Zeiten bei uns geschaffen wurde, zeigt eine

[1] Anonymus: Gesta Hung. cap. 57.

solche geographische Situation, deren eigenartiges Gepräge sich augenscheinlich nicht als den directen Ausfluß des nationalen Geistes zu erkennen gibt. Dem altheidnischen Sinne unseres Volkes genügte zur Verehrung seiner Nationalgottheit der Altar der freien Natur. Auf Bergeshöhen, an den Ufern der Flüsse, am Rande der Brunnen und rieselnden Quellen oder im Schatten der Auen und Haine fanden die weissagenden Priester sammt dem gläubigen Volke die geeigneten Tempel, wo sie ihre Gebete emporsteigen lassen, Pferdeopfer darbringen und religöse Festmahle feiern konnten. Selbst noch die Gesetzgebung des Königs Ladislaus des Heiligen hatte mit diesen traditionellen Anschauungen des Volkes zu kämpfen.[1] Die neue Religion konnte indessen eigener gebauter Kirchen schon nicht mehr entbehren. Durch den Einfluß des Auslandes, welches den Samen des Christenthums unter unserem Volke ausgestreut hatte, wurden mit dem neuen Geiste die empfänglicheren Kreise auch zur Aufführung von solchen Bauten angeregt, welche in äußerer, sichtbarer Weise die Wirkung auf das Gemüth zum Ausdruck bringen sollten. Schon Stephan der Heilige legt mit großem Eifer die mächtigen Fundamente zu Monumentalbauten. In Stuhlweißenburg und Kalocsa entstehen große Staatskirchen, welche in monumentaler Hinsicht weit bedeutender sind als jene Kirchen, welche Deutschland aus jener Zeit aufzuweisen hat. Aber auch an andern Orten werden von ihm und seinen Zeitgenossen, welche ihm als Mitarbeiter an der Ausführung seines zur Ehre Gottes unternommenen Werkes hilfreich zur Seite standen, die Fundamente zu monumentalen Bauten gelegt: in St. Martinsberg, Gran, Veßprim, Raab, Alt-Ofen, Pécsvárad, Bakonybél u. a. O.

Hier entsteht jedoch die Frage, ob alle diese monumentalen Bauten unseres Vaterlandes den Stempel eines in consequenter Weise zum Ausdruck gebrachten charakteristischen Merkmals an sich tragen, aus welchem sich die Überzeugung gewinnen ließe, daß man in denselben einen ursprünglichen nationalen Geschmack, einen speciellen natio-

[1] Quicumque ritu gentilium iuxta puteos sacrificauerit, uel ad arbores et ad fontes et lapides oblaciones obtulerit, reatum suum boue luat. S. Ladislai Decretum I. §. 22. Bei Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arp. S. 330.

nalen Stil, eine unzweifelhaft ungarische Schule der Baukunst zu erkennen habe. Die eben in den letzteren Jahren behauptete Originalität des ungarischen Baustils muß in den Augen derjenigen, welche dem patriotischen Gefühle im Haschen nach Irrlichtern keinen nutzlosen, vergeblichen Vorschub leisten wollen, nur als fruchtloses Unternehmen erscheinen. Die Staatskirche St. Stephans trägt unverkennbar den Charakter des Fremden an sich. Es ist der altchristliche Basilikastil, welcher die römische Bauart den Bedürfnissen angepaßt und von Italien ausgehend sich in Deutschland bis in das X. Jahrhundert erhalten hatte. Die Domkirche in Stuhlweißenburg weist selbst noch in ihren Umbauten aus späterer Zeit zum großen Theile den Einfluß der italienischen und deutschen Schule auf. An der Kathedrale in Fünfkirchen, deren Erbauung mit der vorigen fast derselben Zeit angehört, machen sich schon französische Elemente bemerkbar. Das gesprengte Prunkthor der Metropolitankirche in Gran weist wieder Spuren italienischen Einflusses auf, während der am Anfange des XIII. Jahrhunderts neu erbaute Dom in Kalocsa ganz und gar im Geiste der französischen Schule aufgeführt ist. Man mag diese Gebäude wie immer untersuchen, nie wird man den Eindruck eines originellen und selbständigen Gebildes von ihnen erhalten. An Gebäuden aus viel älteren Zeiten finden sich mehr entwickelte Formen, während andere aus viel jüngerer Zeit in dieser Hinsicht Unvollkommenes aufweisen. Zuweilen finden sich sogar an einem und demselben Bauwerke alt- und neuromanische Kunstformen, ja selbst solche aus der Übergangszeit in bunter Mischung neben einander. Alles dies zeugt unwiderleglich dafür, daß es ein vergebliches Bemühen ist, in unsern monumentalen Bauwerken die schöpferische Kraft des ungarischen Genius auffinden zu wollen. So unzweifelhaft und augenscheinlich die Originalität und Selbständigkeit dieses Genius sich im Kriegs- und Staatsleben unserer Nation documentiert: in der Taktik und Strategie, in der staatlichen Organisation, in Gesetzgebung, Tracht, in der lange Zeit hindurch unerreicht gebliebenen Vollkommenheit einzelner Erzeugnisse der gewerblichen Industrie, sowie in der Productivität des Schönsten, was Musik und Poesie zu bieten vermag, in Melodien ureigener Art, in Volksliedern von unvergänglicher Schönheit und

lyrischen Dichtungen von zündender Wirkung: ebenso unfruchtbar erweist sich derselbe in der Baukunst. Was in derselben von den architektonischen Formen und Anordnungen der westeuropäischen Völker in auffallend eigenthümlicher Weise abstechend erscheint, ist nichts anderes als der Ausfluß eines vergänglichen oder stabilierten Provincialismus, welcher sich nothwendigerweise dort geltend macht, wo ein großes und fruchtbares Talent fremde Ideen und deren Durchführung anderswoher in sich aufgenommen hat. Eben darum, weil die Nachahmung keine sclavische war, haben sich bei uns wohl in der praktischen Ausführung des Stils einzelne Abweichungen in den Formen, sowie einzelne Kunstformen und Kunstnuancen herausgebildet, woraus jedoch noch immer keine Originalität des Stils gefolgert werden kann. Denn in der That besteht die Originalität des Stils nicht darin, daß man sagt, die einfache Grundconstruction unserer romanischen Basiliken zeige „eine gewisse gleichförmige Abgerundetheit, Ebenmäßigkeit und Harmonie, welche sich hauptsächlich in der unmittelbaren, einfachen Ausgestaltung der Apsis, d. i. der halbkreisförmigen Altarnische, anderseits aber in der ebenso einfachen als zierlichen und organischen Entwickelung der Doppelthürme und der Façade aus dem Grundentwurf zu erkennen gibt."[1] Der nationale Genius unseres Volkes hat nie irgend einen Stil erzeugt, ja noch mehr, einen solchen auch nie zu selbständiger Entwickelung gebracht. Zu Allem, was auf diesem Gebiete bei uns geschaffen wurde, gab uns das Ausland die fertigen Muster. Nirgend zeigt sich bei uns der Trieb und die Nothwendigkeit einer unabhängigen Gestaltung. In der unausgesetzten Nachahmung des Auslandes bleibt unsere Architektur fast anderthalb Jahrhunderte hinter Frankreich, hundert Jahre hinter den Rheinlanden und fast fünfzig Jahre hinter Deutschland zurück, während die Gegend jenseits der Donau auf diesem Felde mit Österreich gleichen Schritt hält.[2]

Diese unzweifelhaften Thatsachen bieten jedoch auch noch in anderer Hinsicht viel lehrreiches. Sie bezeichnen uns den Weg, auf welchem der Einfluß der Cultur in unserem Vaterlande Eingang gefunden und

[1] Ipolyi: Studien zur ungarischen Kunstgeschichte (ung.) I. 27.

[2] Ballagi: Századok ung. hist. Zeitschrift XI. 241—242.

weisen zugleich darauf hin, daß die vom Auslande her einwirkende Strömung sich in der Gegend jenseits der Donau am stärksten fühlbar gemacht hatte. Hier wiederholte sich jene ergreifende Erscheinung, welche ein halbes Jahrtausend vorher im alten römischen Pannonien zutage getreten war. In den Gegenden jenseits der Donau hatten die ersten Verkündiger des Christenthums den empfänglichen Boden für die Ausbreitung der göttlichen Lehre gefunden. Auf diesem Gebiete unseres Vaterlandes erhoben sich die ältesten christlichen Gotteshäuser, in Mitrovitz, Szißek, Fünfkirchen, Ödenburg, St. Martinsberg. Sirmium, Siscia, Scarabantia, Sabaria bilden eine Reihe glänzender Namen, deren ruhmvolles Angedenken das Martyrologium sowie die Legende preisend verzeichnet hat. Und als das Christenthum seine siegende Macht zum zweitenmale über die Herzen und Gemüther des Volkes auszuüben vermocht hatte, ist es wieder die Gegend jenseits der Donau, wo sich die vornehmsten Mutterkirchen und Mutterklöster erheben. Dieses Gebiet ist es hauptsächlich, welches vom christlichen Geiste des Auslandes zuerst und am wirksamsten berührt und in einflußreichster Weise zur Aufführung monumentaler Bauten angeregt wurde. In der That treffen die drei großen Wege, auf welchen der Einfluß des Auslandes bei uns Eingang gefunden, hier zusammen. Erstlich der Einfluß von Südwesten her. Derselbe nahm seinen Ausgang von den Pyrenäen, drang im Rhonethal über Lyon bis zum Genfer See vor, von hier über die Schweizer Hochebene am südlichen Abhange des Jura und weiterhin im Aarthale bis zum Bodensee, und gelangte über die schwäbische und bairische Hochebene und deren Thäler in das Donauthal. Ebendahin gelangte auch der aus dem Gebiete der Loire und der Seine ausgehende bedeutende Einfluß, welcher über Paris, sowie über die Champagne und das Plateau von Lothringen bei Straßburg den Rhein erreichte und von hier aus über den Schwarzwald und den schwäbischen Jura ebenfalls in das Donauthal gelangte. Die zweite bedeutende Strömung aus der Rheingegend, die nordwestliche, gieng von Köln aus, erreichte in dem längs der Abhänge des Taunus und des Odenwaldes sich hinziehenden breiten Mainthale Nürnberg und gelangte von da am südlichen Abhange des Baierwaldes ebenfalls in das Donauthal.

Auf diese Weise führten die Wege des von Südwesten und von Nordwesten her nach unserem Vaterlande einströmenden culturellen Einflüsse längs des Donauthals über Regensburg, Passau, Linz und Wien in das jenseitige Donaugebiet unseres Vaterlandes. Aber auch noch von einer dritten Seite her, von Italien aus, ist ein bedeutender cultureller Einfluß auf unser Vaterland zu verzeichnen, welcher vom Pothale und dem jenseits der Apenninen gelegenen großen Culturlande, aus dem Hügellande von Toskana und aus der Ebene längs der Tiber ausgehend durch die Thäler von Kärnthen und Steiermark der Drau, der Mur und der Raab entlang in die am Platten- und Neusiedlersee gelegenen Gegenden führte. Hieraus wird es denn auch erklärlich, daß die Kunstdenkmale unseres Landes in der That nicht nur den Einfluß Deutschlands, sondern auch den Frankreichs und Italiens aufweisen. Der Einfluß der französischen und italienischen Schule bedurfte nicht in jedem einzelnen Falle der Vermittelung durch die uns geographisch zunächst gelegenen Deutschen oder Österreicher, sondern fand auch unmittelbar Eingang in unserem Lande. Die Vertreter dieser Schulen, Geistliche sowie Laien, ließen sich unmittelbar in unserem Vaterlande nieder, sei es daß sie an der Spitze von Ansiedlern dahin gelangt waren, oder eine kirchliche Mission daselbst erfüllen wollten, oder daß ihre Einwanderung durch die zwischen den Herrscherdynastien geschlossenen Heiratsverbindungen veranlaßt war. Die hervorragendsten geistlichen Orden der Benedictiner, Prämonstratenser und Cistercienser, die von erhabenem Sinn erfüllten Vertreter nicht blos der intellectuellen, sondern ganz vorzüglich auch der künstlerischen Cultur zu jener Zeit, gründeten in unserem Vaterlande überall Zweigniederlassungen und gewannen auf diese Weise mächtigen Einfluß auf die schnelle und überraschend schöne Entwickelung der bautechnischen Cultur sowie auf die Einbürgerung eines Baustils und stilgemäßer Verzierung, des decorativen Schmuckes und der Ornamentik.

Ist uns dies alles bekannt, so erhalten wir damit sofort auch den Schlüssel zum Verständniß der Kunstdenkmale Preßburgs. Obwohl diese Stadt ihrer geographischen Lage nach zum Gebiete diesseits der Donau gehörte, ward dieselbe von der Culturströmung doch so lebhaft

berührt, daß der Einfluß derselben auch hier deutliche Spuren zurückgelassen hat. Zu jener Zeit, als in den Gefilden jenseits der Donau das Christenthum zum zweitenmale, in reicherer Fülle als das erstemal, zur Blüte gelangte, bildete Preßburg bereits einen bedeutenden Mittelpunkt, welcher für eine der am weitesten vorgeschobenen Etappen des slavischen Christianismus gelten konnte. Hier war das geistliche Element schon stark vertreten, welches, falls es slavischen Aspirationen auch noch so sehr zugeneigt gewesen wäre, was jedoch nicht erweislich ist, keineswegs gegen den aus den Nachbarländern Österreichs her eindringenden kirchlichen Geist anzukämpfen vermocht hätte. Schon durch die Besitznahme des Landes, aber noch entschiedener durch das weise und eifrige Bekehrungswerk Stephans des Heiligen hatte die christliche Civilisation des Westens auch in diesem nordwestlichen Brennpunkte unseres Landes eine solche Festigung erlangt, daß unsere Stadt hinsichtlich der Architektur, sowie des Stils und der Ornamentik ebendieselbe Umgestaltung aufweist, welche wir überhaupt in den Culturländern Europas zu jener Zeit wahrnehmen. Hier wie dort läßt sich die Zeitfolge dieser Umgestaltung so ziemlich genau bestimmen. Da der romanische Stil noch in seiner primitiven, unentwickelten, rohen und schmucklosen Form an den Kirchen in St. Martinsberg, Tihany, Veßprim und Fünfkirchen, sowie an der Burgkapelle zu Gran zum Ausdruck kommt, ist es klar, daß in unserem Lande im XI. Jahrhundert noch die altromanische Bauart die herrschende war. Über die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts hinaus hatte jedoch der spätromanische Stil schon neue Formen bei uns angenommen, und es gelangte jener Übergangsstil zur Geltung, welcher die Verdrängung des romanischen Rundbogens durch den Spitzbogen, der flachen Decke oder des Tonnengewölbes durch das Grat- und Gurtgewölbe, des massiven Mauerwerkes durch die durchbrochenen, schwächeren, von außen durch Strebepfeiler gestützten Wände bedeutete. Der altdeutsche oder germanische Baustil, von den Italienern in geringschätziger und verächtlicher Weise der gothische d. i. barbarische Stil genannt, war in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts in Nordfrankreich entstanden und hatte im Laufe des XIII. Jahrhunderts fast in allen jenen christlichen Ländern, in

welchen früher der romanische Stil der herrschende war, Verbreitung gefunden. Auch in unserem Vaterlande war dieser Stil von der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angefangen, man kann sagen gleichzeitig mit dem Einbruche der Tataren zur vollständigen Herrschaft gelangt.

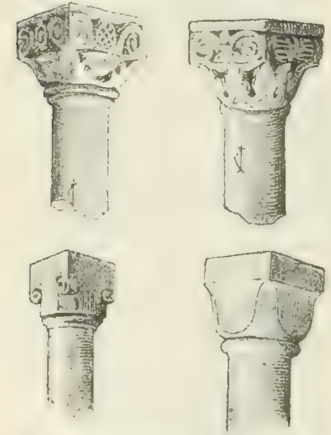
Diesen Thatsachen entsprechend waren auch in Preßburg alle jene monumentalen Schöpfungen, deren Entstehen vor die Zeit der letzten Jahrzehnte des XII. Jahrhunderts fällt, im romanischen Stil gehalten. Die Propsteikirche im Schlosse, deren Spuren, wie wir wissen, bis heute noch nicht aufgefunden wurden, war in diesem Stil aufgeführt, und auch das Schloß selbst mochte manche charakteristische Eigenthümlichkeiten desselben aufgewiesen haben.[1] An diese erinnert uns gleichsam auch heute noch die steinerne Gliederung des Hauptportals, welche, selbst wenn sie auch nicht in der ursprünglichen Gestalt erhalten sein sollte, unzweifelhaft dem Muster einer ursprünglichen Gliederung nachgebildet ist. Auch andere Partien des Schlosses sowie einzelne decorative Überreste stammen gleichfalls aus dieser ältesten Zeit. Als man vor einigen Jahren das an der Ecke des Hauptplatzes und der Fischer-



12. In Preßburg aufgefundene steinerne Köpfe.

[1] Auch in den Zeichnungen der Wiener Bilderchronik erscheint unser Schloß im Rundbogenstil. Siehe Bd. I, Seite 99 und 100 dieses Werkes.

thorgasse gelegene Baron Jeßenák'sche Haus umbaute und die mächtigen in die Fischerthorgasse vorspringenden Strebepfeiler desselben abbrach, kamen mehrere in die Wand hineinverbaute Capitäle und Köpfe von Bildsäulen zum Vorschein. Falls diese, was jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist, nicht etwa als bloßes Steinmaterial anderswoher in unsere Stadt gekommen sein sollten, müssen sie von den allerältesten Bauwerken derselben herstammen. Diese Capitäle, unzweifelhaft zu Säulen, welche zwischen Doppelfenstern angebracht waren, gehörig, zeigen ziemlich schöne Variationen des Würfelcapitäls und sind theils bloße Würfelcapitäle, theils weisen sie in der untern Ausgestaltung derselben bereits Nachahmungen von Pflanzen auf. Ähnliche Bildnereien kommen, wie bekannt, in der Zeit vom XI.—XIII. Jahrhundert sehr häufig vor, als das Bestreben nach Vermittlung des runden Säulenschaftes mit der viereckigen Deckplatte immer entschiedener zum Ausdruck gelangte. Diese Capitäle bilden jedenfalls eine höchst interessante Erscheinung in unserer Gegend. Denn wenn auch der Impuls, welchen die bildende Kunst aus der unmittelbaren Anschauung der Antike erhielt, sich bei uns lange nicht so lebendig äußerte, wie in Italien, der Heimat der Antike, oder in einigen südlichen Provinzen von Frankreich, läßt sich doch anderseits auch wieder nicht behaupten, daß auf dem Gebiete Alt-Pannoniens sich jede Spur des antiken Capitäls verloren hatte. Deshalb darf es uns auch nicht überraschen, daß die Säulenordnungen in unseren alten Rundbogenkirchen nicht nur kräftige, viereckig geschnittene Capitäle von derberen Formen, sondern auch hier und dort mehr oder minder fein ausgeführte, gelungene Nachbildungen des korintischen Akanthus oder des dorischen Echinus aufweisen. Auch zwei unserer hier abgebildeten Capitäle zeigen noch deutlich die kelchartige Entwickelung, was durch die Anwendung des Blattornaments erreicht wird.



13 14 In Preßburg aufgefundene Capitäle aus der Zeit des romanischen Stils

In Preßburg aufgefundene Capitäle aus der Zeit des romanischen Stils.

Davon zeugen mit noch größerer Bestimmtheit die an unserem Dome vorfindlichen Spuren. Einzelne Theile dieses troß seiner Mängel und Gebrechen unstreitig herrlichen Bauwerkes sind nicht nur in Hinsicht der kirchlichen Baukunst, sondern überhaupt auch der Profangeschichte ungemein lehrreich. Von jener Kirche, welche den Herren von Csukárd als Begräbnißstätte gedient hatte, ist heute keine Spur mehr vorhanden, sie war den in späteren Zeiten an derselben vorgenommenen Umbauten zum Opfer gefallen. Das war jedoch nicht die Folge dessen, weil dieses Gotteshaus vielleicht mehr nur für das einfache Bedürfniß berechnet und nicht so sehr ein monumentales Bauwerk war. Denn hier müssen wir bemerken, daß der monumentale Charakter eines Bauwerkes nicht auf den Verhältnissen der einzelnen Theile desselben und auf der Größe seiner Maßstäbe beruht, sondern vielmehr auf der Beschaffenheit des zu demselben verwendeten Materials, sowie auf der Schönheit der architektonischen Formen und der vortrefflichen Ausführung des Ganzen. Deshalb dürfen wir behaupten, daß die Kirchen in unserem Vaterlande aus der Zeit des romanischen Baustils, troß ihrer im Ganzen mehr bescheidenen Erscheinung im Vergleiche zu den kirchlichen Bauten in Italien, Frankreich oder England, doch soviel des Bedeutenden und Interessanten aufweisen, daß wir mit ebendemselben Rechte, wie das Ausland, von einer monumentalen Baukunst sprechen können. Denn wenn man berücksichtigt, daß z. B. die herrliche Kunstschöpfung romanischer Zeit in Ják, was geschmackvolle Anordnung, reiche Ornamentierung, ungemeine Schönheit und Reichthum der Formen anbelangt, mit dem Schönsten und Geschmackvollsten, was im romanischen Stil je geschaffen wurde, den Vergleich auszuhalten vermag,[1] dann ist es klar, daß der Werth dieses Baustils nicht nur in der Kunstgeschichte unseres Vaterlandes, sondern auch in der Europas unbedingt zur Geltung gelangen mußte. Das Verschwinden der von den Herren von Csukárd erbauten Kirche hat man demnach nicht darauf zurückzuführen, daß dieselbe des monumentalen Charakters entbehrt hatte, sondern vielmehr auf die

[1] Eitelberger: Jahrbuch der Commission für Baudenkmale I. 134. Heider: Mittelalterliche Kunstdenkmale I, 84. Ipolyi: Kleinere Schriften ung. I. 29.

beschränkten Maßverhältnisse derselben. Als Familien-Begräbnißstätte hatte dieselbe trotz ihres geringen Umfanges ihrer Bestimmung vollständig entsprochen, doch erwies sie sich als ungenügend für die aus dem Schlosse in die Stadt herab versetzte Propstei und mußte natürlich einem größeren Gebäude den Platz räumen, dessen Aufführung sie im Wege stand. So viel ist gewiß, daß diese Kirche sich sowohl hinsichtlich ihres Umfanges wie des Stils von dem gegenwärtigen Dome bedeutend unterschied, was ebenso von jener Kirche gilt, welche an der Stelle, beziehungsweise neben der von den Herren von Csukárd erbauten Kirche aufgeführt wurde, als man die Propstei in die Stadt versetzte, und welche bis in das XV. Jahrhundert wohlerhalten bestanden hatte. Das gegenwärtige Sanctuarium des Domes wurde, wie wir wissen, was übrigens schon aus dem Stile selbst zu entnehmen ist, erst im XV. Jahrhundert erbaut, das Schiff der Kirche sowie der gedrungene, mächtige Thurm stammt jedoch schon aus dem XIII. Jahrhundert, worin man sich weder durch die aus neuerer Zeit herrührenden decorativen Partien des Thurmes, noch durch die unzweifelhaft aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Theile des Schiffes, noch auch durch das seiner Entstehung nach dem XV. Jahrhundert angehörende Rippengewölbe irreführen lasse. Die decorativen Partien sowie das Rippengewölbe erweisen sich als spätere Zuthaten beim Umbau des Domes, durch welche jedoch das Zeugniß der den Stil des XIII. Jahrhunderts tragenden Theile dieses Gebäudes nicht entkräftet werden kann.

Fassen wir zuerst den nördlichen Haupteingang ins Auge. So lange derselbe von einem unschönen, dem Gotteshause wirklich zur Beschämung gereichenden Vorbau verdeckt und im Ganzen durch die Stadtmauer auf häßliche Weise verunstaltet war, war es nicht leicht möglich, demselben irgendwelche Beachtung zu schenken. Dazu kam noch der Umstand, daß sowohl das Material wie der bildnerische Schmuck desselben im langen Verlaufe von Jahrhunderten in barbarischer Weise beschädigt worden waren. Die Rundstäbe, Blattornamente und Säulenbasen waren ausgebrochen und durch Eindrücke verunstaltet. Durch das Herausfallen der versteinerten Einschlüsse (Nucleen) aus dem sedimentären Gestein war das Material selbst an sehr vielen Stellen löcherig ge-

worden. Das Bogenfeld (Tympanon) war mit rohem Mauerwerk ausgefüllt, so daß dieses schöne Werk den Andächtigen, welche durch diesen Eingang die Kirche regelmäßig zu betreten pflegten, so ziemlich vollständig unbekannt geblieben und von ihnen keiner Beachtung gewürdigt worden war. Jetzt sind jedoch auch für dieses Kunstdenkmal, Dank dem Eifer eines hervorragenden Mitgliedes des hohen Clerus, bessere Tage angebrochen. Der Vorbau wurde entfernt und die Stadtmauer, welche ein Sechstel des Rundbogens sammt dem Gewände an der rechten Seite fast gänzlich verdeckt hatte, wurde ebenfalls abgebrochen; die constructiven Theile: die Säulen, Säulenbasen, Capitäle, Bogenrippen und Hohlkehlen sind bereits schön restauriert, so daß man diesen Haupteingang in seinen wesentlichsten Theilen nunmehr ganz überblicken kann. Wir sagen: in seinen wesentlichsten Theilen, denn es zeigte sich bei der in jüngster Zeit vorgenommenen Restaurierung, daß das mit Säulen geschmückte Gewände an der linken Seite des Portals noch eine Fortsetzung habe, da man an derselben noch eine eingemauerte Säule blosgelegt hatte, welche jedoch nach der Beendigung der Restaurierung wieder vermauert wurde.

Dem lobenswerthen, thätigen, edlen Bestreben, welches im verflossenen Sommer den Impuls zur Regulierung des nördlichen Theiles des Domplatzes und damit zugleich auch zur Restaurierung des Haupteinganges zur Kirche an dieser Seite, sowie für die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel Sorge getroffen hatte, können und dürfen wir unsere Anerkennung nicht versagen. Die eine Bemerkung jedoch vermögen wir im Interesse der Kirche nicht zu unterdrücken, daß man bei der Ausführung des Plans mehrere Fehler begangen habe. Schon die so bedeutende Tieferlegung des Niveaus des Domplatzes war in keiner Weise begründet. Damit hatte man nicht nur das unterirdische Preßburg, die nunmehr blosgelegten Grüfte und die in denselben ruhenden Gebeine durcheinander gewühlt, sondern auch das Fußgesims der Kirche selbst unbegreiflich gemacht. Die wechselnde Höhenlinie des Fußgesimses ließ sich wenigstens im Großen früher aus dem Niveau des Bodens erklären, während uns dieselbe gegenwärtig wie ein neckendes Räthsel gegenübersteht, welches die ursprüngliche Conception des Bauwerkes

stört und von der künstlerischen Befähigung der einstigen Erbauer desselben nicht eben das beste Zeugniß ablegt. Dies hatte die Restauration theilweise auch zu einer an manchen Stellen vorgenommenen Änderung des Gesimses veranlaßt, um diese Gegensätze dadurch wenigstens scheinbar verschwinden zu lassen. Viel bedeutender jedoch war der Fehler, welchen man am Haupteingange selbst begangen hatte. Die Abgrabung des Niveaus erforderte natürlicherweise auch die Tieferlegung der Schwelle des Haupteinganges. Die Verminderung der in die Kirche herabführenden Treppenstufen war ohnehin einer der ausgesprochenen Zwecke der Restauration. Während man hier früher über sechs Stufen in die Kirche gelangte, liegt das innere Niveau derselben gegenwärtig nur um drei Stufen tiefer, als das Niveau des äußeren Platzes. Dies hat für die Besucher der Kirche jedenfalls den praktischen Vortheil, daß der Zugang zu derselben nun viel bequemer geworden ist. Verlohnte es sich jedoch der Mühe, der Ersparung einiger Stufen halber den ursprünglichen Entwurf des Hauptportals zu einem fraglichen zu machen? Daß die Schwelle des Portals für eine so tiefe Lage ursprünglich nicht geplant war, geht am deutlichsten aus den Säulenbasen desselben hervor. Dieselben liegen gegenwärtig einen starken Meter hoch über der Schwelle, man kann sagen fast in der halben Höhe der Thüre, ein derart ungereimtes Verhältniß zwischen der Thüröffnung und der Structur des Gewändes, daß jedermann mit gesundem Sinn daran Anstoß nehmen muß. Damit die Säulenbasen nicht in der Luft zu hängen scheinen sollten, gab man denselben eine übermäßig hohe Unterlage von Stein, wodurch jedoch der beabsichtigte Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern der Übelstand nur noch auffallender gemacht wurde. Nicht minder verletzt fühlt sich der für künstlerische Formen empfängliche Sinn ferner durch die vor dem Portal aus Quadersteinen ganz neu aufgeführte Vorhalle. Auch hier waren für die Restauration blos praktische Vortheile maßgebend. Man wollte den die Kirche verlassenden Andächtigen Schutz bieten gegen die Unbilden der Witterung, gegen Regen, Schnee und Wind, was man auch thatsächlich erreichte, doch wieder nur auf Kosten des dadurch verdorbenen, unmittelbaren künstlerischen Eindruckes des Portals, selbst dann noch, wenn man, was

Feinheit anbelangt, an der kunsttechnischen Ausführung dieser Vorhalle nichts auszusetzen finden sollte. Der ganze Entwurf dieses Portals erweist es unzweifelbar, daß eine vor demselben stehende Vorhalle nicht zur ursprünglichen Conception desselben gehörte, und somit ist seitens der Restauration einerseits mehr geschehen, als derselben in architektonischer Hinsicht gestattet war, anderseits wieder weniger, als geschehen hätte sollen dadurch, daß man die verdeckt gefundene Säulenconstruction nicht gänzlich blosgelegt und somit den ursprünglichen Plan nicht ergründet hatte.

Abgesehen von diesen unsern Bemerkungen sei es dennoch von uns anerkannt, daß der Haupteingang selbst durch die Restauration so viel gewonnen habe, daß er seiner wesentlichen Construction nach nun vollständiger vor das Auge tritt. Beim Anblick des mächtigen Rundbogens über dem Eingang müssen wir unbedingt den Eindruck gewinnen, daß dieses Portal der ursprüngliche, eigentliche Haupteingang, die porta speciosa der Kirche sei, welche bei ähnlichen großen Bauwerken sich in der Regel an der Westseite derselben befindet. Die Westseite unseres Domes lag jedoch ursprünglich schon außerhalb der Stadt und reichte in den Stadtgraben hinab, da der Thurm der Kirche ein Befestigungsthurm war und man somit den Haupteingang im Sinne der für den Kirchenbau geltenden Regeln dort nicht anbringen konnte. Der Eingang wurde demzufolge an die nördliche Seite verlegt und bildet mithin eine interessante Specialität unseres Domes, deren sie nur der in solchen Dingen unbewanderte Verstand eines Laien berauben möchte. In einzelnen Kreisen unserer Stadt hatte nämlich der Plan nicht unbedeutenden Anklang gefunden, an der Westseite des Domes einen solchen Eingang zu eröffnen, welcher fortan als der Haupteingang zu gelten hätte. Seit Jahren ist im städtischen Museum ein Modell aus Papiermaché ausgestellt, welches mittelst einer Senkvorrichtung den Dom in der Ansicht zeigt, in welcher derselbe nach seiner Freilegung von allen Seiten sich darstellen würde. Zur Durchführung dieses Plans hätte man die ohnehin im Besitze des Patronats befindlichen Häuser in der Schloßgrund- sowie in der Langengasse abzutragen, die an die Höfe derselben anstoßenden Nachbarhäuser abzulösen und an der Stelle

derselben einen freien Platz herzustellen. Dank der ungünstigen Lage unserer finanziellen Verhältnisse dürfen wir es jedoch so ziemlich als gewiß annehmen, daß dieser unglückliche Plan vorläufig und vielleicht auch in der Zukunft nicht zur Ausführung kommen wird. Durch dieses Unternehmen würde, abgesehen von den enormen Kosten, welche nicht nur die Einlösung des Grundes, sondern auch die unerläßliche Verschüttung des alten Stadtgrabens erfordert, der Werth und die Wirkung des Domes in architektonischer Hinsicht nicht im Geringsten erhöht werden. Es wäre ein ebenso unglücklicher Versuch, wie jener andere in Wien, die in ihrer Wirkung so herrliche Karlskirche von den anstoßenden Häusern ebenfalls um jeden Preis freilegen zu wollen. Diese Planmacher bedenken nicht, daß Kunstschöpfungen nicht unter allen Umständen zur Geltung kommen können. Denn diese vermögen ihre volle Wirkung nur im Verein mit jenen Verhältnissen zur Geltung zu bringen, welche bei ihrer Entstehung im ursprünglichen Plane mit in Rechnung gezogen waren. So lange Michel Angelos kolossale Figur Davids an der Stelle stand, für welche sie ihr genialer Schöpfer mit scharfsinniger Berechnung bestimmt hatte, vor der aus Quadersteinen erbauten Fronte des Palazzo vecchio in Florenz, war diese Statue, wie es jeder bekennt, der sie gesehen, von außerordentlicher Wirkung, während dieselbe gegenwärtig, seit ihrer ohne tieferes Kunstverständniß erfolgten Übertragung in die von einer Kuppel gekrönte Akademie bedeutend abgeschwächt ist. Auch die Karlskirche in Wien war von ihrem berühmten Schöpfer nicht für einen freien Platz geplant worden, was nicht nur die Seitenarkaden, sondern noch deutlicher die Construction der Kuppel beweisen; mit dem Niederreißen der daran anstoßenden Häuser würde man zugleich diese schöne Schöpfung aus der Zeit des Barockstils in ihrer Wirkung vernichten.

So ergienge es uns auch thatsächlich mit unserem Dom, welcher als das hervorragendste Bauwerk in jeder Hinsicht eine Sehenswürdigkeit unserer Stadt bildet, wenn er auch in kunstarchitektonischer Beziehung nicht das am vollständigsten durchgebildete Kunstdenkmal derselben ist. Durch die Abtragung der ringsherum befindlichen kleineren Gebäude würden wir des geeigneten und nothwendigen Maßstabes zur Beur-

theilung der Größe dieses Bauwerkes beraubt werden. Sobald die Umgebung der Kirche zu einem freien Platz geschaffen wird, werden die Verhältnisse derselben an ihrer Größe scheinbar Einbuße erleiden. In dieser Hinsicht ist gerade das Umgekehrte von dem eingetroffen, was jene, welche nicht aus confessioneller Abneigung, sondern von künstlerischen Bedenken geleitet, gegen den Bau der neuen Synagoge so heftig ankämpften, gar so sehr befürchtet hatten. Durch die Synagoge wurden die Verhältnisse des Domes nicht nur nicht herabgedrückt, sondern vielmehr anschaulicher gemacht, da das vor den Dom hingebaute Gotteshaus der israelitischen Religionsgemeinde im Verhältniß zu diesem ein verschwindend kleines Gebäude ist. Durch das Niederreißen der um den Dom herum gelegenen Häuser würden aber auch die in architektonischer Hinsicht vernachlässigten, kahlen und jedes Schmuckes entbehrenden Wände desselben blosgelegt werden, denen der Baumeister, eben mit Rücksicht auf ihre Verdecktheit, keine künstlerische Beachtung geschenkt hatte. Die ganze Thurmfaçade entbehrt vollständig des architektonischen Schmuckes. Die monotonen, massiven, unbelebten und kahlen Wände treten ohne kunstvolle Gliederung dem Beschauer entgegen. Die infolge des von der Wölbung der Thurmhallen ausgeübten Druckes vor der Fronte angebrachten Strebepfeiler können nichts zur Belebung der Thurmfaçade beitragen, da sie jedes architektonischen Schmuckes entbehren. Das starre Aussehen der Fronte würde jedoch selbst dann nicht gemildert werden, wenn man ein noch so schönes Portal an dieser Seite der Kirche eröffnen würde. Dazu kommen noch die an beiden Seiten angebauten Treppenthürme, welche neben dem riesigen Thurmgeviere in ihrer Wirkung als ein wahrhaftes Comicum der Baukunst erscheinen müßten. Schon jetzt machen sich die das ästhetische Gefühl verletzenden Folgen der theilweisen Freilegung des Domes bemerkbar. Durch die Abtragung der Stadtmauer sowie der Zwingmauer wurde das nördliche Stiegenhaus vollständig blosgelegt. Da dasselbe aus Hausteinen aufgeführt und mit einem steinernen Helm versehen ist, entbehrt es zwar nicht des monumentalen Charakters, enthüllt jedoch vor jedem, der dahin kommt, nunmehr auch jenen Ort, von welchem man doch wohl nicht annehmen kann, daß der Erbauer denselben für die öffent-

liche Ansicht bestimmt habe. Wir meinen den im Stiegenhause befindlichen Abort, welcher auch auf der von uns mitgetheilten Ansicht dargestellt ist.[1] Ebenso ergienge es uns aber auch mit der Südseite des Domes. Das an dieser Seite befindliche Stiegenhaus ist nicht einmal als bloßes Bauwerk zur Vorführung vor die Öffentlichkeit geeignet; überdies ragt auch an dieser Seite der unschöne Schornstein der Sacristei empor. Mit einem Worte, der Theil des Domes, wo der Thurm sich befindet, ist ganz und gar nicht dazu angethan, daß man ihn von den verdeckenden Mauern der ringsherum gelegenen Häuser und Höfe freimache. Wodurch würde denn in diesem Falle die kunstvolle Harmonie zwischen dieser stiefmütterlich behandelten Partie des Domes und den übrigen Theilen desselben vermittelt werden? An der Südseite sind es die mächtig durchbrochenen Wände derselben und der Chor, an der Nordseite wieder die im Barockstil aufgeführte Johanneskapelle und die im gothischen Stil gehaltene Annakapelle, welche in gleicher Weise dem Gebäude zur äußern Zierde dienen. In solcher Umgebung von allen Seiten bringt der Dom in jedem Falle seine günstige oder wenigstens starke Wirkung auf den Beschauer zur Geltung. Unser Bestreben hat gegenwärtig nur darauf gerichtet zu sein, daß die Zeit der Wiedergeburt für unser monumentales Bauwerk auch in seinen äußeren Theilen möglichst bald anbrechen möge. Für die thatsächlich dringende Nothwendigkeit dieser Restauration sprechen deutlich genug die äußeren Risse der Wände, die ausgebrochenen Quadern, die Lückenhaftigkeit des Mauerwerks, sowie die jeder Zier entbehrende, rohe Ziegelbekleidung des hohen, mächtigen Daches. Wahrlich, je länger wir unsern Monumentalbau in diesem vernachlässigten, vom Zahn der Zeit nicht wenig mitgenommenen Zustande belassen, umso eindringlicher wird er von unserem Indifferentismus zeugen und uns vor aller Welt wegen unseres tief gesunkenen Kunstsinns anklagen.

Um wieder auf die Prunkthüre zurückzukommen, bemerken wir, daß dieselbe uns nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihres Alterthums hochinteressant erscheint. Die ganze Construction sowie

[1] Im I. Band dieses Werkes S. 127.

die Gliederung weisen beide darauf hin, daß wir in derselben ein sehr altes Werk von seltener Art vor uns haben. Den Abschluß desselben bildet in der gegenwärtigen Gestalt ein aus acht Rundstäben und ebensovielen Hohlkehlen bestehendes, mächtiges Rundbogengewölbe, an dessen unterem Theile ein spitz zulaufender, gleichfalls von Rundstäben gebildeter Zwickel die Höhe des Tympanons bezeichnet.[1] Was uns beim ersten Anblick in die Augen fällt, ist, daß die Rundstäbe und Hohlkehlen der Wölbung sich im Thürgewände fortsetzen, dessen Wandsäulen und Hohlkehlen thatsächlich durch die Kämpfer der Capitäle in den Rundstäben und Hohlkehlen des Rundbogengewölbes ihre Fortsetzung finden, von denen sie nur durch die Capitäle getrennt sind. Dasselbe findet man auch an anderen Schöpfungen aus der Zeit des romanischen Stils, z. B. in der Construction des Portals der Kirche in Ják und Horpács, wo die gestaltenden Elemente des Bogens, die Rundstäbe und Hohlkehlen sammt ihren in verschwenderischer Fülle angebrachten Verzierungen ebenfalls im Thürgewände ihre Fortsetzung finden. Der Unterschied ist nur der, daß die Eleganz und der meisterhafte Kunstgeschmack der decorativen Formen in ihrer Art fast kaum ihres Gleichen finden, während dieselben in Preßburg möglichst einfach behandelt sind. Die Construction des Gewändes am Portal in Preßburg unterscheidet sich jedoch anderseits um ein Bedeutendes von allen andern ähnlichen Thürgewänden. Denn während die Thürgewände aus der Zeit des Mittelalters sich auf der Hypotenuse eines gleichschenkeligen Dreiecks erheben, ist die Entwickelung des Gewändes an unserem Portal eine viel größere, so daß der innere Raum zwischen den Gewänden ungemein weit ist. Infolge dessen erscheint auch das Portal selbst viel größer, als es sonst scheinen würde, wenn die architektonische Construction des Gewändes sich mehr der Form eines rechtwinkeligen Dreiecks nähern würde. Wenn das stünde, was einige behaupten, daß die Thüröffnung durch einen Mittelpfosten in zwei Theile getheilt war, dann hätte das Portal unzweifelhaft an Wirkung verloren; unserer Meinung nach hat jedoch eine derartige Theilung in zwei Flügel ursprünglich

[1] Siehe die Zeichnung im III. Band dieses Werkes Tafel VI.

gar nicht bestanden, da der am untern Theile des Rundbogengewölbes angebrachte Zwickel nicht die Zweitheilung der Thüröffnung, sondern des Tympanons bezeichnet. Dies beweist an und für sich schon die scharf verlaufende Form des Zwickels zur Genüge, während anderseits eine derartige Zweitheilung an andern Bauwerken romanischen Stils in unserem Vaterlande nicht nachweisbar ist, weder in Horpács, noch in Ják, in Leiben, in Zsámbék, Fünfkirchen, Harinna, Mönchsdorf u. s. f.

Zeugt schon die Architektur des Portals allein für das hohe Alter dieses Werkes, so thun es noch mehr die einzelnen Theile desselben. Zuerst der halbkreisförmige Abschluß des Portals. Ein namhafter Kunsthistoriker unseres Vaterlandes, auf dessen scharfes, fachmännisches Urtheil man großes Gewicht legen kann, und dem auch wir an dieser Stelle gerne folgen,[1] will diesen halbkreisförmigen Abschluß aus der geringen Höhe der Kirche erklären. Faßt man den gegenwärtigen Zustand der Kirche ins Auge, so kann man dieser Ansicht wohl schwerlich beipflichten. Denn wenn man berücksichtigt, daß sich oberhalb des Portals noch ein Langfenster und zwischen diesem und dem Portal noch ein ziemlich breiter Wandstreifen befindet, kann diese Behauptung in der That keinen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen. Der Abschluß des Portals hätte ganz gut nicht nur in der Form eines gedrückten, sondern selbst auch eines gleichseitigen, geraden Spitzbogens geplant werden können. Und dennoch liegt dieser Ansicht, wie es scheint, etwas Wahres zum Grunde, da man aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Aufführung der neueren Gewölbe im Schiffe der Kirche zugleich auch die Seitenwände des Schiffes erhöht hatte. Berücksichtigt man ferner den Umstand, daß zwischen dem Niveau der Kirche und dem des Platzes auch heute noch eine bedeutende Differenz besteht, welche vor der Regulierung des Platzes noch viel größer war, dann läßt es sich eher begreifen, was den Erbauer dieses Portals genöthigt

[1] Wir meinen hier Emerich Henßlmann, der in seinem zweibändigen großen Werke u. d. T.: Kurzgefaßte Einführung in die Kenntniß der Kunstdenkmale Ungarns altchristlichen, romanischen und des Übergangsstils (ung.) sowie: Die Kunstdenkmale Ungarns gothischen Stils. Budapest 1876. und 1880 (ung.) die architektonischen Kunstdenkmale unseres Vaterlandes in äußerst lehrreicher Weise behandelt hat

haben konnte, bei diesem Werke die Form des gedrückten Rundbogens in seinen Plan aufzunehmen. Es konnte jedoch noch ein besonderer Umstand dabei vorgewaltet haben. Wie bereits erwähnt, war bei der Restauration des Portals eine in die Wand eingemauerte, versteckt gebliebene Säulengliederung zum Vorscheine gekommen. Es wurde jedoch nicht constatiert, ob sich nur diese eine und nicht noch mehrere solcher Säulen ursprünglich an das Portal angereiht hatten. Es ist nun nicht anzunehmen, daß diese vermauerten Gliederungen zum Gewände des Portals gehört haben sollten, dasselbe würde dadurch übermäßig breit und somit in künstlerischer Beziehung unförmlich geworden sein. Dies erregt in uns vielmehr die Vermuthung, daß diese Gliederungen als Basis einer Arkadenverzierung gedient haben konnten, in ähnlicher Weise wie jene Arkaden, welche der Außenseite des Portals der Kirche in Ják zum herrlichen Schmucke dienen. Wenn es sich so verhält, dann mußte man mit der Wand oberhalb des Portals in der That sparsam verfahren, um das von den Arkaden gebildete Dreieck ohne Verletzung der gehörigen Symmetrie an derselben anbringen zu können. Es ist das nichts weiter als eine bloße Ansicht unserseits, welche mit der Zeit sich als ungegründet erweisen kann, mit welcher jedoch auch jetzt schon darauf hingewiesen wird, daß die für beendet erklärte Restauration des Portals thatsächlich noch nicht beendet ist. Die gänzliche Vollendung ist gegenwärtig leider weit hinausgeschoben, da man vor den neuerdings vermauerten constructiven Theilen einen massiven Pfeiler aufgeführt hat, dessen Entfernung mit sehr großen Kosten verbunden sein würde.

Ist nun auch die endgültige Wiederherstellung des Portals auf diese Weise auf ziemliche Zeit hinausgeschoben, so viel ergiebt sich schon jetzt aus dem Rundbogen sowie aus der ganzen Architektur desselben, daß es nicht in einer Zeit entstanden sein konnte, in welcher der romanische Stil in der Architektur von dem gothischen Geschmack bereits verdrängt war.

Dieses Portal mußte unbedingt in einer Zeit aufgeführt worden sein, in welcher der Reiz des romanischen Geschmacks noch nicht erstorben war und der gothische Kunstgeschmack den Kampf mit dem Roma-

nismus erst aufgenommen hatte, d. h. es wurde in der Periode des Übergangsstils erbaut, wofür das sonstige Kunstdetail desselben, namentlich die Halbsäulen, den noch schlagenderen Beweis ergeben. Diese Säulen stehen auf einer doppelten Basis, deren untere von einem Plättchen gebildet wird, demnach sehr einfach ausgestattet ist. Die obere besteht aus einem attisierenden Untersatze, dem charakteristischen Merkmale des romanischen Stils; nur ist die rohe romanisch-attisierende Basis an unserem Portal schon feiner behandelt. Die Capitäle sind durchgängig von alterthümlicher Art. Während man dem Capitäl in den jüngeren Perioden der Baukunst eine mehr kelchähnliche Ausweitung gegeben hatte, sind die Capitäle an unserem Portal eher blos angedeutet als wirklich entwickelt. Doch sind es nicht so sehr die Capitäle, welche uns über die Zeit der Entstehung dieses Werkes Aufschluß geben, als vielmehr das dieselben bildende Blattornament. Wie bekannt, liebte es der spätere gothische Stil, Pflanzen und besonders Blätter des nördlichen Klimas, namentlich das Eichenblatt und die Eichel, die Nessel und den Klee, die Rebe und die Traube, ziemlich streng der Natur nachzubilden oder auch drei- und fünftheilige Blätter im Großen zur Anwendung zu bringen. Dies that man im Gegensatze zum romanischen Stil, welcher die natürlichen Pflanzen nur im allgemeinen zum Muster, zur Grundlage für dasselbe genommen und dann nach eigener Lust an denselben Veränderungen vorgenommen oder ganz phantastische Pflanzenornamente geschaffen hatte. Am Portal des Preßburger Domes sehen wir die Mittelstraße eingehalten. Statt des in den spätern Zeiten allgemein in Aufnahme gekommenen viertheiligen Blattes finden wir hier das dreitheilige, mehr auf bloßer Phantasie beruhende, conventionell stilisierte dreitheilige Blatt, anderseits wieder neben der naturgetreuen Wiedergabe des Eichenblattes dasselbe gleichfalls in stilisierter Form und zwar überall in zwei übereinander liegenden Reihen und nicht, wie es später vorkommt, gleichsam hervorwachsend aus dem Kelche des Capitäls, sondern demselben vielmehr blos aufgelegt. Somit lassen sich alle diese Erscheinungen ohne gewaltsame Erklärung mit der Auffassung der Periode des früh-gothischen oder strengen Stils vereinigen, d. h. das Portal wurde zu einer Zeit

erbaut, als der romanische Stil noch als der vorherrschende, jedoch mit bereits sinkender Macht bestand, der gothische Stil dagegen den Sieg über die Praxis und die Tradition der vorhergegangenen Stilperiode noch nicht davongetragen hatte. Demnach ist die Erbauung desselben in die Periode des Übergangsstils und zwar in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts anzusetzen.

War das Portal schon im XIII. Jahrhundert vorhanden, so mußte natürlich auch die Mauer, durch welche die Öffnung gebrochen war, vorhanden gewesen sein, und es hatte mithin die Hauptwand der nördlichen Seitenhalle des Schiffes, sei es in ihrer gegenwärtigen Höhe oder, was wahrscheinlicher ist, nur zum kleineren Theile damals ebenfalls bestanden. Dies ergibt ferner aber auch den Beweis dafür, daß der Haupteingang zur Kirche auch im XIII. Jahrhundert nicht an der westlichen oder der Thurmseite gelegen war, da der Thurm schon zu jener Zeit ein Befestigungsthurm war, welcher in den Stadtgraben hinabreichte.

Daß der Thurm, beziehungsweise die ganze Thurmfaçade, thatsächlich in der Periode des Übergangsstils bestanden habe, ergibt sich unzweifelhaft aus dem Thurme selbst, sowie aus einer in der Thurmfaçade befindlichen Halle. Wir erwähnten an einer Stelle dieses Werkes, daß der Thurm die ganze Breite des Mittelschiffes einnehme.[1] Dem fügen wir nun hinzu, daß die an der rechten und linken Seite der Thurmfaçade gelegenen Räumlichkeiten der Breite der beiden Seitenschiffe entsprechen. Die eine dieser Räumlichkeiten an der südlichen Seite ist bis heute unter dem Namen „die Kapelle der böhmischen Königin" bekannt. Dieser Name weist offenbar darauf hin, daß diese Räumlichkeit irgend einer böhmischen Königin als Oratorium gedient hatte, was wir wieder nicht anders zu erklären vermögen, als daß es die Kapelle der Gemahlin irgend eines böhmischen Königs, welcher in Preßburg geweilt hatte, gewesen sei. Die Bezeichnung einer solchen Königin ist auch gar nicht schwer, da wir wissen, daß König Ottokar von Böhmen nach der Eroberung von Preßburg in dieser Stadt geweilt und hier

[1] Band I. S. 126—127. dieses Werkes.

seine Eheverbindung mit Kunigunde geschlossen hatte. Diese Kunigunde war die Enkelin des Königs Béla IV., da sie der Ehe seiner Tochter Anna mit Rostislo, Herzog von Tschernigow, entstammte. Kunigunde, deren Schönheit von den Zeitgenossen gerühmt wird, wurde am 25. October d. J. 1261 die Gemahlin Ottokars II., vermählte sich nach dessen Tode mit Zavis von Rosenberg und starb am 24. September 1285. Demnach läßt sich die Tradition dieser Benennung, obwohl wir derselben erst im XV. Jahrhundert zuerst begegnen,[1] ganz gut mit dem Vorkommen dieser Königin in der Geschichte begründen, wozu noch das Weitere kommt, daß unter den Wappen, welche in der Fortsetzung dieser Räumlichkeit im ersten Stockwerk angebracht sind, sich auf einem Schlußsteine auch das mit dem doppelschwänzigen böhmischen Löwen geschmückte Wappen befindet.

Mit dieser Zeit stimmt ferner auch die architektonische Decoration der hier in Rede stehenden Halle ganz überein, namentlich der Charakter der Arkaden, welche die Hauptzierde derselben bilden. Diese aus der Wandfläche hervorspringenden Arkaden dienen wohl kaum constructiven als vielmehr blos decorativen Zwecken. Ähnliche, blos des Schmuckes halber angebrachte Arkaden findet man häufig in den Werken der französischen Bauschulen des XIII. Jahrhunderts, namentlich in den Sanctuarien. Von Frankreich fanden sie ziemlich früh Eingang in Deutschland, wo sie unter andern im Kölner Dom sowie an dem im

[1] Im Jahre 1430. schreibt König Siegmund dem Rathe der Stadt Preßburg Folgendes: „für uns ist komen Jaksso ettlbann der Kuniginn von Beheim unser swester seligen Capplan von wegen seiner mit gesellen, die zu der Capellen gehoren und hat uns zu erkennen geben, wie ir sy mit der muntz und mit klaynem geld wollet ausrichten. Nu wisset ir wol daß wir auch LXXXX 90 ungrisch gulden den egenannten priestern zu geben undergelegt haben." Demzufolge befiehlt er dem Rathe: „das ir die egenannten LXXXX gulden in gold, die wir ben euch undergelegt haben, dem egenannten Jaksso und seinen mitgesellen nach unser berathnuß und schafung euch dorumb gethan, nemblich eynem yeglichen XXX gulden in gold umtzogenlich antwortet und gebet und tut dorynne, das kein klag von in fürbas fur uns kome." (Rimely: Capit. Eccl. Pos. 334—335 Originalurkunde im Preßb. Stadtarchiv. Außerdem heißt es auch noch in den Kammerrechnungen d. J. 1439: „Item habn wir geben von ainer thuer anhöhen zu sand Mert, als man geet durich der kunigin Capell 28 Den." Und: „Item und umb 1 plat Slos vor dy thuer, als man In thurn geet, durich der kunigin von pehaim Capell, 1 Duk." Preßb. Ztg. 1877, Nr. 71.)

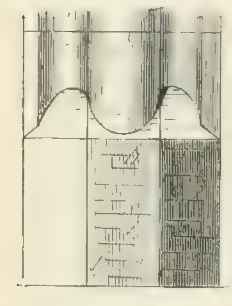
französischen Stil erbauten westlichen Chor der Domkirche in Naumburg vorkommen. Somit steht dem nichts entgegen, daß die Arkaden in unserem Dome in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts oder gegen das Ende desselben vorhanden gewesen sein konnten.

Wie man aus der von uns mitgetheilten Zeichnung ersieht,[1] bestehen diese Arkaden aus ganzen und Halbsäulen, aus Consolen, Spitzbogen und Fialen. Die Säulen erinnern uns sofort an die Säulen des Portals. Hier wie dort ruhen die Säulen auf einer doppelten Basis. Die Basen zeigen den streng attisierenden Charakter. Die Capitäle bestehen nur aus einer gedrungenen Krabbe mit sehr hohem Kämpfer. Auch die Krabben zeigen deutlich die Nachbildung des natürlichen Blattes. Mit den Capitälen wechseln Consolen ab, deren unterer Theil von bizarr gestalteten Köpfen gebildet wird. Die auf Capitälen und Consolen ruhenden Bogen sind auffallend gedrückte Spitzbogen, welche den sogenannten egyptischen Spitzbogen an Gedrücktheit noch übertreffen. Der obere, äußere Rand derselben ist mit Krabben, der oberste Theil aber mit einer Kreuzblume verziert. Sowohl die Krabben als auch die Kreuzblumen sind von massig dicker, in der That roher Ausführung. Die Fialen sind zwar schlank, aber dennoch von ungemeiner Einfachheit. Hier athmet demnach alles noch den Geist des XIII. Jahrhunderts, mit Ausnahme des Gewölbes, welches wahrscheinlich im XV. Jahrhundert erneuert worden war.

Nicht mindere Beachtung verdienen auch die Diagonal- und Wandrippen des Kreuzgewölbes dieser Halle. Dieselben stützen sich gegenwärtig auf eine neuere Console, welche die Gestalt einer umgekehrten Pyramide hat. Schon der erste Anblick kann uns davon überzeugen, daß diese Rippen ursprünglich eine Fortsetzung gehabt und sich unterhalb der Console mit den zwischen den beiden Arkaden befindlichen Halbsäulen vereinigt hatten, in derselben Weise, wie sich die Rippen und Hohlkehlen des Rundbogens am Portal auch heute noch mit den Säulen und Hohlkehlen des Thürgewändes vereinigen. Schon dieser Umstand allein zeugt demnach für die gleichzeitige Entstehung des

[1] Im III. Band dieses Werkes S. 281.

Portals mit der hier in Rede stehenden Räumlichkeit. Aus welchem Grunde man die Wandsäule von dem ursprünglichen Sockel abgeschnitten hatte, vermögen wir mit Bestimmtheit nicht anzugeben; gewiß geschah es nicht deshalb, um den Druck des Gewölbes auf die Steinmauer zu übertragen und das Fußgesims dieser Räumlichkeit, welche doch im Erdgeschosse liegt, davon zu entlasten. Diese Erklärung hätte nur dann einen Sinn, wenn diese Halle im Obergeschoß gelegen wäre, oder wenn man nachweisen könnte, daß sich unter derselben, sei es eine Gruft oder eine unterirdische Kapelle befunden habe.





15. Der Wandschaft des Domthurmes

Was den Thurm selbst anbelangt, so verweisen wir in architektonischer Beziehung auf den hier in der Zeichnung mitgetheilten Wandschaft desselben, welcher ebensowohl vermöge seiner massigen Gedrungenheit als seiner einfachen Ausgestaltung gleichfalls auf die Zeit des frühgothischen Stils hinweist. Unserer Meinung nach ist jedoch dem Umstand, auf welchen sich diesbezüglich Henßlmann beruft, nicht besonders viel Gewicht beizulegen. Dieser Fachgelehrte macht nämlich darauf aufmerksam, daß die westliche, demnach dem Schlosse gegenüber gelegene Hauptmauer des Thurmes von geringerer Stärke sei, als die übrigen Seitenwände desselben, obwohl dieser Thurm gerade gegen das Schloß als Befestigungsthurm gebaut worden war. Dieser Vorgang müßte seiner Ansicht nach geradezu unbegreiflich erscheinen, wenn man die Erbauung dieses Thurmes in einer solchen Zeit anzunehmen hätte, in welcher die Verwendung von Feuergeschützen bereits im Gebrauche war. Er wird jedoch vollständig begreiflich, wenn man annimmt, daß die Erbauung dieses Thurmes einer Zeit angehöre, in welcher es noch keine Kanonen gab, dann konnte man die westliche, dem Schlosse zugekehrte Mauer desselben in der That von geringerer Stärke als die übrigen aufführen, da man dem Thurme wegen des vor demselben sich hinziehenden Grabens nicht beikommen konnte. Dieser Ansicht vermögen

wir jedoch nicht beizustimmen und zwar aus dem Grunde, weil die nördliche, sowie die östliche und südliche Seite dieses Thurmes offenbar noch viel weniger dem Angriff ausgesetzt war, als die westliche. Diese Mauern befanden sich gleichfalls schon innerhalb des Stadtgrabens. Offenbar beruhte der Unterschied in der Stärke der Mauern auf einem ganz andern Grunde, welcher Unterschied sich übrigens nicht nur beim Thurme, sondern auch am Schiff der Kirche bemerkbar macht. Und wenn wir beim Schiffe die rauhere Witterung des Nordens als Grund dafür annehmen, dann könnte dies vielleicht auch für die Mauer des Thurmes gelten, obwohl es auch dann noch immer nicht erklärt wäre, warum man in diesem Falle die südliche Mauer des Thurmes nicht schwächer aufgeführt habe.

Doch sei es wie immer, so viel sehen wir denn doch klar, daß der Thurm sammt der Thurmfaçade schon im XIII. Jahrhundert aufgeführt worden sein mußte, und da ferner der Thurm dem Mittelschiffe der Kirche und die übrigen Nebenräume der Thurmfaçade den nördlichen und südlichen Seitenschiffen derselben entsprechen: folgt weiter auch das daraus, daß im XIII. Jahrhundert nicht nur die nördliche durch die porta speciosa documentierte Wand des Schiffes der Kirche, sondern auch die südliche vorhanden gewesen sein mußte. Mit einem Worte: der Dom hat schon im XIII. Jahrhundert als eine dreischiffige Hallenkirche bestanden, welche, wie wir sehen werden, später im XIV. und XV. Jahrhundert in seiner gegenwärtigen Gestalt ausgebaut wurde.

Mit dieser Kenntniß der Dinge sind wir in den Stand gesetzt, uns, auch ohne weit fehlzugehen, das Bild, welches unser Dom im XIII. Jahrhundert geboten hatte, zu ergänzen. Natürlich müssen wir dabei von dem gegenwärtigen gothischen Sanctuarium ganz absehen, da dasselbe, wie es sich zeigen wird, erst im XV. Jahrhundert erbaut wurde. An der Stelle desselben hat man jedoch eine im XIII. Jahrhundert in kleinerem Maßstabe ausgeführte Apsis anzunehmen, gleich denen, mit welchen die Kirchen aus der Zeit des romanischen und des Übergangsstils an der östlichen Seite ihren Abschluß finden. Ob diese Apsis von runder, quadratischer oder polygoner Form war, darüber vermögen wir heute auch nicht die geringste Vermuthung mehr zu äußern. Aus der Praxis der Periode des Rundbogenstils wissen wir, daß hinsichtlich der archi-

tektonischen Form der Apsis in jener Zeit keine starre Gleichförmigkeit herrschte. Man hatte die Apsis zwar von der halbrunden Concha der römischen Basilika herübergenommen, trotzdem kommt bei uns und auch anderswo die gerade sowie die eckige Apsis ziemlich früh zur Erscheinung und hatte einen gewissen schulmäßigen Charakter angenommen. Die Kirchen, welche von den drei für die Baukunst am meisten thätigen Mönchsorden in unserem Vaterlande aufgeführt wurden, unterscheiden sich eben hinsichtlich der Apsis in charakteristischer Weise von einander. Die Cistercienser hatten bei ihren Bauten den geraden Abschluß des Chors zur ständigen Regel gemacht, welche Form, wie es scheint, ursprünglich auch bei den ältesten Bauten der Benedictiner in Anwendung gekommen war. Dafür zeugen wenigstens die noch erhaltenen Partien der Krypten in St. Martinsberg und Tihany. Später jedoch hielten die Benedictiner schon an dem halbkreisförmigen Abschluß des Chores fest, während die Prämonstratenser wieder den polygonen Abschluß desselben zur Anwendung brachten. Ob die Apsis, welche man bei der Aufführung des gegenwärtigen Sanctuariums im XV. Jahrhundert abgetragen hatte, die ursprüngliche, aus dem XIII. Jahrhundert stammende war, oder ob jener Chor, dessen Spuren man in neuerer Zeit aufgefunden,[1] nicht schon die Stelle derselben eingenommen hatte, vermögen wir nicht zu bestimmen. Die Fundamente dieses alten Sanctuariums liefern jedoch den interessanten Beweis dafür, daß der Dom, wie er vor dem XV. Jahrhundert bestand, um ein gutes Stück kürzer war, als gegenwärtig, da seine Länge sich nur bis zur Hälfte des heutigen Sanctuariums erstreckte, woraus wir jedoch es noch nicht als feststehend anzunehmen wagen, daß dasselbe auch bedeutend niedriger gewesen sei, als gegenwärtig. Wahrscheinlich hatten jedoch auch die beiden Seitenschiffe, der Apsis des Langhauses entsprechend, einen Chorabschluß und mithin eine von der gegenwärtigen abweichende Gestalt gehabt, da das südliche Seitenschiff gegenwärtig keine Apsis besitzt, an das nördliche aber die St. Johanneskapelle angebaut ist. Die St. Annakapelle wurde gleichfalls erst später an das nördliche Seitenschiff angebaut. Die Pfeiler jedoch, von welchen die

[1] Siehe den Grundriß des Domes auf S. 183 des I. Bandes.

drei Schiffe der Kirche getheilt werden, können schon aus dem Zeitalter der Árpáden stammen. Übrigens steht unser Dom dadurch, daß sich an demselben bei der späteren Umgestaltung Reste von Mauern und architektonischen Gliederungen aus älterer Zeit erhalten haben, in der Geschichte der Baukunst gerade nicht so vereinzelt da. Auch die gothischen Dome in Wien und Agram, um anderer zu geschweigen, weisen ein romanisches Portal auf, denn diesen großen Kirchen war hinsichtlich ihrer Umgestaltung sowie ihres Ausbaues ein ähnliches Los beschieden, wie unserem Dome.

Wir brauchen nicht weit vom Dome zu gehen, um auf ein in der That ungemein interessantes anderes Denkmal romanischer Baukunst zu stoßen. Am Ende der Capitelgasse befindet sich ein durch sein hohes Alter so sehr in die Augen fallendes Haus, daß es von jedem Vorübergehenden unwillkürlich bemerkt werden muß. Es ist unter dem Namen der Kleinpropstei-Hof bekannt, für dessen hohes Alter nicht nur die sich senkenden, verwitterten und baufälligen Mauern, sondern auch der gefällige und nicht eben gewöhnliche Rundbogenfries zeugt.[1] Dieser in der Zeit des romanischen Stils üblich gewesene Rundbogenfries läuft nicht nur der Gassenfronte des Hauses, sondern auch der Hofwand entlang und man kann behaupten, daß dieses Haus gegenwärtig eine architektonische Sehenswürdigkeit Preßburgs bildet. Es ist eines der ältesten Gebäude unserer Stadt, dessen Entstehung noch in die Zeit der Könige aus Árpáds Stamm zurückreicht. Daß es jedoch thatsächlich schon der Zeit des Übergangsstils angehört, beweist unzweifelhaft der links vom Thore an der Wand des Hauses sichtbare Spitzbogen.[2]



16. Rundbogenfries am Kleinpropstei-Hofe.

---

[1] Siehe die Zeichn. in Bd. III. S. 495.

[2] Emerich Henßlmann folgert aus der Einfachheit, oder wie er sich äußert, aus der plumpen Form dieses Rundbogenfrieses und somit aus dem sehr primitiven Zustande desselben, daß die Befestigungswerke unserer Stadt zu den ältesten in Ungarn gehören. (Die Kunstdenkmale Ungarns (ung.) I. 156.) Hierauf haben wir zu bemerken, daß man aus diesem Fries überhaupt nichts auf die Befestigung unserer Stadt Bezügliches folgern kann, da Henßlmann der irrigen Meinung ist, „als ob dieser Fries vor Zeiten zu einer

Damit wären wir mit der Aufzählung aller der Denkmale, welche sich aus dem Zeitalter der Árpáden in unserer Stadt erhalten haben, nunmehr zu Ende. Die übrigen Kunstdenkmale derselben sind bereits sämmtlich im gothischen Stil aufgeführt und gehören theils schon dem nächsten Zeitraume, der Periode der Könige aus dem Hause Anjou sowie der aus verschiedenen Häusern, d. i. dem XIV.—XV. Jahrhundert an. Wenn wir bedenken, daß bei uns eben die Periode des romanischen Stils so ungemein fruchtbar war, daß die meisten und schönsten Denkmale der Baukunst in unserem Vaterlande aus dieser Zeit stammen: dann müssen wir das, was sich als Überrest davon in unserer Stadt erhalten hat, wirklich als sehr spärlich bezeichnen. Dies dürfen wir jedoch nicht darauf zurückführen, als ob die nationale Kunstthätigkeit gerade in unserer Stadt hinter andern Städten und Dörfern unseres Vaterlandes zurückgeblieben wäre; die Erklärung dessen liegt vielmehr darin, daß bei uns unverhältnißmäßig viel zu Grunde gegangen ist.

Unsere Stadt hatte, wie wir sahen, in der Periode der Könige aus dem Stamme Árpáds harte Prüfungen durchzumachen. Eine Belagerung folgte der andern; die Stadt wurde zu wiederholten Malen von schweren Feuersbrünsten heimgesucht; besonders viele Verwüstungen hatten aber die böhmischen und österreichischen Feldzüge über dieselbe gebracht. Auf diese colossalen Verwüstungen nimmt auch König Andreas III. in seinem der Stadt Preßburg verliehenen großen Freiheitsbriefe Bezug,[1] und was der Feind nicht zerstört hatte, das vernichteten im darauf folgenden Zeitraume die friedlichen Bürger, indem sie immer neue Gebäude aufführten, neue Verkehrslinien, neue Straßen eröffneten und die Stadt in ihrer äußeren Erscheinung umgestalteten.

befestigten Ringmauer gehört habe." Es ist jedoch nur der Fries eines gewöhnlichen Wohnhauses und hat mit der Stadtmauer durchaus nichts zu schaffen. Daß der Fries selbst jedoch anderseits eher aus der Zeit des Übergangsstils stamme, ergibt sich, wie bereits oben bemerkt, zur Genuge aus dem an der anderen Seite dieses Hauses vorkommenden Spitzbogen.

[1] quod cum Hospites nostri de Civitate Posoniensi per seuiciam seu furiam Teotonicorum tempore guerre inter dominum regem Lad., fratrem nostrum patruelem, et regem Boemorum habite nec non per Albertum ducem Austrie et Stirie, dispersi extitissent, et in combustione domorum suarum ac in amissione aliorum bonorum suorum magnum dampnum perpessi fuissent.



IX.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Der früh-gothische Stil.

Noch war das XIII. Jahrhundert nicht zu Ende gegangen, als sich auf dem Gebiete der monumentalen Architektur auch schon ein neuer Stil bei uns einbürgerte. Wenn es auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der alte romanische Stil sich hier und dort nicht nur bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts, sondern selbst noch darüber hinaus geltend gemacht hatte, war doch der neue Stil durch den Übergangsstil schon soweit vorbereitet worden, daß man das erste Auftreten desselben in unserem Vaterlande füglich in das letzte Jahrzehent des Zeitalters der Arpáden ansetzen kann. Den maßgebenden Factoren des XIV. Jahrhunderts war es dann um so leichter, dem neu aufgekommenen Geschmack auf dem Gebiete der Architektur kräftigen Aufschwung zu verleihen.

Mit dem XIV. Jahrhundert beginnt für unser Vaterland nicht nur in politischer Beziehung ein neues Zeitalter, auch die culturellen Verhältnisse gehen auf neuen Bahnen ihrer weiteren Entwickelung entgegen. Hatte das zur Regierung gelangte Haus der Anjou sich für die Entwickelung der verfassungsmäßigen Freiheit unserer Nation auch nicht besonders günstig erwiesen, so war durch dasselbe die allgemeine Civilisation derselben doch unläugbar gefördert worden. Die ursprüngliche Heimat dieses Königshauses hat man zwar in Frankreich, an

beiden Ufern der Loire, in der Nähe der Bretagne zu suchen, doch war es zu uns bereits aus Italien gekommen, und deshalb darf es uns nicht wundern, daß unter der Herrschaft desselben die italienische Cultur vor der anderer Länder zu hervorragendem Einfluß in unserem Lande gelangte. Dies war zum großen Theile die Folge der Familienverbindungen dieser Dynastie und des aus denselben hervorgegangenen zweimaligen Feldzuges gegen Neapel; umso überraschender muß es deshalb sein, daß gerade die architektonische Cultur unseres Vaterlandes ihren neuen Anstoß in diesem Zeitalter nicht von Italien aus erhielt. Denn ebenso wie in andern Ländern beginnt auch bei uns jener Stil herrschend zu werden, welchen der an den Formen des classischen Alterthums festhaltende, allgemeine Geschmack Italiens in geringschätziger Weise als gothisch, d. h. barbarisch bezeichnet hatte. Das Charakteristische dieses gothischen Stils beruht im Gegensatze zum romanischen Rundbogen auf dem Spitzbogen, und die Anwendung des Spitzbogens in der Baukunst hatte für alle Theile der kirchlichen sowie der profanen Gebäude eine wesentliche Umgestaltung zur Folge. An die Stelle des dicken, gedrungenen, schwerfälligen, kaum durchbrochenen Mauerwerkes des romanischen Stils tritt die leichte, schlanke, durchbrochene Wand. Die Wände werden nicht mehr blos einfach aufgeführt, sondern vielmehr mit Hilfe des Meißels hergestellt. Der einfache Maurer tritt auf dem Gebiete der Baukunst in den Hintergrund, um dem Steinmetz und dem Bildhauer Platz zu machen. Die Anordnung der Gebäude bleibt zwar die alte, die Construction derselben ist jedoch ganz neu. Die Construction beruht auf bloßer mathematischer Berechnung. Das Ganze sowie das Detail ist aus geometrischer Combination hervorgegangen. Als Grundlage der einzelnen Theile erscheint überall das Drei- und das Viereck. An die Stelle der horizontalen Linie tritt immer mehr die verticale. Mit Ausnahme der Fuß-, der Kaff-, der Kranz- und der Säulengesimse findet sich kaum mehr anderswo eine horizontale Linie. Die flache Decke und das Tonnengewölbe wird durch das zwischen Rippen und Gurten eingespannte, leichtschwebende Spitzbogengewölbe ersetzt. Die Säulen werden gänzlich von Pfeilern verdrängt, während die mächtigen äußeren Strebepfeiler durch ihre zierliche Gliederung

dem kühn und schlank aufstrebenden Bauwerke ein ganz fremdartiges Aussehen verleihen. Eben diese schlanke, durchbrochene Form und der bildnerische Schmuck brachten diesen Stil zu so großartigem Aufschwunge, infolge dessen er sich in kürzester Zeit in allen den christlichen Ländern, in welchen früher der romanische Stil geherrscht hatte, Eingang verschaffte. Wer vermöchte es auch zu läugnen, daß die Herrschaft des gothischen Stils vermöge der Schönheit seiner Formen eine berechtigte war! Dieser Stil ist der materielle Ausdruck des Erhabenen, des idealen Schönheitssinnes, in welchem die starre, todte Materie gleichsam ihre Vergeistigung gefunden. Der gothische Bau ist ein versteinertes, erhabenes Gedicht, ein verkörpertes, inbrünstiges Gebet, welches das Gemüth nicht nur mit Wohlgefallen erfüllt und in religiöse Stimmung versetzt, sondern auch in politischer Hinsicht von Einfluß auf dasselbe zu werden vermag. Der Rundbogen hatte der flachen Balkendecke der alten Basilika gegenüber den Aufschwung nach oben zum Ausdruck gebracht, darin wird er jedoch vom Spitzbogen übertroffen, welcher in dieser Hinsicht eben so hoch, wenn nicht höher über dem Rundbogen steht, wie dieser selbst über dem flachen, geraden Abschluß der Decke. Im Spitzbogen erreichte die Baukunst den Gipfel ihrer Blüte und damit ist demselben auch die Herrschaft für immer gesichert. Der von Kreissegmenten gebildete Spitzbogen ist eben das Sinnbild des Unermeßbaren, und obgleich demselben auch in räumlicher Beziehung enge Grenzen gesetzt sind, ist es doch, als ob er das Unermeßbare unserem geistigen Auge darstellen wollte. Nicht nur der Spitzbogen allein, sondern auch alle Elemente und Gliederungen der gothischen Bauwerke vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen. Selbst die kleinste Gliederung eines gothischen Gebäudes entwickelt sich aus einem lebendigen organischen Ganzen, und deshalb spricht jeder Theil und jedes Glied desselben zu uns, äußert seine Wirkung auf uns und stimmt den Beschauer zur Andacht. Sowohl die constructiven wie die decorativen Theile bezeichnen das Aufstreben nach oben und wirken in unwiderstehlicher Weise.

Die Verbreitung dieses Kunstgeschmacks hatte jedoch sowohl bei uns wie auch anderswo unläugbar auch ihre nachtheiligen Folgen.

Dieser übte nämlich nicht nur auf Einzelne, sondern selbst auf ganze Nationen einen so überwältigenden Einfluß aus, daß die Pfleger und Bewunderer desselben sich überall nicht nur zu neuen Schöpfungen, sondern selbst zur Vernichtung der aus alter Zeit her stammenden hinreißen ließen. Die Bauwerke aus der Periode des Rundbogenstils giengen unglaublich schnell der Zerstörung entgegen. Der allgemeine Geschmack duldete neben den neuen Schöpfungen kaum mehr die alten, die infolge dessen entweder gänzlich niedergerissen oder vollständig umgestaltet und im neuen Geiste umgebaut wurden. Dieser Vorgang ist jedoch als ein unersetzlicher Verlust zu bezeichnen. Denn wer könnte es läugnen, daß auch in der Zeit des romanischen Baustils Schöpfungen von großartiger Schönheit entstanden waren, und wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir es aussprechen, daß wir den Höhepunkt unserer monumentalen Baukunst nicht in den Schöpfungen des gothischen, sondern in denen des romanischen Stils erkennen. Auf dem Gebiete des gothischen Stils vermögen wir zwar auch Werke aufzuweisen, welche, wenn auch nicht ihrem Umfange, doch ihrem künstlerischen Werthe nach, den besten Schöpfungen dieser Art in Europa würdig an die Seite zu stellen sind, doch weisen gerade unsere Kunstdenkmale romanischen Stils einen so hohen Grad der Entwickelung und Blüte auf, daß sie, wenn auch nicht hinsichtlich ihrer Größe, doch ihrem Kunstwerthe nach, fast unerreicht dastehen.

In der That giengen auch bei uns mit der Verbreitung des gothischen Stils die Kunstdenkmale aus der Zeit des romanischen Stils ihrer Vernichtung entgegen. In Waitzen, St. Benedict, Neutra, Erlau, Raab, Agram und Tirnau werden an der Stelle der Kirchen romanischen Stils solche im gothischen Stile erbaut. Von den früheren Theilen blieb kaum etwas erhalten, wie das Portal und die Façade der Kirche in Agram und Kirchdrauf, die Grabkirche in Veßprim, die Nebenchöre in Raab, während in Gran, St. Martinsberg und Gellye der Chor der Basiliken, in Kirchdrauf zum Theil auch das Schiff und in Fünfkirchen das Gewölbe sowie die Fenster im neuen Stile umgebaut wurden.[1] Es ist eben eine ganz

[1] Ipolyi: Kleinere Schriften (ung.) I, S. 40–41.

eigenthümliche Erscheinung der alten Zeiten, daß, sobald sie in den Zauberkreis eines neuen Stils gerathen waren, ihr ganzes Wesen von demselben durchdrungen wurde. Die geistige Welt und das geistige Lebensbedürfniß dieses Zeitalters wurde von den zur Herrschaft gelangten Kunstformen so sehr absorbiert, daß man sich gegen andere Kunstformen nicht nur unempfindlich, sondern selbst unduldsam erwies. Der romanische Geschmack wird vom gothischen, die Gothik von der Renaissance, diese wieder vom Zopfstil verdrängt. Der eine Stil ist ebenso grausam und unbarmherzig wie der andere. Die Gemüther dieser einzelnen Zeiten waren von den zur Herrschaft gelangten Formen ebenso durchdrungen, wie jene Religionsstreiter im Mittelalter, welche jede Gegenansicht unbarmherzig verdammten, da ihr ganzes Wesen von dem einen Gefühl durchdrungen war, es gebe nur eine Wahrheit und deshalb dürfe man gegen das, was von anderer Seite als wahr aufgestellt wird, keine Nachsicht und keine Duldung üben. Diese alten Zeiten unterscheiden sich demnach wesentlich von der gegenwärtigen. Am Ring in Wien wurden Gebäude in den verschiedensten Formen der Architektur neben einander aufgeführt: Paläste im gothischen, im Renaissance- und im Barockstil sind nur auf die Entfernung von wenigen Metern von einander getrennt. Und was bedeutet dieser Vorgang? Ist es das, daß wir diesen Stilen gegenüber die besondere Schönheit jedes einzelnen anerkennen, oder vielmehr das, daß wir für den Stil überhaupt kein Gefühl mehr haben? Für die Urheber und Schöpfer dieser monumentalen Bauten gilt jedenfalls das erstere, für die große Masse, ja selbst für den größten Theil unserer Baumeister nur das letztere. Da wir keinen eigenthümlichen Stil besitzen, läßt uns die Schönheit der einzelnen alten Stile gleichgültig. Unsere Baumeister bringen thatsächlich nicht nur auf dem Lande, sondern selbst im Centrum der Städte ganz unmögliche Stile in ihren Bauten zur Geltung. Sie mengen aus allerlei Stilarten etwas zusammen und so entstehen dann solche Bauwerke, an welchen weder das Auge noch der Sinn Gefallen findet, und welche weder auf die Verfeinerung des Geschmacks einzuwirken, noch unserem Geiste eine neue Richtung und Begeisterung zu verleihen vermögen. Die Bauweise unserer Zeit wird eher durch alles andere als durch berechtigte,

bewußte, correcte Wirklichkeit des Stils charakterisiert. Der Stil ist bereits nur mehr Nebensache und etwas zufälliges, die Hauptsache ist die ökonomische Ausnützung des Raumes. Der alte Stil stellte an den Bauherrn bedeutende Ansprüche in Betreff der Kosten; in unserer Zeit bildet die Herabsetzung derselben auf ein Minimum das wesentlichste Erforderniß. Während demnach bei den architektonischen Schöpfungen der alten Zeit kein trügerisches Scheinmaterial zur Verwendung gekommen war, findet man gegenwärtig bereits kaum — jedenfalls nur noch ausnahmsweise — ein Gebäude, an welchem der Haustein nicht durch den falschen Mörtelstein, der Marmor nicht durch den werthlosen Stuck, die solide Ornamentierung nicht durch den geringwerthigen Gips ersetzt worden wäre. Was an den Bauwerken der alten Zeit echt und reell ist, ist an unsern modernen Bauten trügerisch und blos auf den Schein berechnet. Und somit gibt es denn doch eine solche Höhe des Aufschwungs, hinsichtlich welcher unsere moderne Zeit das Niveau der alten nicht erreicht.

Dieser Unterschied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit läßt sich übrigens nicht einfach auf culturgeschichtlichem Wege erklären. Zwischen der Baukunst unserer Zeit und der des Mittelalters besteht auch sonst noch ein wesentlicher Unterschied. Die modernen Werke der Baukunst, mögen sie nun monumentaler Art sein oder nicht, für die Dauer bestimmt oder nur als Nothbauten aufgeführt, sind rein nur Schöpfungen der Kunst. Auch vor Zeiten waren die Bauwerke Schöpfungen der Kunst, dabei zugleich aber auch bedeutende politische Factoren. Was der Feudalismus war und welche ganz eigenthümliche Verhältnisse des Lehnwesen in staatlicher und socialer Hinsicht geschaffen hatte, davon berichten uns heute nurmehr die Blätter der Geschichte. In unserer Zeit ist es die Volksvertretung im Parlamente und außerhalb desselben die von der Censur befreite Presse, mit Hilfe deren man die politische Freiheit zur möglichst vollkommenen Entwickelung zu bringen strebt. Der feudale Staat kannte weder das Parlament noch die freie Presse. Zu jener Zeit mußte das Bürgerthum die Verwirklichung seiner Wünsche und Ideen auf einem anderen Gebiete mit vereinter Kraft zu erreichen suchen. Damals war die Kunst nicht nur eine blos ästhetische, son=

dern auch eine politische Macht. Das Bürgerthum des Mittelalters konnte sein Streben nach Höherem, dem Drange seiner Begeisterung für erhabene Ziele, durch nichts deutlicher zum Ausdruck bringen, als durch Kunstschöpfungen. Jeder mächtige Dom verkündete nicht nur die Herrlichkeit der Kunst, sondern auch die sittliche und materielle Kraft des Bürgerthums, welches denselben geschaffen hatte. In der Schöpfung solcher Werke fand die Flamme der Begeisterung des Bürgerthums für hohe Ziele ihre Nahrung. In diesen erkannte das Bürgerthum seine Kraft, und die Ausführung sowie der Anblick derselben erweckte in ihm das Bewußtsein, daß es den Herren der Macht gegenüber auch berechtigte Ansprüche besitze. Und wenn es gelang, diese berechtigten Forderungen zur Geltung zu bringen, so hatten gewiß auch die großen Schöpfungen auf dem Gebiete der Baukunst in hervorragender Weise Antheil daran. Namhafte Bauwerke entstehen heutzutage in kürzester Frist mit großer Schnelligkeit, was durch die zu Gebote stehenden technischen Hilfsmittel, durch die ökonomische Ausführung des Baues sowie durch die vielfach erleichterte Art der Beschaffung der erforderlichen Kosten ermöglicht wird. Im Mittelalter jedoch war die Erbauung eines Domes das Werk von Jahrzehnten, selbst von Jahrhunderten. Welch großer Ausdauer, welch bedeutender materieller und sittlicher Selbstaufopferung, welch unermüdeter gegenseitiger Aufmunterung bedurfte es demnach von Seiten der betreffenden Bürgerschaft, um die Aufführung eines monumentalen Baues von solcher Würde zustandebringen zu können!

Daß der gothische Stil, wie wir bemerkt haben, sich bei uns thatsächlich schon in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts eingebürgert hatte, dafür zeugt die Franziskanerkirche, welche nächst dem Dome die schönste und größte Kirche unserer Stadt ist. Der Gesammteindruck dieses Gotteshauses ist, trotz der stillosen inneren Ausstattung, sowie der am Gebäude selbst vorgenommenen barbarischen Verstümmelung und der geschmacklosen Umgestaltungen aller Art, immer noch ein sehr vortheilhafter. Das geräumige Schiff und das Sanctuarium, sowie die schöne Bogenwölbung beider machen gleichmäßig guten Eindruck auf den Eintretenden. Bei aufmerksamerer Prüfung des Gebäudes wird es uns

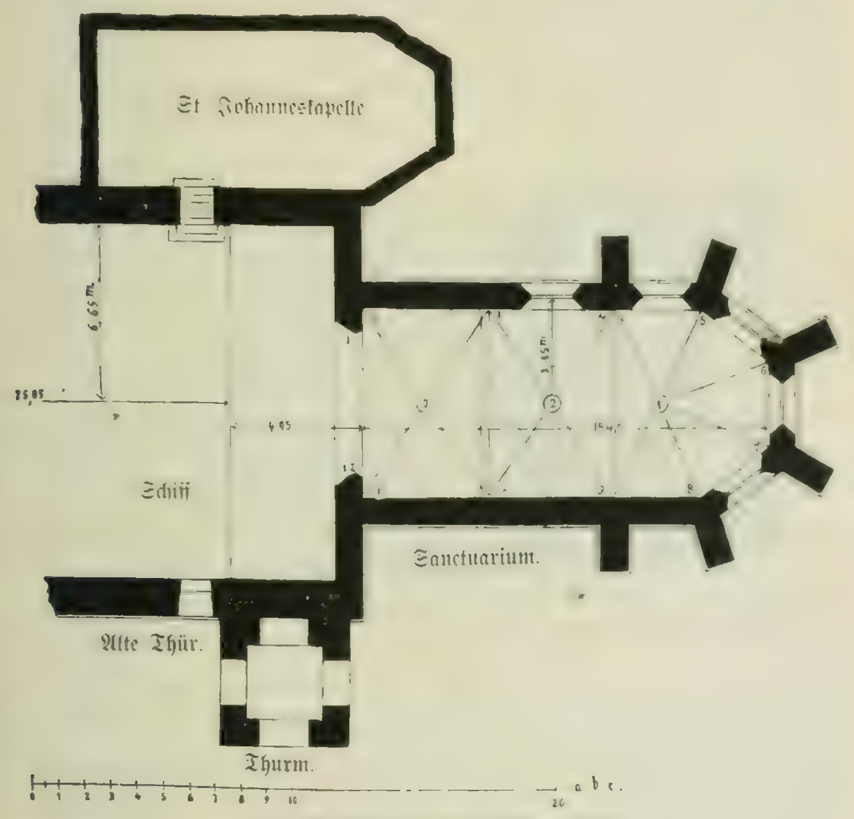
jedoch sofort klar, daß dasselbe nicht die Schöpfung einer Periode sei. Die übermäßig gedrungenen, massigen Pfeiler des Schiffes, auf denen das Gewölbe ruht, mit ihren jonischen Capitälen geben es auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie aus neuerer Zeit stammen. Das Sanctuarium dagegen trägt in jeder Beziehung den Charakter des hohen Alterthums an sich. Vergleicht man das Schiff der Kirche mit dem Sanctuarium, so fällt sofort die geringe Breite des Letzteren im Verhältniß zur Breite des Schiffes so sehr ins Auge, daß man sich fast wundern muß, daß das Schiff ungetheilt ist. Der Unterschied zwischen beiden wird noch auffallender, wenn man die Breite des Schiffes nicht von der äußeren Linie der aus der Wand vorspringenden Pfeiler, sondern von den Seitenwänden desselben mißt. Die sich ergebende Unverhältnißmäßigkeit ist eine derartige, daß man fast versucht wird anzunehmen, das Schiff sei ursprünglich nicht ungetheilt, sondern



17. Die südliche Wand der Franziskanerkirche.

dreitheilig gewesen. Denkt man sich in der Fortsetzung des Chors Pfeiler aufgestellt, so erscheint die Weite des Schiffes hinreichend genug dazu, ein der Breite des Chors entsprechendes Mittelschiff und rechts sowie links von demselben je ein Seitenschiff von geringerer Breite annehmen zu können. Eine solche ursprüngliche Getheiltheit des Schiffes ist jedoch weder durch ein schriftliches Zeugniß beglaubigt, noch aus dem Gebäude selbst nachweisbar. Es ist vielmehr bekannt, daß die Bettelorden, zu welchen auch die Franziskaner zählen, beim Baue ihrer Kirchen die Ungetheiltheit des Schiffes als Regel festgehalten hatten. Übrigens kommt hier in erster Linie nicht das in Betracht, welche Eintheilung die Kirche ursprünglich gehabt hatte, wir wünschen vor allem darüber Aufschluß zu erhalten, was an derselben aus alter Zeit stamme. Daß der Chor in Wirklichkeit ein altes Bauwerk sei, ist über jeden Zweifel erhaben. Wir werden uns aber auch hinsichtlich

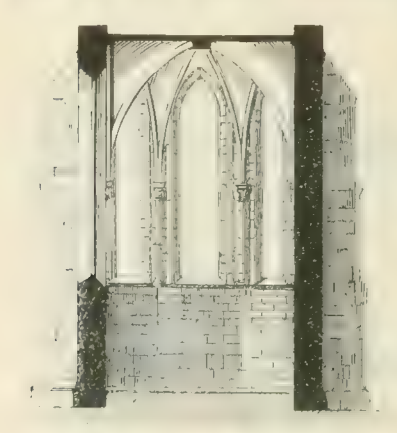
der Zeit der Aufführung des Schiffes zurechtfinden können. Denn ebenso wie die übermäßig dicken Pfeiler derselben auf ihren Ursprung aus neuerer Zeit hinweisen, zeugen wieder einige andere Theile dafür, daß die Seitenwände des Schiffes aus derselben Zeit stammen, wie



18 Grundriß der Franziskanerkirche.

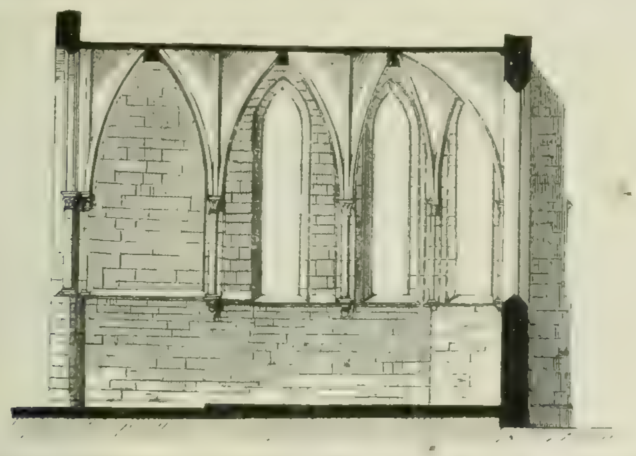
der Chor. Gleich in der Nähe der Kanzel, neben dem Thurme, zieht eine Thür mit Spitzbogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese Thür steht mit dem Kreuzgang des Klosters, zu welchem mehrere Stufen hinführen, in Verbindung. Dieselbe trägt den unzweifelhaften Charakter der Originalität, der Periode des alten Stils an sich, und somit unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die südliche, von der Thür unterbrochene Wand des gegenwärtigen Schiffes noch die alte Mauer sei. In dieser Überzeugung werden wir umsomehr bestärkt,

wenn wir die Seitenwand von außen untersuchen. Da zeigt es sich gar bald, daß die vermauerten, alten spitzbogigen Fenster zwischen den Rundbogenfenstern unverkennbare Spuren zurückgelassen haben; somit ist nicht nur der untere, sondern auch der obere Theil der südlichen Wand bis zum Kranzgesimse die ursprüngliche alte Mauer. Die vermauerten Fenster fallen mit den im Innern der Kirche befindlichen neueren Pfeilern zusammen, und das war eben der Grund, aus welchem man die alten Fenster vermauert und neben denselben neue in der Wand ausgebrochen hatte. Die nördliche Seitenwand der Kirche ist gleichfalls von einer alten Thür durchbrochen, welche in die St. Johanneskapelle führt. Die gegenwärtige St. Johanneskapelle wurde, wie wir später sehen werden, zwar erst im XIV. und XV. Jahrhundert erbaut, dagegen muß man aber wissen, daß an der Stelle dieser Kapelle eine ältere, gleichfalls zu Ehren St. Johannis geweihte Kapelle gestanden hatte; mithin hatte die hier erwähnte Thür auch zu jener Zeit thatsächlich ihre Bedeutung, als die gegenwärtige St. Johanneskapelle noch nicht bestand. Diese Thür läßt nicht daran zweifeln, daß die zweite Hauptwand, d. i. die nördliche des Schiffes der Kirche, ebenfalls derselben Zeit angehöre, wie der Chor. Demnach stammen nur die Pfeiler und das Gewölbe des Schiffes aus späterer Zeit. Wäre das ursprüngliche Schiff wirklich dreitheilig gewesen, dann hätte man offenbar auch beim Neubau diese Eintheilung beibehalten, und dann hätte es auch dieser riesigen Wandpfeiler nicht bedurft. Diese wurden augenscheinlich blos deshalb aufgeführt, um die Bogen des Gewölbes kleiner zu machen und somit die Festigkeit desselben zu verstärken. Daß die späteren Baumeister darauf ganz besonders bedacht sein mußten, hatte sie die Erfahrung gelehrt. Das Gewölbe des alten Schiffes war nämlich durch ein Erdbeben im Jahre 1590



19. Durchschnitt des ursprünglichen Sanctuariums der Franziskanerkirche

zerstört worden, so daß man im Jahre 1616 das gegenwärtige aufführen mußte. Das Gewölbe des Chors war jedoch unversehrt geblieben, und somit ist es einleuchtend, daß man den Zusammensturz des alten Schiffes auf die überaus weite Bogenspannung des Gewölbes zurückzuführen hat. Da jedoch die alten Seitenwände unversehrt geblieben waren, behielt man dieselben auch beim Neubau bei und verringerte blos die Bogenspannung des alten Gewölbes, indem man dieselbe auf stark vorspringenden Pfeilern ruhen ließ.



20. Längendurchschnitt des ursprunglichen Sanctuariums der Franziskanerkirche.

Weiteres haben wir an dieser Stelle über das Schiff nicht zu bemerken; umso mehr Veranlassung zur Untersuchung bietet uns aber die bereits erwähnte alte Thür des Schiffes, sowie der Chor selbst. Daß diese alte Thüre noch aus dem XIII. Jahrhundert stamme, beweist nicht nur die Construction des Gewändes, namentlich der zwischen den beiden Hohlkehlen befindliche Rundstab, sondern auch der Umstand, daß der Spitzbogen der Thüre sich ohne Vermittelung eines Capitäls dem Gewände anschließt. Der Rundstab sowie die Herabführung des Spitzbogens bis auf den Sockel bildet eben die am meisten charakteristische Eigenthümlichkeit des früh-gothischen Stils. Nicht minder lehrreich ist aber auch der Chor selbst. Schon der erste Anblick zeigt uns, daß die oberhalb des Altars befindlichen, aus gewöhnlichem farbigen Glase zusammengesetzten runden Fenster aus der Verstümmelung der alten spitzbogigen

Fenster entstanden sind. Im Übrigen behielt der Chor seine ursprüngliche Gestalt. Den Abschluß bilden drei Seiten eines Siebenecks; die Außenseite wird von sechs sehr starken Strebepfeilern gestützt. Das nicht sehr hohe Gewölbe ruht auf 12 Wandsäulen,[1] welche nicht bis zum Sockel herabreichen, sondern auf Consolen ruhen. Nur die Säulen des Triumphbogens reichen bis auf den Boden herab. Die Capitäle, Kämpfer und Basen der Wandseiten sind äußerst originell und können eher dem Einflusse der französischen als der deutschen Schule zugeschrieben werden. In der Bildung der Capitäle fällt zuerst die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit derselben auf. Ihr Kelch ist bald erhaben, bald wieder vertieft ausgestaltet; bei dem einen zeigt sich der dorische Echinus, bei einem andern das korinthische Capitäl. Ebenso originell sind auch die Blumen- und Blattornamente; es sind bald kugelförmige, eiförmige oder schneckenförmige noch unentfaltete Blumenknospen auf dürren Ästen, bald wieder Blätter, welche in Form einer Blume vereinigt sind. Der untere Theil der dürren Äste erinnert einerseits stark an die Kunstformen der französischen Schule, während sich anderseits wieder an den Blumenblättern die Nachahmung natürlicher Pflanzen zu erkennen gibt. Sie erinnern in vieler Hinsicht an die Überreste der Blumen- und Blattornamente der aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts stammenden Kathedrale in Kalocsa, von welcher wir wissen, daß sie unter dem Einfluß der französischen Schule erbaut wurde. Sobald man bei der Ornamentierung der Kirchen mit der stilisierten Behandlung der Pflanzen gebrochen hatte und zur Nachahmung der Natur übergegangen war, gelangte der gothische Kunstgeschmack zu immer entschiedenerer Herrschaft. Das Zeitalter der Früh-Gothik wird durch nichts entschiedener verkündet, als durch die getreue Nachahmung der Natur, und in dieser Hinsicht können wir in sehr interessanter Weise den Fortschritt verfolgen, wenn wir die pflanzlichen Ornamente der Wandsäulen in unserer Kirche mit dem an den Schlußsteinen derselben befindlichen vergleichen. Die an der glatten Oberfläche der Schlußsteine angebrachte reiche und dichte, aus fünfblätterigen Rosen, Wein-

[1] Siehe die Zeichnung in Band I. S. 351 dieses Werkes.

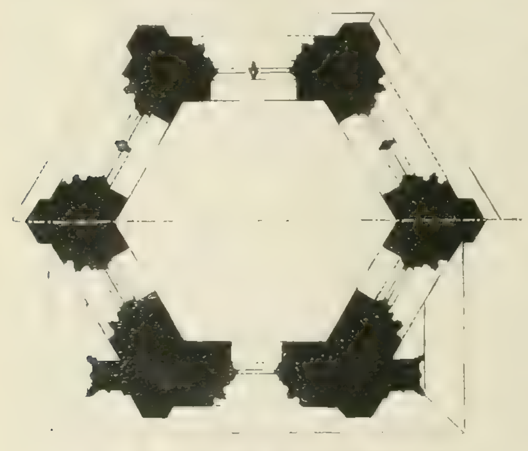
Der Thurm der Franziskanerkirche



laub und Petersilie ähnlichen Blattgewinden, oder aus Schlingpflanzen, Eichenblättern und Früchten bestehenden pflanzlichen Ornamente sind schon mehr der Natur nachgebildet und zeugen im Vergleich mit den noch mehr conventionell stilisierten Blattornamenten der Wandsäulen von einer bereits vorgeschritteneren Stilperiode. Auf die frühere Zeit der Entstehung dieser Capitäle weisen aber auch noch andere Kennzeichen hin. In den Säulenringen der Capitäle fehlt die Hohlkehle gänzlich, auch der Schaft zeigt keine Verjüngung, d. h. der Durchmesser desselben ist überall gleich. Als sehr originell kann man auch die Basen bezeichnen nicht nur wegen der Zahl sowie der Form ihrer Glieder, sondern auch wegen ihres Umfangs. Bei einigen finden sich am unteren Theile der Capitäle blatt- und schneckenförmige Verzierungen; ebenso originell sind auch die Consolen, auf denen die unteren Capitäle ruhen. Die Kämpfer sind mit Ausnahme eines einzigen aus einem Achteck gebildet und erinnern an die attische Basis; nur ist die attische Basis, wie es auch schon im romanischen Stil vorkommt, hier umgekehrt. Die Plinthe nämlich, welche den untersten Theil der attischen Basis bildet, erscheint hier als Abacus am obersten Theile, der antike, halbkreisförmige Torus ist hier in zwei schmälere, sich im spitzen Winkel schneidende Plättchen umgewandelt, die als drittes Glied verbliebene antike Hohlkehle der Basis ist hier gering eingezogen, während sie an der attischen Basis schärfer in den Torus einschneidet. Das vierte Glied der antiken Basis, der halbkreisförmige Rundstab, ist hier aus drei

Der Thurm der Franziskanerkirche.

schmalen Plättchen construiert. Auf die früh-gothische Zeit weisen auch die Rippen des Gewölbes hin, da, wie bekannt, die Hohlkehlen in der Zeit des spät-gothischen Stils immer weniger eingezogen wurden. Endlich zeugen auch die in drei Abstufungen sich verjüngenden Strebepfeiler für das hohe Alter derselben. Die dachförmigen Schrägen dieser Strebepfeiler mit ihrer auffallenden Neigung und den unter derselben befindlichen, scharf eingezogenen Hohlkehlen sind ebenfalls sehr alterthümlich.[1]



22. Grundriß des Franziskanerthurmes.

Was den Thurm der Kirche anbelangt, den wir unbedenklich für einen der schönsten Thürme in unserem Vaterlande und überhaupt für eine Perle des Spitzbogenstils erklären können, so hat man die Erbauung desselben schon in eine etwas spätere Zeit anzusetzen. Derselbe konnte in den ersten Jahrzehnten des XIV. Jahrhunderts aufgeführt worden sein; über das Jahr der Erbauung hat sich leider nicht die geringste schriftliche Aufzeichnung erhalten. Noch vor Kurzem hatten wir uns mit der Hoffnung geschmeichelt, daß sich im Knopfe des Thurmkreuzes irgendwelche geschichtliche Notizen vorfinden werden. Als man jedoch im verflossenen Sommer gelegentlich des Beginnes mit der Restauration des Thurmes das Kreuz abnahm, fand sich in der Kugel durchaus nichts Schriftliches vor. Das Broncekreuz war übrigens vor nicht gar so langer Zeit auf der Spitze des Thurmes angebracht worden, denn es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Spitze ursprünglich mit einer steinernen Kreuzblume geziert war, wie es die Regel des gothischen Stils erfordert.

[1] Henßlmann: Die Kunstdenkmale gothischen Stils in Ungarn (ung.) II. 99–105.

Infolge mangelnder schriftlicher Aufzeichnungen sind wir demnach genöthigt, uns einzig und allein auf das Zeugniß des Stils zu beschränken. Vor Allem sei bemerkt, daß dieser Thurm von der regelmäßigen Construction der Thürme insofern abweicht, als das Quadrat seines Unterbaues nicht in das Achteck, sondern in das Sechseck umsetzt, weshalb man an zwei Seiten Kragsteine anbringen mußte, um dem außerhalb des Vierecks fallenden Theile des Sechseckes die erforderliche Stütze zu geben. Außerdem sind an diesem Thurme noch die Fenster, die Friese, das Kranzgesims, der Giebel und die Ausgestaltung des Helmes der Beachtung werth. Das Gewände der Fenster ist dem Gewände der oben erwähnten aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Thüre des Langhauses ähnlich. An dieser Thür fehlt nur dem Rundstabe zwischen den beiden Hohlkehlen die im Maßwerke der Fenster vorkommende Nase. Die Glieder des Gewändes gehen ohne Vermittelung eines Capitäls direct in den Spitzbogen über, welcher auf einem regelmäßigen gleichseitigen Dreiecke construiert ist. Der Spitzbogen ist in der untern Abtheilung (oder im ersten Stockwerke) des Thurmes von zwei Kleeblättern und darüber einer vierblätterigen Rosette, in der oberen Abtheilung (oder im zweiten Stockwerke) von zwei vierblätterigen Rosetten und darüber einer ebenfalls vierblätterigen Rosette ausgefüllt. Alle sind im früh-gothischen Stil gehalten. Die unterhalb der Fenster sich hinziehenden Kleeblattbogen-Friese weichen insofern von einander ab, als die in der oberen Abtheilung befindlichen viel reicher behandelt sind, als die unteren. Die oberen haben Stengel, welche an ihrem unteren Theile in Lilien endigen. Beide Friese zeugen für die deutsche Schule. Das Kranzgesimse wird durch 12 Wasserspeier ersetzt, von deren symbolischer Bedeutung schon an anderer Stelle die Rede war.[1] Über dem Kranzgesimse erhebt sich an jeder Seite des Sechsecks ein mit Fialen versehener, sehr schön verzierter Giebel. Das Maßwerk ist aus der am untern Theile der Giebel angebrachten Figur des Drei- und Vierpasses construiert, deren Gestaltung gleichfalls auf die Zeit des früh-gothischen Stils hinweist. Der sechsseitige Helm endlich war

[1] Im I. Band dieses Werkes S. 351

ursprünglich nicht blos als durchbrochen geplant, sondern auch ausgeführt worden; seit dem im vorigen Jahrhunderte vorgekommenen Erdbeben ist jedoch das einfache Maßwerk desselben mit Ziegeln vermauert worden.[1] Das Maßwerk, ebenso wie die Krabben der Kanten und die Kreuzblume auf der Spitze sind streng im deutschen Stil gehalten.

Alle diese Eigenthümlichkeiten der Gestaltungsformen liefern demnach zur Genüge den Beweis dafür, daß die Erbauung des Thurmes in die ersten Jahrzehnte des XIV. Jahrhunderts falle, und daß alle jene, welche irregeführt durch die herrliche Ausgestaltung und durch die seltene Schönheit des edlen Kunstgeschmacks die Entstehung dieses Thurmes in das XV. Jahrhundert meinen setzen zu können, sehr weit von der Wahrheit entfernt sind. Das Irrige dieser Ansicht wird umso wahrscheinlicher, wenn man diesen Thurm mit der St. Johanneskapelle vergleicht, über deren Entstehung in der Zeit des spät-gothischen Stils schon schriftliche Aufzeichnungen vorhanden sind. Damit entfällt aber auch die Stichhältigkeit jener Vergleichung, aus welcher man die Identität der Kunstformen unseres Thurmes mit dem Stephansthurme in Wien glaubte constatieren zu können. Die Formen der einzelnen Theile unseres Thurmes sind viel strenger als die des Stephansthurmes und gehören thatsächlich einer älteren Zeit an. Der riesige Stephansthurm ist kein organisch gegliedertes und in gefälliger Weise abgestuftes Bauwerk; der unsere kann sich dieser künstlerischen Eigenschaften rühmen, und da man bei der im verflossenen Sommer vorgenommenen eingehenden Untersuchung desselben Steinmetzzeichen entdeckt hat, sind wir fest überzeugt, daß sich eben aus diesen Steinmetzzeichen die Richtigkeit unserer Ansicht documentarisch erweisen lassen werde.

Der Erbauung des Thurmes der Franziskanerkirche gieng offenbar mehrere Jahre eine kleinere, jedoch nicht uninteressante andere Schöpfung monumentaler Baukunst voraus, die St. Katharinenkapelle. Wie wir bereits gesehen haben, wurde diese Kapelle im Jahre 1311 erbaut, und da dieselbe nicht nur durch ihren eigentlichen Gründer,

[1] Vgl. Ungar. Ston[illegible]ung[illegible] III. 208.

sondern auch durch die von anderen Stiftern[1] und frommen Gläubigen eingeflossenen Spenden zu ansehnlichem Vermögen[2] und zu nicht unbedeutender Ausstattung[3] gelangte, kann man sich leicht denken, daß diese Kapelle trotz ihrer Kleinheit ein sehr schmuckes Gotteshaus unserer Stadt gewesen war. Leider hat sich von der alten, ursprünglichen, interessanten Architektur dieser Kapelle bis auf unsere Zeit nur äußerst wenig erhalten. Die Façade sowie das Innere derselben stammt zum größten Theile aus neuerer Zeit, oder ist ganz neu hergestellt. Die Kapelle wurde am Anfange des XVI. Jahrhunderts[4] zum Theil neu aufgebaut. Was sich von den älteren Bestandtheilen erhalten hat, zeigt uns treulich den ursprünglichen Stil des Ganzen, nicht minder auch das, daß diese am Anfange des XIV. Jahrhunderts erbaute Kapelle

[1] Daß diese Kapelle nicht nur durch den frater Franciscus nostri Ordinis (nämlich der Cistercienser von Heiligen kreuz) monachus de Columba, sondern auch durch Andere gegründet worden war, geht aus folgenden Worten der Urkunde des Abtes Johann von Heiligenkreuz aus dem Jahre 1311 hervor: Ipsius autem Fratris Francisci admonitionis nunquam erimus immemores atque aliorum fundatorum Capellae supradictae. (Fejér: Cod. Dipl. VIII. I, 624.)

[2] 1380. König Ludwig I. schreibt: dicitur nobis in personis religiosorum virorum Abbatis et conventus monasterii Sancte Crucis de Austria, quod nonnulli forent nobiles et alterius status homines in Comitatu Posoniensi comorantes, qui in quodam monte seu territorio cuiusdam Capelle eorum in honorem beate katherine virginis exstructe, conplures haberent vineas tam donacione procuratas, quam precio comparatas, de quibus non sicut alyas fuisset conswetum, sed quodam adinventa conswetudine abusiva, jus ipsorum, scilicet terragium, seu tributum montis eisdem dare et solvere non curassent nec curarent de presenti in prejudicium juris ipsorum valde magnum. deshalb erläßt er an den Preßburger Obergespan den Auftrag, den der Abtei rechtlich gebührenden Anspruch sowohl in Betreff des Grundzinses als auch hinsichtlich ihres Eigenthumrechtes gegen jeden Mißbrauch und jede Verkürzung in Schutz zu nehmen. Datiert aus Ofen 1380. (Dipl. Pos. I, 414—415.)

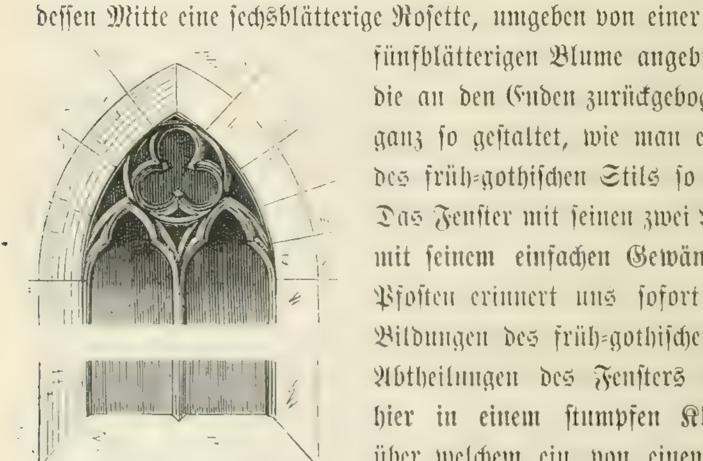
[3] In einem Verzeichnisse aus d. J. 1509 ist das bewegliche Gut dieser Kapelle aufgezählt: Vermerrkt das kirchengeräd Sand katherein Capelln, in Heiligen Creutzer Hof zw Presspurkh Zugehörung. (Dipl. Pos. III, 662)

[4] 1509—1517. edificabatur de novo Curia S. Chatarine, sicut apparet ex racione edificatoria. (Preßb. Stadtarchiv. Lad. 15. Nr. 29. Dipl. Pos. I, 2.) Daß diese Kapelle wenn auch nicht mit einem Thurme, doch jedenfalls mit einem Thürmchen geziert war, wird zur Genüge durch den Umstand erwiesen, daß der Rath der Stadt der Kapelle i J. 1524 eine Glocke geschenkt hatte und dieselbe durch den Zimmermann Grillen dort anbringen ließ (Stadtrechnungen. Preßb Ztg. 1877, Nr. 4

gleichfalls den rein gothischen Charakter an sich getragen hatte. Zu den erhaltenen ursprünglichen Theilen gehören das Rippengewölbe, drei Schlußsteine und das in der Mitte des Chorabschlusses befindliche Fenster, das einzige in der ganzen Kapelle. Das Gewölbe sowie die Rippen desselben zeigen noch sehr strenge Formen. Die Rippen ruhen nicht auf Pfeilern, sondern auf Consolen. Ihrer Form nach bilden sie eine nach oben sich immer mehr erweiternde und verbreiternde Wellenlinie; ihre Ausgestaltung ist demnach noch sehr roh und von einer Alterthümlichkeit, welche sozusagen noch über die Zeit der Erbauung dieser Kapelle zurück reicht. Die Schlußsteine sind sämmtlich im früh-gothischen Stil gehalten. Auf einem derselben, in dessen Mitte eine sechsblätterige Rosette, umgeben von einer fünfblätterigen Blume angebracht ist, sind die an den Enden zurückgebogenen Blätter ganz so gestaltet, wie man es in der Zeit des früh-gothischen Stils so häufig findet. Das Fenster mit seinen zwei Abtheilungen, mit seinem einfachen Gewände und dem Pfosten erinnert uns sofort an ähnliche Bildungen des früh-gothischen Stils. Die Abtheilungen des Fensters endigen auch hier in einem stumpfen Kleeblattbogen, über welchem ein von einem Kreis umspanntes, rundblätteriges Kleeblatt angebracht ist.[1]



23. Alter Gurt der St. Katharinenkapelle.



24. Altes Fenster mit Maßwerk in der St. Katharinenkapelle.

Die Ausbreitung und Erstarkung der neuen Richtung in der Baukunst läßt sich auch an einem andern Kunstdenkmale unserer Stadt in äußerst lehrreicher Weise verfolgen. Es ist dies unser Dom, dessen Betrachtung für die Bereicherung unserer Kenntnisse in der That sehr fruchtbar werden kann. Sobald wir die einzelnen Theile desselben mit Aufmerksamkeit untersuchen, ergibt sich das Lehrreiche sofort. Namentlich

[1] Henszlmann: Die Kunstdenkmale gothischen Stils in Ungarn (ung.) II, 174–176.

können wir uns davon überzeugen, wie die schon im XIII. Jahrhundert in der Umgestaltung begriffene architektonische Kunstform immer mehr in der neuen Form erstarkt. Diese hatte im XV. Jahrhundert bereits einen solchen Grad ihrer Entwickelung erreicht, über welchen hinaus wieder eine andere Kunstrichtung, die Zeit der Renaissance, ihren Anfang nimmt. Das XIV. Jahrhundert, welches die Entwickelung des XIII. und XV. Jahrhunderts vermittelt, hat auch an unserem Dome unverkennbare Spuren zurückgelassen.

Der Besucher unseres Domes wird unwillkürlich von dem ganz eigenthümlichen Eindruck ergriffen werden, den ein monumentales Bauwerk im gothischen Stil auf jeden Menschen, selbst solche, die für einen andern Stil eingenommen sind, hervorzubringen pflegt. Die hochgewölbten Hallen, die kühn durchbrochenen Seitenwände, das den Blick zum Himmel empor lenkende Gewölbe, die überall hervortretende, zierliche architektonische Gliederung, das durch die im herrlichen Farbenschmuck prangenden Fenster eindringende, die weiten Räume durchfluthende Lichtmeer stimmen unwillkürlich das Gemüth zur Andacht. Diese Wirkung macht sich in Preßburg mit doppelter Stärke fühlbar, da an den Dom unserer Stadt sich außer seiner monumentalen Bedeutung für dieselbe auch noch ein historisches Moment knüpft, indem derselbe lange Zeit hindurch der Krönungsdom gewesen war. Hat man jedoch den ersten Eindruck überwunden und geht nun nach der ersten Überraschung an die kritische Prüfung dieses monumentalen Bauwerkes, so gelangt man immer mehr zu der Überzeugung, daß dasselbe denn doch nicht alle Vorzüge der Gothik in sich vereinige, vermöge deren dieser Stil die höchste, einer weiteren Entwickelung nicht mehr fähige Stufe vollendeter Meisterschaft auf dem Gebiete der Architektur in andern Ländern erreicht hatte. Unser Dom weist, vom Standpunkte der Kunstarchitektur betrachtet, auch solche Mängel auf, infolge deren er sich mit der viel kleineren St. Johanneskapelle der Franziskanerkirche nicht im entferntesten messen kann. Der Thurm, dessen plumpe, jeder Zier entbehrende Formlosigkeit schon der äußeren Schönheit des Gebäudes vielfach Abbruch thut, äußert ebenso unvortheilhaften Einfluß auf das Innere derselben, da infolge seiner Anlage der Orgelchor der Kirche übermäßig weit in das

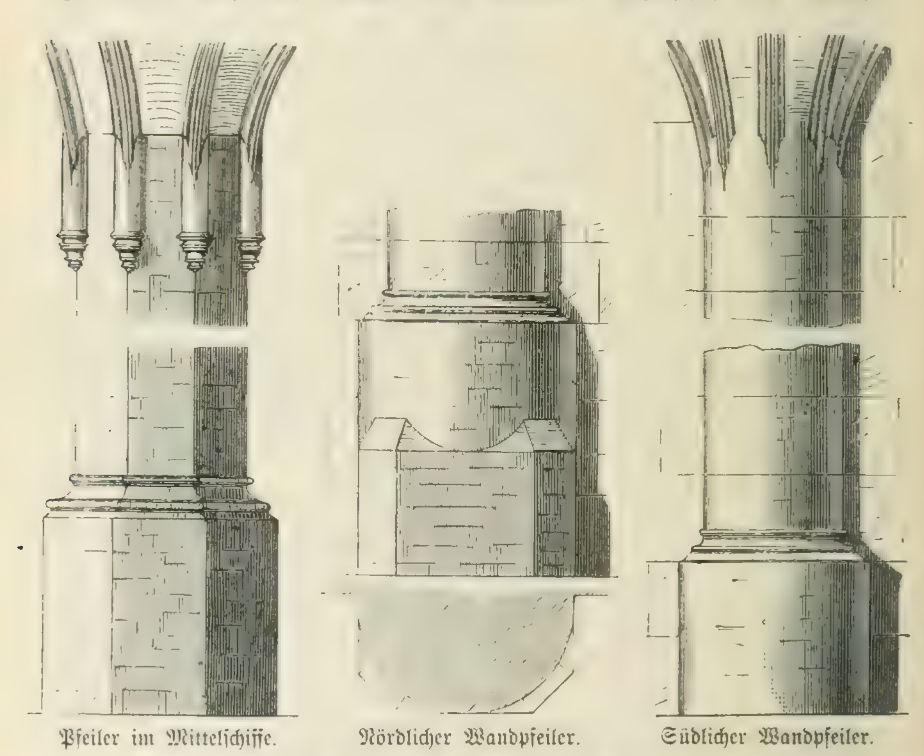
Schiff hinein vorgeschoben wurde. Doch weist auch das Schiff selbst mehrere Unzukömmlichkeiten auf, namentlich zeigt sich der Mangel einer organischen Gliederung darin, daß es der Seitenapsiden entbehrt. Außerdem sind die Seitenwände, namentlich an der nördlichen Seite, weit weniger von Fenstern durchbrochen und zeigen demnach nicht jene schlanke, gleichsam schwebende Leichtigkeit, welche eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des gothischen Stils bildet. Auch in der Vertheilung der Fenster macht sich hinsichtlich der Größe und Form derselben der Mangel eines consequent beobachteten Verhältnisses bemerkbar, denn man findet hier größere und kleinere, doppelte und runde Fenster. Auch das Maßwerk derselben zeigt keine consequent durchgeführte geometrische Construction. Die Fenster sind, ebenso wie die Gurten und einzelnen Gewölbekappen, insofern unregelmäßig, als fast jedes derselben außerhalb der Achse des betreffenden Strebepfeilers liegt. Die Wölbungsbogen des Schiffes sind sehr gedrückt und entbehren demnach der schwungvollen Höhe des gleichschenkeligen oder stumpfen Spitzbogens, welcher die Inbrunst des Gebetes und der Andacht, den erhabenen Flug des Geistes, so treffend charakterisiert. Überhaupt sind im Gewölbe der Kirche überall die größten Unregelmäßigkeiten sowie die überall zu Tage tretenden Mängel der correcten Ausführung wahrnehmbar. Die massiven, polygonen Pfeiler sind ungegliedert geblieben; die Rippen des Gewölbes setzen sich nicht bis herab in den Pfeiler fort, weshalb diese im Verhältniß zu dem ohnehin nicht sehr weiten Raum des Schiffes als entschieden zu massig erscheinen. Aber auch in den Maßverhältnissen der Pfeiler vermißt man die gegenseitige Übereinstimmung. Die Wandpfeiler des nördlichen Schiffes sind schwächer, als die des Mittelschiffes, während die Pfeiler des südlichen Schiffes nicht einmal den Durchmesser der Wandpfeiler an der nördlichen Seite erreichen. Ebenso vergeblich sucht man nach der Übereinstimmung zwischen dem Schiffe und dem Sanctuarium. Das Sanctuarium ist unzweifelhaft eine viel vollendetere, künstlerische Schöpfung, als das Schiff und demnach auch von weit bedeutenderer Wirkung. Die Seitenwände desselben sind von mächtigen Fenstern durchbrochen, welche dem Ganzen ein viel erhabeneres Aussehen verleihen, umsomehr, da auch

das Spitzbogengewölbe des Sanctuariums von bedeutenderer Höhe ist, als das des Schiffes. Vermöge seiner außerordentlichen Tiefe eignet sich das Sanctuarium zwar sehr zur Entfaltung eines außergewöhnlichen ceremoniellen Gepränges, was namentlich bei den in späteren Zeiten stattgefundenen Krönungsfeierlichkeiten von großem Vortheil war, doch abgesehen davon, entspricht dies weniger den Regeln der kirchlichen Architektur und schwächt infolge dieser Abweichung von den üblichen Verhältnissen jedenfalls die harmonische Wirkung unseres Domes ab. Es zeigt sich schon beim ersten Anblick, daß das Sanctuarium in der Gestalt, welche es gegenwärtig zeigt, in dem ursprünglichen Plane nicht beabsichtigt gewesen sein konnte, sondern erst später dem aus älterer Zeit stammenden Schiffe hinzugefügt wurde. Weniger störend wirkt der thatsächlich vorhandene Umstand, daß das Sanctuarium nicht vollständig in der Längenachse des Langhauses liegt [1] und demnach auch in dieser Hinsicht eine Abweichung von der üblichen Regel bildet.

Doch sind es, wie wir sofort hinzufügen müssen, eben diese Mängel unseres Domes, welche uns anderseits den Schlüssel zur Lösung solcher Fragen bieten, die sich auf die Zeit der Entstehung der einzelnen Theile desselben beziehen. Denn die angeführten Mängel sind hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Kirche in der Gestalt, welche sie gegenwärtig aufweist, nicht zu einer Zeit und nicht nach einem einheitlichen Plane entstanden ist. Es ist gar nicht so schwer, an dem Gebäude selbst den Nachweis zu führen, daß man bis in das vorige Jahrhundert an demselben fortwährend gebaut hatte. Wie wir bereits gesehen haben, bestand das Schiff der Kirche sammt dem zum Thurm gehörenden Theile schon im XIII. Jahrhundert; daß man jedoch auch im XIV. Jahrhundert an dem Ausbau dieses Werkes thätig war, läßt sich ebenso bestimmt erweisen.

[1] Dies ist zwar aus der in Band I. S. 183 mitgetheilten Zeichnung nicht ersichtlich, verhält sich jedoch thatsächlich so, wovon man sich leicht überzeugen kann. Übrigens bemerkt auch der Zeichner dieses Grundrisses, Professor Joseph Konyoki, in einer von ihm verfaßten Gelegenheitsschrift folgendes: Was die Anlage betrifft, ist das Sanctuarium genau orientirt, liegt aber außer der Längenaxe des Schiffes mit einer Abweichung von 2' zur Nordseite. (Zur Erinnerung an die feierliche Consecration des Hochaltars im restaurirten Sanctuarium des Krönungs Domes in Preßburg 1867. 7.)

Daß während des XIV. Jahrhunderts die Bauthätigkeit an unserem Dome nicht geruht hatte, beweisen zur Genüge schon allein die im Capitelarchive vorhandenen Ablaßbriefe, welche man zum großen Theile eben zur Beschaffung der erforderlichen Baukosten erlassen hatte. In einem derselben, welcher von Csanádi, Erzbischof von Gran,



Pfeiler im Mittelschiffe. Nördlicher Wandpfeiler. Südlicher Wandpfeiler.

25—27 Pfeiler aus dem Schiffe des Domes.

i. J. 1318 verkündet worden war, wird allen jenen, „welche die Kirche zu St. Martin mit Spenden unterstützen,"[1] ein Ablaß von 40 Tagen bewilligt. In einem andern, welchen ein zehngliedriges Cardinalcollegium[2] i. J. 1339 erlassen hatte, wird allen jenen, welche unter anderem der Kirche zu St. Martin „Kerzen, Gegenstände zur Ausschmückung oder zur sonstigen erforderlichen Ausstattung derselben"[3] spenden, oder

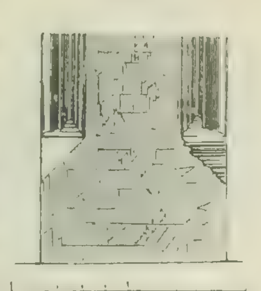
[1] qui Ecclesiam Sancti Martini Elemosynis adjuverint.

[2] Indulgentia decem cardinalium.

[3] qui ad fabricam luminaria, ornamenta aut quaevis alia dictae ecclesiae necessaria porrexerint adjuvantes

„dieser Kirche letztwillig Gold, Silber oder eine jährliche Unterstützung als Vermächtniß hinterlassen" gleichfalls ein Ablaß bewilligt. Ein dritter vom Cardinallegaten Demetrius v. J. 1380 verkündeter Ablaßbrief bewilligt allen jenen, welche „mit den ihnen von Gott verliehenen Gütern zum Bau des Hauses des Herrn hilfreiche Hand bieten,"[1] gleichfalls einen Ablaß. Daß sich auch thatsächlich Personen fanden, welche zu den Kosten des Kirchenbaues beisteuerten, beweist unter anderem der Domherr und Pfarrer zu St. Lorenz, Johann Lang, welcher im Jahre 1348 der Kirche zu St. Martin 12 Eimer Wein vermachte und an derselben sogar für ewige Zeiten eine Kaplanstelle stiftete.[2] Laut eines Testamentes vom Jahre 1390 hatte Katharina, die Witwe Peters, Sohnes des Andreas, die Hälfte ihres Vermögens gleichfalls der Kirche zu St. Martin vermacht.[3] Gewiß waren dem Beispiele dieser Spender auch andere gefolgt, oder waren ihnen mit ihrem Beispiele vorangegangen. Diesen Daten zufolge war man demnach von 1318–1390, sozusagen das ganze Jahrhundert hindurch mit dem Bau der Kirche beschäftigt, da man sonst die Gläubigen durch Verleihung von Ablässen zur Darbringung von Spenden nicht angeeifert haben würde. Da wir jedoch anderseits wissen, daß man mit dem Bau des gegenwärtigen Sanctuariums erst im Jahre 1461 begonnen hatte, ist es zugleich klar, daß die im XIV. Jahrhundert unternommenen Bau=





28 Triumphbogen des Domes

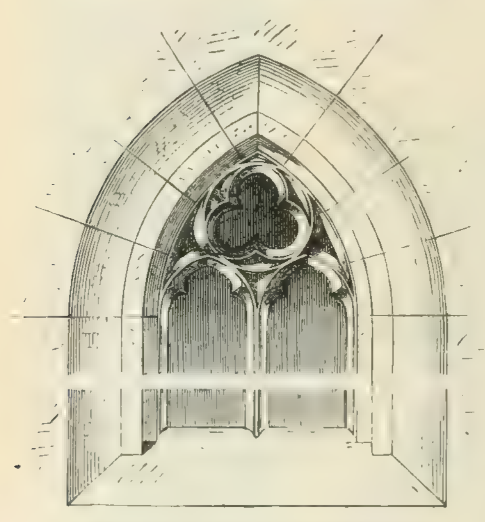
vel qui in eorum testamentis dictae ecclesiae aurum argentum donaverunt aut aliquot per annum subsidium dictae ecclesiae donaverunt, legaverunt et paraverunt. (Datum annorum decima 18 die aprilis anno Domini 1339 et pontificatus Domini Benedicti papae XII anno quinto. Preßb. Capitelarchiv Capsa I, Nr. 4.)

[1] manusque de bonis sibi a Deo collatis ad ipsius Ecclesiae structuram porrexerint adiutrices. (Datum Bude anno D. 1380. Die 14 Martii pontificatus . . Dni Urbani papae VI. anno 2-do. Capsa I, Nr. 5.)

[2] XII. tunellas vini pro construccione Ecclesie Sancti Martini assignassent, nämlich die Testamentsexecutoren. (Preßb. Stadtarch. B. 23. Nr 9. Dipl. Pos. I, 256. Und Preßb. Ztg 1877, Nr. 84.)

[3] Catharina relicta Petri filii Andree de Felßaß, im Preßb. Capitelarch. Capsa I, Nr. 14.

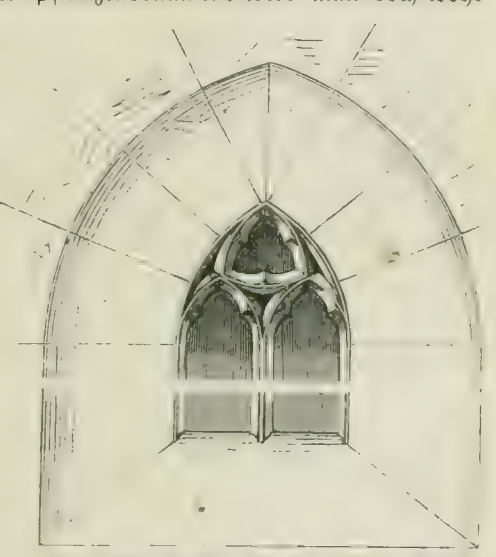
arbeiten sich nur auf das Schiff der Kirche, beziehungsweise auf die St. Annakapelle bezogen haben können. Die Einweihung des Schiffes fand laut Angabe der Urkunden im Jahre 1452 statt.[1] Diese Angabe findet thatsächlich auch in dem Schiffe selbst ihre Bestätigung. Denn abgesehen von einer einzigen Abtheilung, sowie von den Consolen des Gewölbes und der Rippen desselben, findet sich im Schiffe nicht ein einziger Theil, welcher mit der Bauart des XIV. Jahrhunderts im Widerspruche stünde, weder an den Pfeilern, noch am Triumphbogen, noch auch an den Fenstern sowie an den äußern Strebepfeilern. Die Pfeiler weisen noch die Afterform der attischen Basis auf in ihrer gedrungenen, romanischen Gliederung, wie man es aus der Zeit der spät-romanischen oder der Übergangsperiode auch an andern Orten finden kann. Der achteckige Stamm der Pfeiler, welcher aus dieser Zeit in andern Ländern, besonders aber in unserem Vaterlande so häufig angetroffen wird, ist noch von jener älteren Einfachheit und Ungekünsteltheit, welche von der gekünstelten und überladenen



Das Fenster über dem Haupteingange.
29. Fenster in der nördlichen Wand des Kirchenschiffes

[1] Im Jahre 1452 schreibt Georg, Bischof von Milko und Vicar des Erzbischofs von Gran: Noverint universi, quod Nos in Anno Domini 1452 feria sexta proxima ante dominicam Oculi ex mandato Domini nostri Cardinalis in Posonio, dum Ecclesiam majorem S. Salvatoris et Beati Martini Confessoris ad honorem consecrassemus, in eaque Ecclesia quatuor Altaria dedicassemus, und nun bewilligt er auf die Bitte der Gläubigen und insbesondere auf den Wunsch des Pfarrers Martin, damit die Kirche von den Gläubigen in Ehren gehalten werde, aus erzbischöflicher Vollmacht für zahlreiche Festtage (welche angeführt werden) den bußfertigen Besuchern dieser Kirche einen 40 tägigen Ablaß. Datiert Preßburg 1452 feria quinta proxima post festum B. Gregorii Pape. (Rimely): Cap. Pos. 333—334 Aus dem Pfarrarchiv.)

Gestaltungsweise des XV. Jahrhunderts sich so augenfällig unterscheidet. Dazu kommt noch der Umstand, daß diese Pfeiler keine Capitäle haben, was keinesfalls auf das XV. Jahrhundert hinweist, sondern vielmehr jener Zeit sehr nahe kommt, in welcher man die Rundstäbe und Hohlkehlen des Bogens an der porta speciosa unmittelbar mit dem Thürgewände verbunden hatte; denn das auf die Rundstäbe dieses Thürgewändes gleichsam aufgeklebte Pflanzenornament wird man doch wohl nicht als ein Capitäl annehmen können. Möglichst noch alterthümlicher sind die Wandpfeiler des nördlichen Seitenschiffes, welche sich fünfseitig auf der achteckigen Basis erheben. Die Basis derselben stimmt übrigens mit dem attisierenden Fußgesims der Hauptpfeiler des Mittelschiffes überein, nur ist ihr Durchmesser etwas kleiner als bei diesen.



Das zweite Fenster in der nördlichen Wand
30. Fenster in der nördlichen Wand des Kirchenschiffes

Was den Triumphbogen betrifft, so ist die Dicke desselben größer, als der Durchmesser der Hauptpfeiler des Mittelschiffes, was allein schon genügt, um die Entstehung desselben in die Zeit der Vollendung des früher bestandenen Sanctuariums zu versetzen. Die Mächtigkeit der Gurte, sowie die reiche Gliederung derselben weisen auf die Entstehung dieses Theiles in einer ziemlich frühen Zeit des XIV. Jahrhunderts hin, und da derselbe eines der Hauptglieder des alten Sanctuariums ist, kann man annehmen, daß auch dieses Sanctuarium beiläufig in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts fertig gestellt worden sei.

Diese Zeit haben wir auch für die beiden, in der nördlichen Wand des Schiffes befindlichen Fenster anzunehmen. Beide sind zwei-

theilig und der Spitzbogen eines jeden ist auf einem gleichseitigen Dreiecke construiert. Das Gewände des einen, welches sich über dem Haupteingange, der Prunkthüre, befindet, ist von solcher Einfachheit, daß man die Entstehung desselben kaum in einer spätern Zeit des XIV. Jahrhunderts annehmen kann. Auch der Pfosten dieses Fensters ist noch sehr einfach. Dieser sowie die gedrungene, massige Form des über zwei gedrückten Kleeblattbogen sich erhebenden, vollständig runden, größeren Kleeblattes weist auf die Zeit des strengen Stils hin, so daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß zwischen der Zeit der Entstehung dieses Fensters und der des unter demselben befindlichen Haupteinganges kein gar großer Unterschied obwalte. Das zweite, ebenfalls in der nördlichen Wand befindliche Fenster dagegen unterscheidet sich von dem ersteren schon insofern, als das Maßwerk desselben bereits die spitz zulaufende Ausgestaltung des Kleeblattes aufweist. Das Gewände dieses Fensters ist womöglich noch einfacher und besteht nur aus zwei flachen Schrägen. Sowohl die Einfachheit als auch die Strenge seiner Ausgestaltung und des Maßwerks weisen gleichfalls auf eine frühe Periode des Stils zurück.

Am deutlichsten jedoch spricht für die Zeit ihrer Entstehung jene Prunkthüre, welche aus dem nördlichen Seitenschiffe des Langhauses über mehrere Stufen zur St. Annakapelle hinaufführt.[1] Die gegenwärtige Eintheilung der Kirche macht auf jedermann den Eindruck, als ob man diese Thüre der Kapelle wegen hier angebracht hätte, da kein anderer Eingang in dieselbe führt. Das ist jedoch ein großer Irrthum, da diese Thüre ursprünglich in gar keiner Beziehung zur Kapelle gestanden hatte und bereits längst vor der Erbauung derselben vorhanden war. Sie hatte dem ursprünglichen Plane gemäß einen Eingang von der Gasse in die Kirche gebildet, und wenn man den Stil derselben mit dem der Kapelle vergleicht, wird man leicht zu der Überzeugung gelangen, daß diese Thüre nicht zu gleicher Zeit mit der Kapelle und nicht nach dem Plan eines und desselben Baumeisters entstanden sein könne. Die Thüre zeigt die in der alten Zeit übliche Construction. Über der Hypotenuse eines gleichschenkeligen Dreiecks breiten sich vier schmale Hohlkehlen zwischen fünf Rundstäben aus. Überraschend ist hier die Wahrnehmung, daß die zwei mittleren Rundstäbe

[1] Siehe die Zeichnung in Band III, S. 323.

beiläufig im Drittel der Thürhöhe unterbrochen und mit Capitälen ausgestattet sind, während durch das Zusammentreffen des halben Capitäls mit zwei Hohlkehlen Raum zum Anbringen einer Statue an jeder Seite gewonnen wurde. Über den Statuen erheben sich Baldachine, über welchen der Rundstab sich bis zum Spitzbogen hinauf fortsetzt. Sehr ungewöhnlich ist das Fehlen einer unterbrechenden Gliederung zwischen dem Gewände der Thüre und dem Spitzbogen. Die Rundstäbe und Hohlkehlen des Spitzbogens setzen sich ohne Unterbrechung an dem Gewände herab fort, so daß blos die Säulen mit der Statue und dem über derselben befindlichen Baldachin Abwechslung in die Monotonie der Thüreconstruction bringen. Die Archivolte ist in der Regel überall durch Capitäle vom Gewände getrennt, so daß die Rundstäbe derselben auf den Capitälen der Säulen des Gewändes, beziehungsweise auf der von den Capitälen getragenen Deckplatte derselben ruhen. Die architektonische Construction unserer Thüre ist demnach ungewöhnlich, doch beweist das Ungewöhnliche durchaus nichts gegen das Alter derselben, da man Ähnliches auch anderswo, sowohl bei uns, als auch in Frankreich findet. Die schlanke, man könnte sagen graziöse Construction, die sogenannte Überhöhung des Spitzbogens, das zwischen der Breite und der Höhe, sowie zwischen dem Gewände und der Öffnung bestehende Ebenmaß verleihen dieser Thüre so viel Schönheit, daß man dieselbe schon aus diesem Grunde mit den aus späterer Zeit stammenden Theilen der Kirche, welche bereits den Stil im Verfall zeigen, nicht auf gleiche Linie stellen kann. Das zwischen den constructiven Elementen der Thüre herrschende Ebenmaß ist von ähnlicher Schönheit, wie die Verhältnisse am Parthenon, dem harmonischesten Bauwerke der Welt, es ist dasselbe, was in der Musik der doppelt genommenen Quinte entspricht. Das hohe Alter der Thüre wird jedoch noch deutlicher durch das Relief des Bogenfeldes verkündet.[1] Dieses Relief im hohen Spitzbogen der Thüre stellt die heil. Dreieinigkeit dar. Auf dem Throne sitzt die imposante Gestalt Gottes des Vaters mit dem gekreuzigten Christus vor sich in seinem Schoße; über ihm schwebt der heil. Geist in Gestalt einer Taube. Die übrigen Theile des Feldes werden rechts und links von zwei knieenden

[1] Siehe die Zeichnung auf S. 219 und 323 des III. Bandes

Engeln eingenommen, von denen der eine die Hände zum Gebet gefaltet hat, der andere aber auf Christus hindeutet. Über den Engeln ist Blattwerk angebracht und oberhalb desselben zur rechten Seite ein Pelikan, zur linken ein Löwe mit seinem Jungen. Über diesen ist wieder Laubwerk.

Das erste, was wir bei diesem Relief zu bemerken haben, ist die noch im streng typischen Stil gehaltene Ausführung des Ganzen. Wenn sich auch gegen die Zeichnung der Gestalten so manche Ausstellungen erheben lassen, so zeugt doch das Relief selbst unverkennbar für das hohe Alter dieses Werkes. Die Gestalt Gottes des Vaters zeigt trotz ihrer verhältnißwidrigen und starren Haltung dennoch viel Hoheit und Würde. Während derselbe in Werken aus späterer Zeit als hochbetagter Greis dargestellt ist, erscheint er hier noch in kraftvoller Blüte des jugendlichen Mannesalters mit dem älteren idealen Typus des ursprünglichen Christusbildes, mit langem, lockigen Haar und Bart und nackten Füßen. Der das Haupt umgebende doppelte Heiligenschein zeugt ebenso wie der Faltenwurf des Gewandes für das hohe Alter des Werkes. In den Werken aus der Zeit des XV. Jahrhunderts erscheinen die Gewänder gewöhnlich in kleine, eckige Falten gebrochen, während auf unserem Relief der Faltenwurf des bis zu den Knöcheln herabwallenden Gewandes so wie des auf der Brust durch eine Spange zusammengehaltenen weiten Mantels breit und bequem ist. Das Kreuz Christi mit den schon eher einem Balken als einem Baume gleichenden, aufwärts gerichteten Armen erinnert lebhaft an die aus dem XIII. Jahrhundert bekannten Formen. Ebenso erinnert die anatomische Durchbildung des Oberkörpers sowie die Perspective der Beine gleichfalls an ähnliche Darstellungen auf alten Kunstwerken. Die Engel sind nach altüblichem Brauch bis zum Hals hinauf bekleidet, in eine Tunika und einen Mantel gehüllt. Der steife, in parallelen Linien verlaufende Faltenwurf ihrer Gewänder, die in ihrer Haltung sich zeigende eckige Manier, sowie die Anordnung ihrer Flügel weisen ganz entschieden auf alte, früh-gothische Vorbilder hin. Man könnte fast versucht werden, dieses Werk für einen Überrest der älteren, im romanischen Stil gehaltenen Kirche unserer Stadt zu halten, wenn dieser Annahme der übertrieben hohe Spitzbogen der Umrahmung, sowie der an die Früh-

gothik erinnernde Faltenwurf und endlich der in diesem Werke ausgesprochene, verallgemeinernde gothische Kunstgeschmack nicht im Wege stünde. Am meisten geeignet zur Zeitbestimmung der Entstehung dieses Werkes erscheint die Ausführung des Blattornamentes. Der Künstler ahmte in demselben unverkennbar das Eichenlaub nach, jedoch in der Stilisierung des XIV. Jahrhunderts. Von viel größerer Bedeutung ist aber die Darstellung des Löwen und des Pelikans, welche ganz entschieden auf eine ältere Zeit hinweist. Die bürgerlichen Baumeister in Frankreich giengen schon in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts von der symbolischen und typologischen Auffassung der mönchischen Baumeister ab und nahmen statt dieser die historische an. Bei uns sind symbolische Darstellungen selten, am seltensten jedoch die typologischen, von welcher sich nur ein Beispiel an den Wänden der zur Grabkirche der Kathedrale in Fünfkirchen hinabführenden Treppe findet. In unserem Relief ist der Pelikan das Symbol des Opfertodes Christi, der Löwe mit seinem Jungen das Symbol der Auferstehung des Herrn.[1] Deshalb stehen beide Figuren ganz passend neben dem Kreuze, wie man Ähnliches auch im Dome zu Bourges, auf den Tafeln in Verdün, in den Sculpturen zu Jmbach und Neuberg findet. Alle diese Umstände zusammengenommen zeugen dafür, daß dieses Relief sammt der Thüre, zu welcher es gehört, thatsächlich aus der Zeit vor dem XV. Jahrhundert stamme, weshalb unsere bedeutendsten Kunstkritiker die Entstehung beider in das XIV. Jahrhundert ansetzen.[2]

---

[1] Hommel: Die aethiopische Übersetzung des Physiologus. Leipzig 1877. S. 46. 49. Heider: Über Thier-Symbolik und das Symbol des Löwen in der christlichen Kunst. Wien 1879. S. 16 u. ffg.

[2] Emerich Henßlmann, dem wir auch an dieser Stelle gefolgt sind, erklärt diese Prunkthüre sammt dem ganzen Langhause, zu welchem dieselbe führt, für ein Werk des XIV. Jahrhunderts. (Die Kunstdenkmale gothischen Stils in Ungarn. (ung.) II, 139—44. Nach Ipolyi „weist die Darstellung des ganzen Reliefs ebenso wie die künstlerische Behandlung auf eine Kunstbildung hin, welche einer viel älteren Zeit angehört, als die spät gothische Kunst des Preßburger Domes.“ (Denkmale der mittelalterlichen Bildnerkunst in Ungarn (ung.), mitgetheilt in seinen Kleineren Schriften I. 124 und ebenderselbe in den Mitth. d. Centr. Com. 1857. II. 190. Die Redaction der Wiener Mittheilungen schreibt: „Nach unserer Überzeugung ist das Tympanum ein Überrest des Portales von der, vor dem XV. Jahrhundert entstandenen Kirche.“ (Ebenda.)



X.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Spät-gothischer Stil.

Die Thätigkeit, welche man im XIV. Jahrhundert beim Ausbau unserer monumentalen Gebäude entfaltet hatte, gestaltete sich noch bedeutend reger im XV. Jahrhundert, was vor allem unser Dom beweist. Wie man nämlich aus einzelnen Schriftstücken und Testamenten ersieht, waren sowohl von Privatpersonen als auch von Seiten der Stadt häufig Beiträge zu den Kosten des Baues eingeflossen.[1] Davon zeugen jedoch auch einzelne Theile der Kirche selbst, welche sich in augenscheinlicher Weise von den aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Partien desselben unterscheiden. So zeigt namentlich der Wandtheil in der vierten Abtheilung des südlichen Seitenschiffes — in der Richtung von

[1] Im Jahre 1411 verkauft „Stefan pawmaister und Chorherr zu sand Mert awch pharer zu sand Larentzen" sein in der Spitalgasse gelegenes Haus um 16 Pfund Denare, die er „zwm paw S. Merten kirichen verpawt hat." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 11.) — 1429 vermacht Clara, die Gattin des Ulrich Frantz, „1 phund denare weißgelt tzu dem paw Sand mertteins kirichen." (Prot. Test. I, 29/a.) — 1436 schreibt Niclas Harrer: „Item So schaff ich zu Sannd Mertin . . . . . zu dem gepew tzehen gulden an gold," d. h. den dritten Theil von 10 fl., da der Erblasser auch noch zwei andere Kirchen erwähnt (Prot. Test. I, 26/a.) — 1440 vermacht Andreas Käser „Item pro ecclesia Sancti Martini extra muros posonii pro fabrica Ecclesie IIII-or flor." (Prot. Test. I, 34.) — 1441 schreibt Erhart Hirß, Hauptmann von Hainburg, dem

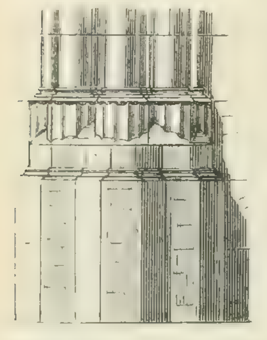
Ost nach West oder vom Sanctuarium gegen den Orgelchor zu gezählt — eine Abweichung von der Einfachheit der aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Theile des Langhauses. Den Wandtheil dieser Abtheilung muß man schon in die Zeit des XV. Jahrhunderts ansetzen. Denn

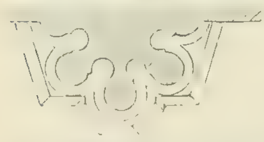
---

Rathe der Stadt Preßburg: „Als ir mir verschriben habt von wegen ewres abfuren kalichs und ander notdurften zu sand Mertenbaw und mannet ew das Mawt frey lassen, das ich keinen gewalt hab." Er weist denselben nun an, sich behufs Erlangung der Mauthfreiheit an seinen Herrn, den Ritter „hildprandt des fuchsen" dessen Hauptmann und Mautheinnehmer er sei, zu wenden. (Dipl. Pos II, 562—63. Preßb. Stadtarch. Ld. 60. Nr. 40.) — 1444 schreibt „Peter Grünpekch, flöczer Burger czu Wienn" dem Rathe der Stadt Preßburg „von des gelts wegen daz man mir noch schuldig ist von sand merten kyrchen" für welche Summe ihm gutgestanden waren „der Richter und der peter Jungetel und der Bärtlme Scharrach und mein here der lachüttl." Er ersucht um die Auszahlung des Betrags. (Dipl. Pos. II, 610. Preßb. Stadtarch. Lad. 60. Nr. 48.) — 1446 vermachte Gabriel Pfarrer von Schachtiz „zu Sannd Merten kyrichen zum paw" 33 fl (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 71. — 1449 heißt es in den Kammerrechnungen: „hat mir Herr Peter Kraws In dy Raitung gelegt, das er für mich hat gebn auf dy Stainmetzen und auf die aribater, zu sand Merten kirichen zum paw . . . . das pringt 21 Wochen, so hat er für mich geben den Herrn Niklas des Flinsen, pro fabrica ecclesie alle wochen 4 fl." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 71.) — 1449: „hab ich gebn Herrn Niclas Flins zum paw zu Sand Merten kyrichen, alle Wochen 4 fl. auf dy aribater, pringt 84 fl." Ferner: „von wegen 2 zedl dem wilhelm Scherer 14 fl. und zum paw zu sand Merten kyrichen, dem Niclas Flins kyrichen Maister, von Conceptionis Marie usque Purificacionis Marie, auf 8 wochen per 4 fl. facit 22 fl. und den Herrn Niclassen Flins kyrichen Maister zu Sannd Martin kyrichen, 6 Wochen auf dy Stain Metzen und klain aribater alle wochen 4 fl pringt 24 fl. (Preßb. Ztg 1877, Nr. 71.) — 1457 bekennt „hanns Astpekch der flötzer burger ze Wienn, das mir der erber Weise Stephan Gmaytl Richter zu Prespurg ausgericht und betzalt hat zwaintzig phunt phenning, an den virtzig phunt phening, So der Rat zu Prespurg um Holczwerch von sand Mertten Kirchen wegen, meinem vorvodern Petern dem Grünpekchen seligen ist schuldig worden." Datiert Wien 1457. (Dipl. Pos. III, 234. Preßb. Stadtarch Lad 26 Nr. 2 — Im Jahre 1461 heißt es: „hab ich kawft von der palanterin 1 Centen und 4 Pf. Eysen zu zwickhl und klotzen, und zu zwispitzen gen sand Merten, da man mit stain zu Teben zu der kirchen prechen sol, dafur hab ich gevn 11 Sch." (Stadtrechnungen. Preßb. Ztg 1877, Nr. 73)

1467 vermachte Peter Smid Muschinger „zu dem paw sand Mertten kirchen V gulden," welche seine Gattin sogleich auszuzahlen hat, „so pald Sy pawent an sand Mertten kirchen." (Prot. Test. I, 132.) — Ohne Jahresangabe (1478). Niclas metzerer theilt einen aus Brünn stammenden silbernen Gürtel in 3 Theile: „ain tail Zu Sant Merten paw" (Prot. Test. I, 177) — Am 8 Juli 1501 bestimmt Mathias Pichler in seinem Testamente: „Item zu dem gepaw zu Sandt Merten vnd zu der Orgl schaff ich V fl." (Prot. Test. I, 278/a.)

während auch diese Seite der Kirche aus einer glatten Wand besteht, wird dieselbe in dieser vierten Abtheilung durch einen reich gegliederten Pfeiler in zwei kleinere Hälften getheilt. Dieser Pfeiler besteht aus fünf durch tiefe Hohlkehlen von einander getrennten Diensten, welche





31. Wandpfeiler aus dem XV. Jahrhundert an der südlichen Seite des Domes.

mit ihrer zierlichen Basis auf einem fächerförmigen Postamente ruhen, unter welchem sich noch ein zweiter und selbst noch ein dritter mit einem besonderen Gesims versehener Untersatz befindet, unterhalb dessen sich dann die den einzelnen Diensten entsprechenden, aus dem Achteck gebildeten Glieder bis auf den Boden herab senken.

Den Charakter der späteren Zeit trägt auch die Form des Gewölbes des Langhauses an sich. Es ist zwar wahr, daß in diesem Gewölbe die geraden Linien im überwiegenden Maße vorherrschend sind, doch zeigen sie trotzdem andere Formen, als man sie an dem im strengen Stil gehaltenen, einfachen Kreuzgewölbe oder in den Thurmhallen unseres Domes findet. Die späte Zeit gibt sich noch augenscheinlicher in den Rippen des Gewölbes zu erkennen. Diese können, wie es auch Angaben in den Testamenten bestätigen,[1] nicht um vieles vor der Zeit der Einweihung des Schiffes, im Jahre 1452 fertig gestellt worden sein, da ihre übermäßige Länge



32. Rippen des Gewölbes im Schiff des Domes.

und Schlankheit im Gegensatze zur Gedrungenheit der Rippen aus der Zeit des blühenden Stils steht. Eigenthümlich ist auch die Verbindung

[1] Im Jahre 1443 vermacht der Schneidergeselle Augustin 30 fl. „zu den Gwelb zu sand Merten kirichen zu presburg,“ und weiter unten „zu sand merten chirichen zum paw vnd zum gewelb.“ Prot. Test. I, 54 a.) — 1448 vermacht Symon Irher zum Heil seiner Seele „zu dem paw sannd merten pfarrkirchen X flor. p. VII h, die sein aufgebracht Als der alt virczker dy teglich hat geben den aribatern da man dy bedacht kirchen Gewelbt hat.“ (Prot. Test. I, 81/a.)

der Rippen mit den Pfeilern, da sie bald aus einem Cylinder, bald wieder unmittelbar aus dem Stamme des Pfeilers hervorwachsen. In beiden Fällen machen sie auf den Beschauer den Eindruck, als ob sie an den schon seit längerer Zeit aufgeführten Pfeilern gleichsam nothgedrungen, in übereilter Weise angebracht worden wären. Wahrscheinlich gieng der Bau der Wände und Pfeiler des Schiffes langsam von Statten und erlitt möglicherweise auch mehrfache Unterbrechungen, worauf auch die wiederholte Aneiferung durch Indulgenzen zur Darbringung von Spenden hindeutet. Während dieser Zeit konnte das Langhaus anstatt eines wirklichen Gewölbes durch eine Balkendecke geschützt gewesen sein, über welcher sich möglicherweise auch ein provisorisches Dach erhob. Daß das stabile Dach im Jahre 1435 noch nicht fertig gestellt war, ja daß man mit der Aufführung desselben noch nicht einmal begonnen hatte, beweist das Testament des Lienhart Langwiser aus dem Jahre 1435.[1]

Entscheidend für die Zeit der Entstehung der Strebepfeiler des Kirchenschiffes sind nicht so sehr die Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe, sondern vielmehr die Profilierung des Gesimses derselben. Das Schrägesims ist aus vielen Gliedern zusammengesetzt, welche die Form einer abgeschnittenen Leiste und des Karnieses tragen, was offenbar dafür zeugt, daß diese Profilierung einer spätern Zeit entstamme als jene andere, welche nur aus einem Cylinder, einem Pfühl und aus einer einfachen Hohlkehle besteht. Die Kranzgesimse, die Brustgesimse sind jenen Gesimsen an der Michaelerkirche in Ödenburg ähnlich, welche die aus dem XV. Jahrhundert stammenden Theile derselben aufweisen. Die Wand unseres Domes kann jedoch einer früheren Zeit entstammen, als die Strebepfeiler. Dieselben waren dem Schiffe erst gelegentlich der Aufführung des Gewölbes angefügt worden, was auch durch einzelne Angaben in den Testamenten bestätigt wird.[2]

[1] Item zum ersten So schaff ich zu sand Merten pharrkirichen zu Prespurgk zu dem Dachwerich zwayhundert gulden in golt, vnd mein maynung ist also, das man das golt nicht schol dargeben untz das man an hebt ze pawn (Prot. Test. I, 12.)

[2] Im Jahre 1435 oder 1436. (Ohne Jahresangabe.) Andreas Pernhertel vermacht „XX gulden in pharrhoff zu Sand mertin zu ainem Jar tag Item zway Fuder wein zu aynem pheyler.“ (Prot. Test. I, 24/a.)



3. Strebepfeiler am Schiffe des Domes.

In demselben Jahrhundert wurde ferner auch die St. Annakapelle und das gegenwärtige Sanctuarium erbaut. Daß die St. Annakapelle in der That erst später an das Schiff der Kirche angebaut wurde, wird am deutlichsten durch die Strebepfeiler des Schiffes selbst bezeugt. Die Kapelle ist nämlich zwischen dem zweiten und vierten Strebepfeiler des Schiffes in der Weise angebaut, daß man diese beiden Pfeiler bei der Aufführung der Kapelle noch mitverwendete, den dritten, mittleren dagegen abtrug, da er sonst in den Innenraum der Kapelle hineingereicht haben würde. Die erwähnten zwei Strebepfeiler des Schiffes bilden den Abschluß der Kapelle an der östlichen und westlichen Seite derselben, und die über die Strebepfeiler hinaus gehende Abschlußmauer ist schon bedeutend dünner, da dieselbe der gleichen Stärke wie die Pfeiler überhaupt nicht bedurfte. An der östlichen Seite befand sich ursprünglich ein Fenster und an der westlichen eine Thüre, welche den Eingang von der Gasse in die Kapelle gebildet hatte. Die obere Gliederung dieser Thüre ist auch heute noch sowohl von außen als von innen wahrnehmbar. Die Nische der Thüre im Innern der Kapelle wird gegenwärtig vom Grabdenkmal des Propstes Schomberg eingenommen, an der Außenseite ist noch der obere Theil der vermauerten Thüre sichtbar. Auffallend bleibt es, daß sowohl die Thüre wie das Fenster an der östlichen Seite nicht in der Mitte der Wand, sondern an der Seite derselben angebracht waren, was entschieden ein Verstoß gegen die Symmetrie war. Dieser Ver-

stoß findet jedoch seine Erklärung darin, daß die mächtigen Strebepfeiler des Schiffes das Durchbrechen der Thüre sowie des Fensters in der Mitte der Wand undurchführbar machten. Man hätte diese Pfeiler abtragen müssen, was abgesehen von der damit verbundenen nicht unbedeutenden Mühe schon mit Rücksicht auf das Schiff der Kirche selbst nicht rathsam gewesen wäre. Das Jahr der Erbauung dieser Kapelle vermögen wir urkundlich zwar nicht anzugeben, doch berechtigt uns die Ausgestaltung der Gesimse sowie des Gewölbes derselben dazu, die Erbauung in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts anzusetzen. Die ungewöhnliche Form der Gewölberippen — acht spulenförmige Figuren, welche gleichsam zwei vierblätterige Blumen bilden — weist auf eine spätere Zeit hin. Diese Blätter sind wie Blumenblätter gekrümmt und ganz von der Art, wie wir es an den Rippen der Seitenschiffe der Kirche bemerken, dort, wo dieselben sich mit der Wand vereinigen. Dies läßt darauf schließen, daß man das Gewölbe der Kapelle nach dem Muster des Kirchengewölbes aufgeführt habe, und da die Einweihung des Langhauses im Jahre 1452 erfolgt war,[1] hat man die Erbauung der Kapelle etwas später anzusetzen. Dafür spricht auch die gegenwärtig vermauerte Thür. Hier finden wir eine offenbare Nachahmung der Holzarchitektur. Die horizontalen Glieder der Oberschwelle durchkreuzen in zwei Reihen die senkrecht emporstrebenden, welche, bevor sie noch die ersteren erreicht haben, die Krümmung eines Viertelkreises beschreiben. Selbst unterhalb dieser erscheinen, gleichfalls in zwei Reihen, die abgeschnittenen Rundstäbe des inneren Thürgewändes in einer Form, welche sich thatsächlich als Nachbildung der Holzformen erweist. Nun wissen wir aber, daß jene Zeit, in welcher die Durchquerung der eine Umrahmung bildenden Rund-

---

[1] Um jedem Mißverständniß zu begegnen, müssen wir hier bemerken, daß das Jahr 1402, in welchem nach Könyöki (Zur Erinnerung S. 3) die Einweihung des Schiffes erfolgte, wahrscheinlich infolge eines Versehens oder eines Schreibfehlers als irrig zu bezeichnen ist. Dies geht schon zur Genüge aus der oben angeführten Urkunde Georgs, Bischof von Milko und Vicar des Cardinal Erzbischofs Dionysius, hervor. Der Cardinal Dionysius oder Primas Dionysius Szechi nahm von 1440–1465 den erzbischöflichen Stuhl in Gran ein, im Jahre 1402 dagegen Johann Kanizsai.

stäbe — was die Deutschen mit dem Worte überschnitten, die Franzosen durch entrecroisé bezeichnen — immer mehr überhand nahm, so daß die Anwendung der Holzformen in der Steinconstruction, ja selbst die Nachahmung des Stammes und der Äste der Bäume in Stein sich allgemein einbürgerte, die Periode des immer mehr dem Verfall entgegen gehenden Stils war.

Im XV. Jahrhundert wurde jedoch, wie bereits erwähnt, auch das Sanctuarium des Domes erbaut. Dies läßt sich schon auch mit Daten aus den Testamenten beweisen, aus welchen hervorgeht, daß die Bürger der Stadt von der Mitte des XV. Jahrhunderts angefangen mit ihren Spenden zu den Kosten des Baues des Sanctuariums beigetragen hatten.[1] Ebenso sprechende Zeugen sind auch die theils mit Reliefs verzierten, theils bemalten Schlußsteine des Sanctuariums,[2] deren Inschriften und Wappen unserer Untersuchung ganz besonders zu Hilfe kommen. Unter denselben sind es namentlich zwei Schlußsteine, welche die Zeit der Vollendung des Baues des Sanctuariums in deutlich bestimmter Weise bezeichnen. Im einfachen Geviere des einen liest man die Jahrzahl 1476, auf dem andern aber, auf welchem der Patron der Kirche, der Ritter St. Martin, dargestellt ist, in welchem wir hier unzweifelhaft das Wappen des Capitels zu erkennen haben, die Jahrzahl 1487. Wenn wir nun auch zugeben, daß die Bemalung der Schlußsteine nicht unmittelbar der Vollendung des Sanctuariums gefolgt sein könne, so sind wir doch auf diese Weise hinsichtlich

[1] Im Jahre 1448 vermacht Symon Irher XX fl. „zu den paw sand merten chirchen dy man dann solt zwanczigen auf arbait darraihen wann men den char anhueb ze pawn." (Prot. Test. I, 81/a.) — 1453 vermachte Anna Tumpaterl „zu dem paw des chors sand merten kirchen VI gulden also wenn man daran ze pawn anhebt, das man die dann Zainczİger sol ausrichten." (Prot. Test. I, 109.) 1456 vermacht Elisabeth Korner 4 fl in Gold „zu dem paw sand Merten kirchen," welche dann zu ubergeben sind „so man anhebt an dem kor ze pawen." (Prot. Test. I, 89.) — 1461 schreibt Kaspar Adler „Schaff Ich zu Sand Merten kirchen zu dem paw des kor XX fl. auri." (Prot. Test. I, 111/a.) — 1464 (geschrieben ist 1454) vermacht Peter Zistler, Kaplan zu St Martin, Geld „zum paw des kors bei sand Merten pfarkirchen" (Prot. Test. I, 120/a.)

[2] Im Relief ausgeführt sind die Wappen unter Nummer 1, 5, 7, 9, 10, 11, 15, 19 und 20, die übrigen sind nur gemalt.

der Vollendung des Baues vollständig orientiert. Die Schlußsteine künden uns jedoch noch viel mehr. Sie machen uns mit jenen Persönlichkeiten bekannt, welche am Aufbau des Sanctuariums in hervorragender Weise betheiligt waren, da bekanntlich nur solche Personen Anspruch auf ihre Verewigung in den Schlußsteinen erheben konnten, welche das Zustandekommen des Werkes mit materiellen Opfern gefördert hatten. Vor allem fällt es auf, daß das Wappen von Ungarn, beziehungsweise einzelne Theile des Wappens an mehreren Schlußsteinen vertreten sind.[1] Außer dem ungarischen Wappen finden sich jedoch auch die Wappen von Böhmen,[2]

---

[1] So an den mit Nr. 3, 11, 17 bezeichneten. — Das unter Nr. 3 ist ein durch Violett und Roth siebenfach getheiltes Wappen. Dasselbe ist trotz der violetten Farbe das Bindewappen von Ungarn, da Henßlmann richtig bemerkt, das Violett sei nur eine im Laufe der Zeit erfolgte Modification der Silberfarbe. Das Violett wäre demzufolge bei der in neuerer Zeit vorgenommenen Übermalung durch Weiß zu ersetzen gewesen. Dieses Wappen wurde irrthümlich für das Wappen der Herren von Hedervár erklärt, welches jedoch nicht siebenfach getheilt, sondern sechsfach gespalten ist (Siehe Siebmacher: Wappenbuch IV. 15 Taf. 178.) Dieses Bindewappen des Landes findet sich auf der Rückseite der im Preßburger Stadtarchiv vorhandenen goldenen Bulle des Königs Matthias (S. die Zeichnung in Bd. III, S 65 dieses Werkes.) Ebenso findet es sich auch unter den Wappen am Sacramentshäuschen des Domes zu Kaschau. (Turul (ung. herald. Zeitschrift) VIII, 21.) — Das obere Feld der rechten Seite des quadrierten Schildes unter Nr. 11 ist durch Roth und Weiß siebenfach getheilt, im oberen Felde links ist ein silbernes Patriarchenkreuz im rothen Felde, das Kreuz steht auf einer goldenen Kugel in blauer Binde und nicht auf einem dreifachen Hügel. Im unteren Felde rechts ist das Wappen von Dalmatien, im Felde links das von Böhmen. Unser Wappen zeigt demnach eine Variation der sonstigen Exemplare des Landeswappens des Königs Matthias. (Vgl. Fraknói: König Matthias (ung.) S. 77.) — Der Schlußstein Nr. 17 zeigt ein in rothem Felde auf dreifachem grünen Hügel stehendes weißes Doppelkreuz. Hier ist zu bemerken, daß unter dem Kreuz keine Krone angebracht ist. Dieses Wappen wurde irrthümlich für das Wappen der Herren von Csetnek erklärt, mit welchem es zwar Ähnlichkeit besitzt, doch ist das Kreuz im Wappen der Herren von Csetnek ein geschweiftes lothringisches Kreuz. (Siebmacher: Wappenbuch IV. 15. Taf. 77.) Dieses Doppelkreuz findet sich unter anderen auf dem Avers der im Preßburger Stadtarchiv befindlichen goldenen Bulle des Königs Matthias, (S. Bd. III. S. 65 dieses Werkes) sowie auf dem im bürgerlichen Zeughause zu Wien befindlichen Schilde dieses Königs. (Mitgetheilt in Fraknói's: König Matthias S. 182.)

[2] Schlußstein Nr. 4. Ein bekrönter, doppelt geschwänzter Löwe im rothen Felde. Wurde irrthümlich für das Wappen der Herren von Dersfi erklärt, in welchem der Löwe aus einer Krone hervorwächst und eine Lilie hält. Der Löwe ist bloße Wappenzier, während im Schilde blos die Lilie vorkommt. (Siebmacher: a. a. O. IV. 15. Tafel 103.) Den Löwen kann man jedoch auch nicht für den im

Österreich,[1] der Nieder-[2] und Ober-Lausitz[3] und von Dalmatien.[4] Ebenso findet sich dort das Wappen der Stadt Preßburg,[5] ferner zu unserer großen Überraschung das des Herzogthums Glogau[6] und, wie

Wappen der Familie Hunyady vorkommenden halten, welcher sich nach links gewendet bäumt und mit dem einen Fuß eine Krone hält, während der Löwe selbst unbekrönt ist, wie man dies aus dem auf einem Corvincodex befindlichen Wappen der Familie Hunyady deutlich ersehen kann (Bei Fraknói a. a. O. S. 5. Außerdem Iwan Nagy: Die Familien Ungarns (ung.) V, 187. Siebmacher: Wappenbuch IV. 15. Taf. 194.)

[1] Schlußstein Nr. 8 Ein durch Roth und Weiß getheilter österreichischer Schild, ein sogenannter Bindenschild. Wird irrthümlich für das Wappen der Grafen Cillei ausgegeben. Das älteste Wappen der Cillei enthält im weißen Felde zwei rothe Binden Das jüngste Wappen derselben zeigt eine weiße Binde mit einem darüber liegenden cirkelähnlichen Geräthe im rothen Felde. (Siebmacher a. a. O. IV. 15. Tafel 78 und 79.) In andern Variationen dieses Wappens kommen drei goldene Sterne im blauen Felde vor (Siebmacher a a O. IV. 15. Taf 78.) Dies zeigt auch das Siegel des Ulrich Cillei aus d J. 1455 (Im Landesarchiv diplom. Abtheilung Dl. Nr. 24.765. Mitgetheilt von Fraknói a. a. O. S. 30.)

[2] Schlußstein Nr. 18. Ein nach rechts gewendeter weißer Ochs im rothen Felde.

[3] Schlußstein Nr 14. Ein einmal getheilter Schild, im obern Feld auf blauem Grund zwei sechsstrahlige goldene Sterne, im untern Felde eine Burgmauer ohne Zinnen. Wurde irrthümlich für das Wappen des Ernst von Csáktornya ausgegeben. Das Wappen der Herren von Csáktornya zeigt im obern Feld einen Halbmond mit einem Stern, aus der Burgmauer aber erhebt sich ein mit einer Zinne versehener Thurm.

[4] Schlußstein Nr. 21. Drei Löwenköpfe mit goldenen Kronen im blauen Felde. Kommt sehr häufig in den Wappen des Königs Matthias vor. So z. B. in seinem großen hängenden Siegel aus d. J. 1464, in dem Relief in Bautzen und auf zahlreichen Corvincodexen. (Bei Fraknói: König Matthias (ung.) auf dem Titelblatte und auf Seite 85 und 452.)

[5] Schlußstein Nr. 10. Im rothen Felde drei gothische Thürme und ein gothisches Thor mit geschweiftem Spitzbogen (Eselsrücken) und einem Fallgatter. Das Wappen ist in einem umgekehrten Schilde enthalten

[6] Schlußstein Nr. 16. Ein schwarzer, unbekrönter, nach rechts gewendeter Adler mit ausgebreiteten, achtfederigen Flügeln im goldenen Felde und einem halbmondförmigen weißen Bande auf der Brust. Wird von Henßlmann für das Wappen von Schlesien erklärt, was jedoch, wenn die Zeichnung richtig ist, für irrthümlich erklärt werden muß. Der Adler im schlesischen Wappen ist bekrönt, die Flügel sind siebenfederig, und das halbmondförmige Band auf der Brust zeigt in der Mitte ein silbernes Kreuz. Könyöki hält es für das Wappen der Grafen von St. Georgen, was gleichfalls ein Irrthum ist. Das Wappen der Grafen von St. Georgen ist ein rother Stern mit sechs goldenen Strahlen. (Wertner: Die Grafen von St. Georgen und Bösing. Wien 1891. Siehe außerdem das Siegel des Grafen Siegmund von St. Georgen im Landesarchiv diplom. Abtheilung. Dl. Nr. 24.551. Mitgetheilt von Fraknói: König Matthias (ung.) S. 173.) Als roth und goldener Stern mit sechs Strahlen im blauen Felde erscheint es unter den Wappen am Sacramentshäuschen des Domes zu Kaschau. (Turul [ung. herald. Zeitschrift] VII, 21.)

es scheint, auch das der Stadt Olmütz.[1] Von Familienwappen erblickt man dort das Landeswappen des Königs Matthias,[2] das seiner Gemahlin Beatrix,[3] das des Geschlechtes der Herren von Hunyad,[4] ferner die Wappen der Familien Dóczy,[5] Bánffi[6] und Czobor.[7] Nur vier

[1] Schlußstein Nr. 6. Im blauen Felde ein weiß und roth gewürfelter Adler mit sechsfederigen, ausgebreiteten Flugeln und den Kopf nach rechts gewendet. Wird von Henßlmann fur den schachbrettformig gewürfelten mährischen Adler erklärt, welchem er sehr ähnlich ist und welcher in den Wappen des Königs Matthias berechtigter Weise vorkommt. Da jedoch der Adler im mährischen Wappen roth und golden gewürfelt ist und seine Flügel sieben Federn zählen, entsteht die Frage, ob das Wappen in Preßburg wirklich das mährische Wappen darstellen will Es paßt besser auf das Wappen der Stadt Olmütz, in welchem der Adler mit den sechsfederigen Flugeln im blauen Felde weiß und roth gewürfelt ist. Dagegen fehlt in unserem Wappen der mit Buchstaben versehene Mittelschild des Olmutzer Adlers Könyoki erklärt dieses Wappen für das der Frangepane; das Wappen dieses Geschlechts enthalt jedoch zwei sich bäumende und Brote haltende goldene Löwen im blauen Felde. Siebmacher a a O. IV. 3. Taf. 61 und IV. 5. Taf 144.

[2] Der Schlußstein Nr. 1 zeigt das Landeswappen des Königs Matthias, welches von den sonstigen Wappen desselben bedeutend abweicht, so z. B. von dem am Sacramentshäuschen des Domes in Kaschau, in welchem die Binden oder richtiger die Abtheilungen nicht gebogen, sondern streng horizontal sind. Hier hält der Rabe einen Ring im Schnabel und unter seinen Füßen befindet sich ein goldener Ast, was beides im Wappen unseres Domes fehlt. Im Wappen zu Kaschau sieht man das auf dreifachem grünen Hügel im rothen Felde sich erhebende Patriarchenkreuz, welches im Wappen unseres Domes gänzlich fehlt Ebenso fehlt in demselben auch das Wappen von Dalmatien, welches im Wappen zu Kaschau gleichfalls enthalten ist Turul VII. 22. und Tafel Nr 5.)

[3] Auf dem Schlußstein Nr. 2. Dieses wurde irrthümlich für das Wappen Karl Roberts gehalten, eine Annahme, welche schon mit Rücksicht auf die Zeit der Erbauung des Sanctuariums auch chronologisch unrichtig ist. Es bildet übrigens eine interessante Variation der bekannten Wappen der Königin Beatrix. Turul I, 68. Und die Zeichnung aus dem Corvincodex in Brüssel bei Fraknói a. a. O. S. 139, 339.)

[4] Auf dem Schlußstein Nr. 12. Im blauen Felde ein nach rechts gewendeter, auf einem schwarzen Aste stehender schwarzer Rabe mit einem Ring im Schnabel.

[5] Auf dem Schlußstein Nr 7. In einem Mittelschilde auf rothem Grund ein goldener Löwe und ein goldener Stern in einem blauen Streifen. Über dem Mittelschild eine Inful Die Zeichnung dieses Wappens bildet insofern eine Variation, als auf dem im Landesarchiv befindlichen Siegel des Bischofs Urban Dóczy von Nagylucse (Dl 19.375) außer der Inful auch noch die Stola zu sehen, außerdem der Schild von rechts nach links schräg gespalten, der sich bäumende Löwe aber nach rechts gewendet ist. (Mitgetheilt von Julius Schönherr: Johann Corvin (ung.) S. 131.)

[6] Auf dem Schlußstein Nr. 22. Im rothen Felde ein nach rechts gewendeter weißer Ochsenkopf. Bildet eine Variation des bekannten Wappens der Familie Bánffi. (Siebmacher a. a. O. IV. 15. Taf. 28

[7] Auf dem Schlußsteine Nr. 23. Im

Wappen vermögen wir nicht zu deuten; in dem einen erscheint auf einer silbernen und blauen Binde ein sich bäumender, doppelt geschwänzter, unbekrönter Löwe,[1] in dem zweiten ein oberhalb eines Thurmes sitzender goldener Bär, welcher eine Lanze hält, im blauen Felde;[2] die übrigen zwei zeigen ein Schildwappen.[3] Wir fragen nun, was bezeugen die bekannten Wappen? Ist es vielleicht das, daß nicht nur Ungarn selbst, sondern außer demselben auch die angeführten Länder und Städte des Auslandes sich an der Erbauung des Sanctuariums betheiligt hatten? Die ungarischen Wappen und Wappentheile haben sämmtlich auf König Matthias Bezug. Dafür zeugt schon der in dem Mittelschilde der ungarischen Wappen enthaltene Rabe sowie der Umstand, daß diese Wappentheile sich auch in den Siegeln, auf den Münzen und Büchern dieses Königs finden. So weist das große hängende Siegel dieses Königs aus dem Jahre 1464 das Doppelkreuz, die Binden des Landes, den Raben mit dem Ringe, das Wappen

blauen Felde zwei weiße, die Form des Andreaskreuzes bildende Federn, unterhalb derselben ein weißer Halbmond und ein sechsstrahliger Stern Gleichfalls eine Variation des Wappens der Familie Czobor. (Siebmacher a. a. O. IV. 15. Taf. 94.)

[1] Auf dem Schlußstein Nr. 13. Ein weiß und blau dreifach getheilter Schild mit einem sich bäumenden, doppelt geschwänzten, nach rechts gewendeten rothen Löwen. Nach Henßlmann wahrscheinlich das Luxenburgische Wappen, und der Löwe vielleicht auf Uladislaus II. hinweisend, da dieser als König von Böhmen auch Anspruch auf Luxenburg erhob und im Siegel der von ihm gefertigten Urkunden der Luxenburgische Löwe öfters erscheint. Somit kann man annehmen, daß diese Schlußsteine wenigstens i. J. 1487 noch nicht bemalt waren, da in diesem Jahre Uladislaus II. noch nicht König von Ungarn war (Kunstdenkmale Ungarns (ung.) II, 154.) Das ist eine ganz irrige Schlußfolgerung, denn daß der Löwe nicht der Luxenburgische Löwe ist, ergibt sich zur Genüge daraus, daß er unbekrönt ist, sowie auch daraus, daß der Schild des Wappens von Luxenburg durch Weiß und Roth zehnmal getheilt ist. Nach Könyöki's Annahme ist es das Wappen der Szécsy von Rimaßéch, deren Wappen jedoch einen doppelköpfigen Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf einer Krone zeigt. (Nagy: Die Familien Ungarns (ung.) X, 534.)

[2] Auf dem Schlußstein Nr. 9. Nach Könyöki das Wappen der Familie Zriny; das Wappen dieser Familie enthält jedoch im gespaltenen Schild vorn auf blauem Grunde ausgebreitete Adlerflügel, hinten auf rothem Grunde eine Burgmauer mit einem von Zinnen gekrönten Thurme. (Iwan Nagy: Die Familien Ungarns (ung.) XII, 441.)

[3] Auf den Schlußsteinen Nr. 19 und 20. Das letztere erklärt Könyöki für das Wappen der Familie Orßágh, was jedoch irrig ist, da im Wappen der Familie Orßágh von Guth rothe Sägezähne mit goldenem Rande erscheinen. (Siebmacher a. a. O. IV. 15. Taf. 342. Iwan Nagy a. a. O. VIII. 284. Turul (ung. herald. Zeitschrift) VII, 21. Abbildung 17.)

von Dalmatien und andern Ländern auf;[1] auf den Gold- und Silbermünzen desselben finden sich das Doppelkreuz, die Binden des Landes, der Rabe mit dem Ring, der böhmische Löwe, die bekrönten Löwen von Dalmatien;[2] auf seinen Coderen gleichfalls.[3] Weniger sicher ist es, ob das Wappen der Familie Hunyad, ein auf einem schwarzen Aste stehender, nach rechts gewendeter schwarzer Rabe im blauen Felde mit einem Ring im Schnabel sich auch auf König Matthias oder auf ein anderes wohlthätiges Glied dieses Hauses beziehe. Einige beziehen dieses Wappen nicht auf den König, sondern auf dessen Vater, Johann von Hunyad.[4] Unserer Meinung nach läßt sich dasselbe kaum auf Johann von Hunyad beziehen, obwohl derselbe sich in seinem Siegel des Wappens mit dem Raben bediente,[5] da dieser große, glaubenseifrige Held schon vor Beginn des Baues dieses Sanctuariums mit Tod abgegangen war. Eher könnte man an ein anderes Glied der Familie, an den Grafen Ladislaus von Hunyad, denken, umsomehr, als Graf Ladislaus, wie wir wissen, i. J. 1452 Obergespan von Preßburg war; nur liegt die Zeit seiner Amtswirksamkeit noch weiter von dem Beginne des Baues ab, als der Tod seines Vaters. Übrigens gieng auch der im Jahre 1457 erfolgte Tod des Grafen Ladislaus dem Beginn des Baues um mehrere Jahre voraus. Aus diesem Grunde sind wir der Ansicht, daß man mit größter Wahrscheinlichkeit an Herzog Johann Corvin, den natürlichen Sohn des Königs Matthias von einer Bürgerstochter in Breslau, zu denken habe, und zwar umsomehr, als ein anderes Wappen den unumstößlichen Beweis dafür liefert, daß Herzog Johann Corvin, welcher im Jahre 1490 die Würde des Obergespans in Preßburg bekleidet hatte,[6] thatsächlich einer der Mitgründer des

[1] Das Original befindet sich im Landesarchiv, diplom. Abtheilung Dl. Nr. 15.222. Herausgegeben von Fraknoi: König Matthias (ung.) S. 85.

[2] Fraknói a. a. O. S. 320.

[3] So auf dem Titelblatte des Naldischen Codex. Mitgetheilt von Julius Schönherr in seinem Werke: Johann Corvin (ung.) S. 64.

[4] So auch Henßlmann.

[5] Im Landesarchiv, diplom. Abthlg. Dl. Nr. 14.379. Mitgetheilt von Fraknoi: König Matthias (ung.) S. 17.

[6] Was aus dem am 31. Juli 1490 zu Farkashida getroffenen Übereinkommen zu entnehmen ist, dessen Urkunde sich im Landesarchiv Dl. unter Nr. 19.658 befindet, mitgetheilt von Spies: Aufklärungen S. 275. Fraknoi a. a. O. S. 387. Diese Angabe möge zur Er-

Sanctuariums war. Dieses Wappen ist das Wappen der Stadt Glogau. Wie man weiß, hatte Herzog Johann das unterworfene Herzogthum Glogau erhalten und konnte als Beherrscher desselben den im Wappen dieses Herzogthums vorkommenden Adler annehmen. Dieses Wappen enthält ebenfalls einen Raben; daß jedoch der im Sanctuarium unseres Domes erscheinende Rabe nicht der Rabe der Stadt Glogau, sondern der der Familie Hunyad ist, beweist der Ring im Schnabel desselben, sowie der schwarze Ast, auf welchem er steht. Der Rabe der Stadt Glogau hält nämlich keinen Ring und der Ast unter seinen Füßen ist golden. Die Annahme, daß Johann Corvin sich außer dem Wappen seiner erworbenen Herrschaft auch noch des Wappens seiner Abstammung, des Wappens der Familie Hunyad, bedient haben konnte, hat durchaus nichts Schwieriges gegen sich, es ist sogar leicht erweisbar, daß er sich desselben thatsächlich bedient hatte. Im Landesarchiv finden sich sowohl ein großes Siegel, als auch Ringsiegel von ihm, welche den Raben mit dem Ring im Schnabel aufweisen.[1] Auf dem großen Siegel erscheint die geflügelte Figur zwar als Wappenverzierung, daß hiedurch jedoch die Beziehung des Wappens im Preßburger Dome nicht alteriert wird, beweisen die Ringsiegel des Herzogs Johann, in welchen sich keine Spur der geflügelten Figur findet.

Was Österreich, Böhmen, die Lausitz, Dalmatien und eventuell Mähren betrifft, so war König Matthias, wie bekannt, zur Führung der Wappen dieser Länder berechtigt, da diese Länder seiner Herrschaft unterworfen waren. Und wenn wir bedenken, daß König Matthias in Olmütz im Jahre 1478 jenen denkwürdigen Frieden geschlossen hatte, welcher ihm den Titel eines Königs von Böhmen, ferner den Besitz von ganz Mähren, Schlesien, der Lausitz und von sechs Städten verbürgte,

gänzung der in Bd. III, S. 190 dieses Werkes mitgetheilten Reihenfolge der Obergespäne dienen.

[1] Zwei Ringsiegel befinden sich im Landesarchiv, diplom. Abtheilung unter Nr. 35.748 und 32.802. Mitgetheilt von Schönherr: Johann Corvin (ung.) S. 83 und 158. Ebendaselbst befindet sich auch der von Johann Corvin dem Urban von Nagy-Lucse i. J. 1490 verliehene, mit seinem Siegel versehene Schenkungsbrief. (Diplom. Abtheilung Nr. 19.644 mitgetheilt von Schönherr a. a. O. S. 122.) Das große Siegel aber befindet sich im Staatsarchiv zu Wien, mitgetheilt ebenfalls von Schönherr a. a. O. S. 112.

wird das Erscheinen des Wappens von Olmütz unter den übrigen Wappen des Königs Matthias nicht unbegreiflich erscheinen. Dem Zeugniß der meisten dieser Schlußsteine zufolge hat man demnach König Matthias als den Hauptgründer des Sanctuariums anzusehen und zwar umsomehr, als die Mitbetheiligung seiner Gemahlin Beatrix, sowie der Familien Dóczy, Bánffi und Czobor am Bau desselben offenbar auf das eifervolle Vorbild des großen Königs zurückzuführen sein wird. Die im Wappen der Dóczy erscheinende Inful zeigt sofort, daß man hier an Bischof Urban, den bei König Matthias in hoher Gunst stehenden Schatzmeister desselben, zu denken habe, welcher, wie wir wissen, von 1486–1492 Bischof von Erlau und als solcher eine Zeit hindurch auch Bischof von Wien und auch Palatin gewesen war. Von der Familie Bánffi wissen wir, daß Nicolaus vom Jahre 1467–1486 Obergespan von Preßburg war; von den Gliedern der Familie Czobor aber war Emerich in der Zeit von 1489–1491 gleichfalls Obergespan von Preßburg.[1]

Es ist demnach sowohl durch die in Testamenten enthaltenen als auch durch die in diesen Schlußsteinen gebotenen Daten glaubwürdig erwiesen, daß der Bau dieses Sanctuariums in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts vor sich gegangen war. Dafür zeugen endlich aber auch die architektonischen Theile des Sanctuariums: die äußeren Strebepfeiler, die Fenster, sowie auch das vormals bestandene Sacramentshäuschen desselben. Die Länge der Strebepfeiler des Sanctuariums ist geringer, die Breite derselben wieder größer als die der Strebepfeiler des Langhauses, ein Umstand, welcher schon an und für sich für die spätere Zeit der Entstehung der Strebepfeiler des Sanctuariums zeugt, nämlich für eine Zeit, in welcher man schon nicht mehr an dem Grundsatze festhielt, daß man die Stärke des Strebepfeilers nicht so sehr in der Breite, als vielmehr in der Höhe desselben zu suchen habe. Für die spätere Zeit zeugt jedoch noch mehr die Ausgestaltung derselben, indem die in der früheren Zeit gerade verlaufenden Linien hier mehr und mehr gekrümmt erscheinen. Ein auffallendes Beispiel hievon zeigt die

[1] Siehe Bd. III. S. 186–190.

Schräge des oberen Untersatzes, während im Gesimse des untern Postamentes die alte Hohlkehle und der untere Rundstab zu einem wirklichen Karnies verschmolzen sind.

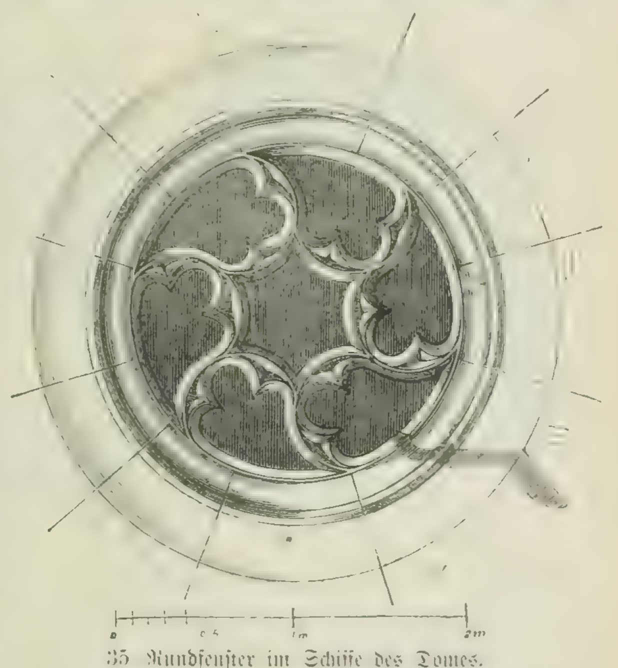
Das Gewände der schönen Fenster des Sanctuariums ist weniger einfach, als das der Fenster des Schiffes. Die Glieder des Fenstergewändes im Sanctuarium sind nämlich viel zahlreicher, was der Entstehung dieses Theiles des Gebäudes in späterer Zeit entspricht. Das hier in der Zeichnung mitgetheilte obere Maßwerk eines Fensters im Sanctuarium stammt zwar aus neuerer Zeit, ist jedoch nach Überresten der ursprünglichen Formen ausgeführt und besitzt somit Beweiskraft. Dieses Maßwerk umfaßt einen großen Kreis, in welchem sich um ein in der Mitte befindliches Kleeblatt drei Fischblasen ausbreiten. Zur Ausfüllung wird der Kreis von zwei andern Fischblasen umgeben, und unter dem Ganzen befinden sich vier in einem Kleeblatt endigende Abtheilungen. Die Fischblasen zeigen hier noch nicht den äußersten Grad der Entartung.

Was schließlich das Sacramentshäuschen anbelangt, so ist dasselbe gegenwärtig leider! nicht mehr vorhanden. Es erhob sich bis zu einer Höhe von 47 Wiener Fuß an der Evangelienseite des Sanctuariums und trug durch seine Gestaltung nicht wenig zur Belebung des fensterlosen nördlichen Wandtheils desselben bei.[1] Dieses herrliche Werk wurde noch im vorigen Jahrhundert abgebrochen; da der hintere Theil

[1] Siehe den Grundriß in Bd. I dieses Werkes unter c e.

31. Strebepfeiler am Sanctuarium des Domes.

desselben jedoch in die Wand hinein gebaut gewesen war, fand man gelegentlich der in jüngster Zeit vorgenommenen Restauration die noch in der Dicke von beiläufig ¼ Wiener Zoll aus der Wand hervortretenden Spuren davon. Die von diesen Überresten aufgenommene Silhouette zeigt ein reiches Giebelwerk mit schlanken Fialen. Das Ganze macht den Eindruck eines stattlichen, architektonischen Prachtbaues, wovon auch die noch erhaltene, zierliche eiserne Thüre zeugt.[1] Hiebei ist noch das hervorzuheben, daß der Grundriß des Sacramentshäuschens noch keine geschnörkelten oder gewundenen, sondern meist kräftige Formen zeigt, aus welchen man gleichfalls auf die Zeit ihrer Entstehung schließen kann. Die Aufschrift auf der erwähnten eisernen Thüre nennt uns auch

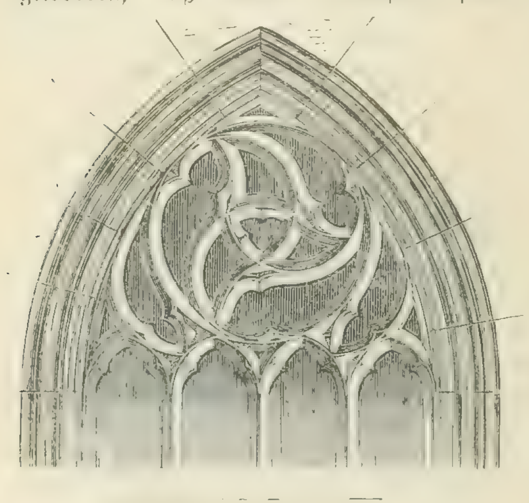


35. Rundfenster im Schiffe des Domes.

den Meister derselben, es ist „Sigmund Fischer, Schlosser zu Cölien." Derselbe hatte diese Thüre wahrscheinlich in den sechziger Jahren des XV. Jahrhunderts angefertigt, welche sowohl hinsichtlich ihrer Eintheilung, als auch der feinen und correcten Ausführung der Ornamente ein wahres Meisterwerk genannt werden kann. Betrachtet man den die Form des geschweiften Spitzbogens (Eselsrückens) zeigenden Giebelfries mit den in demselben enthaltenen, bogig gekrümmten Strahlen der Sonne und dem fischblasenförmigen Blattornamente, so wird man darin gleichfalls ein Werk aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts erkennen können.

[1] Siehe die Zeichnung in Bd. III S. 289 d. W.

An die nördliche Wand des Schiffes der Franziskanerkirche schließt sich die Kapelle St. Johannis des Evangelisten an, zu welcher man aus der Kirche über acht Stufen hinauf gelangt. Die Anbringung dieser Stufen war theils durch die sanft ansteigende Erhebung des Bodens an dieser Stelle, theils durch den Umstand nöthig geworden, daß unter der Kapelle sich eine Grabkapelle oder eine Krypta befindet. Wir müssen hier vorausschicken, daß nicht nur diese Kapelle, sondern die Franziskanerkirche überhaupt im Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert hinein ein sehr beliebter Begräbnißort war.[1] Es ist sogar nachweisbar, daß die hervorragendsten Glieder des hohen und niederen Adels im Mittelalter zu den Besuchern dieser Kirche zählten und an der linken Seite derselben ihre

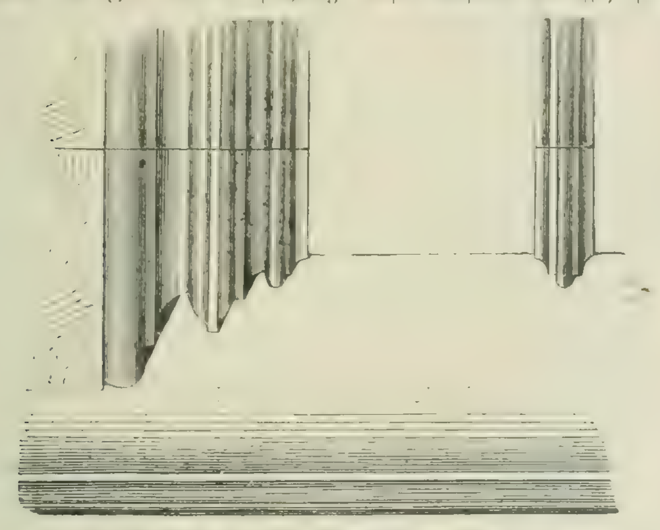


36. Fenster im Sanctuarium des Domes

[1] Im Jahre 1310 den 21 September heißt es in dem in Preßburg abgefaßten Testamente des Johannes Benevenuti de Ilice, eines Vertrauten des Cardinals Gentilis: si contingat eum mori de presenti infirmitate, innxit ac voluit sepelliri corpus suum apud locum fratrum Minorum de Posonio. (Acta legationis Card. Gentilis. Mon Vat. I. II, 376.) Im Jahre 1517 schreibt Leopold Pfeffer: „Am Ersten Bitt Ich den Erwirdigen vnnd Geistlichen Brueder Vlrichen Gardian hie in dem Closter hie zu presburg, das Er mir mein begrebnuß vergun vor dem Altar Sannd Anna in dem Crutzganng vnnd dar Zw Schaff Ich Im 1 fl." Prot. Test. I. 372. In der Krypta der Kirche wurde der i. J. 1623 bei der Belagerung des Preßburger Schlosses gefallene General Dampierre begraben. Neben dem Sanctuarium befindet sich der Grabstein des Kronhüters Johann Eßterházy aus dem Jahre 1744. Rechts vom Haupteingange war die Familiengruft der Lippay von Zombor. Hier befindet sich außerdem der Grabstein der Familie Sipeky aus dem vorigen Jahrhundert, ferner der wappengeschmückte Grabstein des Rathes der Könige Matthias II. und Ferdinand II., Franz von Nagymihály und Gerőcz, aus d. J. 1620, sowie der des königl. Rathes Georg Kissevich Horvath von Lomnicz. In der St. Sebastianskapelle befindet sich

eigenen, ihnen vorbehaltenen Bänke hatten.[1] Diese allgemeine Beliebtheit der Kirche macht es erklärlich, wie die an der Seite derselben befindliche St. Johanneskapelle zu so außerordentlichem architektonischen Schmucke gelangen konnte, daß sie in ihrer Art ein seltenes architektonisches Bijou, eine wirkliche Perle monumentaler Baukunst bildet.

Was die Zeit der Entstehung dieser Kapelle betrifft, so waren



37. Fenstergewände im Sanctuarium des Domes

Einige der Meinung, daß dieselbe das Sanctuarium der von König Ottokar zerstörten Minoritenkirche sei und ihre Entstehung demnach schon in das XIII. Jahrhundert falle.[2] Mit dieser Annahme beweisen sie jedoch nur ihre vollständige Nichtorientierung hinsichtlich des Bau-

neben dem Altar das Grabdenkmal des Drugeth Homonnay, welches zu Matthias Bél's Zeiten noch außerhalb der Kirche stand. Hier war ferner das Grabdenkmal des Landesrichters Ladislaus Csaky aus d. J. 1654, welches bereits verschwunden ist. Hier liegt ferner aus d. J. 1649 die Gräfin Regina Czobor von Nagymihaly begraben. Von den in das Kirchenpflaster eingesenkten Grabsteinen sei hier der des Alexander von Szennye und Kis-Szennye, Ritter des goldenen Sporns (eques auratus) und geheimer Rath der Könige Ferdinand I. und des III., aus d. J. 1638 erwähnt. Im Gange vor der St. Sebastianskapelle befindet sich der Grabstein des Borsoder Obergespans, Joseph Klobusiczky, aus d. J. 1826.

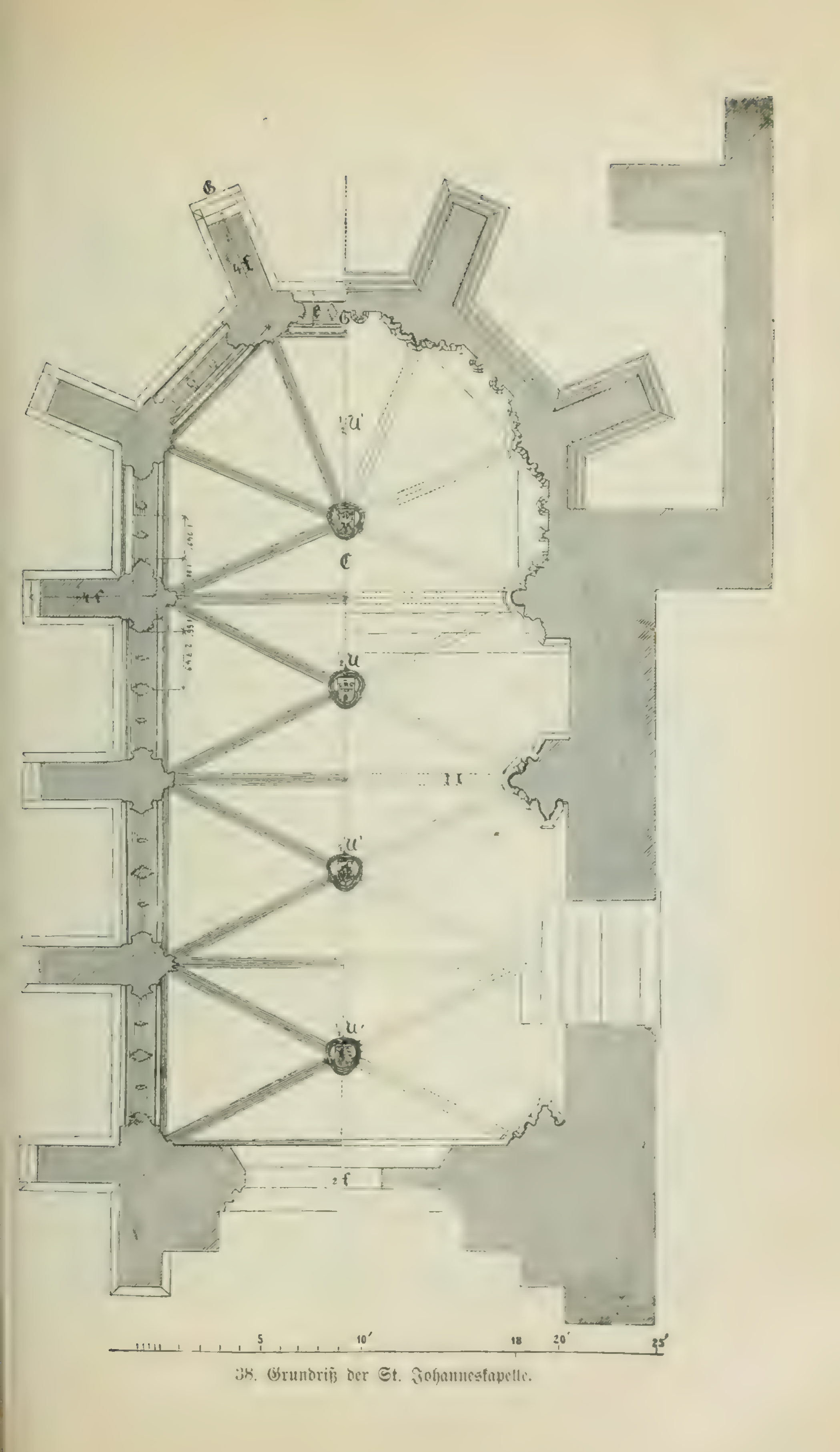
[1] Dies geht aus folgenden Worten einer Urkunde des Königs Matthias I. hervor: presertim vero Prelatis Magnatibus et nobilibus ab eo latere (sinistro) collocatis subselliis conciones sacrumque misse sacrificium audientibus. Ung. Sion (ung.) III. 207.)

[2] M. Bél: Notit. Hung. T. 1.

stils und der chronologischen Beweiskraft desselben. Ein einziger Blick in das Innere der Kapelle genügt, uns davon zu überzeugen, daß wir die Entstehung derselben um mehr als ein Jahrhundert später anzusetzen haben. Der Irrthum stammt offenbar daher, daß an der Stelle der gegenwärtigen Kapelle thatsächlich schon im XIII. Jahrhundert gleichfalls eine zu Ehren St. Johannis erbaute Kapelle stand, da es sich urkundlich nachweisen läßt, daß diese ältere St. Johanneskapelle im Jahre 1296 eine Ablaßbewilligung erhalten hatte.[1] Diese ältere Kapelle wurde jedoch im XV. Jahrhundert abgebrochen und an deren Stelle die gegenwärtige erbaut. Denn daß man die im Jahre 1296 erwähnte Kapelle mit der gegenwärtigen nicht identificieren dürfe, beweist zur Genüge die auffallende, zwischen der Kapelle und der Kirche obwaltende Verschiedenheit des Stils. Wäre diese Kapelle schon im XIII. Jahrhundert erbaut worden, so würde der Stil derselben dieselbe Einfachheit und Strenge zeigen, wie die Kirche selbst, deren Sanctuarium thatsächlich aus dem XIII. Jahrhundert stammt.

Dies ergibt sich aber auch aus einem andern Kennzeichen dieser Kapelle. Es ist dies ein mächtiger, fast bis zum Gewölbe hinauf

[1] Das Original der hierauf bezüglichen Urkunde befindet sich im Archiv des Franziskanerklosters in Preßburg und lautet folgendermaßen: Paulus miseracione diuina Episcopus Quinqueecclesiensis ecclesie Vniuersis christi fidelibus presentem paginam inspecturis salutem indomino. Quamuis dominus noster iesus christus mediator dei et hominum liberalissimus et liberalior fit adspergenda dona sancti spiritus, quod nos ad recipienda nimis tamen ad optinenda necessaria pariter et utilia nobis sunt sanctorum suffragia beatorum, ideoque festiuis diebus sanctorum uisitantes basilice, fiunt peregrinaciones a longinquis, donantes indulgencie in remissionem peccatorum. Vt igitur feruor uniuersitatis nostre zelum domus dei ardencius accendamus et nostra indomino deuocio augeatur auctoritate omnipotentis dei et beatorum apostolorum eius Petri et Pauli nec non beati Johannis Apostoli et ewangeliste patrocinis confisi omnibus quicunque festiuitatibus beati Johannis Apostoli et ewangeliste, ad ecclesiam in honore eiusdem Posonij constructam, in qua religiosi et amabiles deo uiri fratres minores deo iugiter famulantes, deuocione ducti, indie dedicacionis sue, singulis annis accesserint ibique diurnorum sollempnia perceperint, unius anni indulgencias, singulis annis, ut est dictum, elargimur. Incuius rei testimonium et perpetuam memoriam, presentes concessimus, sigilli nostri autencia munimine roboratas. Datum Quinqueecclesijs in festo Marci ewangeliste, Anno domini M.CC. Nonagesimo sexto.



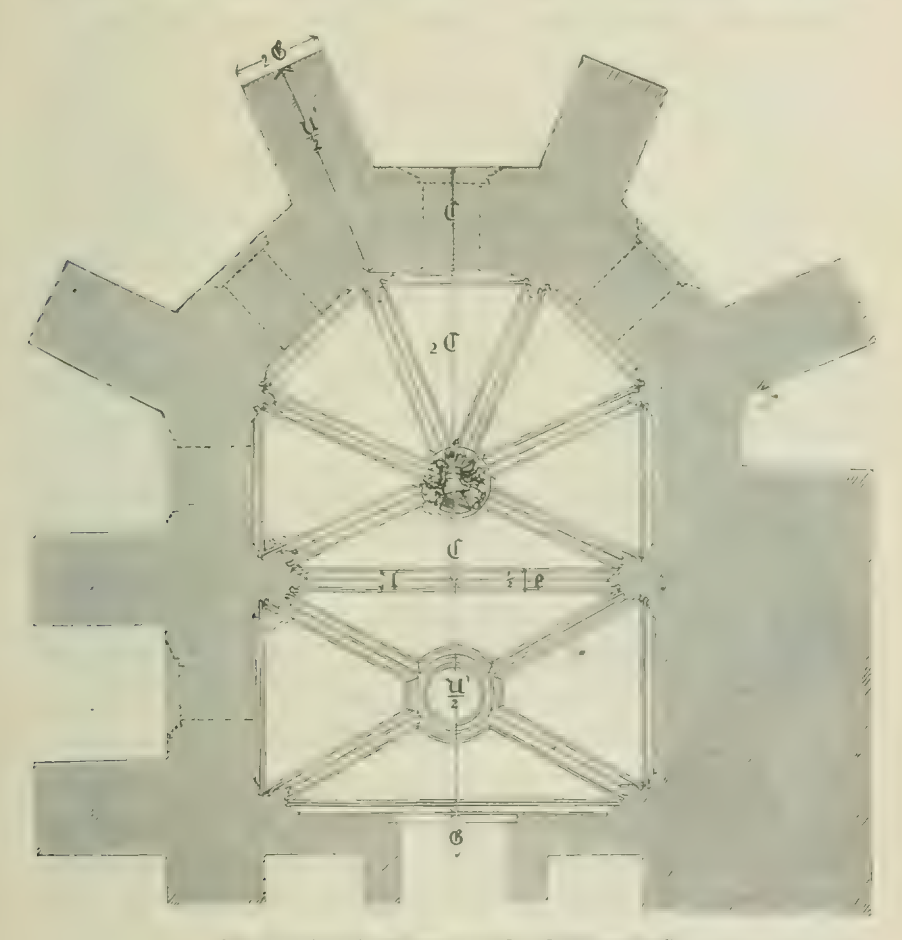
38. Grundriß der St. Johanneskapelle.

reichender Spitzbogen an der fensterlosen südlichen Wand derselben, welcher die Aufmerksamkeit eines jeden Beschauers auf sich lenkt und unwillkürlich die Frage in ihm erregt, zu welchem Zwecke denn wohl jener mächtige, einem Portal gleichende Spitzbogen aufgeführt worden sei? Da dieser Spitzbogen sich an die Wand der Kirche nicht anschließt, sondern 1—2 Zoll von derselben entfernt frei steht, ist es klar, daß man bei der Aufführung desselben die Absicht hatte, die Wand der Kirche durchzubrechen, so daß die Kapelle durch diese große, spitzbogige Thüröffnung mit der Kirche in Verbindung gebracht worden wäre. Dieser ursprüngliche Plan gelangte zwar nicht zur Ausführung, der frei von der Wand abstehende Spitzbogen läßt jedoch nicht daran zweifeln, daß die Kapelle später erbaut worden sei, als die Kirche. Dies wird endlich auch noch durch geschichtliche Daten bestätigt, aus denen die Zeit der Erbauung dieser Kapelle in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zu entnehmen ist. Laut einer im Stadtarchive befindlichen Urkunde wurde die Kapelle im Jahre 1361 erbaut, in welchem Jahre sich Jakob, der damalige Stadtrichter, zu einem Beitrag von 150 Pfund Denaren zum Bau der Kapelle verpflichtete. Dieser Betrag sollte von dem Verkaufspreise einer Badestube und eines Allods genommen werden.[1] Aus Angaben in Testamenten ist ferner ersichtlich, daß man selbst noch im Jahre 1503 an der Kapelle gebaut hatte.[2]

[1] Im Jahre 1361 bezeugt der Stadtrichter Jakob sammt dem Rathe: quod proximi et amici uniuersi Johannis Jacobi condam Civis Posoniensis pie memorie, unam stubam balnealem necnon allodium ad eandem pertinens sitam et situm extra muros dicte Civitatis . . que quidem stuba ac allodium eisdem ab ipso iam dicto Johanne Jacobi hereditarie sistunt devoluta, eandem stubam una cum allodio ad ipsam pertinenti predicto, in subsidium edificacionis Capelle, que construitur in Civitate memorata, iuxta claustrum ecclesiamque fratrum minorum immediate attingens in salutem anime eiusdem Johannis Jacobi ac pro eo, quod idem Johannes Jacobi felicis memorie in dicta ecclesia fratrum minorum est sepultus, amici et proximi eiusdem Johannis Jacobi tradiderunt irrevocabiliter et dederunt. Der genannte Besitz wurde nämlich dem Stadtrichter Jakob um den Preis von 150 Pfund Denaren mit der Bedingung verkauft, daß derselbe gehalten sei, diese Summe ad edificacionem Capelle suprascripte tenear et debeam sine omni impedimento ac contradiccione porrigere, dare ac integraliter expedire . . Datum proxima sexta feria ante festum sancti luce ewangeliste Anno d. 1361. (Dipl. Pos. I, 311-12. Henszlmann II, 107.)

[2] Im Jahre 1503 den 28. April.

Das Innere dieser Kapelle ruft in dem Eintretenden entgegengesetzte Eindrücke hervor. Denn während man einerseits durch die hier in voller Blüte prangende Gothik überrascht wird, fühlt sich das Auge



39. Unterirdische Kapelle der St. Johannskapelle.

anderseits durch die der neueren Zeit angehörende, geschmacklose Ausstattung dieses Raumes beleidigt. Der stillose Altar stammt aus dem Jahre 1591,[1] die durch die unglückliche Restauration verschuldeten Ver-

Dorothea, die Witwe des weil. Thomas Peham, vermacht letztwillig „In das Kloster hie zum paw Unnser lieben frawen Sandt Johans Capellen zehen gulden.“ Prot. Test. I. 291.)

[1] Ung. Sion (ung.) III. 212.

derbungen aus dem Jahre 1831.[1] Die Fenster sind ihrer Glasmalereien beraubt. Die neuen, für diese Umgebung ganz unpassend aus Gips hergestellten Statuen unter den Baldachinen sind ein Verstoß gegen den guten Geschmack. Daß die Kapelle übrigens auch selbst noch in anderer Hinsicht Umgestaltungen erfahren hat, ist aus einigen Anzeichen sofort erkennbar. Gegenwärtig führen drei Stufen zum Altar hinan, daß hier jedoch ursprünglich nur zwei Stufen gewesen waren, ergibt sich deutlich aus der untersten Stufe, welche ein Viertheil der runden, zur Grabkirche hinabführenden Öffnung des Fußbodens überdeckt. Daß ferner der Fußboden der Kapelle vormals bedeutend höher gelegen war, ist aus dem Sockel der Säulen ersichtlich, welcher gegenwärtig ziemlich hoch stehend, gleichsam in der Luft schwebt. Davon zeugt aber auch ein Steinwürfel im hintern Theile des Fußbodens, welcher die ursprüngliche Höhe desselben in ganz verläßlicher Weise erkennen läßt.

In architektonischer Beziehung gehört diese Kapelle, wie wir bereits bemerkt haben, zu den schönsten Kunstdenkmalen unseres Vaterlandes. Auch die unterirdische Kapelle, welche ihrer Bestimmung nach hauptsächlich als Begräbnißstätte gedient hatte, ist trotzdem nicht jedes Schmuckes bar. Die Gewölberippen derselben sind zierlich gegliedert und mit Basen ausgestattet, welche auf Postamenten ruhen, im übrigen jedoch entbehrt das Gewände der Capitäle, so daß die Rundstäbe des Spitzbogens ohne Vermittlung in die Glieder des Gewändes übergehen. Der Schlußstein des Chorabschlusses weist ein an den Regeln der alten Heraldik streng festhaltendes, zierliches Wappen auf, welches unter einem krugförmigen Helm drei gespaltene Schaufeln in einem regelmäßigen, ovalen Schilde zeigt. Ähnliche Schaufeln erscheinen auch als Verzierung des Helmes. Nach der Meinung einiger unserer Gelehrten ist dasselbe vielleicht das Wappen des Gründers der Kapelle, Johannes, des Sohnes Jakobs,[2] während andere es wieder für das Wappen der Familie von Rozgony halten.[3] Thatsächlich hat man es

[1] Ung. Sion (ung.) III, 209.

[2] Henßlmann: Die Kunstdenkmale Ungarns (ung.) I. I, 69–72.

[3] Rupp: Topographische Gesch. Ungarns (ung.) II, 109.

jedoch an erster Stelle für das Wappen der Familie Orßägh anzunehmen.[1]

Viel reicher ist jedoch die obere Kapelle ausgestattet. Der der deutschen Schule angehörende Baumeister war auf die architektonische Ornamentierung dieser Kapelle nach Kräften bedacht gewesen. Der Reichthum dieser Ornamentierung zeigt sich hauptsächlich darin, daß



10 Durchschnitt der Grabkapelle der St. Johanneskapelle

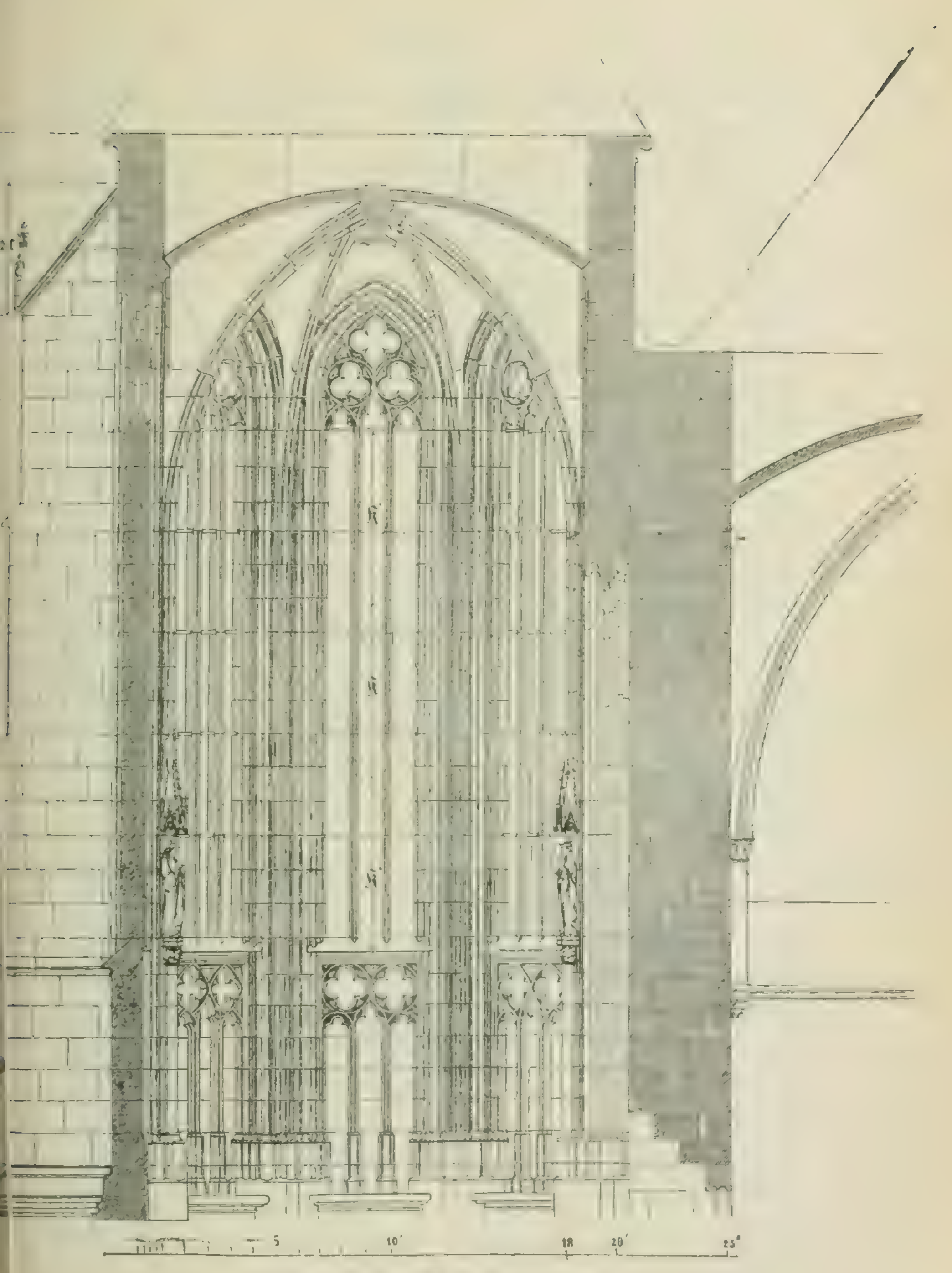
sich mit Ausnahme der Gewölbekappe kaum eine Stelle findet, welche der Baumeister nicht durch eine Gliederung verziert oder für welche er nicht wenigstens die Anbringung eines Wand- oder eines Glasgemäldes beabsichtigt hätte. Ganz unten am Sockel sind steinerne Bänke als Sitze für die Gläubigen angebracht. Hinter den Bänken und oberhalb derselben erheben sich 3 viertheilige und 2 dreitheilige Arkaden, welche den Raum unterhalb der Fenster ausfüllen. Die Rundstäbe der Arkaden zwischen den einzelnen Abtheilungen, welche die Stellen der Säulen vertreten, entbehren zwar der Capitäle, doch nicht der Basen. Jede Abtheilung ist oben durch einen Kleeblattbogen geschlossen, über welchem

[1] Dafür erklärt es auch Ipolyi. (Bildhauerkunst in Ungarn (ung.) Denkmale der mittelalterlichen Kleinere Schriften I. 138.)

eine vierblätterige Rosette prangt. Die Wandfläche oberhalb der Arkaden ist von mächtigen Fenstern durchbrochen. Die Fenster im Chorabschlusse sind dreitheilig, die im Langschiffe befindlichen viertheilig, demnach breiter als die ersteren. Die einzelnen Abtheilungen der Fenster sind mit drei- und vierblätterigen Kleeblättern geschlossen. Das Maßwerk der Fenster ist über einem gleichseitigen Dreieck construiert. Zwischen den Fenstern erheben sich schlanke Wandpfeiler, welche gleichfalls nicht mit Capitälen ausgestattet sind, so daß die Rundstäbe des Spitzbogens ohne Unterbrechung bis zum Boden herab reichen und eigentlich als bis zum Boden herablaufende Rippen anzusehen sind. Die Gewölberippen bilden im Chorabschluß einen halben Stern, in den einzelnen Abtheilungen des Langhauses aber ein einfaches Kreuzgewölbe, und an den Kreuzungspunkten befinden sich wappengeschmückte Schlußsteine, der eine mit dem Wappen der Stadt Preßburg, ein anderer angeblich mit dem Wappen der Familie von Rozgony,[1] als sichtbares Zeichen, daß auch diese sich große Verdienste um die Aufführung dieses Heiligthums erworben hatten. In der Mitte der Wandpfeiler erheben sich in gleicher Höhe mit den Schrägen der Fenster drei kleinere Säulen zum Zwecke der Anbringung von Statuen auf denselben und über diesen ein mit Fialen verzierter Baldachin. Von außen wird das Gebäude von mächtigen Strebepfeilern gestützt. Die westliche Fronte desselben enthält ein mächtiges, viertheiliges Blindfenster. An den Ecken des Giebels kriechen zierliche Krabben empor; die Spitze desselben ist von einer Kreuzblume gekrönt.

Die unteren Schrägen der Fenster weisen eher auf die deutsche als auf die französische Schule hin. Das oberste Glied des Gesimses steht schon an der Grenze des Verfalls des Stils, denn in der Periode des strengen Stils kam noch der blos bei den Rundstäben und Gerippen vorkommende Pfühl zur Anwendung. Die Baldachine über den Säulen mit den Statuen sind im deutschen Stil gehalten. Das Maßwerk der Fenster zeigt noch nirgends die Spur der Fischblase, doch nähert sich das mittlere, im obersten Theile eingeschlossene Maßwerk

[1] Ratovßky: Ung. Sion (ung.) III. 209. Wir vermögen jedoch in demselben das Wappen der Familie von Rozgony nicht zu erkennen.



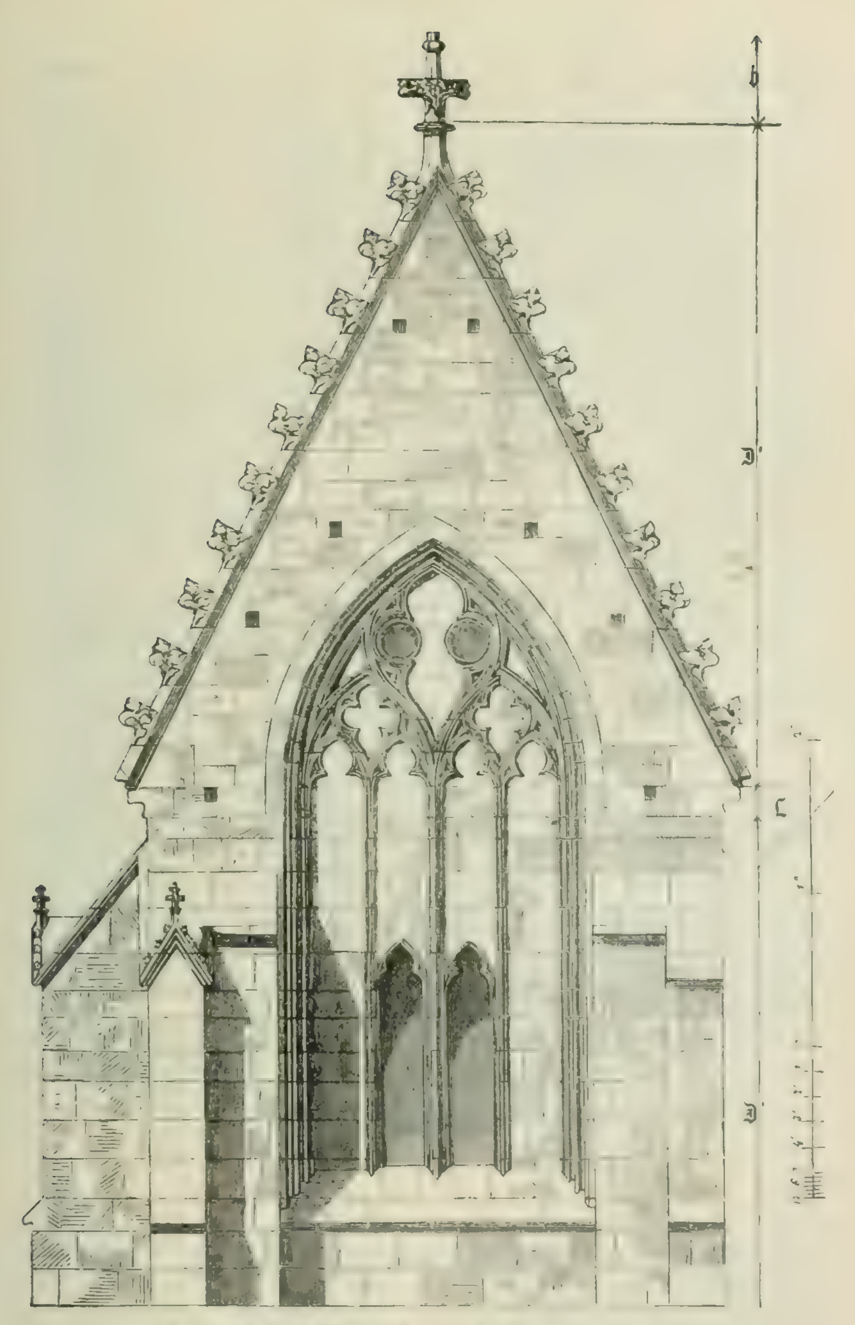
41. Querschnitt der St. Johanneskapelle.

des äußern Blindfensters im Giebel schon einigermaßen der Form der Fischblase.

Diese fischblasenförmigen Gestaltungen bestätigen in bildnerischer Hinsicht das Zeugniß der schriftlichen Angaben, laut welchen der Bau dieser Kapelle bis gegen das Ende des XV. Jahrhunderts ununterbrochen fortgeführt worden war. Der schönste Theil desselben gehört jedoch der Blütezeit des gothischen Stils an. In dieser Kapelle tritt uns, man kann sagen, die Form der Gothik in ihrem ganzen künstlerischen Organismus entgegen, sie stellt uns gleichsam ein correctes, mustergiltiges Beispiel dieser Kunst vor das Auge. Mit Ausnahme des Fußgesimses der Wand findet sich nicht ein fingerbreiter Raum in der fenstergeschmückten Wandfläche, welcher nicht gegliedert wäre, nicht ein einziges Glied, welches sich nicht aus den andern entwickelte. Die Rippen, ebenso wie das Maßwerk der Fenster, erscheinen gleich lebensvollen Trieben aus den Wandpfeilern herausgewachsen. Mit einem Worte: in diesen Details erscheint uns das höchste Problem der Gothik gelöst und ihre Wirkung, welche auch in dem, der nicht Kunstkenner ist, das Gefühl des Hehren und Erhabenen hervorruft, ist ein deutlicher Beweis dessen, daß der gothische Kunstgeschmack in seiner vollkommensten Ausbildung seine höchste Aufgabe wie überall, so auch in unserem Vaterlande zu lösen vermocht hatte.[1]

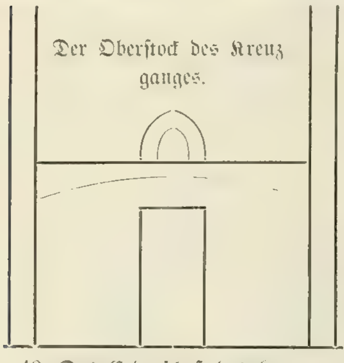
Gleichzeitig mit diesem herrlichen Bauwerke entstand auch ein anderer Theil des Franziskanerklosters, welcher leider in seiner ursprünglichen Form nicht mehr erhalten ist. Wir meinen den Kreuzgang des Klosters. Das Kloster breitet sich an der östlichen Seite der Kirche, an welcher sich auch der Thurm befindet, aus und bildet sammt dem anstoßenden Garten ein mächtiges Viereck. Dieses Gebäude macht mit seinen breiten Gängen im ersten und zweiten Stockwerk, mit seinem geräumigen Refectorium und dem schmucken Provinzialate in jeder Hinsicht den Eindruck eines neueren Baues. Da das Kloster zu wiederholten Malen abbrannte, entstand an der Stelle des alten Gebäudes ein neueres. Der älteste Theil desselben ist gegenwärtig gewiß

[1] Ipolyi: Die monumentale Baukunst des Mittelalters in Ungarn. Ung. Kleinere Schriften I. 51—52.



12. Das äußere Blindfenster der St. Johanneskapelle

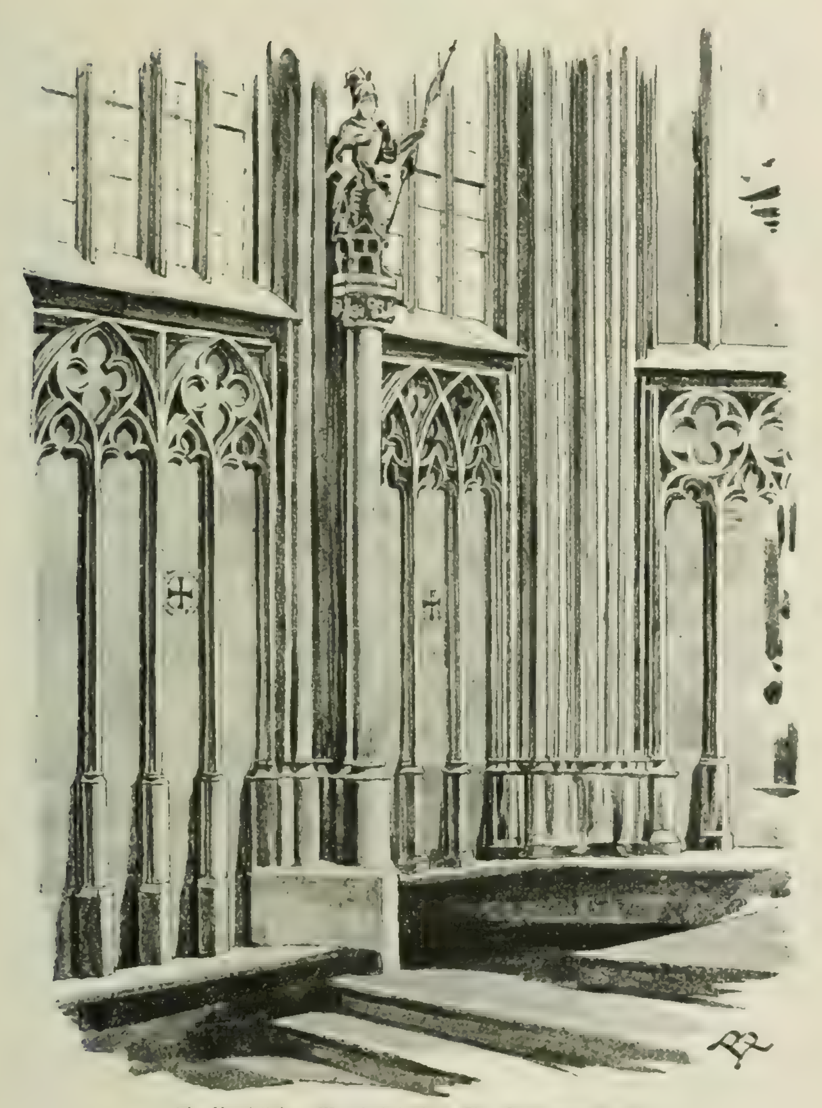
der unmittelbar längs der südlichen Wand der Kirche sich hinziehende nördliche Gang, dessen ebenerdiger Theil mit seinen Altären, seinen Heiligenbildern, Statuen, Grabmälern, Beichtstühlen und Betschemeln auf den Eintretenden den Eindruck eines mittelalterlichen Kirchen-corridors macht. In architektonischer Beziehung fällt in diesem Gange jedoch nur der zur Rosaliakapelle führende Durchgang, beziehungsweise jener Theil des Kreuzganges auf, welcher sich vor der genannten Kapelle von Norden gegen Süden hin erstreckt. Im ersten Stockwerk dagegen lenkt ein Thürbogen mit gothischer Gliederung unsere Aufmerksamkeit auf sich. Betrachtet man den Umstand, daß dieser Thürbogen dem im Erdgeschosse des Kreuzganges befindlichen Durchgange vollständig entspricht, so muß man sofort zu der Überzeugung gelangen, daß der gothische Thürbogen im ersten Stockwerke thatsächlich der Bogen der im eben-



43. Das Erdgeschoß des Kreuz-ganges.

erdigen Gange befindlichen Thüre sei, und somit wird es unzweifelhaft, daß der gegenwärtig im Erdgeschoß und im ersten Stockwerke befindliche Gang ursprünglich ungetheilt und mithin bedeutend höher war, als gegenwärtig. Berücksichtigt man ferner die ursprüngliche Höhe dieses Ganges, sowie die gothische Gliederung der alten Thüre, so müssen wir auch die Überzeugung gewinnen, daß dieser nördliche Theil des Kreuzganges ehemals sehr zierlich war. Es ist dies offenbar jener Theil des Kreuzganges, welcher im XV. Jahrhundert aufgeführt wurde, und auf welchen sich die in den Testamenten aus der Zeit von 1447—1507 vorkommenden Vermächtnisse beziehen.[1] So wird es auch

[1] 1447. Im Testamente des Nicolaus von papa heißt es: „schaff ich drew Tausent schindl zu dem chreuczgang in das chloster zu unser frawn." (Prot. Test. I, 68.) Im Jahre 1503 schreibt Dorothea Pehem: „So man die ausfürung Im closter gar aus machet die da stet bey deſs heiligen kreytz altar Schaff ich dar Zu iij gulden So aber dieselbig nicht in khurtz gemacht wurde, So sollen mein gescheft hern ausgeben die, Zu dem gewelb Im kreytz gangk oder ander notturft Im kloster." (Prot. Test. I, 291/a.) 1504 vermacht Agnes



44. Nördlicher Wandtheil der St. Johanneskapelle.

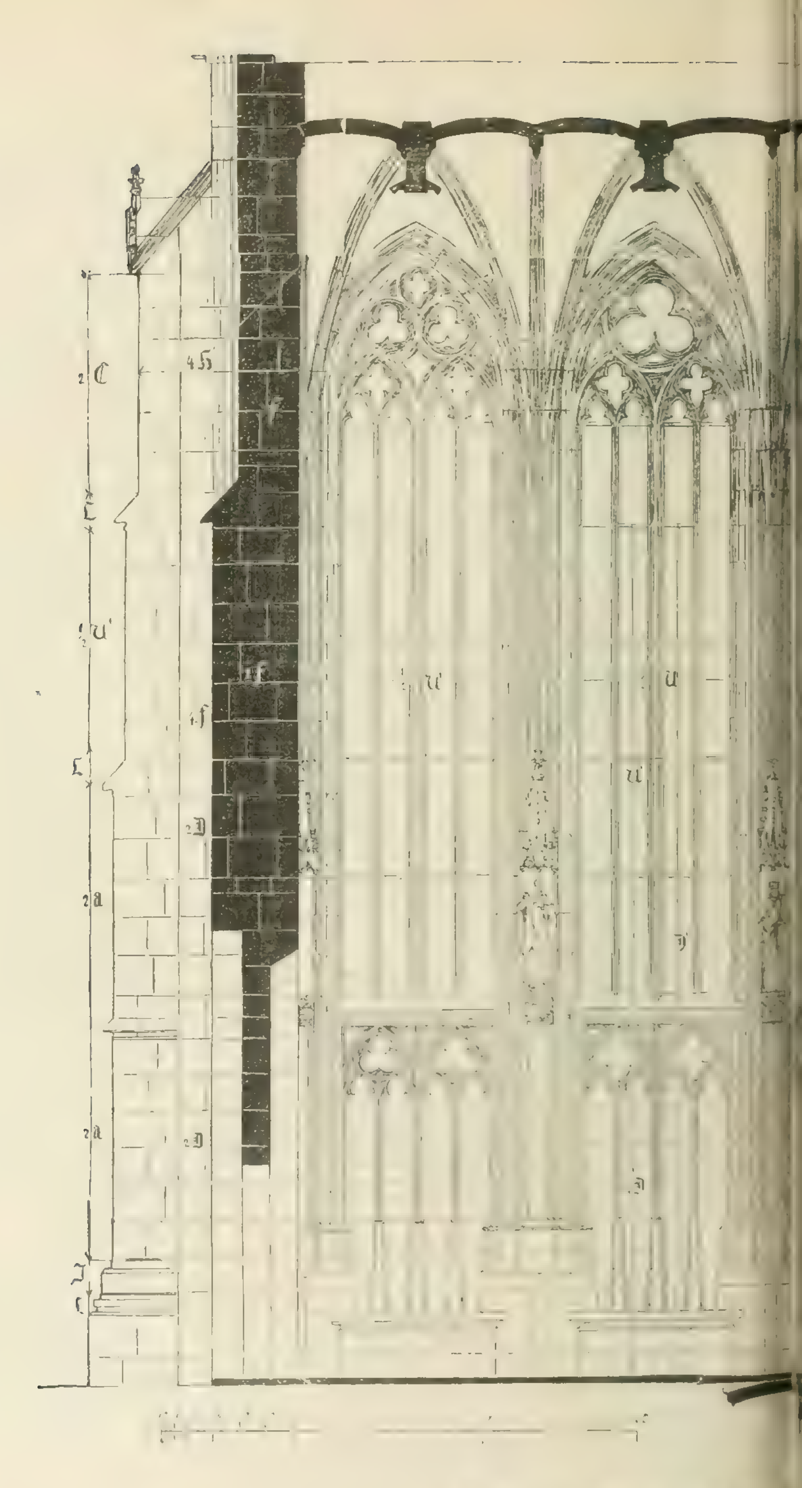
Welser, die Gattin des Nicolaus Welser „Zu dem paw deſs kreytzgangs in dem Munich kloster VI gulden vnd mein hauswirt dy aus sol geben wenn er pawen sieht.“ (Prot. Test. I, 298/a.) 1505 schreibt Oswald Hafner „In das Munich kloster Schaff ich Zu dem paw zu gewelben zu dem kreutzgang 1 fl.“ (Prot. Test. I, 304 a.) 1507 vermacht Michael Mugschi „Zw dem paw in das Munich kloster Zw dem krewtzgaung 1 fl.“ (Prot. Test. I, 317/a.)

begreiflich, daß sich zu jener Zeit kein Stockwerk, wie gegenwärtig, sondern unmittelbar das Schindeldach über diesem Gang erhoben hatte.[1] Die große Lücke in den Angaben der Testamente aus der Zeit zwischen 1447—1507 beweist nicht dafür, daß man den Bau nur mit großen Unterbrechungen zu Ende geführt habe, da ja eben die Testamente den Beweis dafür liefern, daß der Bau des Klosters seinen ununterbrochenen Fortgang nahm,[2] so daß wir auf Grund dieser Daten den Fortbau am

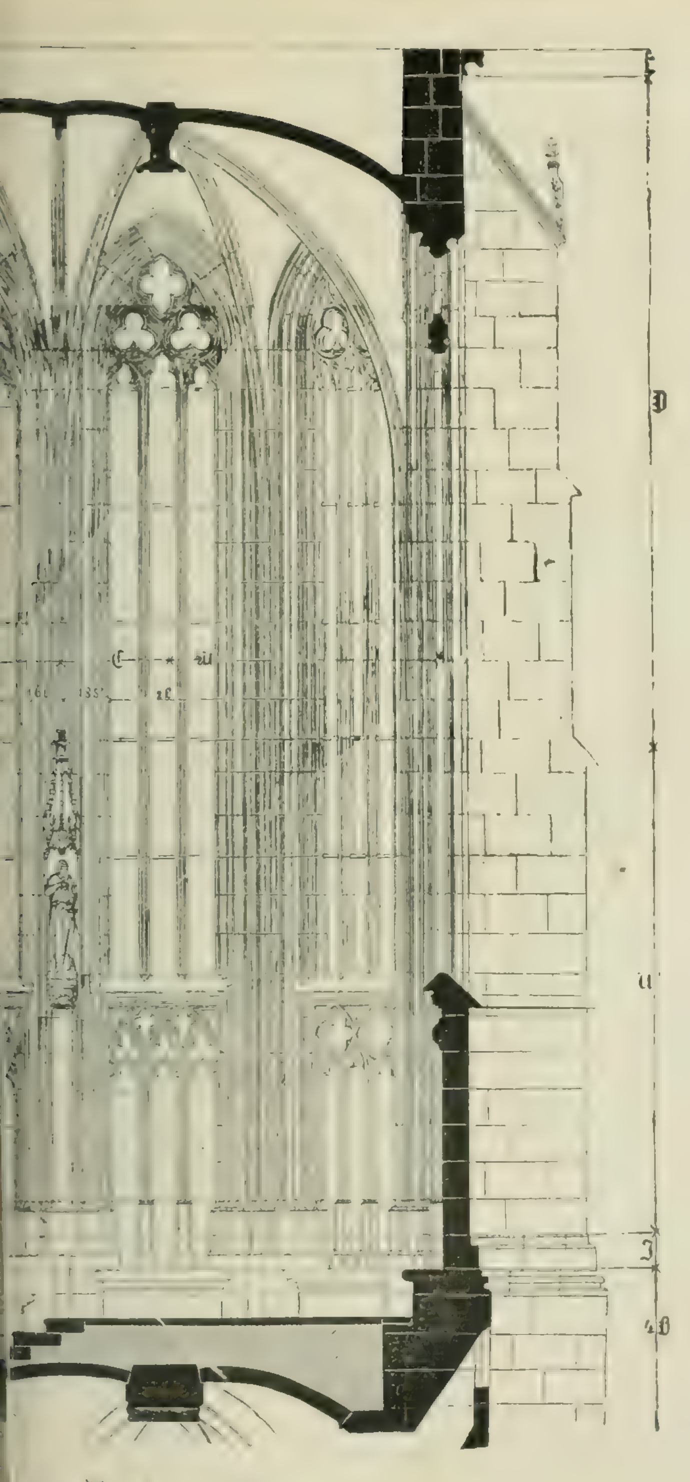
[1] Siehe das oben mitgetheilte Vermächtniß des Nicolaus von Pápa aus d. J. 1447.

[2] 1468 Margarethe Thod schreibt: „vnd den weingarten In Tunasatz vnnser lieben frawn In kloster Zw prespurg zw paw." (Prot. Test. I, 149.) 1471 schreibt Dorothea Harrer: „Item Ich Schaff in das Munichkloster auch V fl zum paw." (Prot. Test. I, 149/a.) 1476 vermachte Thomas Haednyn 6 D. XI f ϑ „Zw vnser frawen In das kloster Zw dem paw." (Prot. Test. I, 169.) 1477 spendete die Gattin des Stadtrichters Johann Karner 2 Gulden „In das munich closter hie Zw prespurgt Zw vnser lieben frawen ain das si mir mess lesen vnd den andern Zw dem paw." (Prot. Test. I, 171.) 1477 schreibt Jakob Romer: „Item Ich Jacob Romer schaff Zw vnser lieben frawen In das kloster Zwm paw X fl." (Prot. Test. I, 172/a.) 1478 vermachte Kaspar Horndler 10 fl. „zw vnser frawen in das monich kloster" mit der Bestimmung, davon „V fl. sollen meine geschefft herrn (d. i. die Testamentsvollstrecker) anlegen Zu dem paw dort es angelegt ist Zu notturfft." (Prot. Test. I, 176.) „Item mein begrebnuß beger ich) Zu Sant Merten kirchen vor meiner hawsfraw Stuel pey dem Stock da man das gelt Innen legt." Ohne Jahresangabe. (1478.) Niclas messerer theilt einen aus Brünn stammenden silbernen Gurtel in 3 Theile: „ain tail Zu Sant Merten paw, den andern tail schaff ich Zu Vnser frawn Zech hie vnd den dritten tail in das mönich closter Zw dem paw daselbs." (Prot. Test. I, 177.) 1480. Stephan Tallsamer vermacht 25 fl. „Zu dem monichkloster hie S. franciscen ordn Zum paw." (Prot. Test. I, 180/a.) 1481. Der Bäcker Stephan Kranhoffer schreibt: „Mer Schaff ich In das Munichcloster Zu dem paw Zwen gulden." (Prot. Test. I, 186.) Ferner: „Mer schaff ich in das yetzbemelt closter iij gulden die ich fur mein diener hannsen Zu dem selben gepaw schaffe." 1481. Der Barbier Erasmus schreibt: „Schaff ich in das munich Closter hie VI ß Ziegl Zu dem gepaw." (Prot. Test. I, 187/a.) 1483. Nicolaus Pilgram schreibt: „Item in das Munichkloster vnser lieben frawn zu dem paw schaff ich XX gulden." (Prot. Test. I, 192/a.) 1485. Georg Kreyßer schreibt: „Item So schaff ich in das Monichkloster zu dem gepaw iiij fl." (Prot. Test. I, 201/a.) 1490. Elisabeth, die Gattin des Johann Beernheer (d. i. Bernhard) bestimmt: „Item In das munichcloster Schaff ich 1 gulden zum paw." (Prot. Test. I, 222/a.) 1492. Barbara, die Witwe des Wolfgang Aigner schreibt: „Item schaff ich Zu dem gepew des goczhaws vnserer lieben frawn . . . iiij fl." (Prot. Test. I, 229.) 1494. Thomas Behem vermacht seiner Gattin Dorothea die Hälfte seines Hauses, nach dem Tode derselben „Schaff ich denselben halben tail deß hawß Zu dem gepaw vnser lieben frawen des Munich closters." (Prot. Test. I, 241.) 1494 schreibt Barbara, die Gattin des Michael Piestin





Nördliche Wand der Sanct J



e der Franziskanerkirche.



Kreuzgange auch für jene Zeit anzunehmen haben, aus welcher die Testamente keine namentliche Erwähnung machen. Als ganz sicher ist jedoch anzunehmen, daß der Kreuzgang in seinem ganzen Umfange, d. h. rings um den Hof herum, damals nicht ausgebaut wurde, was sich auch in architektonischer Hinsicht nachweisen läßt. Wir erwähnten jenen Theil des Kreuzganges, welcher sich vor der Rosaliakapelle in der Richtung von Norden gegen Süden hinzieht, und in welchem gegen-

ger: „Item Zu Vnnsrer lieben frawen in das Munich kloster Zu dem gepaw Schaff ich iiij pfundt pfennig, doch also, So man anhebt Zu pawn," sollen die Zeugen das Geld sogleich ausfolgen. (Prot. Test. I, 257.) 1497 Ursula, die Gattin des Coloman Tewbler vermacht 2 fl „Zu des Munich kloster" den einen für Messen, „vnd den anderen gulden sol man geben zu dem gepaw." (Prot. Test. I, 261.) 1497. Thomas Wildsfewr schreibt: „In das Munich closter schaff ich ij gulden, die sollen Sy gebrauchen Zu den gepaw Ires gotshaws." (Prot. Test. I, 264.) 1501. Dorothea Vnger schreibt: „Item in das kloster schaff ich ij gulden also ann zu dem paw vnd ayn umb dy pegenuß." (Prot. Test. I, 273.) 1501 Helene, die Gattin des Jobst Kesman, schreibt: „Item in vnser frawen kloster hie Schaff ich drey gulden Zum paw." (Prot. Test. I, 280/a.) 1501. Peter Eisenreich vermacht „in das Munichkloster hie Zum paw V fl." (Prot. Test. I, 282.) 1503. Dorothea, die Witwe des Thomas Peham, vermacht letztwillig „Idem Zu das kloster hie zum paw vnser lieben frawen Sandt Johans Capellen zehen gulden." (Prot. Test. I, 291.) 1503. Dorothea Pehem verfügt in ihrem Testamente, 110 fl. von der Hälfte ihres verkauften Hauses „Sollen die geschaft hern Raichen Zum paw vnseres frawen klosters hie nach laut deß geschäftshern Thoman Behem seligen meines gemahl." (Prot. Test. I, 291/a.) 1503. Wolfgang Muschenraiff vermacht „In das Munichcloster Zu dem paw Ain halben gulden." (Prot. Test. I, 337/a.) 1503. Brigitta, die Witwe des Michael Stammetz, vermacht „den Munichen zu dem paw V Gulden." (Prot. Test. I, 295.) 1505. Christine Puechler vermacht dem Franziskanerkloster „ze dem paw so man arbaytten wirdt iij fl." (Prot. Test. I, 309.) 1506. Elisabeth Dorner vermacht 1 fl. „in das kloster hie ze vnnser lieben frawen ze paw" (Prot. Test. I, 314.) 1506. Bursig pehem vermacht einen Weingarten „gen vnnser lieben frawen Zu das Munich khloster Zw dem paw" (Prot. Test. I, 316.) 1508 Nicolaich stat schneiter schreibt: „In das Munich kloster Sanndt franciscen ordenn hie der stat Bresburg zw hailbertigkait meiner sell zu dem paw." (Prot. Test. I, 319/a.) 1508. Dorothea, die Gattin des Vont Büscher, schreibt: „Ich schaff in das Munich kloster zw Bresburg Zw dem gepaw 1 fl." (Prot. Test. I, 321.) 1508. Johann Haberknapp vermacht 2 fl „In das munichkloster Zu dem paw." (Prot. Test. I, 322/a.) 1509. Margarethe, die Gattin des Jakob Strodendorffer, macht einiges Vermachtnuß „In der prueder kloster schaff ich zu dem paw." (Prot. Test. I, 323.) 1510. Wolfgang Pfaffsteter vermacht „zw dem paw vnnser lieben frawen in das munich kloster 1 fl. in gelt." (Prot. Test. I, 329/a.) 1510. Margarethe Ferber verfügt „schaff ich in das munich kloster Zum paw, vnnd sol nit annderst angelegt werden," XII fl

wärtig der Altar des heil. Kreuzes aufgestellt ist. Hier kann man noch das alte gothische Gewölbe sehen, sowie jene Thür, welche in das Sanctuarium der Kirche geführt hatte, gegenwärtig jedoch vermauert ist. Dieses Gewölbe ist bedeutend niedriger als jener Spitzbogen, von dem wir bemerkten, daß er sich gegenwärtig im Gange des ersten Stockwerks befinde, und somit ist es gewiß, daß das alte Gewölbe des von Norden nach Süden zu gelegenen Ganges noch aus jener Zeit des Klosters stamme, in welcher die Kirche selbst erbaut wurde, demnach aus dem XIII. Jahrhundert, während der nördliche Theil des Kreuzganges schon aus dem XV. Jahrhundert stammt.

Am Ende des XV. und am Anfange des XVI. Jahrhunderts wurde neben der Franziskanerkirche die St. Sebastianskapelle oder die gegenwärtige Rosaliakapelle erbaut. Dieselbe wurde im Jahre 1502 vom Stadtrath aus Anlaß eines während der Pest gethanen Gelübdes gestiftet;[1] es hatten jedoch auch andere fromme Spender sowohl vor

(Prot. Test. I, 330.) 1511. Anna Pfaffsteter vermacht 2 fl. „Zu vnnsern lieben frawen in das munich kloster, 1 fl. Zu dem paw" (Prot. Test. I, 331.) 1511. Jakob Haytewr vermacht „in das Munig Closter Zu dem paw V gulden" (Prot. Test. I, 333/a.) 1511. Tibold Seßler vermacht „In das Munich Closter hie V gulden Zu geben Zu dem paw." (Prot. Test. I, 335/a.) 1511. Jakob Aigner schreibt: „Ich Schaff In das Munig Closter X fl Zum paw oder ain hewring dreiling Weins." (Prot. Test. I, 340/a.) 1511. Margarethe, die Gattin des Jakob Puchshofferl, vermacht „Zu dem paw In das Munig Closter X β den." (Prot. Test. I, 342.) 1513. Agnes Praun vermacht „zu vnnser Frawen hie in das Munichkloster Zu dem paw iij fl" (Prot. Test. I, 344/a.) 1513. Der Binder Johann Orttl vermacht „In das Munich Closter zu dem paw 1 fl." (Prot. Test. I, 346.) 1513. Ulrich Haßsen vermacht „In das munich Closter alhie zum paw iij gulden zu X β d." (Prot. Test. I, 347.) 1513. Wolfgang Ortl bestimmt 3 fl. „Zum gepaw In das munich kloster." (Prot. Test. I, 354.) 1515. Anton Prantner vermacht „In das Closter Zu vnnser lieben frawn paw ij gulden." (Prot. Test. I, 357/a.) 1515. Johann Pawngartner vermacht „Zu dem paw den Brudern in das Closter 1 fl." (Prot. Test. I, 359.) 1516. Martin Rosendorffer schreibt: „Ich schaff vnnser lieben frawen Zu dem Paw hie in das Munichcloster V β d. (Prot. Test. I, 367/a.) 1517. Johann Schartek vermacht „in das Munichkloster vnnser lieben frawen hie iij fl. ain zum paw, den andern ain psalter zc lesen vnd den dritten vmb XXX selmeß." (Prot. Test. I, 369/a.) 1517. Margarethe, die Witwe des Bäckers Michael, bestimmt: „Ain gralleme (= korallenes) paternoster schaff ich auff das pildl Vnser lieben frauen In das Munich kloster hie zu presburgck." (Prot. Test. I, 375/a.) 1525. Bernhard Lauffer schreibt: „Inns Munich kloster Zum paw schaff Ich 1 fl." (Prot. Test. I, 413.)

[1] Ung. Sion (ung.) III, 210.

als auch nach dieser Zeit den Bau mit Vermächtnissen bedacht.[1] Daß diese Kapelle aus älterer Zeit stamme, gibt eigentlich nur das Äußere derselben, vom Garten aus betrachtet, besser zu erkennen; das Innere hat durch ältere und neuere Renovierungen so viele Umgestaltungen erfahren, daß es durchaus nicht mehr den Eindruck eines Werkes aus älterer Zeit macht. Der hier befindliche Passionsaltar wurde vom Grafen Emerich Czobor im Jahre 1670 errichtet.[2]

Schließlich sind hier noch zwei monumentale Gebäude unserer Stadt anzuführen, deren Erbauung ebensowohl in die Zeit des früh-gothischen wie des spät-gothischen Stils hineinreicht, insofern nämlich das, was an denselben seiner Entstehung nach der Periode der Früh-Gothik angehört, in der spät-gothischen Periode ergänzt oder mehr oder weniger umgestaltet wurde. Das eine ist das Rathhaus, das andere die Klarisserkirche.

Das Rathhaus macht auf den ersten Anblick auf den Beschauer

---

[1] Im Jahre 1495 vermacht Ulrich Aigner, Bürger aus Ödenburg, „Zu dem gepaw des heiligen sand Sebastian Altar in dem Munichcloster iij gulden." (Prot. Test. I, 245.) 1495 schreibt Johann Aigner: „In das Munich closter Schaff ich iiij fl." mit der Bestimmung, daß für 1 fl. eine Messe zu lesen sei, „vnd die drey gulden sol einneme der pawmaister Sandt Sebastian Zech mitsambt den ij fl. die ich sunderlich zu demselben paw geschaft hab Zu Ern dem heiligen Sand Sebastian damit solch gepaw desterbas seinen furgangk hab." (Prot. Test. I, 248/a.) 1495 vermacht Georg Mayr 10 fl. „In das Munich kloster" mit der Bestimmung, daß die Mönche davon 5 fl. zu ihren eigenen Bedürfnissen, sowie zn ihrer Verpflegung verwenden und für 1 fl. Messen lesen sollen „vnd iiij sollen mein gescheft hern (d. i. die Testamentsvollstrecker) selbs austailn zu dem gepaw deß heiligen Sand Sebastian." (Prot. Test. I, 252/a.) 1495 vermacht Margarethe, die Gattin des Simon Schraml „In die Zech Sand Sebastian Zw dem Paw 1 fl." (Prot. Test. I, 266.) 1502 vermacht Wolfgang Knoll XX fl. „mit denselbigen Zwentzig gulden Sol man pawen ain gewelb oder den vordern altar Im krewtzgang deß closters vor Sant Sebastians altar, doran die ausfurung gemalt stet." (Prot. Test. I, 281.) 1502 schreibt Johann Mandl, er vermache „Item zu Sandt Sebastian Zech meyn fleischpanck." (Prot. Test. I, 292/a.) 1503. Der Bäcker Michael vermacht 4 fl. „in Sand Sebastians Zech Zu dem Paw." (Prot. Test. I, 293.) 1504. Katharina Mischinger, die Gattin des Johann Kovacs, vermacht „Zu Sand Sebastian Zech Zu dem Paw was maur Zigl verhanden sein." (Prot. Test. I, 299/a.)

[2] Dies meldet die Inschrift an demselben: Hoc altare passionis Christi erexit Comes Emericus Czobor de Szent Mihály in sui memoriam pro felici morte 1670.

nicht den Eindruck eines sehr alten Gebäudes, da der Thurm, die Fronte, sowie die Fensterreihe desselben in vieler Hinsicht modernisiert ist. Eine kurze Prüfung überzeugt uns jedoch gar bald davon, daß dieses Gebäude neben den Details aus neuerer Zeit auch viel aus älterer Zeit stammendes enthalte. Betrachtet man das Mauerwerk des Thurmes, so wird man darüber bald im Klaren sein, daß man in demselben eine Schöpfung aus alter Zeit zu erkennen habe, während anderseits wieder das zum Thurme durchaus unpassende Kupferdach, einzelne ovale und viereckige Fensteröffnungen, die flachen, aus Mörtel hergestellten Wandpfeiler sowie die im Barockstil gehaltenen Verzierungen des Thurmes in dem Beschauer die Überzeugung hervorrufen müssen, daß dies alles nur das Werk späterer Jahrhunderte sei. Das Thor jedoch sowie die Thorhalle zeugen schon von sehr hohem Alter; ebenso weisen auch der Erker über dem Thore, der mit Arkaden verzierte Gang im Hofe, sowie das hohe gothische Dach auf ihre Entstehung in früheren Jahrhunderten hin. Die mansardartigen Bodenfenster mit ihrer gothischen Ausgestaltung und ihrer architektonischen Gliederung erweisen sich gleichfalls als einer älteren Zeit entstammend, als die viereckigen, mit geradem Abschluß versehenen Fenster der Hauptfronte. Mit einem Worte: das Gebäude, wie es gegenwärtig vor uns steht, scheint aus verschiedenen Zeiten zu stammen, was auch thatsächlich der Fall ist.

Wie wir gesehen haben, wird dieses Gebäude zuerst im Jahre 1370 als „das neue Haus mit dem Thurme" erwähnt, und da dasselbe zu jener Zeit als das Haus Stephans und Pauls, der Söhne des Stadtrichters Jakob, erscheint, konnte es leicht geschehen, daß einige Alterthumsforscher hinsichtlich der Person dieses Stadtrichters Jakob in einen Irrthum verfielen, indem sie denselben thatsächlich mit jenem Jakob verwechselten, welcher von 1279–1286 und später wieder im Jahre 1288 Stadtrichter von Preßburg gewesen war. In Wirklichkeit verhält es sich jedoch so, daß der Vater Stephans und Pauls jener Jakob war, welcher von 1326–1337 und späterhin von 1338–1373 die Stelle des Richters in Preßburg bekleidet hatte, und somit ist jene Behauptung, daß die erste Erwähnung des neuen Hauses mit dem

Thurme schon aus dem Jahre 1280 stamme,[1] durchaus nicht stichhältig. Diesem Umstand zufolge müssen wir die Entstehung dieses Hauses um ein volles Jahrhundert später ansetzen, was mit dem architektonischen Charakter desselben auch vollständig übereinstimmt. Anderseits steht jedoch wieder auch so viel fest, daß man aus dem Namen „das neue Haus" nicht darauf schließen dürfe, daß es thatsächlich erst um das Jahr 1370 erbaut worden sei; es konnte um mehrere Jahrzehnte früher aufgeführt worden sein und den damals erhaltenen Namen „das neue Haus" auch später noch behalten haben, ebenso wie die in Budapest im vorigen Jahrhundert erbaute vielgenannte Kaserne auch heute noch den Namen „das Neugebäude" führt. Der Thurm des Preßburger Rathhauses wurde in der That auch noch im XV. Jahrhundert fortwährend der neue Thurm[2] genannt, bis dieser Name endlich später durch die Benennung der Rathhausthurm verdrängt wurde.[3]

Betrachtet man den gedrungenen, massiven, trotzigen Aufbau des gegenwärtigen Thurmes, welcher die Bedeutung des mittelalterlichen städtischen Capitols in so charakteristischer Weise zum Ausdruck bringt,[4] so wird man finden, daß die Construction desselben in eben dem Maße, in welchem sie mit der Zeit des XIII. Jahrhunderts unvereinbar erscheint, mit den Eigenthümlichkeiten der Bauart des XIV. Jahrhunderts in Übereinstimmung stehe. Hievon werden wir auch vollständig überzeugt, wenn wir das Prunkfenster im ersten Stockwerke des Thurmes in Augenschein nehmen.[5] Dasselbe kann man, trotz seiner einfachen Construction, im Vergleiche mit den übrigen, jeder Zier entbehrenden architektonischen Theilen des Thurmes unbedenklich als ein Prunkfenster bezeichnen. Wie man darauf verfallen konnte, an dem ein so kahles

---

[1] So behauptet es Rakovßky: Alterthümliche Überlieferungen IV. Mittheilung. Preßb. Ztg. 1877, Nr 33 und diesem folgend Emerich Henßlmann: Die Kunstdenkmale goth. Stils in Ungarn ung.) II, 176.

[2] In den Rechnungsbüchern der Stadt aus den Jahren 1439, 1442, 1445 und 1446 finden sich häufig die Benennungen „awf den newen thurn, Im newen thurn, Im Rot thurn oder Im newen thurn."

[3] In den Rechnungsbüchern d J. 1457 unter der Benennung „Stat Turn In dem Radhaws" und „Rathawsturn" erwähnt.

[4] Siehe die Zeichnung in Band III. S. 401 dieses Werkes.

[5] Siehe die Zeichnung in Band III. S. 443 dieses Werkes.

Äußere zeigenden Thurme ein solches Prunkfenster anzubringen, wird uns aus der Beschaffenheit des Raumes, zu welchem dieses Fenster gehörte, leicht erklärlich. Diese Räumlichkeit, welche gegenwärtig den ersten Saal des städtischen Museums in sich faßt, hatte vor Zeiten als Kapelle gedient, was uns somit auch das zierliche Maßwerk des Fensters erklärbar macht. Die Construction dieses Fensters weicht insofern von den im regelmäßigen gothischen Stil gehaltenen Fenstern ab, als dasselbe nicht von einem Spitzbogen, sondern von einem geradlinigen, doppelten Giebel abgeschlossen ist, welcher wieder von einem auf zwei schlanken, zierlichen Säulchen ruhenden, gleichfalls geradlinigen und oben mit einer Kreuzblume verzierten Hauptgiebel umfaßt wird. Die beiden kleineren Giebel sind mit blindem, d. h. halb durchbrochenen Maßwerk ausgefüllt, welches oben und unten aus spitzbogigen Kleeblättern, in der Mitte aus einer fünfblätterigen Rosette besteht, während die äußeren Kanten des Hauptgiebels von emporlaufenden, zierlichen Krabben belebt wird. Der Pfosten, durch welchen das Fenster eine Zweitheilung erhält, ist ohne jede Verzierung. Überhaupt ist die ganze Architektur des Fensters von der Art, daß man dasselbe infolge ihres strengen Charakters entschieden für eine Schöpfung des XIV. Jahrhunderts erklären kann.

Gleich neben dem Thurme führt das sich nach dem Hof zu öffnende Thor in das Innere des Gebäudes. Oberhalb des Thores erhebt sich ein aus der Wandfläche hervorspringender, auf starken Consolen ruhender Erker mit einem dreitheiligen Fenster, dessen gemeißelte Theile, besonders die zu beiden Seiten des Thores emporstrebenden, auf Krabben ruhenden Fialen sehr zierlich ausgestaltet sind.[1] Beide, das Thor sowohl als auch der Erker, zeugen von sehr hohem Alter. Was namentlich das Thor und dessen Einfahrt betrifft, so zeigt sich die Höhe der Öffnung desselben von einer mäßig gekrümmten Archivolte begrenzt. So einfach die Construction dieser Archivolte ist, ebenso gekünstelt sind die an der Außenseite des Thores befindlichen Consolen,

[1] Siehe die Zeichnung in Band III. S. 433 dieses Werkes, doch müssen wir hier bemerken, daß in der von uns in Bd. III S. 409 mitgetheilten Zeichnung der Wiener Autographen das Erkerfenster nur zweitheilig erscheint, was unrichtig ist.

welche Thierfiguren darstellen. Als besonders zierlich ist aber die Thorhalle zu bezeichnen.[1] Die Gurten des sehr flachen Gewölbes derselben ruhen auf beiden Seiten auf fünf sehr zierlichen Wandsäulen, deren Sockel die durch den gothischen Stil umgestaltete attische Basis zeigt, auf welcher sich der flache Schaft der Säulen ohne jede Verjüngung erhebt. An beiden Seiten ziehen sich bis zur Höhe der Sockel steinerne Bänke hin, während der Schaft der Säulen von Capitälen gekrönt ist, welche aus verschiedenen Blättern bestehen und an ihrem Kelche reizende Gestaltungen aufweisen. Auffallend ist es, daß die Rippen des Gewölbes nicht auf den Capitälen der Säulen, sondern auf dem über den Capitälen angebrachten, kleeblattförmigen Aufsatze ruhen; ferner auch das, daß die Wandrippen nicht spitzbogig, sondern rundbogig sind, obwohl dieselben sehr leicht spitzbogig hätten sein können, wenn man nämlich den an den Capitälen angebrachten Aufsatz weggelassen hätte. Dieser Vorgang findet offenbar seine Erklärung darin, daß die rundbogige Bildung der Rippen sich bei der geringen Höhe der Thorhalle von schönerer Wirkung erwies, als die spitzbogige Form derselben. Sowohl das Gewölbe der Thorhalle als auch die Rippen desselben sind von großer Einfachheit; was jedoch die Construction derselben besonders anziehend macht, sind die fünf frei herabhängenden Schlußsteine mit ihren Sculpturen von Wappen und Brustbildern. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Wirkung dieser Thorhalle durch die im Laufe der Zeit eingetretene gebräunte, dunkle Färbung noch erhöht wird, was nicht wenig dazu beiträgt, in uns die feste Überzeugung von dem Alterthume dieses Werkes hervorzurufen, an welchem der zur Steigerung der Wirkung vorgenommene Anstrich mit Ölfarbe gewiß nicht statthaft war. Wenn sich trotzdem bezüglich des Alterthums dieses Werkes auch eine abweichende Ansicht geltend zu machen sucht, kann man dieselbe nur auf einige irrthümliche Grundanschauungen zurückführen. Ein namhafter Kunstkritiker unseres Vaterlandes ist nämlich der Ansicht, daß die geschichtlichen Daten, ebenso wie der Stil dieses Werkes, es nicht gestatten, die Aufführung der

[1] Siehe die Zeichnungen in Bd. III S. 461, 469 und 481 dieses Werkes.

Thorhalle in die Zeit der Könige aus dem Hause Anjou anzusetzen.[1] Diesem steht jedoch thatsächlich weder das eine noch das andere entgegen. Denn der treffliche Gelehrte hat jene Angabe in den Rechnungsbüchern der Stadt aus dem Jahre 1457, laut welcher man „den alten Gang abgebrochen und am Thore Arbeiten vorgenommen hatte,“ nicht richtig gedeutet.[2] Hier ist jedoch mit keinem einzigen Worte gesagt, daß das Thor damals aufgeführt wurde, sondern nur soviel, daß man in dem genannten Jahre am Thor gewisse Arbeiten vorgenommen hatte, was kaum etwas anderes, als eine gewöhnliche Ausbesserung gewesen sein kann. Wir wissen, daß gerade in diesem Jahre das Zimmer für den Stadtschreiber im Rathhause hergestellt wurde,[3] anderseits konnte aber auch die Abtragung des alten Ganges auch die theilweise Abtragung der Thorhalle nach sich gezogen haben, keinesfalls war es jedoch ein ursprünglicher Neubau, ebensowenig als die im Jahre 1586 am Thore vorgenommenen Ausbesserungen[4] als Neubau bezeichnet werden können. Denn daß die Thorhalle thatsächlich schon im XIV. Jahrhundert bestand, wird eben durch die Schlußsteine derselben erwiesen. Die Sculpturen derselben weisen nämlich zwei mit Kronen geschmückte weibliche Brustbilder auf, einen Jüngling ohne Schnurr- und Backenbart mit einer Mitra auf dem Haupte, einen aus einem Helme hervorwachsenden Löwen und, was das Wichtigste ist, das Wappen der Anjou auf.[5] In dem Letzteren erscheint der mit Straußenfedern geschmückte Helm der Anjou und zwischen den beiden Federn ein Strauß mit einem Hufeisen im Schnabel, was unzweifelhaft diese Halle als ein aus der Zeit der Könige aus dem Hause Anjou stammendes Werk kennzeichnet, umsomehr, als nicht der geringste Grund zu der Annahme berechtigt, daß diese Schlußsteine aus der alten, angeblich abgebrochenen

[1] Henßlmann: Die Kunstdentmale goth Stils in Ungarn. (ung.) II, 184.

[2] hab wir gehat Im Rothaws pey den Mawrern 4 aribater, di gehantreicht habn den mawrern zu den Swipogen, Stain, Zigl und was not ist gebesen.

[3] In den Rechnungsbüchern aus diesem Jahre heißt es nämlich: „Morter rürer do man das Statschreiber Zymer gemacht hat.“

[4] Das Thor Im Rathaws bei der wag zu machen 13 Thl. 6 Sch.

[5] Mitgetheilt in dem Werke: Die Österreichisch Ungarische Monarchie in Wort und Bild Ungarn Band I, Seite 101.

Thorhalle in die neu aufgeführte übertragen worden sein konnten. Ist dies nun thatsächlich über jeden Zweifel erhoben, so hat man auch das als sicher anzunehmen, daß zwischen den auf den fünf Schlußsteinen dargestellten Persönlichkeiten und Wappen eine gewisse zusammenhängende Bedeutung bestehe, deren Erklärung man mit Beziehung auf die Zeit der Könige aus dem Hause Anjou zu geben versuchen kann. Nach der Meinung eines unserer bekannten Gelehrten und hervorragenden Forschers auf dem Gebiete des Zeitalters der Anjou, welche wir im Anhange dieses Werkes vollinhaltlich mittheilen, bezieht sich das Wappen der Anjou auf König Karl Robert, die ältere der beiden Frauen ist Elisabeth, die Geliebte Karl Roberts und spätere Gemahlin des Stadtrichters Jakob, die jüngere Frau und der Jüngling mit der Inful sind die natürlichen, mit der genannten Elisabeth gezeugten Kinder des Königs, von denen die Tochter die Gemahlin des Herzogs von Schweidnitz, der Jüngling aber Bischof von Raab, d. i. Coloman, Bischof von Raab, war. Da ferner der aus dem Helm hervorwachsende Löwe in dem einen Wappen dem Löwen der Familie Széchényi ähnlich ist, welchen der Wojwode Thomas von Széchén als Landesrichter in seinem Wappen geführt hatte, kann man annehmen, daß die einstige Geliebte des Königs Karl Robert dem Geschlechte der Széchényi entstammte.[1]

Obwohl es sich nun nicht behaupten läßt, daß diese Deutung der Schlußsteine als positive, geschichtliche Thatsache zu gelten habe, kann man denn doch nicht in Abrede stellen, daß dieselben auf diese Weise eine leicht verständliche und mit einander im Zusammenhang stehende Erklärung gewinnen. Ist dies der Fall, dann wird es uns zugleich auch begreiflich werden, wie man ein ursprüngliches Privathaus in so ausnehmender Form aufführen konnte. Wie wir gesehen haben, ist das gegenwärtige Rathhaus aus mehreren Haustheilen entstanden, was man auch heute noch ganz gut erkennen kann, da jener Theil des Gebäudes, in welchem sich gegenwärtig das städtische Archiv befindet, ein höheres Dach hat und eine abweichende Fluchtlinie zeigt.[2] Soviel ist sicher, daß

[1] Vgl. Pór: Coloman, Bischof von Raab (ung. Mitgetheilt i. d. Századok (ung. hist. Ztschr.) Jahrg. 1889. S. 371–72.

[2] Aus diesem Grunde ist dieser Theil auch in der in Bd. III, S. 409 mitgetheilten Zeichnung nicht mit aufgenommen.

jener Theil des Gebäudes, welcher die gegenwärtige Fronte sammt dem Thurm umfaßt, im Besitze des Stadtrichters Jakob war. Daß der Thurm nicht erst später an das Haus angebaut wurde, als dasselbe bereits in den Besitz der Stadt übergegangen war, ergibt sich auch aus den historischen Daten mit voller Bestimmtheit, da, wie wir ja gesehen haben, „das neue Haus mit dem Thurme" schon zu jener Zeit erwähnt wird, als sich dasselbe noch im Besitz der ursprünglichen Eigenthümer befand. Jedenfalls bleibt es auffallend, daß ein Privathaus mit einem so großen Thurme, welcher für einen wahrhaften Befestigungsthurm gelten konnte, ausgestattet war. Als solcher erschien derselbe auch dem Rathe der Stadt, welcher unter anderem gerade deshalb das Haus anzukaufen wünschte, damit durch dasselbe eben wegen des Thurmes im Besitze von Privatpersonen die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet werde. Es läßt sich gar wohl begreifen, daß die Besitzer dieses Hauses, der Stadtrichter Jakob und seine Familie, welche mit dem königlichen Hause durch die Bande des Blutes, wenn auch nicht in legitimer Weise, verbunden und vom Könige auch mit ausgedehnten Besitzungen zu Prukk in der Schütt beschenkt worden waren, sich ein Haus von so vornehmer Art erbauten. Daß dieses Haus ursprünglich wirklich als Privathaus erbaut wurde, wird auch durch den Umstand hinlänglich bezeugt, daß es einen Hof hat. Denn die im Mittelalter mit der ursprünglichen Bestimmung zu einem öffentlichen Rathhause aufgeführten Bauwerke waren, falls nicht etwa besondere Umstände der Ausführung im Wege standen, immer frei stehende Gebäude, wie man es auch in anderen Städten unseres Vaterlandes, in Leutschau und in Bartfeld sehen kann.

Ebensowenig kann man behaupten, daß der Stil des Thores es nicht gestatte, die Aufführung desselben in die Zeit der Könige aus dem Hause Anjou anzusetzen. Der Stil weist nicht ein einziges Element auf, welches mit der Zeit der Anjou im Widerspruche stünde. Die ganze Ausstattung, das Sculpturwerk sowie die Ornamentierung zeugen vielmehr dafür, daß man die Entstehung dieses Werkes in die Periode des früh-gothischen Stils anzusetzen habe.[1] Die an dem Gebäude selbst in

[1] Dies ist auch Ipolyi's Ansicht indem er schreibt: „Die kunstreiche Thorhalle des Rathhauses in Preßburg ist, wie ich nach der reinen Ausgestaltung

späteren Zeiten vorgenommenen Umgestaltungen oder Neubauten sind theils aus dem Stil, theils aus schriftlichen Aufzeichnungen mit voller Bestimmtheit nachweisbar. So wissen wir namentlich, daß die zum Thurm hinaufführende Stiege erst im Jahre 1445 gebaut wurde.[1] Ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1496, wurden die Bodenerker des Hauses fertiggestellt.[2] Die zierliche Umrahmung der Letzteren, welche auf einem gewundenen Untersatze ruhend, in ihren oberen Theilen die Nachahmung eines Stabes zeigt, und welche sich an einem dieser Fenster noch vollständig unversehrt erhalten hat,[3] weist thatsächlich auf die Zeit des Verfalls des gothischen Stils hin. Im Jahre 1551—52 wurde der hintere Theil des Rathhauses aufgeführt.[4] Im Jahre 1558 wurde wahrscheinlich am Stiegenhause oder an dem oberhalb der Thorhalle gelegenen Gange im ersten Stockwerk irgend ein Umbau vorgenommen, da diese Jahrzahl oberhalb der Thorhalle an der Hofseite eingegraben ist. Im Jahre 1566 wurde im Erdgeschoß des Thurmes an der Stelle des alten Tuchschererladens das gegenwärtige Wachzimmer eingerichtet;[5] im Jahre 1578 wurde das alte Local des Kammeramtes niedergerissen;[6] im Jahre 1581 wurde der schöne, mit

---

und namentlich auch nach den Wappen derselben vermuthe, ein aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts stammendes vortreffliches Werk." (Die mittelalterliche monumentale Baukunst in Ungarn. (ung.) Mitgetheilt in den: Kleineren Schriften (ung.) I, 58.)

[1] In den Rechnungsbüchern aus diesem Jahre heißt es: „Item am Sambstag purificacionis Marie, hab wir gehat zymergeselln, di die Stieg Im Rot thurn gemacht habn, oder Im newen thurn." Weiter: „habn wir khafft 2 Scheyben zum zug In newen thurn dem Chuntz Drometer domit er Holz und Essen und Trinkchen aufzewcht per 13 D."

[2] Awsgaben awf das Rathaws dy trachstein und werichstukch zu den Erkkern und stain zu den venstern zu hawen und das Dachwerch zu dekhen. Weiter: „Pawl Plüemel selbander in der Stain Hütten vor wedritz tor stain gehawen zu den Fenstern In dem Rathaws." Ferner: „pawel plwemel selbander an den Rathaws gemawert und die Erker gesetzt."

[3] Ist in der Zeichnung der Wiener Autographen nicht aufgenommen, was ein Fehler ist.

[4] Umb Jacobi verlaut Ins Rathaws am newen Hintergepew zu gewelben und sunst zu aribaten 25 lon zu 12 kr. Weiter: „das Hinter thor im rathaws im Hof zu setzen 20 lon zu 12 kr."

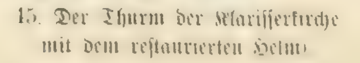
[5] Ein ersamer Rath, dingt Maister Jacoben Täb Mawrer, aus den alten Scherladen, die newe Wachstuben Im Rathhaws mit Pfeilern von grundt aufzufueren 62 Thl.

[6] das alte Raitstübl nieder zu prechen, von newen zu gewelben, und also die zwei Nebengewelb in ains zu schließen, aus zu dinchen, durch und durch zu pflaster, zalt 139 lon zu 2 Sch.

Arkaden versehene, gedeckte Gang erbaut, welcher über den Hof zu den gegenwärtigen Localitäten des Stadthauptmannamtes führt[1] und im Jahre 1599 wurden die Fenster an der Fronte des Gebäudes in der Form umgestaltet, welche sie gegenwärtig aufweisen.[2] Berücksichtigt man dies alles, so muß man unserem Rathhause eine in seiner geschichtlichen Vergangenheit bis in das XIV. Jahrhundert zurückreichende architektonische Bedeutung von hoher Wichtigkeit zuerkennen. Die Wirkung dieses Gebäudes war unzweifelhaft vor Zeiten eine viel bedeutendere, als gegenwärtig. Gegenwärtig verschwindet dasselbe im Verhältniß zu andern mächtigen, öffentlichen und Privatgebäuden unserer Stadt, während es im Mittelalter sowohl vermöge seiner Größe, als auch seines monumentalen Charakters eine hervorragende Stelle unter den übrigen Gebäuden eingenommen hatte. Auch die in neuerer Zeit an demselben vorgenommenen Umgestaltungen trugen nicht wenig zur Abschwächung der äußeren Wirkung des Gebäudes bei. Zu jener Zeit, als der Thurm sammt seinen an den vier Ecken befindlichen Erkern anstatt des gegenwärtigen Kupferdaches noch von einem gothischen Satteldache gekrönt und oberhalb der gegenwärtigen Gallerie noch von einem ge-

[1] mit Stainmetzen Barthlme von wolfstal, wegen große fünf feiler, die zu den gang in dem Rathaws gebraucht worden, in Beisain des Herrn Johan Laussers geding ains per 5 fl. facit 31 Thl. 2 Sch.

[2] Das dachwerkh über der Ratstuben und schranen auszupessern, auch das gemaüer herab alles zu über diinchen, Sechs stainen Fenster einzusetzen 88 Thl 1½ D. Weiter: „Als man in der Ratstuben ein ander Fenster eingesetzt . . . 2 Thl. 7 Sch. 24 D"



15. Der Thurm der Klarisserkirche mit dem restaurierten Helm

deckten Wehrgang umgeben war, und die den Stil so sehr beeinträchtigenden nicht gothischen Fenster noch nicht vorhanden waren, hatte dieses Gebäude mit dem Thurm, das dürfen wir behaupten, seine Wirkung gegenüber dem Dom und andern größeren kirchlichen, oder zu Befestigungszwecken dienenden Bauwerken unserer Stadt auf den Beschauer immer zur Geltung gebracht.

Was jedoch die Klarisserkirche betrifft, so wird bei dem gegenwärtigen verwahrlosten Zustande derselben niemand den hohen architektonischen Werth derselben zu ahnen vermögen. Die die Kirche umgebende unschöne Mauer, der baufällige Zustand des Thurmes, das auf demselben angebrachte schwere und geschmacklose Kupferdach, sowie das gänzlich verwahrloste Mauerwerk der Kirche und die die Spuren des Verfalls aufweisenden Strebepfeiler derselben rufen in dem Beschauer nur das Gefühl der Wehmuth hervor. Und doch zählt dieses Gotteshaus mit seinem kühn construierten Thurme und dem meisterhaften bildnerischen Schmucke desselben zu den hervorragenden gothischen Kunstdenkmalen nicht nur unserer Stadt, sondern selbst unseres Vaterlandes. Der obere Theil der Kirche weist zwar auf die letzte Zeit des gothischen Stils hin und ist demnach zum größten Theil das Werk des unter König Wladislaus II. vorgenommenen Neubaues, die Anordnung des Ganzen sowie die Hauptmauern derselben erweisen sich jedoch unzweifelhaft als die Überreste eines älteren Gebäudes. Wie wir wissen, war dieses Kloster vor der Übersiedelung der Klarissernonnen in dasselbe von Cistercienserinnen eingenommen, welche im Jahre 1238 in Klucsova eine Mühle mit zwei Gängen zum Geschenk erhalten hatten,[1] im Jahre 1244 im Besitz einer Mühle und einer Wiese am Weidritzbache bestätigt worden waren,[2] und im Jahre 1249 einen hinter dem Preßburger Schlosse gelegenen Weingarten an Piligrin, Abt von Heiligenkreuz in Österreich, verkauft hatten.[3] Daß dieselben

[1] Fejér: Cod Dipl IV. I, 138

[2] Fejér: Cod. Dipl IV. I, 349

[3] Soror P. et Conuentus dominarum in Posonio geben kund, quod nos cum communi consilio inter nos habito uineam nostram retro castrum sitam uendidimus domino Abbati Pilgrimo de Sancta Cruce pro quatuor marcis argenti cum testimonio et consciencia plurimorum. (Weiß: Urkunden des Cistercienserstiftes Heiligen Kreuz I, 118. Wenzel: Neues Diplom der Árpádenzeit ung II. 212

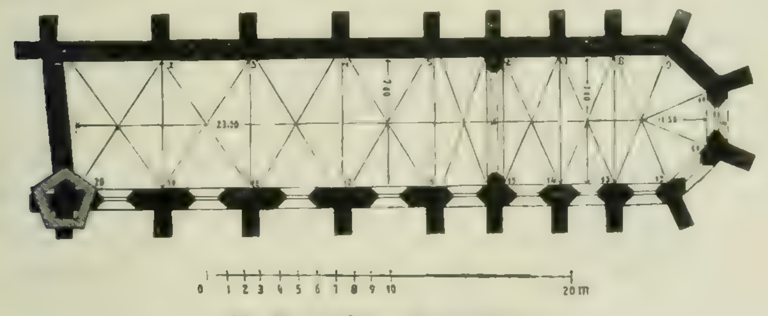
sich auch noch im Jahre 1290 in Preßburg befanden, beweist die vom Grafen Buken gemachte Schenkung aus diesem Jahre, mittelst welcher dieser den Nonnen nicht nur die von einem seiner Vorfahren zur Zeit des Tatareneinbruchs ihnen entrissenen 4 Hufen Feldes wieder zurückgab, sondern ihnen überdies noch gleichsam als Entschädigung zwei Weingärten zum Geschenk machte.[1] Wie das ursprüngliche Kloster und die Kirche der Cistercienserinnen beschaffen war, vermögen wir infolge mangelnder, hierauf bezüglicher Daten nicht anzugeben, soviel können wir jedoch mit Bestimmtheit behaupten, daß man die ältesten Theile der auch heute noch bestehenden Kirche auf eine ältere Zeit als das XIV. Jahrhundert nicht zurückführen könne, während die neueren Theile derselben aus der Zeit des Königs Uladislaus II., d. i. aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts stammen. Der Neubau des Klosters selbst, d. i. jenes Gebäudes, in welchem sich gegenwärtig das königl. kath. Obergymnasium befindet, wurde noch später, im Jahre 1637 von Peter Pázmány, beziehungsweise von Emerich Losy, welcher den von Pázmány begonnenen Bau zu Ende führte, bewerkstelligt. Die Veranlassung zum Umbau der Kirche sowie des Klosters bot der baufällige Zustand derselben, denn wie man aus den Testamenten ersieht, waren schon vor dem Jahre 1515 Sammlungen zum Neubau der Kirche eingeleitet worden.[2] Die im Jahre 1515 ausgebrochene Feuersbrunst, durch welche das Kloster sammt der Kirche in Asche gelegt oder wenigstens sehr stark beschädigt worden war, machte den Neubau zur unaufschiebbaren Nothwendigkeit. Die zum Neubau erforderlichen Kosten wurden durch die von Seiten frommer Gläubigen[3] sowie vom König

[1] Fejér: Cod. Dipl. VI. I, 71.

[2] Im Jahre 1433 schreibt Herl Leinbaterin: „Item So schaff ich den Junchfrawn In das Nunnen kloster X guldein." (Prot. Test. I, 8/a.) 1471 vermacht Dorothea Karner „in das Junkfrawn kloster V fl. zum paw." (Prot. Test. I, 149/a.) 1511 vermacht Anna Pfaffsteter „in das Junkfern kloster zwen flor. 1 fl. zu dem paw vnd den andern gulden zu dem psalter ze lesen den Junkfern." (Prot. Test. I, 331.) 1511 vermacht Jakob Haytewer „in das Jungfraw Closter zu dem paw X gulden." (Prot. Test. I, 333/a.) 1514 vermacht Katharina, die Gattin des Friedrich Voyt, „in das Junkfraw Closter Zum Paw daselbst, ain halben dreyling Wein oder VIII gulden." (Prot. Test I, 383.)

[3] Im Jahre 1516 vermacht Martin Rosendorffer „In das Junkhfraw Closter zu dem paw V β ϑ." (Prot. Test. I,

Wladislaus II. und auch von der Stadt Preßburg beigesteuerten Spenden aufgebracht,[1] und mit dem Neubau wurde auch thatsächlich begonnen. Eben der Umstand, daß Peter Pázmány im XVII. Jahrhundert den Umbau des Klosters unternahm, scheint dafür zu sprechen, daß man die unter König Wladislaus II. gesammelten Spenden blos zum Bau der Kirche, d. i. zur Wiederherstellung der durch Feuer beschädigten oberen Theile, wie des Gewölbes, der Rippen und deren Consolen sowie der Fenster verwendet hatte. Wahrscheinlich hatten auch die zwei letzten Abtheilungen oder der westliche Theil des Schiffes weniger



46. Grundriß der Klarisserkirche

Schaden gelitten, da die Rippen derselben in viel strengerem Stile gehalten sind, als die in den übrigen Abtheilungen des Schiffes oder auch im Chor befindlichen, wie auch die Consolen in den erwähnten beiden Abtheilungen von größerer Einfachheit sind, als die weiter gegen Osten zu angebrachten. Auch das Gewände des Triumphbogens ist noch das ursprüngliche, nur erscheint in demselben anstatt der Hohlkehle des Kranzgesimses schon der später in Anwendung gekommene Karnies.

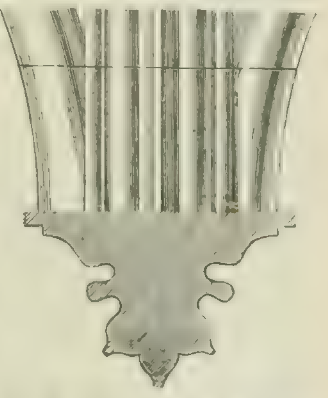
367/a.) 1517 vermacht Johann Schartel „in das Junkfern kloster ij fl den ain zum paw, den andern zum Psalmenlesen.“ (Prot. Test. I, 369/a.) 1517 vermacht Margarethe, die Witwe des Bäckers Michael, „in das Junkfraw kloster hie zu dem paw 1 fl“ (Prot. Test. I, 375/a.) 1518 vermacht Anna Katzelberger „In das Junkfraw Closter Zu dem Paw 1 fl.“ (Prot. Test. I, 382.) 1521 vermacht Friedrich Voyt „in das nunnencloster Zum paw X fl“ (Prot. Test. I, 397/a.)

[1] Der König überwies aus den Einnahmen des Dreißigstgefälls dem Kloster 1000 Goldgulden, die Bürgerschaft der Stadt Preßburg aber verwilligte sich zu einer Beisteuer von 150 fl. Rakovszky: Alterthüml. Überlieferungen VII. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 78.)

Auf Grund dieser Kenntniß der Dinge können wir es als sicher hinstellen, daß die Anlage der Kirche thatsächlich auf die Zeit des XIV. Jahrhunderts hinweise, während der Thurm mit noch größerer Bestimmtheit als ein Werk aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts bezeichnet werden kann. Die Kirche besteht ihrer Anlage nach aus einem ungetheilten Schiffe, als dessen Fortsetzung das nur um eine Stufe höher gelegene Sanctuarium anzusehen ist, welches jedoch durch einen starken Triumphbogen vom Schiffe getrennt wird. Als auffallend erscheint an dieser Kirche der Umstand, daß die nördliche Wand derselben länger ist, als die südliche, so daß der Innenraum an der westlichen Seite nicht im Rechteck abschließt; ebenso macht sich an der nördlichen Wand auch der gänzliche Mangel an Fenstern bemerkbar. Das Gewände der Fenster im Chorabschluß sowie an der südlichen Wand der Kirche ist dem Gewände der Fenster im Sanctuarium unseres Domes sehr ähnlich. Diese Fenster sind, wie es scheint, das Werk der Restauration aus dem Jahre 1415 und nach dem Muster der Fenster des Domes ausgeführt worden. Aus dieser Restauration stammen wahrscheinlich auch die Figuren, beziehungsweise die mit Laubwerk verzierten Consolen. Im Ganzen gehören die Consolen schon der letzten Periode des gothischen Stils an. Die Gliederung des Triumphbogens stammt noch aus der älteren Kirche her, was die gedrungene und strengere Ausgestaltung derselben beweist. Aus der letzten Zeit des Stils stammen dagegen jene Rippen in den beiden Abtheilungen des Langhauses, welche sich zu dreien über den Consolen erheben. Die Wandschäfte mit ihren beträchtlichen Vertiefungen zeigen eine Abweichung von der strengeren Ausgestaltung. Die Rippen an der östlichen Seite des Langhauses sind sehr schwach und von übertriebener Einfachheit, während die Rippen in den beiden letzten Abtheilungen eine strengere Ausgestaltung aufweisen, als ob sie entweder noch erhaltene Überreste der durch Feuer verwüsteten älteren Kirche, oder aber dem Muster älterer Rippen nachgebildet wären. Die an denselben vorherrschende Birnform geht jedenfalls der im XVI. Jahrhundert eingetretenen Entartung voraus.

Was den Thurm der Kirche betrifft, so ist derselbe ein äußerst merkwürdiges, wahrhaft architektonisches Unicum und eine wirkliche

Sehenswürdigkeit in seiner Art. Ein fünfeckiger, enger, zum Theil in der Luft schwebender Thurm, der kaum anderswo seines Gleichen hat. Bekanntlich suchte die Bravour nicht nur in der Baukunst, sondern auch in der Bildnerei und Malerei zum Ausdruck zu gelangen, kommt beziehungsweise auch gegenwärtig zum Ausdruck, sobald Einzelne mittelst chemischer Combination oder durch die Technik der Behandlung über das den Stoff beherrschende Gesetz triumphieren wollen. Auf dem Gebiete der Malerei ist diese Bravour nicht so sehr in die Augen fallend, wie in der Bildhauerkunst und noch mehr in der Architektur. Denn während in der ersteren der Werth des Bildes durch das Verfahren des Künstlers eine bedeutende Steigerung erhalten kann, wird auf dem Gebiete der den rohen Stoff behandelnden Arten der bildenden Kunst das Verfahren des Künstlers sein Werk zwar interessant gestalten können, ohne demselben jedoch größeren Werth zu verleihen, welches dann auch nicht wegen seines inneren Kunstwerthes, sondern vielmehr blos wegen seiner Ungewöhnlichkeit und Seltenheit die staunende Betrachtung der Menge auf sich hinzulenken pflegt. Sobald der Künstler den von ihm verarbeiteten Stoff nicht den von der Natur desselben gebotenen Anforderungen entsprechend behandelt, tritt in seiner naturwidrigen Schöpfung sofort seine Abirrung von den Gesetzen der Kunst zu Tage. Deshalb kann man auch weder die beiden schiefen Thürme in Bologna, noch den berühmten Campanile in Pisa als solche architektonische Schöpfungen bezeichnen, welche an die ideale Höhe dieser Art der Kunst heranreichen. Das Ungewöhnliche an ihnen erregt unsere Aufmerksamkeit, man fühlt sich dadurch aber auch wieder verletzt, da die Verirrung des Künstlers in der Naturwidrigkeit seiner Schöpfung zu Tage tritt. Einer derartigen Ungereimtheit gegenüber geht dann auch die Wirkung der Schönheit der Formen zum großen Theil verloren, selbst bei einem solchen Werke, wie in dem erwähnten Campanile,



47. Gewölberippe aus dem Langhause der Klarisserkirche.

welcher sonst mit seinen antiken Säulen, seinen heiteren rundbogigen Loggien, sowie durch seine stimmungsvolle Umgebung mit Arkaden wirklich tiefe Wirkung machen könnte. Selbst über ein solches Werk, wie die am Burgplatze errichtete Reiterstatue des Erzherzogs Karl, ließe sich eben wegen des der natürlichen Beschaffenheit des Stoffes widerstrebenden Verfahrens manches bemerken, und so oft wir die Erfahrung machen, daß einzelne namhafte Meister der französischen und italienischen Kunstschule durch ihre mit Bravour ausgeführten Schöpfungen staunende Bewunderung erregen, kann dieses Erstaunen uns doch nicht abhalten, gegen ihre Kunst zugleich auch unsere Einwendungen zu erheben.

Das Merkwürdige am Thurme der Klarisserkirche ist jedoch nicht so mißfällig, wie an den erwähnten Thürmen in Italien, da die Construction desselben nicht so sehr gegen die Natur des Materials verstößt, wie bei diesen. Während die mit Bravour aufgeführten Thürme ihre Merkwürdigkeit dem Auge sofort zu erkennen geben, wird man das Merkwürdige am Thurme unserer Kirche erst dann wahrnehmen, wenn der Beschauer darauf aufmerksam gemacht wird. Die Merkwürdigkeit dieses Thurmes besteht nämlich darin, daß derselbe sich nicht auf einem Fundamente erhebt, sondern auf der südlichen Ecke des Langhauses der Kirche steht und seinen Stützpunkt an zwei Stellen auf der Mauer der Kirche, an zwei andern auf den Strebepfeilern derselben hat. Zwischen den beiden Strebepfeilern und den beiden Mauern der Kirche ist unter dem Thurme eine mächtige Console angebracht, während der Thurm in der Kirche selbst von keiner Console gestützt wird. Der Mittelpunkt des Fünfecks des Thurmes fällt auf jenen Punkt der Achse des südlichen Strebepfeilers, wo derselbe sich an die Wand der Kirche anschließt, somit ruht das unvergleichlich größere Gewicht des Thurmes auf den außerhalb der Kirche befindlichen unteren Theilen. Jedenfalls muß man es anerkennen, daß der Baumeister dieses Werkes auf diese Weise eine seltene architektonische Aufgabe gelöst hat und zwar nach einem in sinnreicher, zierlicher und sicherer Weise entworfenen Plane. Die bauliche Festigkeit des Thurmes wird nur durch den demselben später aufgesetzten übermäßig schweren, kupfernen Helm gefährdet,

insofern derselbe den in unserer Stadt häufigen, heftigen Stürmen ausgesetzt ist, während in dem ursprünglichen schlanken, gothischen, steinernen Helm die Wuth des Orkans sich kaum verfangen konnte.[1] Den Namen des Baumeisters dieses Thurmes vermögen wir zwar nicht anzugeben, welches Motiv denselben jedoch bei dem Bau geleitet hatte, glauben wir wenigstens errathen zu können. Wir werden nämlich kaum fehl gehen, wenn wir behaupten, der Erbauer habe mit dem in seiner Form seltenen sechseckigen Thurm der Franziskanerkirche wetteifern wollen. Dies ist ihm denn auch gelungen, zwar nicht insofern, als ob er ein den Franziskanerthurm an innerem Kunstwerth übertreffendes, vorzüglicheres Kunstwerk geschaffen hätte, sondern dadurch, daß er in unserer Stadt ein seiner Ungewöhnlichkeit und geistreichen Construction zufolge merkwürdiges, architektonisches Kunstdenkmal geschaffen, zu dessen Studium schon viele ausländische Architekten unsere Stadt besuchten, unter andern auch der berühmte Dombaumeister Schmidt aus Wien, welcher thatsächlich zu wiederholten Malen seine Schüler zur Betrachtung dieses Bauwerkes in unsere Stadt gebracht hatte. Nur haben die Besuche für uns freilich auch ihre unangenehme Seite, indem die Fremden bei solchen Gelegenheiten sich von jener Indolenz überzeugen, mit welcher wir die merkwürdigsten Kunstdenkmäle unserer Stadt dem Verfalle preisgeben.

Ebensowenig als uns der Baumeister des Thurmes bekannt ist, ist es auch das Jahr der Erbauung desselben. Wahrscheinlich fällt dieselbe in die Zeit nach dem Jahre 1361, da die Formen desselben älter und strenger sind als jene, welche dem im XV. Jahrhundert ausgeführten Neubau der Kirche entstammen. Die Console besteht aus vielen sehr massiven Rundstäben und Plättchen; die abschwächenden Hohlkehlen sind spärlich angebracht und auch dann nur wenig eingezogen. Übrigens ist der plastische Schmuck des Thurmes ein der-

[1] Der kunstvoll gebaute steinerne Helm zierte den Thurm bis zum Jahre 1700, welcher in diesem Jahre durch ein Erdbeben schadhaft geworden war und 1702 durch das heute noch vorhandene Kupferdach ersetzt wurde, wie es die am Thurm vorhandene Aufschrift meldet: Venerabilis Abbatissa Eva Barbara Balassa restauravit a. MDCCII.

artiger, daß er in dieser Hinsicht unter den Thürmen in unserem Vaterlande so ziemlich unerreicht dasteht und selbst den Thurm der Franziskanerkirche übertrifft. Denn während bei dem Letzteren der plastische Schmuck außer den einigen Wasserspeiern nur aus architektonischem Schnitzwerk besteht, bilden vollständige Statuen den plastischen Schmuck des Thurmes der Klarisserkirche. Dieser Thurm vereinigt demnach mit der architektonischen Merkwürdigkeit auch die bildnerische in sich. Als hervorhebenswerth ist der unterhalb des Gesimses des untern Stockwerks angebrachte sehr zierliche Fries zu bezeichnen. Die an diesen Fries hinanreichenden, auf den beiden Eckpunkten ruhenden Fialen sind im strengeren deutschen Stil gehalten. Die Wand dieses Stockwerks ist nur von einem sehr einfachen Fenster durchbrochen; das mittlere Geschoß dagegen ist am reichsten verziert. Hier erheben sich auf einzelnen, von einander getrennten Consolen kleine Statuen, die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande darstellend, welche in ihrer Art Meisterwerke sind. Diese Statuen gehören zu den ausgezeichnetsten plastischen Werken unseres Vaterlandes und tragen noch das Gepräge der guten Zeit des XIV. Jahrhunderts an sich. Über den Statuen erheben sich zierliche doppelte Baldachine. Von diesen endigen die in der Mitte der Seiten des Fünfecks befindlichen in einem im strengen Stile gehaltenen Helm, während sich auf der horizontalen Platte der übrigen die Eckpfeiler des oberen Stockwerks erheben. Auf die mittlere Abtheilung folgt ein mit einem Gesims aus Blattwerk und mit vierblätterigen Rosetten verzierter, breiter Fries, und über diesem erhebt sich das obere Stockwerk mit seinen äußerst zierlichen, schlanken Fenstern, deren Gewände von wirklichen, mit Basen und Capitälen versehenen Säulchen gebildet wird. Die Capitäle sind mit kreuzförmigen, im gothischen Stile gehaltenen Blättern verziert; die Bogen der Fenster sind regelmäßig über einem gleichseitigen Dreiecke construiert. An jeder Ecke des Fünfecks ist zur Verstärkung der Mauer ein zierlicher Pfeiler angebracht, aus dessen Mauerwerk unter dem Helm verschiedene Thiergestalten hervorspringen, welche übrigens mehr zur bloßen Verzierung, denn als Wasserspeier dienen. Unterhalb des Kranzgesimses springt ein in zierlichen Lilien endigender Kleeblatt-

bogenfries aus der Wand hervor.[1] Leider gehen jedoch alle diese Werke bildnerischer und architektonischer Sculptur, welche so viele Jahrhunderte hindurch dem Einfluß der Witterung und der gewaltsamen Zerstörung in kriegerischen Zeiten Trotz geboten, jetzt von Tag zu Tag immer mehr dem gänzlichen Verfall entgegen, was für uns schließlich einen unersetzlichen Verlust zur Folge haben wird.

[1] Vgl Henßlmann: Die Kunstdenkmale gothischen Stils in Ungarn (ung.) II, 168—174.



XI.

Der architektonische Charakter der Stadt. Monumentalbauten. Die ersten Erscheinungen der Renaissance.

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts gaben zwei Ereignisse von großer Tragweite der europäischen Cultur einen Aufschwung in neuer Richtung. Das eine war die Erfindung der Buchdruckerkunst, das andere die Entdeckung eines neuen, jenseits des Oceans gelegenen Welttheils, Amerikas. Beide trugen in außerordentlicher Weise dazu bei, daß im Reiche des Geistes bisher ungekannte Richtungen zur Geltung gelangten und der Fortschritt der Menschheit in riesigem Maße gefördert wurde. Durch die Buchdruckerkunst wurden die Grenzen des geistigen Gesichtskreises in so hohem Grade erweitert, daß das Licht der intellectuellen Bildung seine Strahlen bis auf nicht einmal geahnte Entfernungen verbreitete. Die räumliche Entfernung, welche bisher Einzelne ebenso wie ganze Nationen von einander getrennt hatte, bildete nun mit einemmal kein Hinderniß mehr, da die von einander am weitesten entfernten Geister trotz der trennenden Längen- und Breitengrade leicht mit einander in Berührung kommen und auf die gegenseitige Befruchtung ihrer Ideenwelt einwirken konnten. Der menschliche Geist wurde von den hemmenden Fesseln der räumlichen Entfernung befreit, und die Menschheit konnte sich nicht nur für das Ringen nach erhabenen, neueren Zielen begeistern, sondern sich mit voller Zuversicht auch der Hoffnung

hingeben, daß die von ihr ersehnten und erstrebten Ziele auch erreichbar sein werden. Und wenn auch die Entdeckung Amerikas keinen solchen Impuls in sich barg, wie die Erfindung der Schraubenpresse, so bezeichnet dieselbe doch unläugbar eine neue Epoche im Fortschritt der Menschheit, da durch die Entdeckung des neuen Welttheils jenseits des Oceans die zur Vermehrung der Güter dieses Lebens dienenden Kenntnisse auf dem Gebiete der Landwirthschaft und des Gewerbes, des Handels und Verkehrs, des Geld- und Waarenwesens, sowie der Erd- und Völkerkunde thatsächlich eine außerordentliche Bereicherung erfuhren. Durch die Entdeckung der neuen Welt wurde im Reiche des Geistes sowie für die Verbreitung der Civilisation ein großartiger Aufschwung angebahnt.

Bei dem außerordentlichen Einfluß dieser beiden Ereignisse läßt sich nun durchaus nicht annehmen, daß derselbe seine Wirkung sowie seine umgestaltende Macht nicht auch auf jene hervorragende Offenbarung des menschlichen Geistes, welche in der Kunst zum Ausdruck gelangt, ausgeübt haben sollte. Wie die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung der neuen Welt von fruchtbarem Einfluß auf die Wissenschaft war, ebenso wurde durch dieselben auch die bildende Kunst und unter den vielen Zweigen derselben in sichtbarster Weise die Baukunst modificiert. Wir sehen nämlich, daß in Verbindung mit den neuen Entdeckungen und gleichzeitig mit denselben auch der Baustil wesentliche Umgestaltungen erfährt. Die Verbreitung der Bücher, die neuen Ausgaben der Classiker, die vom Glück begünstigte und mit großem Eifer betriebene Auffindung der antiken Kunstschätze lenkten die Geister wieder auf die alten classischen Kunstformen hin. Die Kunstformen des griechischen und römischen Alterthums gelangten aufs neue zur Bedeutung und machten ihren befruchtenden Einfluß geltend, und unter der Wirkung aller dieser Umstände entwickelt die Baukunst ihre Thätigkeit in einer neuen Richtung. Die Säule und das Tonnengewölbe werden wieder die hauptsächlichsten constructiven Elemente des Gebäudes. An die Stelle des Spitzbogens tritt der Rundbogen. Das Gebälke tritt aufs neue in sein altes Erbe ein. Die Thüren und Fenster erhalten einen viereckigen oder rundbogigen Abschluß. Den Schaft der Säule

ziert das jonische und noch häufiger das mit Akanthusblättern geschmückte prächtige korinthische Capitäl. Die von Säulen, Pilastern und Consolen getragenen Gesimse und Giebel gelangen zu hervorragender Bedeutung. Die Gliederung und die Decoration entnehmen ihre Motive römischen Kunstformen. In der Decoration kommen Perlenstäbe, Zahnschnitte, Eierstäbe oder Ochsenaugen, herzförmige Blätter und andere an den Bauwerken der Griechen und Römer zur Geltung gelangte, ähnliche Details zur Anwendung. Dabei läßt sich jedoch durchaus nicht behaupten, daß diese Nachahmung eine blos sclavische gewesen sei. Die Kunst trägt den Keim des Fortschritts in sich selbst. Deshalb war auch die Nachahmung der griechischen und römischen Kunstformen eine freie und willkürliche. Auf das Dach des Gebäudes kommt die auf einem cylindrischen Aufbau errichtete Kuppel zu stehen; das Tonnengewölbe wird mit Cassetten, mit Reliefs in Stucco oder mit Malereien ausgeschmückt. Zum Schmuck der Wände dienen die in reiner und correcter Zeichnung sich von der Fläche abhebenden Blumen- und Fruchtgewinde, Kränze, Palmetten, Rosetten, Masken, Köpfe, Hermen, Satyrn, Vasen, Füllhörner, Delphine, Vögel und allerlei mythologische, fantastische Thiergestalten, hie und da auch Obelisken und Schilde. Mit einem Worte: obwohl die neue Kunstform aus dem Schoße der classischen Kunstformen hervorgieng, ist die Wiedergeburt der Kunst, die Renaissance, doch keine bloße Copie der antiken griechischen und römischen Kunstformen. Sie ist vielmehr eine selbstständige Kunstform, welche durch die Größe ihrer Verhältnisse, durch das compacte Ganze ihrer ebenmäßig vertheilten Massen, durch die zweckmäßige, auf Bequemlichkeit berechnete Raumvertheilung, durch den verschwenderischen Reichthum und die Pracht der Decoration, sowie durch die edle Schönheit des Details eine herrliche, malerische Wirkung hervorbringt und im Ganzen genommen unstreitig einen imposanten Eindruck zu machen geeignet ist. Wie man die gothische Baukunst als den Rhythmus der stetigen Bewegung und des stetigen Wachsens bezeichnen kann, so kann man die Renaissance wieder den Rhythmus der Massen nennen.

Und doch zeigt sich zwischen der Renaissance und der von derselben in den Hintergrund gedrängten gothischen Baukunst, vom bloßen künst-

lerischen Standpunkt aus betrachtet, ein so bedeutender Unterschied, daß man die Renaissance im Vergleich mit der Gothik auch nicht im entferntesten als einen solchen Fortschritt bezeichnen kann, wie es mehrere Jahrhunderte vorher die Gothik gegenüber dem romanischen Stil gewesen war. Der durch die Gothik erreichte Fortschritt zeigte sich darin, daß durch dieselbe die Mängel des romanischen Stils in glücklicher Weise ersetzt worden waren, insofern die Wirkung des Spitzbogens eine bedeutend größere ist, als die des Rundbogens. Durch die Wiedereinführung des Rundbogens ist die Renaissance, trotz der Großartigkeit ihrer Decoration, doch nicht im Stande den Geist so zu erheben, wie die Gothik. Die gothische Bauform ist die in der Baukunst zum Ausdruck gekommene Form des christlichen Geistes, die Architektur der religiös gesinnten, gläubigen Seele, während die Renaissance nicht nur des christlichen Geistes, sondern überhaupt der religiösen Grundlage entbehrt. Sie ist rein der Stil des Humanismus. Während der gothische Stil sich ebenso passend für kirchliche wie für profane Bauten erwies, wovon nicht nur die gothischen Dome sondern auch die in diesem Stil aufgeführten Burgen, Paläste, öffentlichen und Privatgebäude zeugen, eignet sich die Renaissance blos für profane Gebäude. Den deutlichsten Beweis hievon liefert Italien, das Vaterland der Renaissance. In Kirchen, welche im Renaissancestil aufgeführt sind, läßt das Gebäude selbst die innere Lebensfähigkeit der Seele, welche ihr den Aufschwung zum Schöpfer der Welt ermöglicht, kalt, es wirkt mehr ergötzend und zerstreuend, während die gothische Kirche mit ihrem lebendigen Organismus das Gemüth auch unwillkürlich zum Gebet, zur Andacht stimmt.

Wenn dieser Stil trotz dieser erwähnten Eigenschaften von der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an in Europa immer größere Ausbreitung gewinnen konnte, so deutet dies natürlich auf nichts anderes hin, als daß jener Geist, welcher dem gothischen Baustil einen so ungemein fruchtbaren Aufschwung gegeben hatte, zu jener Zeit, als die Renaissance Wurzel faßte, stark im Sinken begriffen war. In der That trat die bedeutende Abnahme des religiösen Geistes überall immer unverkennbarer zu Tage. Ohne diese Abnahme hätte auch die Refor-

mation nicht entstehen können, und so wurde auch die Gothik in ihrer innern, umgestaltenden Kraft gelähmt. Die schöpferische Kraft derselben war mit der Abnahme der Religiosität gleichsam erschöpft, und die Künstler brachten ihre intellectuelle, künstlerische Fähigkeit unwillkürlich in einer Richtung zur Geltung, in welcher der Reiz der Formen, die Heiterkeit der Kunstbildungen und das edle Ebenmaß der Massen auf die schöpferische Kraft des Talentes belebend einwirkten. Und weil die Renaissance eher der Stil des Humanismus als des Christianismus ist, darf es uns nicht wundern, daß dieser Stil sich überwiegend für die Aufführung von Profanbauten thätig erweist, während die gothische Kunstform ihre Thätigkeit hauptsächlich, oder besser gesagt, überwiegend in der Aufführung kirchlicher Gebäude entfaltet hatte. Den klaren Beweis dessen liefert die italienische, die französische, die spanische, die deutsche sowie die englische Renaissance. Die Schlösser in Blois, Fontainebleau, Chambord, Heidelberg und an andern Orten, die Paläste in Florenz, Venedig und Rom sind ebensoviele Beweise für diese Behauptung. Nicht blos weltliche Fürsten und Herren, sondern auch Personen geistlichen Standes führen lieber Schlösser und kleinere Privatgebäude als Kirchen im Renaissancestil auf. Und so war es auch in unserem Vaterlande.

Die ungarische Renaissance ist durchaus kein Ding bloßer Einbildung. Dies sagen wir nicht in dem Sinne, als ob man von einer besonderen ungarischen Renaissance sprechen könnte. Denn der Umstand, daß in den Werken der Renaissance unseres Vaterlandes specielle ungarische Ornamente, Tulpen, Rosen, Nelken und Ähnliches vorkommen und zwar in einer Form, wie sie auch heute noch an der Kleidertracht unseres Volkes erscheint, bildete ebensowenig einen speciellen ungarischen Kunststil, als man hinsichtlich der älteren architektonischen Kunstformen von einem ursprünglichen ungarischen Stil sprechen kann. Doch kann man gar wohl von einer ungarischen Renaissance in dem Sinne sprechen, daß es bei uns Werke der Renaissance gibt, welche von diesem Geiste empfangen und so zur Ausführung gebracht wurden und welche überdies umso interessanter sind, als sie, Italien ausgenommen, zuerst in Ungarn entstanden. Diese architektonischen Kunstformen hatten

ohne Vermittlung durch andere Länder von Italien aus bei uns Eingang gefunden. So sehr es auch steht, daß Deutschland näher zu Italien gelegen ist und mit diesem Lande durch seine ausgedehnte Grenzberührung in geographischer Verbindung stand, so läßt sich doch durchaus nicht in Abrede stellen, daß unser Vaterland mit den Schöpfungen der Renaissance eher bekannt wurde, als Deutschland und die übrigen Länder Westeuropas. In Frankreich bürgerte sich der neue Stil erst zur Zeit der Regierung Franz I. um das Jahr 1515 herum ein, entwickelte sich jedoch erst um die Zeit von 1547—1559 unter Heinrich II. aus seinen unbestimmten Elementen. In England erscheint die Renaissance im Jahre 1519 an den Grabdenkmälern Heinrichs VII. und seiner Gemahlin in der Westminster-Abtei, jedoch nur als ausnahmsweise Kunstform und tritt erst nach dem Jahre 1625 selbständig und rein auf. In Deutschland kommt der neue Stil erst um das Jahr 1520 herum zur Anwendung in der Architektur, verliert erst gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts seine mittelalterlichen Elemente und gelangt nicht nur in der Decoration, sondern auch in der Hauptconstruction zur Geltung. In Spanien tritt die Renaissance gleichfalls erst in der Mitte des XVI. Jahrhunderts in mehr bemerkbarer Weise auf, da „die Kapelle der Könige“ in Dom zu Toledo vom Jahre 1531, der Escurial vom Jahre 1563 angefangen, ausgebaut wurde. Bei uns dagegen kommen Schöpfungen dieses Stils schon nach der Mitte des XV. Jahrhunderts vor, von denen es auch durch Jahrzahlen und Wappen erwiesen ist, daß sie wirklich aus dem XV. Jahrhundert stammen. Solche sind die im ungarischen Nationalmuseum befindlichen Marmorsculpturen und Fragmente von Pfeilern aus Sandstein, welche offenbar aus der Burg des Königs Matthias in Ofen stammen, was durch den an diesen Sculpturen vorkommenden Raben mit dem Ringe im Schnabel sowie durch das Landeswappen dieses Königs unzweifelhaft erwiesen wird. Ähnliche Beweise liefern auch zahlreiche Gedenktafeln und Statuen in den Kirchen unseres Vaterlandes, an welchen sich die Jahrzahlen 1486, 1492 und 1496 finden.[1] Was wir hier

[1] Eingehenderes hierüber bringt Miskovßky: „Der Anfang und die Entwickelung der Renaissance. (ung.) S. 23–31.

hervorheben, ist das, daß dieser Stil von den Italienern selbst nach Ungarn verpflanzt worden war und zwar zur Zeit der Regierung jenes ruhmvollen Königs, welcher ganz durchdrungen vom Geiste der Renaissance für die Verkörperung desselben nicht Zeit noch Geld gespart, seine Verbindungen in Anspruch genommen und zu diesem Zwecke auch seine politischen und diplomatischen Actionen zu verwenden gewußt hatte. An seinem Hofe strömen Künstler und Gelehrte aus Italien zusammen und verweilen nicht blos als Gäste an demselben, sondern nehmen seine hochherzige Gastfreundschaft auch ständig in Anspruch. So wissen wir, daß der Maler Fra Filippo, die Bildhauer Jakob aus Trau und Johann aus Dalmatien am Hofe des Königs Matthias weilten,[1] und daß im Jahre 1489 Benedetto da Majano, der berühmte Baumeister des Palazzo Strozzi in Florenz, sich gleichfalls am Hofe des Königs aufgehalten hatte.[2] Auf Anordnung und Kosten dieses hochsinnigen Königs wurden sowohl durch diese, sowie durch andere nach Italien gesendete ungarische Künstler äußerst werthvolle Kunstwerke auf dem Gebiete der Architektur, der Bildnerei und der Goldschmiedekunst geschaffen. Auf Bestellung des Königs wurden Miniaturen und Codexe mit verschwenderischen Kosten angefertigt; Ofen, Vajda-Hunyad und Vissegrad sind wahrhaft großartige Schatzkammern mit ihrem Reichthum an Kunstschöpfungen der Renaissance. Diesem Beispiel des Königs folgten dann die kunstsinnigen Großen des Landes geistlichen und weltlichen Standes, und Ungarn war in den Augen der Meister des Cinquecento das lockende Land der Verheißung. Nieder- und Oberungarn sowie Westungarn erfahren auf gleiche Weise eine Neugestaltung auf dem Gebiete der Kunstschöpfung.

In Westungarn nimmt Preßburg in dieser Hinsicht schon vermöge seiner hervorragenden socialen Position die erste Stelle ein. Der längere Aufenthalt sowohl des Königs Matthias wie seiner Gemahlin Beatrix von Arragonien in derselben trug in vortheilhafter Weise zur Einbürgerung der neuen Richtung bei. Doch zeigen die hier entstandenen Werke der Baukunst sämmtlich, welche Anstrengungen der neue Geist

[1] M. Horváth: Geschichte der Ungarn. (ung.) 1842. S. 260.

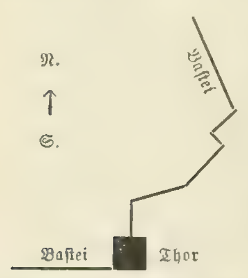
[2] Karl Pulszky: Archäol. Anzeiger (ung.) Bd. XII, Nr 10.

zur Bekämpfung der alten Tradition gemacht hatte. Die Renaissance kommt in keinem einzigen der hier befindlichen Werke rein, ohne Vermischung mit dem älteren Kunststil und ohne Vereinigung mit demselben vor. Selbst die Werke rein profanen Charakters sind nur vermischt im gothischen und im Renaissancestil gehalten. Das Sanctuarium des Domes wurde zu einer Zeit erbaut, und zwar infolge des eifervollen Zuthuns des Königs Matthias, als dessen Vorliebe für die Renaissance in seinen sonstigen Schöpfungen schon unverkennbar zu Tage getreten war. Und doch zeigt das Sanctuarium des Domes noch nicht die geringste Einwirkung der Renaissance. Es ist dies ein Beweis, daß die Humanisten selbst die Renaissance mit den Anforderungen des religiösen, gläubigen Geistes nicht recht vereinbar fanden. Dagegen tritt die neue Kunstform in den Privatbauten des Königs am Preßburger Schlosse schon kräftiger auf, welchem wir in dieser Hinsicht manch Interessantes zu unserer Belehrung entnehmen können.

Geht man über die Schloßstiege zum Schlosse hinauf, so gelangt man zum südöstlichen Thore desselben, durch welches hindurch dann ein sanft ansteigender, enger Weg in den innern Raum des Schlosses führt. Dieses Thor ist ein äußerst merkwürdiges Kunstdenkmal,[1] welches jedoch von den Bewohnern der Stadt sowie von den fremden Besuchern derselben kaum beachtet wird. Dies findet seine Erklärung offenbar in dem gegenwärtigen äußerst verwahrlosten Zustande dieses Kunstdenkmals, welches sozusagen seiner einstigen Pracht fast gänzlich entkleidet ist. Die äußeren Verzierungen desselben wurden auf häßliche, barbarische Weise beschädigt. Die unter den mit Maßwerk verzierten Baldachinen angebracht gewesenen Statuen sind spurlos verschwunden. Die Thorhalle wurde durch die in dieselbe in äußerst roher Ausführung eingebaute Wohnungsräumlichkeit verunstaltet. Mit einem Worte: dieses Kunstdenkmal ist seiner ursprünglichen Schönheit derart beraubt worden, daß man es ganz begreiflich finden muß, wenn dasselbe, welches vor Zeiten glänzende Pracht verbunden mit zierlicher Eleganz in sich vereinigt hatte, von den Bürgern unserer Stadt oder von fremden Be-

[1] Siehe die Zeichnung in Bd. III. S. 149 dieses Werkes.

suchern derselben auf ihrem Gange nach dem Schlosse nicht der geringsten Beachtung gewürdigt wird. Und doch verdient es mit Recht als das Prunkthor des Schlosses bezeichnet zu werden. Was an der architektonischen Construction dieses Thores vor allem in die Augen fällt, ist einerseits die Dicke der Mauern, anderseits aber der Reichthum der Decoration desselben. Das erstere spricht dafür, daß man das Thor zur Abwehr gegen einen stärkeren Angriff aufgeführt hatte. Wäre die Erbauung desselben in einer Zeit erfolgt, in welcher der angreifende Feind blos mit Bogen und Schleudern bewaffnet war, dann hätte es einer solchen Stärke der Mauern nicht bedurft, umsoweniger als man bei der Lage des Schlosses auf der Höhe des Berges einen Angriff mit Mauerbrechern kaum oder überhaupt nicht zu fürchten hatte. Die Stärke der Mauern erweist es demnach unzweifelhaft, daß das Thor schon gegen einen Angriff mit Feuergeschützen, mithin erst im XV. Jahrhundert erbaut worden war. Die Festigkeit desselben wurde übrigens noch durch den Umstand verstärkt, daß die Basteien des Schlosses sich im rechten Winkel an dasselbe anschlossen, so daß man dem gegen das Thor anstürmenden Feind von den Basteien, also von der Flanke aus, empfindliche Verluste zufügen konnte. An der inneren Seite des Thores sind auch heute noch die in der Höhe eines Stockwerks vorspringenden Steinconsolen zu sehen, auf denen der Wehrgang geruht hatte.[1] Diese Consolen ziehen sich nicht nur am Thore selbst, sondern auch an den an dasselbe anstoßenden Basteien hin, ein deutlicher Beweis dafür, daß der Wehrgang aus dem Innern des Schlosses auf das Stockwerk des Thores geführt hatte, so daß der Feind sich den Geschossen der Vertheidiger auch dann noch fortwährend ausgesetzt sah, wenn er durch das erstürmte Thor bereits vorgedrungen war. Die auf die Vertheidigung berechnete Construction dieses Thores führen wir jedoch nicht als Beweis für die Bestimmung



48. Das Prunkthor des Schlosses mit den anstoßenden Basteien.

[1] Siehe die Zeichnung in Bd. III. S. 204 dieses Werkes.

der Zeit seiner Erbauung an, da eine derartige Anlage auch in einer solchen Zeit denkbar ist, in welcher die Feuerwaffen noch nicht in Gebrauch waren; den Beweisgrund für die Zeit der Erbauung vermögen wir nur in der Mauerstärke des Thores zu erkennen, welcher dann in den sonstigen constructiven Gliederungen dieses Bauwerkes, sowie in der Ausschmückung desselben in gleicher Weise seine Bestätigung findet.

Dieses Thor vereinigt nämlich mit dem auf die Vertheidigung berechneten Momente auch ein blos decoratives Moment in sich. Faßt man das reiche Maßwerk des Thores, die Säulen und Fialen desselben, sowie das Ornament des Giebels und seines Spitzbogens ins Auge, so muß man die Überzeugung gewinnen, daß dieses zum Zwecke der Vertheidigung aufgeführte Werk zugleich auch ein wirklicher Prachtbau ist. Die Thoröffnung wird von einer sehr zierlich gegliederten Archivolte gebildet, deren Hauptglied von einem, auf einem bizarr gestalteten Kopfe ruhenden Cylinder getragen wird. Für die späte Zeit der Entstehung dieser Archivolte spricht der Umstand, daß dieselbe keinen vollständigen Halbbogen bildet. Zwischen diesem Rundbogen und der an der Prunkpforte des Domes befindlichen ist ein bedeutender Unterschied. Der Rundbogen am Dom kennzeichnet die Behandlungsweise der früheren Zeit, der am Schloßportale befindliche die der späteren Periode. Die Anwendung des Rundbogens am Dome fand aus dem Grunde statt, weil die Wirkung des romanischen Stils der eben erst zur Erscheinung gelangenden Gothik gegenüber damals noch stärker war, während beim Schloßportale der Rundbogen nur deshalb zur Anwendung kam, weil die Renaissance bereits ihren Einfluß auf die Gothik zu äußern begonnen hatte. Anstatt daß die Erbauer dieses Thores für die Thorhalle hoch emporstrebende Kreissegmente oder den Spitzbogen in Aussicht genommen hätten, brachten sie das an die classischen Kunstformen erinnernde Rundbogensegment zur Anwendung und begnügten sich damit, den Anforderungen der noch nicht außer Wirksamkeit gekommenen Gothik insoweit gerecht zu werden, daß sie an der Wand über der Archivolte einen geschweiften Spitzbogen aufführten und links und rechts von demselben den Anforderungen des gothischen Stils

entsprechende Fialen anbrachten. Die gothischen Motive sind sowohl an den Fialen wie an dem geschweiften Spitzbogen als auch an dem über demselben befindlichen Giebelornamente gleicherweise unverkümmert zur Anwendung gebracht. Die Fialen sind mit zierlichem Maßwerk geschmückt und an der Spitze mit der üblichen Kreuzblume gekrönt; in der Mitte erheben sich schwebende, mit Kleeblattwerk verzierte Baldachine, unterhalb deren auf den an der Seite des Thores befindlichen Säulen Statuen standen, die jedoch nicht mehr vorhanden sind. Die Schlankheit der Fialen steht in vollster Symmetrie mit sämmtlichen gothischen Gliederungen des Portals, weicht jedoch von der Gedrungenheit der Archivolte bedeutend ab, was hinlänglich auf jene Zeit hinweist, in welcher man bei der Hinneigung zur Renaissance die alten und die neuen Formen noch nicht vollständig mit einander in Übereinstimmung zu bringen vermocht hatte. Diese Erscheinung zeigt übrigens die Renaissance nicht nur in Ungarn, sondern auch in sämmtlichen Ländern Europas. In Spanien werden die Elemente der Renaissance selbst noch am Ende des XV. Jahrhunderts von gothischen und maurischen Elementen in ihrer freien Entwickelung unterbunden. In Frankreich erinnern die hervorspringenden Pfeiler und Thürmchen der im Jahre 1521 erbauten St. Peterskirche in Caen noch lebhaft an die Traditionen des Mittelalters. In England wird der mittelalterliche gedrückte Tudorbogen am Portal des im Jahre 1565 erbauten Collegiums zu Cambridge von jonischen Säulen getragen. In Deutschland kommen die Elemente des gothischen Stils und die der Renaissance noch im XVI. Jahrhundert in den Kunstschöpfungen der Übergangsperiode mit einander vermischt vor. Aber auch selbst in Italien, der Heimat der Renaissance, findet zwischen den beiden entgegengesetzten Elementen ein merkbarer Kampf um die Herrschaft statt. Am Palazzo Rucellai in Florenz bilden die Theilungssäulchen der Rundbogenfenster noch im Jahre 1460 entschieden eine Tradition des mittelalterlichen Stils, und somit ist es klar, daß bei dem Platzgreifen des neuen Stils die Vermischung der alten Elemente mit den neuen auch in Preßburg keine Ausnahme gebildet haben konnte. Der späte Ursprung des in Rede stehenden Thores wird übrigens auch durch die an den Seiten desselben

befindlichen Säulen bezeugt, welche weder ein besonderes Capitäl, noch einen Kämpfer, sondern blos ein aus der Vereinigung dieser beiden Glieder entstehendes Gesims haben. Daß diese späte Zeit jedoch noch nicht die Periode der gänzlichen Entartung des gothischen Stils gewesen, beweist wieder der geschweifte Spitzbogen in hinlänglicher Weise, welcher nicht auf einem gleichseitigen Dreieck und auch nicht aus vier, sondern blos aus drei Mittelpunkten construiert ist. In der Periode der gänzlichen Entartung construierte man den geschweiften Giebel auch über einem lanzettförmigen Spitzbogen, man brach sogar die Seite desselben, so daß die geschweifte Linie sich nicht in ununterbrochener Fortsetzung entwickelte. Dasselbe beweisen außer dem geschweiften Spitzbogen aber auch die an demselben angebrachten Krabben sowie die Kreuzblume auf der Spitze, welche man absolut nicht als ein Product der sinkenden Gothik bezeichnen kann.

Betrachten wir das hinter dem geschweiften Spitzbogen sich hinziehende, von gothischen Kleeblattbogen gebildete, aus der Mauer vorspringende Maßwerk, so gelangen wir gleichfalls zu der Überzeugung, daß sich das Gefühl für den gothischen Stil in ihrem Schöpfer noch nicht in dem Maße verläugne, wie es in der Periode des äußersten Verfalls dieses Stils zu Tage tritt. Die in zierlichen Lilien endigenden Kleeblattbogen haben viel reizendes. Das aus einer Schräge, einem Plättchen, einer Hohlkehle und einem Rundstabe bestehende Kranzgesims des Thores stimmt mit den Bildungselementen des gothischen Gesimses überein und kann auch an unserem Thore als gut bezeichnet werden. Nur die Form der Schräge zeigt den Unterschied, welcher zwischen der Zeit der Blüte und des Verfalls des Stils wahrnehmbar ist; dort bildet die Form der Schräge eine gerade, hier eine gekrümmte Linie.

Unterziehen wir die an den innern und hintern Theilen des Thores zur Anwendung gebrachten Gliederungen und die Ornamentation unserer Untersuchung, so finden wir gleichfalls die Bestätigung dessen, wovon die Façade des Thores gezeugt hatte. Das Gewölbe im Innern des Thores ist nicht das alte einfache Kreuzgewölbe, sondern ein sogenanntes Schindelgewölbe. Die in das Obergeschoß führende Thür zeigt den flachen Kleeblattbogen, welcher zwar hie und da auch

in der früheren Zeit der Gothik vorkommt; daß der an unserem Thore erscheinende jedoch gleichfalls schon aus der späteren Periode stamme, wird in unzweifelhafter Weise durch den Abschluß der an der hinteren, oder dem Schlosse zugekehrten Seite desselben befindlichen Thür bezeugt.[1] Der Spitzbogen oberhalb dieser Thür ist über einem gleichseitigen Dreieck construiert; der unterhalb des Spitzbogens befindliche flache Kleeblattbogen dagegen, welcher den Abschluß der Thüre bildet, wird von einem aus sich durchkreuzenden Rundstäben bestehenden Ornamente umrahmt, was schon für die Zeit des Verfalls des gothischen Stils beweist, wie wir es auch bei der vermauerten Thüre in der St. Annakapelle gesehen haben, so daß über die Entstehung dieses Werkes in der Zeit des XV. Jahrhunderts nicht der geringste Zweifel obwalten kann.

Mit dem, was wir über die Zeit der Erbauung dieses Thors vorgebracht haben, ist jene Combination, nach welcher die Entstehnng desselben auf eine viel ältere Zeit zurückgeführt werden könnte, gänzlich beseitigt. Einige setzen nämlich die Entstehung dieses Thores in die Zeit des XI. Jahrhunderts an und schreiben die Erbauung desselben dem König Salamon zu, wobei sie nur das Zugeständniß machen, daß das im gothischen Stil gehaltene Maßwerk demselben später, im XV. Jahrhundert, hinzugefügt worden sei. Zur Rechtfertigung ihrer Ansicht berufen sie sich auf das an den Seitenrändern desselben vorkommende Bossenwerk und bringen dasselbe mit dem einstigen in Buckelquadern ausgeführten Wödritzerthore in Verbindung, welches angeblich ebenfalls von König Salamon erbaut worden sein sollte. Daß diese auf dem Rusticawerk basierende Argumentation jedoch von keiner Beweiskraft sein könne, ist leicht zu erweisen. Wie wir behauptet haben, ist der Bau mit Buckelquadern in unserem Vaterlande im XV. Jahrhundert nicht mehr nachweisbar. Wir können behaupten, daß die Anwendung derselben schon früher, sagen wir um vieles früher, außer Gebrauch kam, da die Buckelquadern sich mit der Einbürgerung des gothischen Stils als überflüssig erwiesen. So sehr dieselben dem romanischen Stil entsprachen, welcher das massive Mauerwerk liebte, ebenso-

[1] Siehe die Zeichnung in Bd. III. S. 196 dieses Werkes.

wenig eigneten sie sich für den gothischen Stil, welcher die Mauermassen perhorrescierte und überall blos das durchbrochene, bildnerisch behandelte, dünne Mauerwerk zur Anwendung brachte. Wenn trotzdem an unserem Thore neben den Kunstformen des gothischen Stils auch die Bossage vorkommt, so beweist dies im Gegentheil gerade dafür, daß dasselbe thatsächlich erst im XV. Jahrhundert erbaut worden sei, nämlich zu einer Zeit, in welcher mit der Einbürgerung der Renaissance die alten Gliederungen des romanischen Stils, die von demselben mit Vorliebe zur Anwendung gebrachte gedrungene Gliederung der Massen, in der Architektur neuerdings in Aufnahme kam. Durch die Renaissance wurde die classische architektonische Gliederung wieder zum Leben erweckt, und somit gelangten auch die Buckelquadern, welche schon in der spät-römischen Zeit nicht nur durch die flache Abfasung der Ränder, sondern auch durch ihre wirkliche Profilierung ein gefälligeres Aussehen erhalten hatten, als beliebte Erscheinung aufs neue zur Geltung. Wir wissen ja, daß eben in Italien, also in jenem Lande, in welchem die antiken Vorbilder der römischen Welt niemals ganz verschwunden waren, und welches anderseits die Wiege der Renaissance ist, Filippo Brunellesco, der Vater und größte Meister der Renaissance, in seinen Profanbauten zu Florenz das der Architektur der antiken Welt entlehnte Rusticawerk in kräftiger, man kann sagen künstlerischer Weise zur Geltung brachte, was der für den florentinischen Palastbau zum mustergültigen Vorbild gewordene Palazzo Pitti beweist. Und wenn seine Nachfolger, Michelozzo Michelozzi, der Baumeister des Palazzo Riccardi, die Rustica in feinerer Weise ausbildete, Benedetto da Majano in dem von ihm erbauten Palazzo Strozzi in der feinen Gliederung der Rustica noch einen Schritt weiter gieng, so verschmähten auch die Nachfolger dieser großen Meister der Renaissance das Rusticawerk in ihren berühmten Bauwerken nicht, sondern gaben demselben nur eine feinere Ausbildung durch die weniger derbe, mithin gefälligere Ausgestaltung desselben. Denn während am Palazzo Pitti die ungeheure Massenwirkung der in Bossagen sich erhebenden Mauern und die Derbheit des jeden Schmuck verschmähenden Riesenbaues ihr Gegengewicht einzig und allein in den weiten, rundbogigen Fensteröffnungen findet,

wird an den Palästen Riccardi und Strozzi die Wirkung der Rustica durch die von zierlichen Säulchen getheilten Fenster, durch die Gesimsbänder der Geschosse, sowie durch das zierliche Kranzgesims des Gebäudes gemildert, welche Verfeinerung am Palazzo Rucellai durch die Gliederung der Facade des Gebäudes durch Pilaster noch wirkungsvoller wurde. Dieses Bestreben, die Rustica ihres derb trotzigen Charakters zu entkleiden, welchen die Römer, die allen ihren Werken den Stempel der Kraft und der Macht aufzudrücken liebten, besonders in den ältesten Zeiten zum Ausdruck zu bringen gesucht hatten, tritt uns auch am Prunkthore des Preßburger Schlosses entgegen. Wenn die großen italienischen Baumeister die Buckelquadern einerseits mit Rücksicht auf die Antike, anderseits aber auch deshalb beibehielten, weil dieselben ihren Gebäuden ein burgenhaft gewaltiges, monumentales Aussehen verliehen, so waren dieselben in dieser doppelten Hinsicht auch für das Prunkthor unseres Schlosses ganz passend und gelangten durch die Ornamentierung des Bauwerkes zur künstlerischen Harmonie mit demselben.

Doch abgesehen von allem dem, was wir bisher als Beweis für die Erbauung dieses Thores im XV. Jahrhundert angeführt haben, gibt es noch einen andern Umstand, welcher der Annahme der Entstehung desselben im XI. Jahrhundert widerspricht. Es ist dies der Umstand, daß dieses Thor nicht ausschließlich zu Befestigungszwecken gedient hatte. Es muß jedermann sofort ins Auge fallen, daß das Thor nicht durch die Hauptmauer des Schlosses gebrochen, sondern nur an die Seite desselben angebaut ist, so daß es sich außerhalb der Hauptmauern des Schlosses befindet. Die ursprüngliche freie Lage des Thores ist daraus, daß sich eine mit Schießscharten versehene Brustwehr, als Fortsetzung der südlichen Mauer desselben, parallel mit der Hauptmauer der Schloßbefestigung hinzieht, so daß das Thor sich jetzt auf einen wirklichen Zwinger öffnet, deutlich zu ersehen, da diese Brustwehr erst in neuerer Zeit aufgeführt wurde. Ursprünglich hatte diese Mauer hier nicht bestanden, deren man bei dem bedeutend steilen Abfall des Berges an dieser Seite auch nicht bedurfte. An dieser Seite bot eine Pallisadenwehr vollständigen Ersatz für die Mauer, wie wir es auch auf älteren

Ansichten finden, daß diese Seite des Schloßberges blos mit Pallisaden befestigt war. Eine Zwingermauer war hier schon aus dem Grunde ganz überflüssig, weil die Gefahr eines Angriffes das Schloß nicht von der Donauseite her, sondern an dem gegen die Stadt zu abfallenden Hange des Berges bedrohte. Diese Gefahr war durch die Anlage eines Zwingers nicht zu beseitigen, sondern einzig und allein durch die wirksame Vertheidigung der Hauptbefestigungswerke des Schlosses. Das Thor selbst bildet nicht den Schlüssel zur Behauptung des Schlosses, da der Feind, selbst wenn er sich desselben bemächtigt hatte, das Schloß damit noch nicht in seine Gewalt bekam, da er sich beim Vordringen durch das Thor noch immer außerhalb des Schlosses befand. Die Bestimmung dieses Thores war in defensiver Hinsicht thatsächlich keine andere als die, die zur Vertheidigung der innerhalb des Thores gelegenen Bastei versammelten Streitkräfte dem Auge des Feindes zu verbergen und das thätige Eingreifen derselben für den eindringenden, gleichsam in die Falle gerathenen Feind um so verderblicher, für die Vertheidiger aber umso erfolgreicher zu gestalten. Anderseits hatte dieses Thor wieder eine blos decorative Bestimmung, und ob wir nun die massive Construction oder die defensive Aufgabe desselben ins Auge fassen, so gelangen wir zu dem unzweifelhaften Ergebniß, daß dasselbe mit der Zeit des Königs Salamon durchaus nicht in Übereinstimmung stehe, sondern einzig und allein im XV. Jahrhundert aufgeführt worden sein konnte.

Da das Thor aus den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts stammt, wem könnte man wohl im Hinblick auf seine glänzende Pracht die Erbauung desselben zuschreiben, als jenem Könige, welcher sowohl an seinem Hofe wie überhaupt an seinen Schöpfungen Glanz und Pracht zu entfalten liebte, der durchdrungen von den Ideen des Schönen und Edlen, dieses in seinen künstlerischen, monumentalen Bauten zur Geltung zu bringen gesucht und es auch thatsächlich vermocht hatte. Die Kraft dieses genialen, hochstrebenden Geistes hat auch an unserem Thore ihre unverkennbaren Spuren zurückgelassen. Der Schöpfer desselben ist niemand anders als ebenderselbe, welchem auch das Sanctuarium unseres Domes seine Entstehung verdankt: der große König

Matthias, der die königliche Macht und Würde auf eine so hohe Stufe erhob, welche sie, mit Ausnahme des ruhmvollen Zeitalters Ludwigs des Großen, in keiner andern Periode unserer Geschichte erreicht hat.

Wenn nun dieser König schon das Portal mit solcher Pracht und Eleganz ausstattete, ist es wohl glaublich, daß er nicht auch den königlichen Palast im Schlosse mit ähnlichem Glanz und architektonischem Schmucke ausgestattet haben sollte? Von der alten Pracht des Schlosses zeugen gegenwärtig nicht so sehr die traurigen Ruinen, als vielmehr das Prunkthor desselben, da das Schloß durch die zur Zeit der Königin Maria Theresia an demselben vorgenommene Restauration nicht nur hinsichtlich des Stils, sondern auch seiner Anlage vielfache wesentliche Umgestaltungen erfahren hatte; denn nach den Spuren des erhaltenen Arkadenganges zu schließen, ist es unzweifelhaft, daß die in das Innere des Gebäudes hinaufführende Prachttreppe sich nicht an der westlichen Seite, wo wir sie heute finden, sondern an der südöstlichen Seite befand. Soviel ist übrigens gewiß, daß auch diese letzte Restauration in jeder Hinsicht glänzend, elegant und großartig war. Fürstliche Schätze wurden verwendet, um dieses prächtige, auf der Höhe des Berges majestätisch thronende Lustschloß mit seiner herrlichen Aussicht auf die blaue Donau, auf die grünen Berge, auf die zu seinen Füßen hingebreitete blühende Stadt, sowie auf das weithin sich ausdehnende fruchtbare Flachland und auf die lachenden Auen an den Ufern des Flusses so auszustatten, daß die gekrönte Bewohnerin desselben sich hier von jeder, den fürstlichen Ansprüchen genügenden Bequemlichkeit umgeben finde; doch war der Geschmack, in dessen Bann die Geister zur Zeit der großen ruhmvollen Königin sich befanden, von dem ernsten gothischen Geschmack durchaus verschieden. Den Anforderungen des Geschmackes jener Zeit entsprach der damals unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. zur allgemeinen Herrschaft gelangte Rococostil, jene letzte Ausartung der Renaissance. Diese Geschmacksrichtung hatte, wie bekannt, die gänzliche Verdrängung und Unterordnung der architektonischen Gesetze und Formen zur Folge gehabt und das Ornament in unnatürlicher Weise durch seinen überladenen Reichthum zum selbständigen

Haupttheil des Gebäudes gemacht. Als Schmuck der Wände kommen vorwaltend die Muschel und die Schnecke zur Anwendung. Die gerade Linie, welche auch der Barockstil, die mildere Ausartung der Renaissance, perhorresciert hatte, wurde jetzt gänzlich verbannt, und an ihre Stelle trat die krumme, stark geschwungene Linie, während die classischen Formen von dem verschnörkelten Blattwerk verdrängt wurden. Auch an unserem Schlosse wurden, den Forderungen dieses Geschmackes entsprechend, die Spuren der Gothik und der Renaissance vernichtet; man schlug die Ornamente herab oder verdeckte sie, wo dies nicht ausführbar war, wenigstens mit einer Hülle von Gips. So erhielten sich einzelne Spuren des alten Kunstgeschmacks als sprechende Zeugen und liefern uns die erklärenden Daten zur Geschichte dieses Gebäudes. Das Hauptportal desselben weiß allein Interessantes zu erzählen. Daß dasselbe schon zur Zeit des Königs Matthias aus einem dreifachen Thor bestand, beweisen die Öffnungen, sowie die Gliederung und Profile des Sockels und der Kämpfer desselben. Aus der Gliederung des Bogens an dem einen Seitenthore[1] ergibt es sich, daß man dieselbe weder für ein Werk aus der Zeit des Baues im XVIII. Jahrhundert, noch aus der Zeit vor der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts zu erkennen habe, demnach stammt dasselbe aus dem von König Matthias unternommenen Bau. Das oberhalb des mittleren Thores über dessen ganze Breite sich hinziehende friesähnliche Ornament,[2] welches gleichsam aus der Theilung des romanischen Rundbogenfrieses entstand, erscheint in dieser Form hauptsächlich in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Auf diese Zeit weist besonders das spitzige Ende desselben, sowie der Umstand hin, daß es des Rundstabs oder des Pfühls entbehrt. Die im Schloßhofe unter üppig aufsprießendem Grase und Buschwerk stehenden 13 Pfeiler,[3] deren Reihe einst einen offenen Arkadengang gebildet hatte, sind gleichfalls Überreste des Baues aus dem XV. Jahrhundert. Die Basen derselben sind einfach, die Capitäle erinnern uns jedoch sehr an jene Form, in welche die Renaissance das sogenannte

---

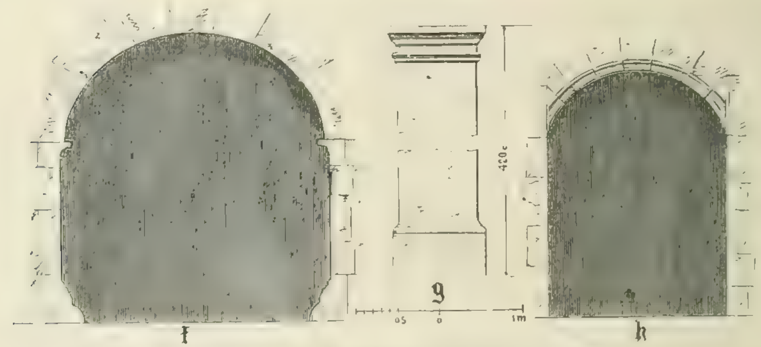
[1] In unserer Zeichnung unter h und n.

[2] In unserer Zeichnung unter f und p.

[3] In unserer Zeichnung unter g.

toskanische Capitäl umgebildet hatte. Hieher zählt auch der von dem schwächlichen Pfühl und der Deckplatte gänzlich getrennte, aus mehreren Gliedern bestehende Schaftring, sowie auch die dem Capitäl des letzten Pfeilers am westlichen Ende des Arkadenganges entsprechende Console,[1] deren Postament in der Form eines derben, gedrungenen Cylinders bereits in der Zeit des romanischen Stils erscheint und demnach im ganz besonderen Gegensatze zur feineren Gliederung der Renaissance steht.

Die Spuren des alten Stils sind ferner ebenso im westlichen wie

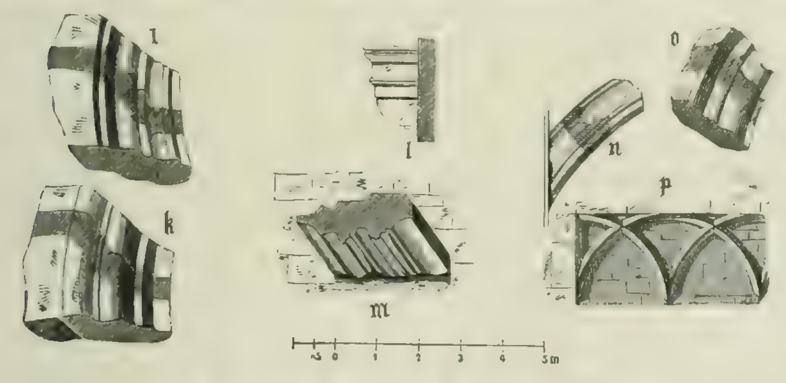


49. Das Hauptportal des Preßburger Schlosses im Renaissancestil.

im östlichen Tracte des Schlosses zu finden. In einem Zimmer des Obergeschosses an der östlichen Seite kann man eine eingemauerte, zierliche Rippe[2] bemerken, die wir ihrer gekünstelten Gliederung wegen der Zeit des spät-gothischen Stils zuweisen müssen. Auch an andern Orten stößt man auf herumliegende, gemeißelte Steine, welche gleichfalls aus dieser Zeit stammen.[3] Am interessantesten jedoch unter diesen allen sind die noch erhaltenen Details in dem an der östlichen Seite des Gebäudes gelegenen einstigen Rittersaale. Der Rittersaal spielte in jeder Herrenburg eine große Rolle. Die innere, d. i. dem Hofe zugekehrte Seite desselben ist bereits eingestürzt, die äußere ist jedoch noch erhalten, an deren Oberfläche man drei Mauerbogen bemerken kann, deren Rippen noch so weit erhalten sind, daß sich das Profil derselben ganz gut erkennen läßt. Die Gliederung dieser Rippen ist

[1] In unserer Zeichnung unter l.
[2] In unserer Zeichnung unter m.
[3] Siehe die Zeichnung unter i und k.

noch im gothischen Stil gehalten, doch erscheint an denselben bereits auch eine solche karniesartige Form, welche man zu der in der Zeit der Renaissance üblichen Gliederung zu zählen hat. Zwischen den beiden noch erhaltenen Anfängen des Spitzbogens erhebt sich ein schmaler Pilaster, und auf diesem bemerkt man wieder eine solche Säulenbase, welche man wegen ihres, die Stelle der in der älteren Zeit üblichen Hohlkehle und des unteren Rundstabes vertretenden Karnieses, als eine Gliederung aus der Zeit der Renaissance bezeichnen muß. Demnach hat sich



50. Ältere Details aus dem Preßburger Schlosse.

an dieser Wand eine solche architektonische Gestaltung erhalten, welche gleichfalls auf die Zeit des Königs Matthias zurückweist.

Wenn wir unserer Fantasie nur ein wenig freien Lauf lassen, können wir uns auf Grund der erhaltenen geringen Überreste leicht das Bild vergegenwärtigen, welches unser Schloß in den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts geboten hatte. Über dem Hauptgebäude erhob sich ein dem gothischen Geschmack entsprechendes hohes Satteldach; ein ähnliches Satteldach gab auch dem westlichen Hauptthurm ein malerisches Aussehen. Vorspringende Erker verliehen sowohl dem Thurme wie auch der langen Fluchtlinie der Mauer angenehme Abwechslung. Die gothischen Fenster dagegen sind, wie es der Stil der Renaissance mit sich brachte, bereits in viereckige umgestaltet und mit einem starken Gesimse, welches von Consolen getragen wird, bekrönt. Dies wagen wir aus dem Grunde zu behaupten, weil in den durch König Matthias umgestalteten Theilen der Burg zu Vissegrad die Fenster thatsächlich

schon viereckig waren.[1] Wir sind jedoch auch aus dem Grunde davon überzeugt, weil die viereckige Gestaltung der Fenster mit jener Bauperiode des XVIII. Jahrhunderts, welche dem Barock- und dem Rococostil unbedingt gehuldigt hatte, nicht vereinbar ist. Beide zeigten eine solche Abneigung gegen die gerade Linie, daß man dieselbe nicht einmal im Grundriß des Gebäudes duldete, wie man es auch an der gegenwärtig im Bau begriffenen kaiserlichen Burg in Wien sehen kann. Übrigens sind wir durchaus der Überzeugung, daß die unter Maria Theresia vorgenommene Restauration sich nicht so sehr auf das Äußere, als vielmehr auf das Innere des Gebäudes bezog. Das Schloß erfuhr damals in seinem Äußern nur durch Zubauten eine Umgestaltung, welche bereits den Stil dieses Jahrhunderts an sich trugen, was das obere Eingangsthor auch heute noch beweist. Durch die ungemeine Mächtigkeit der Grundmauern des Schlosses wäre eine Umgestaltung des Äußeren nicht nur sehr erschwert, sondern mit Rücksicht auf die geraden Mauern des Gevieres desselben fast unausführbar geworden. Deshalb meinen wir annehmen zu können, daß die Spuren der gothischen Form der Fenster im Preßburger Schlosse schon von den Baumeistern des Königs Matthias beseitigt wurden, was durch die Vermauerung des Spitzbogens auch leicht durchführbar war. Wahrscheinlich fehlte über dem Fenstergesims auch der gerade oder flachbogige Giebel nicht. Die aus Zinnen und Giebeln bestehende Decoration verlieh dem vermöge seiner milderen Ornamentierung mehr heiter erscheinenden Äußern des Gebäudes ein kriegerisches Gepräge, welches durch die Zugbrücke noch kräftiger zum Ausdruck gebracht wurde. Mit einem Worte: der Übergang von der Gothik zur Renaissance zeigte sich am Hauptgebäude ebenso wie am Prunkthore, an welchem derselbe noch deutlicher und bestimmter wahrnehmbar ist.

Ein lehrreiches Beispiel der Umgestaltung des Stils bietet uns

[1] „Die im Pavillon des Königs Matthias auf der Burg zu Vissegrad befindlichen Fensteröffnungen, welche im Verhältniß zu den übrigen von colossaler Größe sind, sind nicht mehr spitzbogig, sondern schon entschieden im Renaissancestil gehalten." (Miskovßky: Die Anfänge und die Entwickelung der Renaissance. (ung.) S. 23.)

jedoch nicht nur das Schloß allein, wir finden ein solches auch in der Stadt an unserem Dome, dessen Ausbau mit der Aufführung der Vorhalle[1] an der südlichen und der St. Johanneskapelle an der nördlichen Seite seinen Abschluß erhielt. Von der St. Johanneskapelle, welche aus der Zeit der Ausartung der Renaissance, aus der Periode des Barockstils, stammt, kann natürlich hier noch nicht die Rede sein; der Ausbau der südlichen Vorhalle des Domes gehört jedoch noch dem hier in Rede stehenden Zeitraum an. Daß diese Vorhalle noch aus der Zeit der Spät-Gothik stamme, ergibt sich unzweifelhaft aus der in das Schiff der Kirche führenden inneren Thür derselben.[2] Nur auf diese Thüre lassen sich die in Testamenten aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts enthaltenen Daten beziehen.[3] Diese Thür wurde leider durch die letzte Restauration ihres ursprünglichen Charakters entkleidet, wozu die Restauration nicht berechtigt war. Die alte Thür besaß nämlich die seltsame Construction, daß der Spitzbogen derselben sich nicht direct, sondern durch Vermittlung einer gebrochenen Linie auf das Thürgewände herabsenkte. Da ein solcher Vorgang in der Architektur durch nichts begründet ist, im Gegentheil gegen die Regeln derselben verstößt, vermögen wir uns kein anderes Motiv zur Erklärung desselben zu denken, als daß der Erbauer der Thüre durch diese ungewöhnliche Construction Aufsehen erregen wollte. Durch die neuere Restauration wurde die Thür dieses ungewöhnlichen Charakters entkleidet, indem man diese Brechung beseitigte und den Spitzbogen der Thür unmittelbar auf die Gliederung des Gewändes hinüberführte. Dadurch brachte man diesen Theil der Kirche mit den übrigen spitzbogigen Theilen derselben zwar in größere Übereinstimmung, beraubte dieses Werk jedoch zugleich seines eigenthümlichen Charakters, welcher für die Festsetzung der Zeit seiner Entstehung so sehr geeignet ist. Dieses eigenthümliche Verfahren mit dem Spitzbogen beweist nämlich unzweifelhaft, daß die Zeit der Entstehung

---

[1] Siehe die Zeichnung in Band III. S. 297 d. W.

[2] Siehe die Zeichnung in Band III. S. 369 d. W.

[3] Im Jahre 1510 vermacht Margarethe Ferber „Im sanndt Mertten zu der Pharkirchen Zu dem paw schaff ich XXVIII fl. unnd dasselbig gelt prauchen zu dem portal." (Prot. Test. I, 330)

dieser Thüre mit der Zeit des im Verfall begriffenen spät-gothischen Stils zusammenfalle, d. i. mit dem XV. oder schon dem Beginne des XVI. Jahrhunderts, aus welch' letzterer Zeit auch die bereits den Charakter der Renaissance tragende äußere, östliche Thür der Vorhalle [1] stammt. An dieser Thür erscheinen mit Rosetten verzierte und mit korinthisierenden Capitälen ausgestattete Seitenpilaster, zwischen welchen hindurch die Thüröffnung mit ihrem flachen Rundbogen und ihrer noch an die Zeit der Gothik erinnernden Umrahmung in das Innere der Vorhalle führt. Das ausfüllende Ornament bilden die Archivolte und in den beiden von den Pilastern gebildeten Ecken geflügelte Engelsköpfe, welche für die Renaissance so characterisierend sind. Während der Architrav selbst glatt und schmucklos ist, wird der über demselben sich hinziehende Fries oder Zophorus von ananasähnlichen Früchten und von Delphinen, gleichfalls beliebte Gestaltungen der Renaissance, belebt. Der durch ein Muschelornament ausgefüllte Fronton, d. i. der dreieckige Giebel, wird von einem auf Consolen ruhenden, stark vorspringenden Kranzgesims getragen. Nicht nur die constructive Bildung der Thüre, sondern auch das gesammte Ornament derselben lassen nicht daran zweifeln, daß dieses Werk noch aus der Blütezeit der Renaissance stamme, da an demselben noch jene Elemente fehlen, welche die unverkennbaren Zeichen des Haschens nach malerischer Wirkung sind, während die Verwendung der constructiven Theile, wie der Säulen, zu blos decorativen Zwecken schon von dem bedeutenden Sinken der Renaissance zeugt. Diese Thür stammt vielmehr aus jener Zeit der Renaissance, in welcher man die antiken Formen in eigenthümlicher und freier Weise umgebildet hatte. Wie vieles hat demnach auch in dieser Hinsicht die in jüngster Zeit durch den Architekten Lippert ausgeführte Restauration dadurch verschuldet, daß sie in willkürlicher Weise von der ursprünglichen Bauart abwich!

Was die übrigen im Renaissancestil gehaltenen Kunstschöpfungen in unserem Dome betrifft, so gehören dieselben schon in das Gebiet der Bildnerei und stammen aus den späteren Jahrzehnten des XVI. Jahr-

[1] Siehe die Zeichnung in Bd. III. S. 365 d. W.

hunderts, wie die Grabdenkmäler des Stephan Illésházy und der Anna Erdödy,[1] die der Preßburger Rathsherren Georg Gruebmiller und Wolfgang Kögl, sowie das in die Wand des Sanctuariums eingemauerte, im Hochrelief ausgeführte Denkmal des berühmten Helden von Raab, Niclas Pálffy. Der Meister, welcher die Gedenktafel des



51. Das Grabdenkmal des Preßburger Rathsherrn Georg Gruebmiller

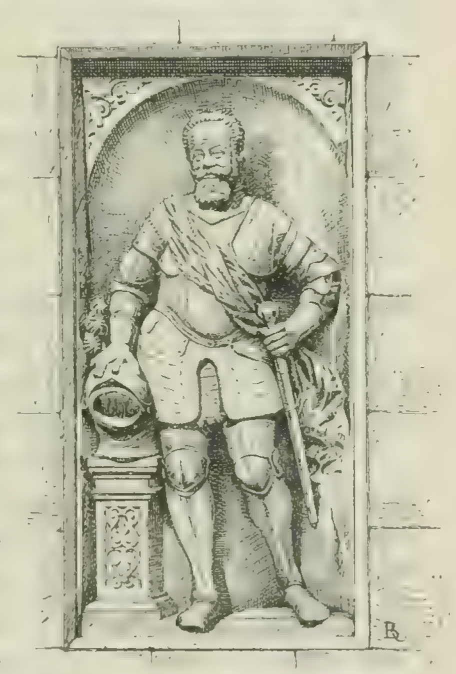
Illésházy und der Erdödy, sowie das aus dem Jahre 1587 stammende Grabdenkmal Kögls ausgeführt hatte, handhabte den Meißel mit ausgezeichneter Kunsttechnik und legte in der Schöpfung seiner Werke auch von seiner gründlichen Kenntniß der Anatomie Zeugniß ab. Diese Sculpturen sind jedoch auch für die Costümkunde der Zeit des XVI. Jahrhunderts sehr lehrreich. Die von einem Lorbeerkranze umgebene

[1] Siehe die Zeichnung in Bd. III. S. 353 d. W.

wappengeschmückte Gedenktafel Gruebmillers aus dem Jahre 1576 ist sowohl ihrer Helm- wie ihrer Wappenzierde wegen merkwürdig, da sie den Beweis liefert, daß man im XVI. Jahrhundert in der Gestaltung der Wappen noch streng am heraldischen Charakter festhielt. Das Pálffy-sche Monument erscheint geradezu als ein Werk aus der Zeit der guten Renaissance. In diesem Bildwerke gelangte nicht nur die den Krieger charakterisierende Energie, Herzhaftigkeit und Entschlossenheit in Miene und Haltung zum gelungenen Ausdruck, sondern es kann dasselbe auch wegen des ornamentierten Prunkbesatzes des Panzerhemdes als eine namhafte bildnerische Schöpfung bezeichnet werden.

Aus dem Angeführten geht demnach deutlich hervor, daß Preßburg an monumentalen Bauten gerade nicht arm ist. Obwohl von diesen nur wenig der Zeit des romanischen Stils angehört, verdient doch das Wenige jedenfalls erhalten zu werden. Die architektonischen und bildnerischen Schöpfungen der Renaissance sind, wenn auch in geringer Anzahl vorhanden, doch immerhin so namhafter Art, daß das Interessante unserer Stadt durch dieselben in nicht geringer Weise gehoben wird. Das Meiste stammt verhältnißmäßig aus der Zeit des gothischen Baustils, und in dieser Hinsicht zählt Preßburg mit Recht zu jenen Städten unseres Vaterlandes, welche sich des Besitzes interessanter, werthvoller Reliquien aus dieser Epoche nationaler Kunstschöpfung auch noch in unserer Zeit erfreuen. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß auch die gothischen Kunstdenkmale unserer Stadt dieselbe Erscheinung an sich tragen, wie überhaupt die Bauwerke dieser Art in unserem Vaterlande. Der gothische Stil hat in Preßburg ebensowenig als an anderen Orten ein solches Ganze geschaffen, welches als eine im organischen Zusammenhange stehende, vollendete Kunstschöpfung bezeichnet werden könnte. Unser größtes architektonisches Denkmal der Kunst, der Dom, wurde nicht im einheitlichen Geiste ausgebaut, selbst nicht einmal hinsichtlich des gothischen Baustils. Während man das Sanctuarium als eine herrliche Kunstschöpfung bezeichnen kann, weist das Schiff der Kirche vielfache architektonische Mängel auf. Der Thurm kann, vom künstlerischem Standpunkte aus genommen, nicht einmal in Betracht kommen, und da derselbe immer ein Befestigungsthurm war, ist gar

nicht anzunehmen, daß die älteste Gestalt desselben vor dem im Jahre 1765 vorgenommenen Um- und Zubau in architektonischer Hinsicht eine stattlichere gewesen sein könnte, als gegenwärtig. Dort wieder, wo der Thurm uns durch die schönsten Formen der Gothik erfreut, nämlich an der Franziskanerkirche, erscheint der Stil der anspruchslosen Kirche selbst in seiner nüchternsten, fast abnehmenden Gestaltungskraft. Dasselbe gilt auch von der Klarisserkirche und ihrem Thurme. In der St. Johanneskapelle erreichte die gothische Baukunst zwar den höchsten Grad der Vollkommenheit, doch kann diese Kapelle wegen ihrer kleinen Maßverhältnisse, sowie auch deshalb, weil nur die eine Seite derselben den Gegenstand der schaffenden Kunst gebildet hatte, nicht zu den vollständig ausgeführten Werken gezählt werden. Auch die Renaissance tritt dort, wo sie erscheint, nicht selbständig und unabhängig auf, sondern immer nur in Vermischung mit der älteren, bereits im Verfall begriffenen gothischen Kunstform, so daß wir eigentlich nur soviel sagen können, daß Preßburg wirklich Kunstdenkmale aufzuweisen habe, welche hinsichtlich der Schönheit des Stils in unserem Vaterlande als ungemein werthvolle Muster dastehen, da sie jedoch nicht gänzlich vollendet sind, nur davon zeugen, daß die bildende Kunst in einzelnen Details die große schöpferische Kraft dieses Stils auch in unserer Stadt erwiesen und damit zugleich auch den Beweis geliefert habe, was die Gothik zu leisten vermöge. Wenn wir sämmtliche architektonische Kunstdenkmale unseres Vaterlandes nach einem gemeinschaftlichen Maßstabe einer Werthschätzung unterziehen und dieselben nach Rangstufen classificieren, so müssen wir den Kunstdenkmalen Preßburgs



52 Das Grabdenkmal Niclas Pálffy's im Sanctuarium des Preßburger Domes.

entschieden eine Stelle auf den obersten Rangstufen zuerkennen. Der Dom ist eine Hallenkirche ersten Ranges, die an denselben angebaute St. Annakapelle ein Werk gut zweiten Ranges. Das Sanctuarium sowie der Thurm der Franziskanerkirche sind Werke ersten Ranges. Die Kapelle St. Johannis des Evangelisten, die in ihrem Schmucke reichste Kapelle unseres Landes, ist gleichfalls ein Werk ersten Ranges. Die Klarisserkirche ist ein Werk zweiten Ranges, der Thurm aber ersten Ranges.[1] Demnach sind die angeführten Kunstdenkmale sämmtlich von so bedeutendem Werthe, daß die Sorge nicht nur für die Erhaltung, sondern auch für die Restaurierung derselben ein angelegentliches Interesse der Bürger dieser Stadt, ja selbst des ganzen Landes bilden muß. Der Dom verdankt seine Entstehung den opferwilligen Spenden der Gläubigen. Aus den gesammelten Scherflein derselben wurde in jüngster Zeit auch das Innere der Kirche in seinem alten Glanze wiederhergestellt. Möge es denn die Bürgerschaft der Stadt und mit ihr die Bevölkerung derselben, sowie das Patronat und auch das Capitel als ihre heiligste, patriotische Aufgabe betrachten, daß auch das baufällige Äußere der Kirche möglichst bald in seinem ursprünglichen Zustande wiederhergestellt werde. Es ist nicht denkbar, daß eine von eifrigen Männern im Verein an die Bürgerschaft der Stadt gerichtete Aufforderung zur Aufbringung der erforderlichen Kosten erfolglos bleiben sollte. Sache der Bürgerschaft ist übrigens auch die Restaurierung der St. Johanneskapelle. Dieses herrliche Bauwerk war von den Bürgern der Stadt gegründet worden, mögen es die Bürger denn auch wiederherstellen. Die Wiederherstellung der Franziskanerkirche sammt dem Thurme ist schon Sache des Landes. Dieses Gebäude wurde vom Lande selbst als ein Votivdenkmal aus Anlaß dessen aufgeführt, daß die Überlegenheit der ungarischen Waffen über einen mächtigen und gefürchteten Feind triumphiert hatte. Und da die große Schlacht bei Stillfried auch für die Länder jenseits der Leitha von bedeutenden und glücklichen Folgen begleitet war und die jetzt regierende ruhmvolle Dynastie im Besitze des Landes und in der Herrschaft befestigt hatte: ist es klar, daß die Wiederherstellung und

[1] Vgl. Archäolog. Anzeiger (ung). Neue Folge 1885. V, XXVII—XXVIII.

Sache der Durchführung der Restauration.

Erhaltung dieses Kunstdenkmals zum Theil auch Sache der österreichischen Erbländer ist. Das allerhöchste Herrscherhaus gibt bei jeder Gelegenheit solchen Ereignissen gegenüber, deren Andenken zu bewahren nicht nur im Interesse der Familie, sondern zugleich auch im Interesse der Nation liegt, Beweise seiner edlen, fürstlichen Gesinnung, deshalb wird auch eine Bitte der Bürger dieser Stadt um die Wiederherstellung ihres Kunstdenkmals allerhöchsten Ortes nicht erfolglos bleiben. Die Wiederherstellung der Klarisserkirche und ihres Thurmes kann offenbar nur die Pflicht des Religionsfondes sein. Das säcularisierte Kirchenvermögen muß die Kosten der Erhaltung solcher Kunstdenkmale tragen können, welche nicht blos das ruhmvolle Denkmal einzelner Städte, sondern sozusagen des ganzen Landes sind. Was schließlich die Restaurierung der Schloßruine betrifft, so ist dieselbe bei dem gegenwärtigen, vom nagenden und zerstörenden Zahne der Zeit hart mitgenommenen Zustande ihrer hundertjährigen Mauern schon kaum mehr durchführbar, doch ließe sich das Prunkthor des Schlosses, eines der schönsten Denkmale unseres ruhmvollen Königs Matthias, mit verhältnißmäßig geringen Kosten wiederherstellen, ein Opfer, welches das Militärärar zu bringen verpflichtet ist.

Wir Preßburger haben in erster Linie offenbar darauf bedacht zu sein, dasjenige, was für uns eine ruhmvolle, glänzende Erinnerung an die Vergangenheit bildet, auch für die Zukunft zu erhalten. Je mehr Sehenswürdigkeiten eine Stadt besitzt, umso größere Werthschätzung wird sie auch von Seite anderer sich erringen und umso größere Anziehungskraft auf die von nah und fern derselben zuströmenden fremden Besucher ausüben können. Wenn unser Au- und unser Gebirgspark, die herrlichen Waldungen des Gebirges und der Donauinseln, die nach allen Seiten hin zum Besuche einladenden Belustigungsorte und die überall sich darbietende anmuthige, frische, blühende Umgebung der Stadt viele Hunderte und Tausende von Besuchern zur Sommerszeit in unsere Mitte führen, um wieviel mehr wird die Zahl derselben zunehmen, wenn außer den Reizen, welche die Natur hier so reichlich bietet, auch noch Sehenswürdigkeiten von geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung ihre Anziehungskraft auf die Besucher ausüben werden!

XII.

Der architektonische Charakter der Stadt. Gebäude von nicht monumentaler Art. Öffentliche Gebäude und Privathäuser. Die Bauart und das Baumaterial. Öffentliche Brunnen.

Der Stil, welcher in den monumentalen Bauwerken entschiedenen, deutlichen Ausdruck gefunden hatte, war auch an einzelnen öffentlichen und privaten Gebäuden zu erkennen, obwohl die meisten Privathäuser unläugbar keinen eigentlichen Stil aufwiesen, sondern blos in einer gewissen Manier aufgeführt waren. Solche Häuser, welche noch aus der Zeit vor der Schlacht bei Mohács stammen, haben sich in unserer Stadt nur in geringer Anzahl erhalten; die meisten Häuser, welche gegenwärtig durch ihr Alter unter den neueren Gebäuden hervorragen, stammen aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert. Dennoch zeugen diejenigen, welche unzweifelhaft aus der Zeit vor der Schlacht bei Mohács stammen, in interessanter Weise davon, daß der allgemeine Geschmack des Zeitalters auch bei der Erbauung derselben nicht unberücksichtigt geblieben war. Wie der romanische Stil am Klein-Propsteihofe in der Capitelgasse Anwendung gefunden hatte, so waren sicherlich auch viele andere kleinere Wohnhäuser in der anmuthigen, zierlichen Form des romanischen Stils aufgeführt. Der gothische Stil aber war auch an den Privathäusern insofern zur Geltung gelangt, als Thüren, Fenster, Hausfluren, Gewölbe, Dächer und Ornamente

den Anforderungen dieses Stils gemäß ausgestaltet waren. Zur Zeit der Verbreitung und Ausartung der Renaissance wurden besonders die neueren Paläste der Großen des Landes im Renaissance- und auch im Barockstil aufgeführt.

Gab es wohl in Alt-Preßburg mehrere, dem Rathhause ähnliche vornehme Privatgebäude? Unzweifelhaft war die königliche Curie in der Venturgasse ein sehr stattliches Gebäude, was wir nicht nur nach der Merian'schen Ansicht, sondern auch nach dem bereits erwähnten Berichte des Gesandten Valentini mit Bestimmtheit behaupten können. Von der Propstei, sowie von der Academia Istropolitana und ebenso von den Klostergebäuden läßt sich gleichfalls annehmen, daß dieselben stilgemäß aufgeführt waren und unter den übrigen Häusern der Stadt schon durch ihr Äußeres hervorragten. Es fanden sich unter den Häusern auch solche, welche geradezu wie Burgen mit einem Graben, sowie mit einer Fall- und Zugbrücke versehen waren, wie das außerhalb des Wasserthurmes gelegene, gegenwärtig unter dem Namen die „goldene Krone" bekannte Kamper'sche Haus.[1] Doch entbehrten selbst die kleineren Häuser nicht immer des monumentalen Charakters, was wir auf Grund des Umstandes behaupten können, daß die Nachahmung des monumentalen Charakters sich in unserer Stadt noch bis in das verflossene Jahrhundert verfolgen läßt. Wenn man das an der Ecke des Hauptplatzes und der Apponyigasse gelegene, gegenwärtig im Besitze der ersten Preßburger Sparcassa befindliche Haus mit seinem in Form einer Stützmauer vorspringenden, in falscher Rusticamanier ausgestatteten Sockel, sowie jene mit ähnlichen vorspringenden Stützmauern versehenen Häuser in der Franziskanergasse betrachtet und sich daran erinnert, daß das ebenfalls an der Ecke des Hauptplatzes und der Fischerthorgasse stehende, ehemals Jeßenák'sche, gegenwärtig gleichfalls im Besitz der ersten Sparcassa befindliche Haus starke Strebepfeiler gehabt hatte, welche erst vor wenigen Jahren abgebrochen wurden, und endlich das auf den Csákyplatz hinausgehende Hintergebäude des königl. Steueramtes mit

[1] Laut der Rechnungsbücher aus d. J. 1623 zahlte der Stadtkämmerer „21½ Zimmerleuths lhon zu 1 Thl. 2 Sch so an der Aufzug brucken bei dem kamperischen Haus, neben der Thonau gearbeit." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 10)

seinen auch heute noch vorhandenen mächtigen Wandpfeilern ins Auge faßt: so wird man leicht davon überzeugt werden, daß auch einzelne Privathäuser im Mittelalter in ihrem Äußeren, sei es des stilgemäßen oder des monumentalen Charakters nicht entbehrt hatten. Natürlich übertrafen die Häuser der inneren Stadt in dieser Hinsicht die kleinen, einfachen Häuser der Vorstädte um ein Bedeutendes, deren Äußeres weder stilgemäß noch monumental ausgestattet war.

Übrigens darf man nicht annehmen, daß die Häuser, was eben auch unser Rathhaus beweist, hinsichtlich ihrer Größe mit der Größe unserer heutigen Zinshäuser und öffentlichen Gebäude hätten wetteifern können. Denn eben unser Rathhaus ist ein hinlänglicher Beweis dessen, daß die Häuser der Bürger nicht im großen Maßstabe angelegt waren, auf deren geringe Raumausdehnung wir auch aus den leider nur in spärlicher Anzahl vorhandenen Daten schließen können, welche uns über den Werth einzelner Häuser Aufschluß geben. So verkaufte Margarethe, die Gattin des Nicolaus Harrer, laut Angabe ihres Testamentes aus dem Jahre 1441 ihr in der Stadt gelegenes Haus um 200 Gulden.[1] Der Werth des in der Langengasse gelegenen Rozgonyi'schen Hauses betrug im Jahre 1471 120 Dukaten, d. i. nach unserem Gelde umgerechnet 2625 Francs.[2] Margarethe, die Gattin des Wolfgang Froschawr, erwähnt in ihrem Testamente aus dem Jahre 1526, daß sie ihr Haus in der Langengasse um 97 ungarische Gulden verkauft haben.[3] Wenn man bedenkt, daß diese Preise sich nicht auf Häuser in den Vorstädten, sondern auf solche in der innern Stadt beziehen, so kann man unmöglich annehmen, daß der Umfang der Häuser in der Stadt sehr groß gewesen sein konnte. Dafür spricht auch der Umstand, daß das am Hauptplatze gelegene Edl'sche Haus, welches gegenwärtig nicht eben zu den größten Häusern der Stadt zählt, einst, als es noch

[1] „Item mein haws gelegen In der Stat zu prespurg, Das ich hab verchauft Thoman auf dem puhel vmb II° guldein in gold awf vier Jar;" für den Fall ihres Todes vermacht sie diese Summe zum Bau der Kirche zu St. Martin. (Prot. Test. I, 44 a.)

[2] Rupp: Topographische Geschichte Ungarns (ung.). I, 166. Nyáry: Századok (ung hist. Zeitschrift), 1874. VIII, 7.

[3] „das haus gelegen In der lanngen gassen verkhaufft vmb Siben und Neuntzigk hungrisch gulden." (Prot. Test. I, 115.)

im Besitze der Familie Auer war, der Königin Maria, Witwe Ludwigs II., als einstweilige Wohnung gedient hatte, bis sie in die offenbar der Ausbesserung unterzogene königl. Curie in der Venturgasse übersiedeln konnte.

Was sich auch heute noch von älteren Häusern in der inneren Stadt erhalten hat, zeugt davon, daß dieselben nicht in gerader Fluchtlinie erbaut waren. Ein Haus schob sich vor das andere vor und die Folge dieser Bauart war, daß die Gassen, mochten sie nun in gerader oder in gekrümmter Linie verlaufen, beständig im Winkel gebrochen waren. Dieses Verfahren ist für das Mittelalter ebenso charakteristisch, wie die schnurgerade Fluchtlinie der Gassen ein charakteristisches Kennzeichen der modernen Zeit bildet.

Hinsichtlich der Gassen herrschte zwischen dem Mittelalter und unserer Zeit ein wesentlicher Unterschied. Heutzutage ist das Bestreben der Städte, soweit es nur möglich ist, auf die Verbreiterung ihrer Gassen gerichtet, und größere Städte verwenden riesige Summen auf die Umgestaltung derselben. So wurde Paris in neuerer Zeit mit einem Aufwand von Millionen umgebaut; dasselbe vollzieht sich gegenwärtig vor unseren Augen in Wien und in Budapest. Man reißt ganze Reihen von Gassen nieder, um an der Stelle der alten engen, krummen Gassen für breite, einander im rechten Winkel durchschneidende Avenuen und Boulevards Raum zu schaffen. Denn das Ideal unserer modernen Zeit ist die aus der Fluchtlinie nicht heraustretende und in derselben nicht zurückbleibende geradlinige, breite Gasse. Bei der Anlage neuer Gassen und Ansiedelungen ist das Rastrum, der Block, maßgebend. Dieser dominiert in unerbittlicher Weise, ihm fällt ohne Gnade die malerische, künstlerische Wirkung der Gassen zum Opfer. Die Monotonie, welche die nach dem Block in schablonenmäßiger Weise aufgeführten Gassen und Stadttheile charakterisiert, entbehrt gänzlich der malerischen Wirkung, trotz der Ausstattung der Fronten der Häuser mit verschiedenartigen Giebeln, Thürmen, Erkern, Balconen und Karyatiden. Die strahlenförmigen, langen Gassen mit ihren in einförmiger Höhenlinie aneinander gereihten Häusern wirken langweilig und ermüdend auf unser Auge und Gemüth und bringen nicht nur die

Sinnesorgane, sondern auch die Spannkraft des Geistes zur Erschöpfung, obwohl sie den hygienischen Anforderungen unläugbar besser entsprechen. Unsere Wohnungen sind heller, luftiger und somit gesünder, obwohl es sich anderseits nicht in Abrede stellen läßt, daß infolge der übermäßigen Ausnützung der Ökonomie des Raumes ein großer Theil derselben, die nach dem Hofe zu gelegenen Räume, meist dunkel und unfreundlich sind. Im Allgemeinen sind jedoch unsere modernen Häuser bedeutend gesünder, als die Häuser im Mittelalter es waren. Im Mittelalter waren dem städtischen Bauherrn die Hände gar sehr gebunden. Die Bauplätze waren durch die Ringmauern ungemein beschränkt. Natürlich waren auch die Gassen eng, und so wenig der Baumeister sich des Bleiloths bediente, weil er es eben nicht kannte, ebensowenig machte auch der Geometer bei der Bestimmung der Gassenlinie von der Meßschnur Gebrauch. Infolge der Nichtbeachtung der Symmetrie war die gleichmäßige Höhe der Häuser nicht nothwendig. Es beleidigte weder das Auge noch das Gefühl, wenn auf ein hohes Haus ein niedriges folgte und das eine vor das andere aus der Fluchtlinie heraustrat. Selbst die Fenster bildeten an ein und derselben Hausfronte nicht immer eine horizontale Linie. Je unregelmäßiger jedoch solche mittelalterliche Gassen in dieser Hinsicht waren, umso malerischer war ihr Aussehen. Das Kunstgefühl der Leute im Mittelalter war unvergleichlich mehr entwickelt und lebhafter, als in der Menschheit unserer Zeit. Deshalb findet man in unseren alten Gassen so viele architektonische und künstlerische Motive, und daher kommt es denn auch, daß man dieser kleinen, engen, anspruchslosen Gassen nie so überdrüßig wird, wie unserer modernen Gassen. Die Superiorität der alten Gassen in künstlerischer Hinsicht wird von uns auch schon dadurch anerkannt, daß wir auf unsern Bildern und Theaterdecorationen mittelalterliche und nicht moderne Gassen zur Darstellung bringen. Damit geben wir unwillkürlich zu erkennen, daß die modernen Gassen der malerischen Wirkung, des künstlerischen Eindrucks bar sind; denn wo Motive fehlen, kann auch von Wirkung keine Rede sein. Deshalb können wir behaupten, daß die Gassen und Plätze unserer Stadt im Mittelalter, so eng, krumm und unregelmäßig sie auch waren, trotzdem des künstlerischen

Reizes, sowie der künstlerischen Schönheit und jener malerischen Lebhaftigkeit nicht entbehrten, welche uns im Bilde auf dem Papier und auf der Leinwand am deutlichsten vor das Auge tritt, sich aber auch in der Wirklichkeit, in der Natur, unverkennbar geltend macht. Wer beim Michaelerthor die in den alten Stadtgraben hinabreichende Häuserreihe betrachtet oder die älteren, abseits gelegenen Gassen der inneren Stadt mit Muße durchwandert, wird sich keinesfalls der Wirkung derselben verschließen können und anerkennen müssen, daß die Stephaniestraße und die Baross Gáborstraße, die modernsten Straßen unserer Stadt, uns viel kälter lassen, als die engen, im Zickzack verlaufenden Gäßchen der inneren Stadt. Denn bei der Betrachtung dieser können wir die Ahnung oder die Empfindung dessen nicht unterdrücken, daß der äußeren Erscheinung dieser mittelalterlichen Gassen und Häuser eine gewisse Innigkeit und Wärme innewohne, welche das äußere Bild derselben auch auf das Gemüth des Beschauers überträgt und uns leicht zu dem Glauben bewegt, daß innerhalb der Mauern dieser unregelmäßigen, ohne Hilfe der Meßschnur aufgeführten Häuser mit ihrem anspruchlosen, jedoch der künstlerischen Motive keineswegs entbehrenden Äußern ein gemüthliches Familien- und geselliges Leben, eine gewisse bürgerliche selbstbewußte Zufriedenheit geherrscht haben müsse, zu welchen wir innerhalb der Mauern unserer modernen Häuser mit ihrem palastähnlichen Äußern so schwer und so selten gelangen, weil mit der Abnahme der äußeren Motive auch die Spannkraft unseres Geistes und unseres Gemüths bedeutend, wenn nicht gänzlich abgenommen hat. Unstreitig hatten die alten Städte ihre Bewohner auch zu höherer Vaterlandsliebe entflammt, als unsere modernen Städte, in denen man sich so fremd fühlt,[1] und es liegt viel Treffendes in der Behauptung:

[1] Ungemein treffend drückt sich hierüber ein ausgezeichneter Kritiker auf dem Gebiete der Architektur aus, indem er in einem seiner Werke, welches Aufsehen erregte, sich über unsere modernen Städte folgendermaßen äußert: Die künstlerischen Anlagewerthe sind da thatsächlich gleich Null und in Folge davon wieder die Freude der Bewohner an ihrer Stadt gleich Null und somit in letzter Instanz auch die Anhänglichkeit an dieselbe, der Stolz auf dieselbe, mit einem Worte das Heimatsgefühl gleich Null, wie man es an den Bewohnern kunstloser, langweiliger Neustädte thatsächlich beobachten kann. (Camillo Sitte: Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1889. S. 144.)

während im Mittelalter das kleine Häufchen der Bewohner der Städte mächtigen Belagerungsheeren erfolgreichen Widerstand zu leisten vermocht hatte, genüge heutzutage das Erscheinen einiger Ulanen oder Kürassiere zur Einnahme einer volkreichen Stadt.

Was die alten Wohnungen wohnlicher, angenehmer und befriedigender gestaltet hatte, war die Abgeschlossenheit derselben. Der bürgerliche Besitzer war der Herr in seinem Hause, und wenn er die Pforte desselben hinter sich geschlossen hatte, konnte ihn niemand in seiner Ruhe und Bequemlichkeit stören. Er konnte ganz seinem Familienkreise, seinen bürgerlichen Obliegenheiten leben; in Freud und Leid seines Familienlebens, in Glück und Unglück störte ihn kein lauernder, neidischer, schadenfroher Nachbar. Das Haus, mochte es noch so bescheiden sein, war sein Reich und er der Fürst, der König desselben. Dies war auch der Grund, daß das Familienleben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der Familie lebhafter und unmittelbarer, daß die sittliche Reinheit des Familienlebens mehr gesichert, das innere Leben der Familie viel frischer war. Diese Abgeschlossenheit des Wohnhauses bringt es mit sich, daß der Engländer auch heute noch, soweit es nur möglich ist, sein Haus so baut, daß innerhalb der Pforte desselben sich niemand in seine Angelegenheiten und in seine Lebensgewohnheiten einmengen könne. Unsere modernen, kasernartigen Häuser leiden eben an dem großen Übelstand, daß wir kaum für uns selbst unbeachtet zu leben vermögen. Der Laut der von unseren Nachbarn geführten Gespräche, ihres Gezänkes und ihrer Geschäftsabmachungen, sowie der Lärm der kreischenden, mit einander streitenden Kinderwelt dringt ganz vernehmlich durch die dünnen Wände zu uns herüber. Es gibt kein einziges größeres Zinshaus von nur einiger Bedeutung, dessen Bewohner durch den Gesang, durch das Klavier- oder Geigenspiel der Nachbarn nicht in ihrer Ruhe und in ihrer Arbeit gestört würden. Wir werden unabsichtlich in die häuslichen und geschäftlichen Geheimnisse unserer Nachbarn eingeweiht und vermögen sogar das tägliche Menu derselben genau anzugeben, da das Knistern in der Küche des Nachbarn und die aus den Pfannen und Töpfen am Sparherde zu uns herüberdringenden Gerüche uns alles verrathen. Wie sollten wir

da die Unannehmlichkeiten des Zusammenwohnens nicht empfinden, uns in allen unseren Bewegungen nicht geniert finden und nicht das Gefühl haben, daß wir in unserer eigenen Wohnung, an unserem eigenen Herde nicht zuhause sind! Jenes wohlthuende, beruhigende und beseligende Gefühl, welches unsere Vorfahren im Mittelalter ungestört genießen konnten, ist für uns selbst in unserem eigenen Kreise nicht mehr zu finden.

Daß vor Zeiten das eine Haus aus der Fluchtlinie der Gasse hervortrat und sich mit der einen Seite vor das andere hinauslehnte, war theils die Folge der Natur der Vertheidigung, theils des wirthschaftlichen Interesses. Wie es hiedurch jedem Hauswirth ermöglicht war, die Vorgänge auf der Gasse mit den Augen zu verfolgen, so war ihm auch die Möglichkeit geboten, zur Zeit der Belagerung den in die Gasse eindringenden Feind mit größerem Erfolg am weiteren Vordringen verhindern zu können. Dieses Verfahren war jedoch, wie wir bereits gesagt, auch im bloßen wirthschaftlichen Interesse begründet. Die meisten Gassen waren nämlich so eng, daß die Ausfahrt aus den Häusern sowie die Zufahrt zu denselben mit dem Wagen nur so möglich war, wenn das Thor sich an der Seite der vorspringenden Wand des Hauses befand, wie wir es thatsächlich an vielen alten Häusern der inneren Stadt auch heute noch finden, daß das Thor an der vorspringenden Wandseite angebracht ist. Mag übrigens das Thor dort oder auch anderswo angebracht gewesen sein, jedenfalls befand sich dort ein nach der Seite sich öffnendes Spähefenster, ein sogenannter „Luger", während an der Fronte des Hauses kleinere oder größere Erker vorsprangen, und somit konnte der Hauswirth die Gasse mit aller Bequemlichkeit überschauen, ohne sich aus den Fenstern hinausbeugen zu müssen. Für die allgemeine Gebräuchlichkeit der Luger und Erker spricht nicht blos die mehrfache Erwähnung derselben in den alten Aufzeichnungen,[1] sondern auch der Umstand, daß dieselben an den älteren Häusern der Stadt auch heute noch häufig anzutreffen

[1] So heißt es in den Rechnungen aus d. J. 1454: „Item hab ich gebn den Christof überleger . . . . der die luger vor dem purgermaister gegen den Platz werꜩ ains tails zu hat gemacht, den hab ich gebn 1 lon."

sind. Bei der Herstellung der Fenster ließ man es nicht an Sorgfalt und Verzierung fehlen. Sie bildeten bei den monumentalen Gebäuden einen hervorragenden Gegenstand der Decoration, wie es die mit Maßwerk verzierten Fenster unserer Kirchen beweisen. Es waren jedoch auch die Privathäuser mit trefflichen, schönen und zierlichen Fenstern ausgestattet, welche Würfel oder Vielecke aus farbigem Glas in Bleifassung aufwiesen. Der Gebrauch des Fensterglases ist in Preßburg früher nachweisbar, als in andern hervorragenden Städten unseres Vaterlandes. In Preßburg wurde schon im Jahre 1434 sogar die Wohnung des Nachrichters mit Glasfenstern versehen, während wir wissen, daß man in der Residenz des Erzbischofs von Gran noch ein halbes Jahrhundert später und im Palaste des Bischofs von Erlau selbst noch im Jahre 1520 Fenster aus Papier und aus Leinwand finden konnte.[1] Anna Treletsch vermachte im Jahre 1441 der Kirche zu St. Nicolaus einen gewissen Betrag auf ein Glasfenster.[2] Michael Teginger besserte im Jahre 1442 im Auftrage des Stadtrathes die Glasfenster am Wasserthurm aus.[3] Der Glasfenster im Rathhause gedenken die Kammerrechnungen des Jahres 1451, aus welchen man ersieht, daß es gemalte Fenster waren.[4] Der in Blei gefaßten Glasfenster in der oberen Badstube erwähnen die Rechnungen aus dem Jahre 1529.[5] Das zierliche Äußere der Fenster wurde übrigens häufig auch durch ein sehr schönes Eisengitter gehoben, wie es die Besitzer thatsächlich nicht nur der Sicherheit, sondern der Zierde wegen an ihren Häusern anbringen ließen. Dort, wo der Hauswirth einen Luxus mit farbigen Glasfenstern entfalten wollte, war das Eisengitter oder ein Drahtnetz zum Schutze der Fenster unentbehrlich; deshalb finden

---

[1] Br. Albert Nyáry: Die Hippolyt-Codexe in Modena (ung.). Mitgetheilt in Századok (ung. hist. Zeitschrift), VIII, 11.

[2] „Item So schaff ich zu sand Niclas kirichen ain venster zu verglasen" (Prot. Test. I, 36/a.)

[3] „Item Mondtag in die valentini hab wir geben den Nicolae Teginger von den glassen Im wasserthurn zu machen dy Glasfenster, was do not ist gebesen, 60 Den. wien." So in den Kammerrechnungen des Jahres 1442.

[4] Der Stadtkämmerer rechnete mit dem Maler Nicole ab „das er glas scheiben zwysmal In dy Glasfenster gemacht hat." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 33.)

[5] „In die obere Padstuben gemacht 3 schwabische Fenster, halten 172 scheiben" (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 109.)

sich solche auch an unsern Kirchen. Die Kammerrechnungen des Jahres 1451 erwähnen der mit Eisengittern und Drahtnetzen versehenen Fenster unseres Domes,[1] sowie des Rathhauses.[2] Mit der Demolierung der alten Häuser giengen diese Gitter aus geschmiedetem Eisen, von welchen einzelne wirkliche Kunstwerke waren, leider meist zu Grunde, doch haben sich mehrere sehr interessante und werthvolle Stücke in der Sammlung unseres trefflichen Kunstschlossers Marton erhalten.

Sonstige Eigenthümlichkeiten der Häuser bildeten das hohe Dach, der Dachgiebel, der rund- oder auch spitzbogige Giebelschmuck und endlich die weit auf die Gasse hinausragende hölzerne Dachrinne. Das hohe Satteldach entsprach nicht nur der stilgemäßen Anforderung, sondern auch dem praktischen Bedürfniß, insofern es sich für die leichte und rasche Ableitung von Schnee und Regen als sehr geeignet erwies. Der Dachgiebel war mit seiner Stirnseite fast ohne Ausnahme der Gasse zugekehrt, und obgleich die Construction derselben kaum viele Abwechslung bot, verliehen dieselben den Gassen doch ein viel lebhafteres Aussehen, als die flachen, giebellosen Dächer unserer modernen Häuser.[3] Diese Wirkung der Dachgiebel wurde durch den Giebelschmuck bedeutend erhöht, dessen alte Construction man im Hofe unseres Rathhauses ganz gut bemerken kann.[4] Derselbe bildet eine halbkreisförmige Wellenlinie und lief vor Zeiten nicht nur an der Hofseite, sondern auch an der äußeren Fronte rings um das ganze Gebäude längs des Kranzgesimses herum.[5] Allgemein üblich waren

---

[1] In diesem Jahre zahlte der Kämmerer einem Zimmergesellen „der zu sand Mert an der Chyrichthür und Gitter gemacht hat, fur dy Fenster, unter den Czygldach.“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 71.)

[2] „Item hab ich gerait mit dem Nicole Maler, was er der Stat gearibat hat, Im Rothaws dy Netz für dy Fenster, mit Eysin zäun.“ (Preßb Ztg 1877, Nr. 33.)

[3] Die Giebel der Häuser werden in den Kammerrechnungen öfters erwähnt. So i J. 1517 „In des Junkchen dritten Haws ain Gippel abprochen.“ 1526 entlohnte der Stadtkämmerer den Maurermeister Georg und den Meister Thomas Raizesdorf dafür „das sie am newen Zeughaws die gipl Mawern aufgefürt“

[4] Siehe die Zeichnung in Bd. III. S. 417 dieses Werkes

[5] In den Rechnungen des Jahres 1449 heißt es: „habn gehabt Im Rothaws 4 aribater, zween dy die Zynnen abgeprochen hapn, und zween die gerawmpt habn, yeden 12 D.“ Und weiter: „habn gehapt In Rothaws 4 aribater dy di Zynnen abgeprochen habn.“

an unsern mittelalterlichen Häusern die hölzernen Dachrinnen, deren auffallende Eigenthümlichkeit die ungemeine Länge derselben bildete. Sie ragten mehrere Meter in die Gasse hinein, um das Regenwasser möglichst weit vom Mauersockel fern zu halten, was umso rathsamer war, weil die meisten Häuser, wie wir wissen, ohne gehörige Fundamentierung aufgeführt waren und vom Regenwasser leicht unterwaschen hätten werden können, wenn man demselben nach Art unserer heutigen Traufrinnen Ablauf verschafft hätte. Daß solche lange Dachrinnen nicht blos an kleineren Häusern, sondern selbst an den hervorragendsten Gebäuden angebracht waren, beweist eben unser Rathhaus, dessen Dachrinnen gleichfalls in den Kammerrechnungen erwähnt werden.[1] Der Umstand, daß die Dachgiebel der benachbarten Häuser längs der Gasse sich mit einander berührten, brachte es mit sich, daß diese Dachrinnen das gemeinschaftliche Eigenthum je zweier Hausbesitzer bildeten, beziehungsweise die Kosten der Erhaltung derselben von beiden gemeinschaftlich getragen wurden. Deshalb bezahlte auch der Stadtkämmerer die Hälfte der Kosten der zwischen der Katharinenkapelle und dem Purgler'schen Hause befindlichen Dachrinne.[2] Die Herstellung dieser Dachrinnen aus Holz erklärt sich aus der Länge derselben, weshalb steinerne Rinnen, sogenannte Wasserspeier, nur an größeren monumentalen Gebäuden, namentlich an Kirchthürmen zur Anwendung kamen, wie man es auch heute noch an den Thürmen der Klarisserkirche und der Franziskanerkirche sehen kann, wo die Wasserspeier mit ihrer praktischen Bestimmung zugleich auch eine symbolische Bedeutung für die christliche Kirche verbinden. Charakteristisch für die Häuser jener Zeit ist auch das mit einer Brandmauer versehene Dachgeschoß, dessen ebenerdige oder stockhohe Fronte in der Regel der Gasse zugekehrt war. Dasselbe bildete eigentlich die auf die Gasse hinausgehende Blindmauer des Dachbodens, wie man ähnliche Dachgeschosse auch heute noch nicht nur in den Vorstädten, sondern auch in der innern Stadt bemerken kann.

[1] In den Kammerrechnungen des Jahres 1449 liest man: „Item Zymergeselln, dy In Rothaws Rynen hobn gelegt."

[2] Laut der Kammerrechnungen des Jahres 1558 „zalt kunzen zymerman ain halbe rinen zwischen S. Catharin kapell und purgler 1 Thl. 7 Sch."

Der Umstand, daß die Häuser im Mittelalter ohne gehöriges Fundament aufgeführt waren, brachte es mit sich, daß man die benachbarten Häuser der größeren Festigkeit wegen durch einen oder mehrere hinüberreichende Schwibbogen stützte. Dieses Verfahren kam in sehr engen Gassen auch bei den einander gegenüberliegenden Häusern zur Anwendung. So wissen wir, daß das Rathhaus mit dem gegenüberliegenden Armbruster'schen Hause, an dessen Stelle gegenwärtig die Jesuitenkirche steht, durch drei Schwibbogen verbunden war.[1] Solche Schwibbogen findet man auch heute noch am Anfang der Basteigasse gleich neben dem Michaelerthor, ferner im obern Theile der in der Richtung gegen den Schloßberg zu führenden Pázmánygasse, wo das Haus des Canonicus Cantor mit dem Emericanum gleichfalls durch solche Schwibbogen verbunden ist. So wurde auch in unsern Tagen gelegentlich der Regulierung des Domplatzes das dem Patronat gehörige Haus mit dem Gebäude der Rechtsakademie verbunden, da infolge der bedeutenden Tieferlegung des Niveaus des Domplatzes das erwähnte Patronatsgebäude sein Fundament gänzlich eingebüßt hatte. Übrigens müssen wir hier bemerken, daß diese Schwibbogen in den engen Gassen mittelalterlicher Städte nicht ohne malerischen Reiz und ohne malerische Wirkung waren und auch heute noch den betreffenden Gassen ein interessantes, wirkungsvolles Aussehen verleihen.

Daß die gewöhnlichen Häuser in den alten Zeiten nicht immer aus Stein, sondern aus Holz erbaut und demzufolge von sehr vergänglichem Gepräge waren, läßt sich mit positiven Daten beweisen. Das Holz spielte bei den mittelalterlichen Bauten überall, nicht nur bei uns, sondern auch im Auslande, eine sehr große Rolle, theils wegen seiner leichten Gestaltungsfähigkeit, theils wegen seiner größeren Billigkeit. So spielten, wie bekannt, selbst bei den Stadtmauern und Befestigungsthürmen die sogenannten Riegelwände eine bedeutende Rolle; aber auch sonst waren Gallerien, Treppen und Gänge zumeist aus Holz hergestellt. In Hamburg bestanden die Befestigungswerke und die

[1] In den Kammerrechnungen d. Jahres 1587 heißt es: „die drey schwiebögen im gässl beim Rathaws zu dekhen, zalt dem Andree Prunner lon zu 2 Sch." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 8.)

übrigen Hauptgebäude der Stadt bis in das XII. Jahrhundert aus Holz und wurden erst später aus Stein aufgeführt.[1] Die Befestigungen von Schleswig bestanden nach dem Stadtrecht aus dem Jahre 1155 aus Planken, Pallisaden und Steinen, demnach aus gemischtem Material.[2] Königsberg wurde noch im XIII. Jahrhundert mit Pallisaden befestigt,[3] Itzehoe desgleichen noch im XIV. Jahrhundert.[4] Man kann behaupten, daß das ganze Mittelalter hindurch und auch selbst noch zu jener Zeit, in welcher die Stein- und Ziegelmauern schon vorwiegend in Aufnahme gekommen waren, das Holz in zweiter Linie bei militärischen und noch vielmehr bei bürgerlichen Bauten noch immer vielfache Verwendung gefunden hatte. So war es auch in unserem Vaterlande, von welchem wir nach dem Zeugniß von Zeitgenossen wissen, daß zur Zeit des Tatareneinbruchs die vornehmsten Städte, hauptsächlich die Vorstädte, zum großen Theil aus hölzernen Häusern bestanden, so z. B. Wardein und selbst Gran, die Hauptstadt des Landes.[5] Aber selbst noch ein Jahrhundert nach dem Tatareneinbruch und sogar um vieles später waren Holzhäuser etwas sehr Gewöhnliches. Im Jahre 1340 erbaute Andreas, Bischof von Wardein, für die Klarissernonnen eine Kirche aus Stein und ein Kloster aus Holz in Várad-Velencze,[6] und erst im Jahre 1342 wurde auch das Kloster durch Andreas Báthori, Bischof von Wardein, aus Stein erbaut.[7] In der Neutraer Diöcese mußten nicht nur hölzerne Wohnhäuser,

---

[1] Adam Brem. II, 52. Bei Pertz IX, 331.

[2] Corp. Stat. Slesv. II, 42.

[3] Castrum planeis muniatur. Dreger: Cod. Pom. I, 428.

[4] Corp. Const. Hols. III, 515. Andere hierauf bezügliche Beispiele s. bei Maurer: Städteverf. in Deutschland. I, 112—113.

[5] Rogerius erzählt von Wardein, daß die Burg dieser Stadt auf den Mauern mit hölzernen Thürmen, turribus ligneis super muros, befestigt war. (Carmen miserabile cap. 34.) Die Bewohner von Gran befestigten sich beim Herannahen der Tataren mit Gräben, Steinmauern und hölzernen Thürmen, se cum fossatis, muris et turribus ligneis fortissime munierant, und die Tataren schleuderten Tag und Nacht Steine auf die hölzernen Thürme. Und als die Ungarn, die Franken und Lombarden ... einsahen, daß sie sich nicht halten können, verbrennen sie die Vorstädte und die hölzernen Häuser, deren es viele gab, combusserunt suburbia et domos ligneas, que multe erant. (Ebenda cap. 39.)

[6] Claustrum ligneum, animum habentes tamen ad operam lapideam. Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 352—54.

[7] Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 582.

sondern selbst hölzerne Kirchen allgemein zu finden gewesen sein, da im Jahre 1345 in einer Urkunde eine Kirche erwähnt wird, welche man aus Stein zu erbauen beabsichtigt hatte.[1] Noch im Jahre 1401 werden hölzerne und steinerne Häuser in Ofen erwähnt.[2] Auch in Preßburg stand es in dieser Hinsicht nicht anders, was man aus dem großen Freiheitsbriefe des Königs Andreas III. deutlich ersehen kann, in welchem dem Jägermeister die Einhebung einer Giebigkeit von den Bewohnern der Städte für den Wald, für Holz oder für was immer für Gebäude untersagt wird,[3] was offenbar nicht anders zu verstehen ist, als so, daß der Forstgraf sich eben infolge der Holzconstruction der Häuser ein Recht zur Besteuerung der Bewohner angemaßt hatte. Laut einer andern Urkunde desselben Königs aus dem Jahre 1297 waren die Häuser von Schöndorf, einer Vorstadt von Preßburg, in gemischter Weise aus Stein und auch aus anderem Material erbaut.[4] Und daß es selbst noch im XV. Jahrhundert in der innern Stadt Holzhäuser gab, geht deutlich aus einer Urkunde des Jahres 1421 hervor, in welcher Häuser aus Stein und Holz erwähnt werden, die zu dem auf dem Platze stehenden neuen Hause, d. i. zum gegenwärtigen Rathhaus gehören.[5] In dieser Hinsicht enthalten die städtischen Kammerrechnungen manch interessante Angaben, aus welchen zu ersehen ist, daß es in unserer Stadt noch im XVI. und selbst noch im XVII. Jahrhunderte viele hölzerne Gebäude gab. Der in der innern Stadt gelegene Weitenhof bestand noch im Jahre 1567 aus solchen Räumlichkeiten, welche meist aus Fachwerk aufgeführt waren.[6] Im Friedhofe in der Vorstadt

[1] Theiner: Mon. hist. I, 685.

[2] Fejér: Cod. Dipl. X. IV. 71. (unrichtige Paginierung.)

[3] Preterea concessimus, quod racione sylue uel lignorum aut quorumlibet edificiorum Comiti Venatorum pro temporis spacio nullum debitum et nullam solucionem dare debeant.

[4] Andreas III. erläßt in einer Urkunde aus d. J. 1297 den Befehl, in Schondorf omnia edificia dictorum populorum tam in lapidibus, quam in aliis constructa, zur Befestigung der Stadt zu verwenden. Das Material derselben bestand demnach aus Stein und aus andern Ziegeln, Holz Dingen.

[5] edificia ferea scilicet et lapidea ac lignea werden als zu dem auf dem Platze gelegenen neuen Hause erwähnt. (Dipl. Pos. II. 142.

[6] Laut der Kammerrechnungen dieses Jahres wurde nämlich in diesem Hofe ein neues Zimmer gebaut. „zalt im Weittenhof ein neues Zimmer gegen den Herrn Nogl mit Pundtwerk und ain laimdach auf-zuießen, auff 3 seiten mit Laden zu verschlagen.“

Spital-Neusiedel wurde im Jahre 1596 ein Beinhaus sammt einem Thürmchen aus Holz erbaut.[1] Die im Jahre 1623 auf dem Platze aufgestellte Hauptwache war ebenfalls aus Holz erbaut.[2] Das evangelische Bethaus in der Vorstadt, welches im Jahre 1683 von den Türken verbrannt wurde, war gleichfalls aus Holz.[3] In ebendenselben Kammerrechnungen werden auch die Riegelwände, d. i. aus hölzernen Ständern gebildete und mit solidem Baumaterial ausgefüllte Wände erwähnt, welche einen Bestandtheil der Befestigungswerke der Stadt bildeten.[4] Im Allgemeinen war der Bedarf an Holz als Baumaterial für die Befestigungswerke der Stadt ungemein groß.[5] So waren die Wehrgänge, mit Ausnahme der steinernen Träger, auf denen sie ruhten, blos aus Holz aufgeführt,[6] desgleichen großentheils auch die Erker.[7] Die Zugbrücken der Stadtthore, sowie die äußern Bollwerke waren ebenfalls nur von Holz.[8] Die Gallerie des Rathhausthurmes, sowie

[1] „Item awf den Newen freuthoff zu ainen Toten Bain Haißl und Türml Holczwerth auszuzimmern 47 Thl 7 Sch 9 Denar"

[2] In den Kammerrechnungen dieses Jahres heißt es: „zalt den Zimmerleuthen 34 lhon, daß sie die wachthütten auf den Platz aufgestellt."

[3] Rakovszky: Alterthümliche Überlieferungen von Preßburg I. Mittheilung.

[4] In den Kammerrechnungen d. J. 1445 heißt es: „Item hab wir gehat zymergeselln, dy gezymert habn Rafholz zu Ertkern awf die newe mawer den man mit Zigl wil detten." In denen aus d. J. 1450 wieder: „Item und hab chaufst ain fuder Holz vom Hans Ehren, das man genommen hat awf dy Mawer hynder der Schull zu Rygeln umb 40 D."

[5] In den Rechnungen d. J. 1434 heißt es: „habn wir gehabt 30 aribater zymer geselln, dy an den Polberich bei der durren Mawt — gedakt haben."

[6] Selbst noch i. J. 1568 heißt es in den Rechnungen: „zahlt den Urban fuerman und Stefan Erman, Eichen Rigl Holz aus dem weiten Grund zu füeren, die man zum Gang auf die Statmauer gepraucht."

[7] Im Jahre 1445 liest man: „1 furman mit 1 Ros, der Steyrisch Holcz gefürt hat zum Erkker, außerhalb Sand Merten kyrichen zum polberich." Am Michaelerthurm befand sich noch i. J. 1529 ein hölzerner Erker. „Verlant vor Maister Petern, das sie ain zug uf sant michels Thor gemacht zum hülzernen polwerch."

[8] In den Rechnungen d. J. 1410 heißt es: „Item vmb XXIIII strewholcz auff Wedrizpruk und sand Laurenczerpruk zu 7 D." In denen aus d. J 1444 werden zwei Wagen angeführt, „die Holz zu dem Wandt, unter sand larentzen Tar zu dem polverich, und Stain und sand gefurt habn," weiter 2 Wagen „die Stain, und sand und Holtz zu der pruk In der Newen Stat, gegen dem pewger über gefurt haben." Desgleichen werden i. J. 1434 zwei Taglöhner aufgeführt, „die den Zimerlewten zw der Pruk in der Newen Stat gehulfen haben." An einer anderen Stelle

das Geländer derselben war gleichfalls bis zum Jahre 1533 von Holz, da das hölzerne Geländer erst in diesem Jahre durch ein eisernes Gitter ersetzt wurde,[1] während man die Gallerie selbst auch weiterhin in der alten Holzconstruction beließ und erst im Jahre 1571 durch eine Steingallerie ersetzte.[2] Überdies kam das Holz als Baumaterial auch noch im folgenden Jahrhundert bei der Aufführung zahlreicher sonstiger Gebäude fortwährend zur Verwendung.

Dieser ungemein große Verbrauch von Holz ist übrigens umso auffallender, als dasselbe nur zum geringen Theile aus den die Stadt umgebenden Waldungen bezogen wurde. Die Zimmermeister in unserer Stadt beziehen auch gegenwärtig das als Bauholz am besten und geeignetsten verwendbare Tannen-, Fichten- und Eichenholz zum größten Theile gleichfalls nicht aus unsern Gebirgswaldungen, sondern aus Österreich und theilweise aus Siebenbürgen. Die mit Roth- und Weißbuchen, Birken, Ahorn, Eschen, Mehlbeerbäumen, Zitterpappeln bestandenen Waldungen des Gebirges in der Umgebung der Stadt liefern eigentlich nur Brennholz. Die Donauinseln sowie die Auen an den Ufern des Flusses sind mit Pappeln, Weißerlen, Ulmen, Eichen und Weiden bedeckt, unter deren massenhaften Bestande nur hin und wieder die Traubenkirsche, der Feldahorn, wilde Birn- und Apfelbäume auftauchen. Das in unserem Gebirge vorkommende Tannen- und Eichenholz eignet sich weniger zur Verwendung als Bauholz, als vielmehr zum Gebrauche als Brennholz und als Zündmaterial. Die Bäume unserer Waldungen sind nicht von jenem schönen, geraden, hohen und mächtigen Wuchse, welcher sie zur Verwendung als Bauholz geeignet erscheinen ließe. Und so war es auch vor Zeiten. Der gegenwärtige

---

liest man wieder . . „prukken . . die der kayser Siegmund ernstlich schuff zu machn In der Newen stat, von den Polwerich.“ Die Rechnungen des Jahres 1439 verzeichnen „3 zymergeselln, die an der wer gezymert habn von den Schneiderthurn, gen den vischer thar werts“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 12, 18, 26.)

[1] „Zalt Hans Tiergarten Maler, das eisen gatter am rats thurn rott anzustreichen 1 Tl. 4 Sch.“

[2] „Den 14 Chamerer und Jakob Maurer auff Wolffstal, und Teutschen Altenburg zu den Stainmetzen wegen den Stainwerch zum Ratsthurn auff zerung und Urfar gangen 6 Sch.“ Weiters: „Diesmal das Stainwerch zum gand am Thurn, den Stainmetz ausgedingt per 95 Tl.“

Waldbestand unseres Gebirges liefert uns ein treues Bild der Beschaffenheit des Bestandes im Mittelalter, und somit wird es uns auch begreiflich, wie es kam, daß die Zimmermeister unserer Stadt in jenen alten Zeiten das Bauholz aus Österreich bezogen. So wissen wir namentlich, daß der Rath der Stadt das zum Dombau benöthigte Bauholz von dem Wiener Flötzer Johann Astpeck bezogen hatte, welcher den Empfang des ihm dafür ausgezahlten Betrages im Jahre 1457 bestätigte.[1] Daß man das zu den Befestigungswerken erforderliche Holz zum Theil gleichfalls von auswärts bezogen hatte, ist ebenfalls aus den Kammerrechnungen ersichtlich. Laut derselben wurde im Jahre 1445 das Holz zur Verschanzung der Wödritz aus der Traungegend,[2] und zu den Erkern des Bollwerkes vor der Kirche zu St. Martin aus Steiermark[3] bezogen. Aber auch selbst das zu Einrichtungsgegenständen erforderliche Holz ließ man zum Theil aus dem Auslande kommen. So bezog die Stadt das für die Herstellung von Bänken in der Domkirche benöthigte Holz im Jahre 1449 von Paul Jost aus Wien,[4] und im Jahre 1450 das Holz zum Gestell für die Kerzen um das heil. Grab vom Zimmermeister Johann aus Köln.[5]

Man sollte es nun für ganz natürlich halten, daß das Steinmaterial an solchen Orten, wo es leicht zu beschaffen war, über jedes andere Baumaterial gar bald zur vorherrschenden Verwendung gelangt sein sollte. In der Wirklichkeit war dies jedoch nicht so schnell der Fall. Schon allein die Thatsache, daß in den Urkunden und geschichtlichen Aufzeichnungen „Steinhäuser" erwähnt werden, beweist, daß dieselben zur Zeit ihrer Erwähnung unter den aus anderem Material erbauten Häusern noch als eine Seltenheit gegolten hatten. So werden auch in Preßburg einzelne Steinhäuser erwähnt. Die Aussteller der auf den gegenwärtigen Pfarrhof bezüglichen Urkunde aus dem Jahre

[1] Dipl. Pos. III, 234. Angeführt auf S. 247 d. W. Spalte 2, Zeile 8 u. ffg.

[2] 7 Traunische drumer.

[3] Steyrisch Holcz.

[4] „Item um 5 Sch. 10 Tafelladen, von den Pawl Jost von wienn, dy man genomen hat zu sannd Merten kyrichen zu Stulln und zu den tarren, je 1 umb 6 D. facit 6 fl."

[5] „Item tenemur dem Maister Hans Zymerman von kölln, 3 Reihladen, dy man genomen hat zum Gestuell, umb das Grab zu sand Mert, darin man die Kerzen stekt, per 30 Den."

1396 erachteten es für nothwendig, dieses Haus als domum honorificam lapideam zu bezeichnen. Im Testamente des Wolfgang Knoll aus dem Jahre 1502 erscheint der im Steinhause wohnende Preßburger Bürger Johann als Zeuge.[1] Das Thor in der Schöndorfergasse wird in den Kammerrechnungen als das steinerne Thor angeführt.[2] Wenn jedoch die steinernen Häuser im XIII. und XIV. Jahrhundert noch eine seltenere Erscheinung gebildet hatten, konnte die Anzahl derselben im XV. Jahrhundert schon bedeutend zugenommen haben, ohne daß durch die steinernen Häuser die nicht aus diesem Material erbauten Häuser gänzlich verdrängt worden wären. Preßburg wird zwar unmittelbar von der Steinregion begrenzt; so wenig jedoch das in der Umgebung der Stadt lagernde Gestein den Bedürfnissen unserer heutigen Baumeister zu entsprechen vermag, ebensowenig war dies auch vor Zeiten der Fall. Das Steinmaterial zu den in unsern Tagen aufzuführenden Bauten von mehr monumentalem Charakter müssen unsere Baumeister anderswoher beziehen. Das Material zu den Steinpfeilern unserer stehenden Brücke lieferten die Steinbrüche in Theben-Neudorf. Zu der im vorigen Sommer durchgeführten Restaurierung des nördlichen Prunkthors unseres Domes wurden die erforderlichen Bausteine den Steinbrüchen von St. Margarethen entnommen. Das in sämmtlichen Werkstätten unserer Steinmetzen zu Werksteinen oder zu Grabmälern verarbeitete Steinmaterial stammt nicht aus dem Gebiete unserer Stadt. Das im Weichbilde unserer Stadt vorkommende Gestein, der Granit, eignet sich nicht zur Verwendung als Werkstein für bauliche Zwecke. Dieser Stein wird zwar sowohl für Rechnung der Stadt, als auch von einzelnen Privaten an der nach Karldorf führenden Straße vor der am Ende der Maria Theresiastraße befindlichen Mauthschranke, sowie im Mühlthal und in dem städtischen, sogenannten Rößler Steinbruch gebrochen, doch ist das in diesen Brüchen gewonnene Material nicht als Baustein verwendbar; es wird blos als Bruchstein zur Fundamentierung von Gebäuden, zu Uferbefestigungen, zu Trockenmauern,

---

[1] „Hans Im Stainhaus mitburger zu preßburgk.“ (Prot. Test. I, 281/a.)

[2] In den Kammerrechnungen d. J. 1442., 1499., 1594., 1596. u. s. w. heißt es: „Staininthar, Stainenin tor.“

zur Aufführung von Dämmen an der Donau, sowie zur Macadamisierung und Beschotterung der Gassen verwendet. Doch zeigt schon die Erfahrung bei der Beschotterung, daß dieses Material leicht verwittert, und infolge dessen viel Staub erzeugt, weshalb man den Granitschotter mit Kalkschotter mengt, um durch den Kalk den Granitstaub besser zu binden. Auch zu Pflasterwürfeln ist unser Granit nur hie und da verwendbar, in solchen Gassen nämlich, in welchen der Verkehr gering ist, und eine Communication mit Wagen fast gar nicht stattfindet. In den belebteren Gassen kann man unsern Granit nur zur Pflasterung des Trottoirs und noch vielmehr zur Randeinfassung desselben verwenden, während man den Granit zur Pflasterung der Fahrstraßen aus Mauthhausen zu beziehen genöthigt ist. Zum Werkstein ist unser Granit nicht geeignet und zwar nicht nur deshalb, weil derselbe in der gewünschten Größe nicht gebrochen werden kann, sondern auch aus dem Grunde, weil er seiner geringen Härte wegen wenig Dauerhaftigkeit verbürgt. Unser Granit ist nämlich von ungemein gemischter Beschaffenheit. Wenn man durch die Kisfaludygasse in das Gebirge hinaus spaziert und jenen Weg einschlägt, welcher nach der neuen Welt und nach dem Marienbade zu führt, kann man sich unterwegs davon überzeugen, daß der hier zu Tage tretende Granit nicht selten von parallel verlaufenden, schichtenähnlichen Klüften durchzogene, bankartige Absonderungen zeigt. Auf dem zu den Batzenhäuschen führenden Wege, sowie an den westlichen Abhängen des Gemsenberges und an der gegen Ratzersdorf und St. Georgen zu gelegenen Grenze der östlichen Ebene geht die körnige Structur unseres Granits schon allmählich in die schieferige über. Feldspat findet sich in demselben schon in geringerer Menge, aber desto mehr Quarz und Glimmer. So geht der Granit demnach stufenweise in Granitgneis, Gneis und Glimmerschiefer über. Der Granit auf dem Gemsenberge enthält keinen Glimmer mehr. Am Eisenbahntunnel, sowie auf dem gegenüberliegenden Calvarienberge wird der Glimmer durch den Talk, den sogenannten Protogin, ersetzt. Im tiefen Wege geht der kleinkörnige Granit mit seinem dunkeln, grünlichbraunen Glimmer durch die Aufnahme von Hornblende nach und nach in Diorit über. Kurz gesagt: dieses Gestein erscheint im

Weichbilde unserer Stadt in den mannigfaltigsten Varietäten, vom großkörnigen angefangen durch alle Abstufungen hindurch bis zu den feinkörnigen Arten. Aus dem schieferigen Gemenge von Talk und Quarz erklärt sich auch die leichte Verwitterbarkeit dieses Gesteins. In welch kurzer Zeit der in den Lanfranconischen Steinbrüchen im Mühlthal gebrochene Granit zu Schutt, ja selbst zu Porzellanstaub geworden, davon konnten wir uns genugsam überzeugen, als man dieses Gestein beim israelitischen Friedhofe an der Straße nach Karldorf an das Donauufer herabgerollt hatte. Und wenn zur Sommerszeit der von der Promenade aufwirbelnde Staub unsere Lungen auf eine harte Probe setzt, können wir dies der schnellen Verwitterung des zur Beschotterung der Fahrstraße verwendeten Granitschuttes zuschreiben.

Diese Beschaffenheit des Gesteins macht es uns leicht erklärlich, daß dasselbe auch im Mittelalter nicht das gewünschte, gute Baumaterial abgegeben hatte. Da jedoch im Mittelalter das sogenannte Emplectrum, von den Deutschen Gußmauerwerk, von den Franzosen remplissage benannt, allgemein üblich war, erwies sich unser Granit zu baulichen Zwecken und selbst zu Bauten monumentaler Art als recht verwendbar. Die Granitstücke wurden im zerkleinerten Zustande mit Kalk gemengt und gaben, so verwendet, eine starke, mächtige Mauer ab.[1] Auf diese Weise waren auch großentheils die Stadtmauern aufgeführt, wovon man sich im vorigen Sommer beim Abbruch der alten Stadtmauer am Domplatz überzeugen konnte. Kaum vermochte die harte Spitzhaue die Kalk- und Steinbreccie in ihrem Gefüge zu zerstören. Granitstücke wurden auch zur Aufführung regelmäßig geschichteter Mauern verwendet, wie es einzelne Partien unserer alten Stadtmauern und auch die Hauptmauern unseres Schlosses erweisen, jedoch nicht zur Aufführung von Quadermauern, für welche das Gestein sich nicht eignete.

Der auf diese Weise zur Verwendung gekommene Granitbruchstein wurde von unseren Vorfahren aus mehreren in unmittelbarer Nähe der Stadt befindlichen Steinbrüchen gewonnen. Zwei von diesen befan-

[1] In den Kammerrechnungen d. J. 1444 liest man: „Item auch hab wir pesunder gehat 8 klain aribater, dy wasser zugetragn habn zum morter, und klein stain awf dy mawer domit man ausfüllt."

den sich im Stadtgraben und zwar der eine zwischen der Stadt und dem Schlosse, an der zwischen der Nicolaikirche und dem Voglthurm gelegenen Seite, demnach auf dem heutigen Schloßgrunde,[1] der andere dagegen unterhalb des Domes, ebenfalls auf dem Schloßgrunde.[2] Deshalb befand sich in der Nähe der letzteren, auf der Wödritz, auch die Werkstätte der Steinmetzen, in denen die Steinkugeln für die Geschütze hergestellt wurden.[3] Der dritte Steinbruch, von dem wir Kenntniß haben, befand sich in der Gegend der Wödritz, vermuthlich bei jenem gegenwärtig bereits aufgelassenen Steinbruche in der Nähe der Mauthschranke am Ende der Maria Theresiastraße. Wie es scheint, beziehen sich auf diesen die in den Rechnungen aus den Jahren 1442 und 1492 vorkommenden Erwähnungen.[4] Der vierte Steinbruch lag in Sellendorf, außerhalb des gegenwärtigen tiefen Weges, in der Richtung gegen die Patronenfabrik zu,[5] der fünfte am Freundberg im Bereich der gegenwärtigen Weinbergsried Freund, demnach entweder im tiefen Wege oder an jener Stelle unterhalb der Kapelle im tiefen Wege, wo sich gegenwärtig die Lourdesgrotte befindet.[6] Das sämmtliche in diesen Steinbrüchen gewonnene Material mochte wohl ganz gut zur Pflasterung der Gassen, zur Aufführung roher, ungegliederter Mauern, sowie

[1] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1446: „hab wir gehat des purgermaister wagen mit ij Rossen, der Stain gefurt hat, von dem vogls thurn zum frawenhaws." Laut deren aus d J. 1454: „In Stainpruch under den Luginsland pei dem vogltnrn 6 aribater." Und an einer andern Stelle: „Im Statgraben 2 aribater, obn und nydn, Im Stain pruch unter den vogls thurn, dy Stain aufher gezogn haben, yeden 10 D." In denen d. J. 1544 wieder heißt es: „Verlaut dem Pflasterer stain von Vogl thurn herab in die Nunnengassen zu scheiben 3 lon."

[3] „pey sand Merten In statgraben." In den Rechnungen d. J. 1454 liest man: „hab wir gehat Im Statgraben hinder Sand Merten kirichen, Im Stainpruch 2 aribater."

[3] Im Jahre 1440 hatte ein Fuhrmann mit 3 Pferden aus dem Friedhofe bei St. Lorenz Steine geführt „zu Sand Mert, In dy hotten der Stainmetzen, daraus sy püxen stain gehawen habn."

[4] Im Jahre 1442 heißt es: „habn wir geben besunder 3 aribatern, dy Stain geprochen habn an den Hawsperig an den gewelben" Im Jahre 1492 entnahm man die zur Gassenpflasterung benöthigten Steine theils vom Schloßberg, theils aus der Gegend des Wasserthurmes. „Der grueb pey dem geschlos."

[6] Erwähnt i. J. 1509 bei Rakovßky: Alterthümliche Überlieferungen. (Preßburger Zeitung. 1877, Nr 16 und 107.)

[6] Erwähnt im Jahre 1558. (Ebenda. Nr. 16.)

für das Gußmauerwerk verwendbar sein, doch eignete es sich durchaus nicht zur Aufführung monumentaler, aus Quadersteinen errichteter Bauwerke. Die Quadern, aus welchen unser Dom zum Theil erbaut worden war, stammen schon aus einer weiter entfernten Gegend. An einem der Quadern des südöstlichen Strebepfeilers am Sanctuarium des Domes ist ein sehr interessantes Stück des versteinerten Geweihes eines Urhirsches zu bemerken; die Quadern sowohl an der nördlichen als an der südlichen Seite der Kirche weisen die Spuren ausgefallener oder noch in denselben eingeschlossener Steinkerne von Schnecken, Versteinerungen von Nulliporen, auf.

Dieses Gestein ist demnach von sedimentärer Beschaffenheit und stammt aus dem Leithagebirge, dem großen Lager von Sedimentärbildungen, beziehungsweise aus den am linken Donauufer sich fortsetzenden, den Granitmassen aufgelagerten Verzweigungen dieses Gesteins. Wie es die Kammerrechnungen erweisen, hatte der Rath mit den Steinmetzen des am Abhange des Leithagebirges gelegenen Ortes Wolfsthal bezüglich der Ausführung gewisser Arbeiten für die Stadt wiederholt ein Abkommen getroffen [1] und in ähnlichen Angelegenheiten auch mit den Steinmetzen in Deutsch-Altenburg unterhandelt; [2] ebenso werden in den Urkunden die Steinbrüche in Deutsch-Altenburg erwähnt, aus denen die Stadt Steine bezogen hatte. [3] Doch hatte auch der Thebener Kogel Steinmaterial nach Preßburg geliefert, da die Kammerrechnungen der

[1] Im Jahre 1577 heißt es vom städt. Kämmerer: „den Stainmetz von Wolfstal zalt ain stainenen zugthür zum Traidpoden 2 Fenster, ain Thor 4 Thl. 4 Sch. 24 D.“

[2] Im Jahre 1572 wurde ein Steinmetzmeister aus Deutsch-Altenburg vom Stadtrath mit der Herstellung des Bassins des Brunnens am Hauptplatze betraut: „Den 29. May Ist Andree Lutringer Stainmetz von Teutschen Altenburg hieher beruefft, mit den man wegen eines neuen Rohrkastens gehandelt.“

[3] Aus einer Zuschrift des Königs Albrecht an die Stadt Preßburg aus d. J. 1439 ist zu entnehmen, daß ein gewisser Schiffmeister Jakob die wahrscheinlich auf die Erhaltung der Brücke Bezug habenden Kosten, welche von der Herstellung der Schiffe und dem Transporte von Steinen aus Deutsch Altenburg herstammten, gefordert hatte. Der König welcher sich auf die Schenkung der Brücke beruft, trägt nun auf, daß die Stadt die Kosten dem Schiffmeister begleichen solle. (Preßb Stadtarch. Lad 12, Nr. 37. Bei Kiraly: Gesch des Donau-Mauth und Urfahrrechtes der kön. Freistadt Preßburg. Deutsche Ausgabe, S. 30)

beim Bau unseres Domes verwendeten Steine aus den Thebener Steinbrüchen erwähnen.[1] Unter diesen Steinbrüchen hat man nicht die gegenwärtig bei Theben-Neudorf befindlichen zu verstehen, da dieselben erst zur Zeit des Baues der Preßburg-Wiener Eisenbahn eröffnet wurden, sondern jene Steinbrüche, welche ehemals an der Donauseite von Theben bestanden hatten. Hier hatte sich der Granitmasse Sandstein in bedeutender Mächtigkeit aufgelagert, welcher bis in die jüngste Zeit fortwährend in Verwendung stand; gegenwärtig ist jedoch das brauchbare Material dieses Steinbruches gänzlich erschöpft.

Neben dem auf dem Gebiete unseres mittelalterlichen Bauwesens verwendeten Holz- und Steinmaterial hatte, wie es nicht nur die Mauern und andere alte Gebäude unserer Stadt, sondern auch geschichtliche Aufzeichnungen beweisen, auch der Backstein, d. i. der Ziegel, eine bedeutende Rolle als Baumaterial gespielt. Unsere Ziegelöfen lagen im Mittelalter auf dem Terrain außerhalb der Stadtmauern. Der eine derselben befand sich vom Jahre 1455 bis zum Jahre 1548, demnach fast ein volles Jahrhundert hindurch, vor dem Michaelerthor, d. i. auf dem gegenwärtigen König Ludwigplatze, mithin so ziemlich in der Mitte der Stadt und wurde erst im Jahre 1548 von hier vor das Spitalthor verlegt.[2] Der zweite Ziegelofen wird in den Kammerrechnungen des Jahres 1498 erwähnt und stand in der Vorstadt Donau-Neusiedel.[3] Den spärlichen, uns erhaltenen Daten nach zu schließen, dürfen wir behaupten, daß diese städtischen Ziegelöfen zu jener Zeit den Bedarf zu den Bauten in der Stadt ebenso gedeckt hatten, wie auch heute noch die im Weichbilde der Stadt gelegenen, theils im Besitze dieser selbst, theils in dem von Privaten befindlichen Ziegelöfen den hiesigen Baumeistern das benöthigte Material zu ihren Bauten liefern. Der Umstand, daß die Ziegelöfen sich im Mittelalter auf der Stadtseite befanden, ist für uns ein Beweis, daß man schon zu jener Zeit das verhältnißmäßig bessere Rohmaterial zur Herstellung

[1] Im Jahre 1461 kaufte der Stadtkämmerer: „zu zwiſpitzen gen ſand Merten, da man mit Stain zu Teben zu der kirchen prechen sol.“

[2] Rakovßky: Alterthümliche Überlieferungen (Preßb Ztg. 1877. Nr. 16.)

[3] auf Twna Rewſidl.

der Backsteine verwendet hatte, da der Boden am linken Ufer der Donau sich als reichhaltiger an humösen Bestandtheilen erweist, als jener im Rayon der Au und außerhalb derselben am jenseitigen Ufer des Flusses. Auch gegenwärtig sind die am diesseitigen Ufer der Donau erzeugten Ziegel besser, als die am rechten Ufer dieses Flusses gebrannten, obwohl die technische Construction der Brennöfen hier und dort die gleiche ist. Das rechte Ufer der Donau ist durchaus Alluvialboden. Die dünne Erdschicht, welche sich zur Zeit des Hochwassers aus den schlammigen Absätzen des Alluviums, dem Silt, bildet, enthält viel zu wenig humöse Bestandtheile, als daß sie das Rohmaterial von der gewünschten Beschaffenheit in reichlicher Menge zu bieten vermöchte. Sobald man nur ein wenig tiefer hinabdringt, stößt man schon auf Sand und Schotter. Obwohl der Untergrund am diesseitigen Ufer der Donau auch bloßer Alluvialboden ist, kann das hier gewonnene Rohmaterial dennoch infolge der Ablagerung des von den Bergen herabgeschwemmten Erdreichs als ein besseres bezeichnet werden.

Was die technische Verarbeitung des Rohmaterials betrifft, so läßt sich hierüber kaum etwas anderes sagen als das, daß die Kunst des Ziegelbrennens, wie so ziemlich überall in unserem Vaterlande, so auch in Preßburg eben im Mittelalter bedeutend weniger entwickelt war, als in den benachbarten Ländern Mitteleuropas. Es gab zwar eine Zeit, in welcher die Bereitung der Ziegel auch in unserem Vaterlande eine hohe Stufe erreicht hatte, jene Zeit nämlich, in welcher das Gebiet jenseits der Donau sowie Siebenbürgen unter römischer Herrschaft stand. Der römische Legionssoldat war ein ausgezeichneter Ziegelmeister, der dem von ihm hergestellten Penta- und Tetradoron den Stempel seiner Legion mit Selbstgefühl aufdrücken konnte. Seine schablonenmäßige Kunstfertigkeit beschränkte sich eigentlich nur auf das Schlämmen des Lehms, wodurch er denselben auf die gleiche Qualität brachte und zur Herstellung der gebrannten Ziegel geeignet machte. Er verstand aber auch das Brennen der Ziegel in ausgezeichneter Weise. Die römischen Ziegel erweisen sich auch heute noch, nach so vielen Jahrhunderten, als ein ausgezeichnetes Kunstproduct. Feuchtigkeit, Regen, Schnee und Frost vermögen dieselben nicht zu zerstören; dazu sind sie

noch, trotz ihres großen Umfanges, ungemein leicht und geben einen solchen Klang, wie eine Metallplatte oder eine Glocke. Den Mörtelbewurf nahmen sie leicht an und hielten denselben andauernd fest. Dieser Ziegel gibt überall, wo er gefunden wird, das beste Baumaterial ab. Wie man mehrere Jahrhunderte nach der Herrschaft der Römer das berühmte Baptisterium in Csanád aus römischen Ziegeln erbaut hatte, ebenso wurden das ganze Mittelalter hindurch Häuser, Kirchen, Burgen und Städte aus römischen Ziegeln aufgeführt. Alt-Ofen wurde zum großen Theil aus römischen Ziegeln erbaut, und außer Aquincum wurden auch andere römische Städte das ganze Mittelalter hindurch wie Steinbrüche benutzt. Und überall, wo dieses Material bei neueren Bauten zur Verwendung kam, machte man die Erfahrung, daß die aus demselben hergestellten Wohngebäude sich ebenso fest, als trocken und warm erwiesen. Jene ausgezeichnete Kunstfertigkeit, welche die Römer bei der Herstellung der Ziegel entwickelt hatten, gieng jedoch mit dem Abzuge derselben von hier verloren. Die Völker, welche das Erbe der Römer in Pannonien und Dacien antraten, standen nicht auf jener Stufe der bürgerlichen Civilisation, um die technische Fertigkeit der Ziegelbereitung auf dem Boden unseres Vaterlandes in dauernder Weise fortpflanzen zu können. Die unmittelbar auf die Römer folgenden Hunnen und Avaren eigneten sich schon deshalb nicht zur Bewahrung und Fortpflanzung solcher Traditionen, weil dieselben während des ganzen Zeitraums ihres Auftretens in der Geschichte als herumschwärmende, kriegende, ihre Rosse tummelnde Nomadenvölker, deren Lager die Pußta bildete, sich mit der Erbauung ständiger Wohnungen nicht zu befreunden vermochten. Wie Attila und die Vornehmen seines Volkes nach der Schilderung bei Priscus sich hölzerne Paläste an den Ufern der Theiß aufgeführt hatten, ebenso waren auch in viel späterer Zeit die für Árpád und die Großen seines Volkes auf der Insel Csepel errichteten Gebäude blos aus Holz gezimmert. Die Slaven und macedonischen Wallachen, welche sich unter der Herrschaft der Hunnen und Avaren auf dem Gebiete von Pannonien ausgebreitet hatten, begnügten sich mit viel schlechteren Wohnungen, als daß sie sich mit der Ziegelbereitung befaßt hätten. Wo man der Ziegel eben bedurfte, dort lieferten die verlassenen Städte,

Castelle, Bäder, Theater und Wasserleitungen der Römer fertiges Material in genügender Menge, und als dann Karl der Große der Herrschaft der Avaren ein Ende gemacht hatte, war unter den damaligen Bewohnern Pannoniens jede auf diese Technik bezügliche Tradition aus der Zeit der Römer bereits gänzlich verschollen. Unsere eigenen Vorfahren, die Ungarn, fühlten als die Eroberer des Landes ebenso wenig den Nachtheil des Aussterbens dieser Tradition, als die Hunnen und Avaren denselben gefühlt hatten. Die Ziegelbereitung mußte demzufolge in unserem Vaterlande gleichsam wieder neu aufgefunden werden, ebenso wie diese Kunst auch in andern Ländern des römischen Reiches, in Italien, Gallien, Hispanien, Germanien und Britannien mehrere Jahrhunderte nach der Zertrümmerung der römischen Herrschaft gleichfalls aufs neue wieder aufgefunden werden mußte.

Einer der wirksamsten Factoren für die Wiederbelebung der Kunst der Ziegelbereitung war in Westeuropa unstreitig der zur Herrschaft gelangte gothische Baustil. In allen den Ländern, in welchen der gothische Stil Verbreitung gefunden hatte und in denen man den Haustein durch den Backstein zu ersetzen genöthigt war, nahm auch die Ziegelbereitung einen neuen Aufschwung und gestaltete dieses Material sozusagen zu einem wirklichen Kunstmaterial. In Norddeutschland z. B. hatte man es in der Erzeugung der Ziegel nicht nur hinsichtlich der Beschaffenheit des Materials, sondern auch der technischen Herstellung des Formens, der Färbung sowie des Brennens derselben bald zu großer Vervollkommnung gebracht. Der Backstein wurde zum wirklichen Material für die Architektur, welches sich zur Aufführung herrlicher monumentaler Bauwerke als geeignet erwies. Man darf kühn behaupten, daß die Technik der Ziegelbereitung in der Periode des gothischen Stils selbst die der Römer um ein Bedeutendes übertraf. Zwar nicht in dem Sinne genommen, als ob das Material dieser Ziegel von vorzüglicherer Beschaffenheit gewesen wäre, als das der römischen Ziegel, sondern insofern, als der Ziegel vom Beginne des XII. Jahrhunderts an sich für die christlichen Baumeister als ein zu Prachtbauten geeignetes Material erwiesen hatte. Die Römer waren beim Streichen und Brennen ihrer Ziegel auf nichts weiter, als blos auf die Herstellung eines soli-

den Baumaterials bedacht, welches allen und jeden Angriffen der Agentien der Luft und der Erde Trotz bieten sollte; als Material zum Zwecke der Decoration wollten sie die Ziegel nicht gebrauchen. Die Ziegel wurden von ihnen niemals zu Rohbauten verwendet; sie verputzten die Ziegelmauern mit Cementmörtel oder bekleideten dieselben an Prachtbauten mit Marmorplatten. Zur Zeit des gothischen Stils wurden die Ziegel schon zu wirklichen Rohbauten verwendet. Man stellte dieselben demzufolge nicht nur in den Formen her, welche sie zur Verwendung als Gliederungen an Thür- und Fenstergewänden, als Kämpfer und Schlußsteine, als Gesimswerk und Säulendetails eigneten, sondern brannte und glasierte sie auch in den verschiedensten Farben und preßte sie in allerlei Kunstformen. Damit nun die Wirkung der Farbe und der Glasur zur Geltung kommen könne, wurde das Äußere des Gebäudes natürlich ohne Mörtelverputz gelassen. So erglänzten dann die Wände in ungemein wirksamer Farbenpracht und zeigen sich auch heute noch in derselben an solchen Orten, wo sich Gebäude im Rohbau erhalten haben.[1]

Diesen großartigen Erfolg in der Bearbeitung des Thons hatte der gothische Stil jedoch nicht überall, wo er zur praktischen Anwendung gelangte, hervorgerufen, so z. B. auch in unserem Vaterlande nicht. Denn abgesehen von einzelnen hier und dort zerstreuten Orten, wo wir Spuren des Baues mit färbigen Ziegeln getroffen, wie in Nyiregyháza, Oros, Kisvárda, Csegöld, Nyirbátor, Karáß im Szabolcser Comitate, oder in Tatárfalva[2] im Szatmárer Comitate, kann man behaupten, daß das Material der monumentalen Bauten im gothischen Stil nicht der Thon, sondern der Stein war, bei nicht monumentalen Bauten aber der gewöhnliche Ziegel, welcher nach der Aufeinanderschichtung einen Mörtelbewurf erhielt. In der ganzen ungarischen Tiefebene kommen ausschließlich nur solche Ziegel vor. In unserer Nähe, in der Schütt, wo sich mehr als dreißig Kirchen im gothischen Stil erhalten

[1] Vgl. Minutoli: Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken. 1836. Essenwein: Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter. 1856.

[2] Ipolyi: Kunstdenkmäler des Backsteinbaues in Ungarn. (ung.) Mitgetheilt in: Kleinere Schriften (ung.) I. 405–454.

haben, wurde bisher nicht ein einziges, aus färbigen Ziegeln aufgeführtes Gebäude entdeckt, und so steht es auch mit Preßburg, wo wir gleichfalls den in jeder Hinsicht als primitiv zu bezeichnenden, gewöhnlichen Ziegel als das im Mittelalter gebräuchliche Baumaterial finden. Diese im Mittelalter erzeugten gewöhnlichen Ziegel wurden hauptsächlich vom Beginne des XVII. Jahrhunderts an allenthalben so schlecht, daß man sie mit unseren heutigen Ziegeln in keiner Weise vergleichen kann. Fürs erste waren die Ziegelbrenner im Mittelalter kaum in der Lage, eine Verbesserung des Materials mit Erfolg vornehmen zu können. Die Qualität der Ziegel hieng gänzlich von der Beschaffenheit des Materials ab, und dieser Umstand brachte es mit sich, daß die Ziegel in früherer Zeit hie und da bald schwefelsaure Magnesia, bald wieder Schwefelsäure und Salze ausschwitzten, je nachdem das verarbeitete Material Gips und Magnesia oder Schwefelkies enthalten hatte. Vermöge der chemischen Kenntnisse unserer Zeit ist der Ziegelbrenner nunmehr schon in den Stand gesetzt, die Mängel des Materials bedeutend verbessern zu können. Die Ziegelbereitung war sowohl hinsichtlich der Verarbeitung als auch des Brennens des Materials in den älteren Zeiten primitiver Natur. Die Verarbeitung des Materials bestand kaum in etwas anderem, als daß man dasselbe bis zu einem gewissen Grade durchknetete. Die Arbeit, welche gegenwärtig die verschiedenen, zum Schneiden, Kneten, Pressen und Walzen verwendeten Maschinen besorgen, um das zum Brennen bestimmte Material homogen zu machen, wurde vor Zeiten, so gut es eben gieng, blos mit der Hand verrichtet. Das Formen der Ziegel wird gegenwärtig ebenfalls mittelst Maschinen verrichtet, und somit vermag eine Ziegelei mit einer Maschine von blos 4 Pferdekräften gegenwärtig innerhalb 10 Stunden 6—8 Tausend Ziegel herzustellen, eine Leistung, welche man im Mittelalter unmöglich hätte erreichen können. Während gegenwärtig das Trocknen des Materials in heiz- und ventilierbaren Localitäten vorgenommen wird, geschah dasselbe vor Zeiten nur an der Luft; demnach war die Fabrication nicht nur in qualitativer, sondern auch in quantitativer Hinsicht gar sehr von der Witterung beeinflußt, da beim künstlichen Trocknungsverfahren in der Fabrication keine

Stockung und keine Verzögerung eintritt und man es in der Erzeugung gegenwärtig selbst schon so weit gebracht hat, daß die in die geheizten und ventilierten Canalöfen im feuchten Zustande eingelegten Ziegel auf der andern Seite bereits getrocknet herausbefördert werden. Auch das Verfahren beim Brennen ist gegenwärtig sowohl in qualitativer als auch in wirthschaftlicher Beziehung von dem im Mittelalter üblichen Vorgange ungemein verschieden. Denn während die Ziegel in früheren Zeiten immer der gleichförmigen Hitze ausgesetzt waren, kann man heutzutage bei unseren Ringöfen den Hitzegrad der Beschaffenheit des Lehms entsprechend modificieren und im Ganzen genommen nicht weniger denn 60—70 Prozent an Brennmaterial ersparen. Es ist bekannt, wie langwierig das Brennen der nach alter Manier erzeugten Ziegel ist. Da das Brennen der Ziegel in den Ringöfen von continuierlichem Fortgange ist, können in denselben täglich 2—20 Tausend Ziegel hergestellt werden, was es denn auch erklärlich macht, daß eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Ziegeleien dem riesigen Bedarf zu genügen vermag, welchen die in unsern großen Städten in großem Maßstabe sich entwickelnde Bauthätigkeit erfordert.

Wenn nun auch dem soeben Angeführten zufolge färbige, glasierte Ziegel zur Herstellung monumentaler Gebäude in unserer Stadt nicht erzeugt worden waren, so erzeugte man hier doch solche Ziegel, welche man zur Pflasterung der Fußböden verwendete und welche wahrscheinlich in mehreren Farben hergestellt waren. Solche Pflasterziegel finden sich in einigen unserer Kammerrechnungen erwähnt.[1] Glasierte Ziegel zu Öfen bildeten schon ein Kunstproduct der Töpfer und wie es scheint, hatte dieser Industriezweig schon in den älteren Zeiten einen erfreulichen Aufschwung genommen.[2] Die zur Bedachung der Häuser verwendeten Ziegel jedoch, welche an solchen Orten, wo man monumentale Gebäude aus färbigen, glasierten Backsteinen aufgeführt hatte, gleichfalls färbig und glasiert waren, waren in unserer Stadt gewöhnliche,

[1] Im Jahre 1577 heißt es in denselben: „Mer bei dem Zigelstadl, schöne Zigln, damit man die Ratsstubn gepflastert, auszuspießen, 2 Schilling, 6 Denar."

[2] 1530: „In die Ratstuben eingesetzt in den geschmilzten Ofen 5 newe Kachl, 1 Thl. 6 Sch." 1577: „Den 3. octobris in die New Ratstuben ain grien glasurten Ofen mit Pildern khauft 2 Thl. 5 Sch."

gebrannte Dachziegel, was wir daraus entnehmen, daß die Stadt die Ziegeldächer der Mauerthürme mit rother Farbe anstreichen ließ.[1] Übrigens ist es Thatsache, daß die Hausdächer in Preßburg vorwiegend mit Schindeln gedeckt waren, und somit darf es uns auch nicht wundern, daß Feuersbrünste vor Zeiten so häufig vorkamen und so große Dimensionen annahmen. Laut der Kammerrechnungen wurde das Bollwerk vor dem Lorenzerthor im Jahre 1440 mit Schindeln gedeckt,[2] der am Thurm daselbst befindliche Wehrgang desgleichen im Jahre 1466.[3] Ebenso waren auch die Erker an den Stadtmauern zum großen Theile mit Schindeln gedeckt.[4] Der Rathhausthurm wurde im Jahre 1442 mit Schindeln gedeckt.[5] Der Michaelerthurm erhielt im Jahre 1457,[6] der untere Tabor im Jahre 1506,[7] das Bollwerk Himmelreich im Jahre 1509,[8] der in der Nähe des Vogelthurms gelegene Halbthurm im Jahre 1514[9] und der dem Kapuzinerkloster gegenüber gestandene Halbthurm im Jahre 1520[10] ein neues Schindeldach. Als im Jahre 1529 die von den Türken zu besorgende Gefahr sich immer drohender gestaltete, ließ die Stadt die Schindeldächer der längs der Stadtmauer sich hinziehenden Häuser durch eigens zu diesem Zwecke aufgenommene Taglöhner abreißen.[11] Doch werden selbst noch viel später die Schindeldächer der Häuser fortwährend

---

[1] „Die Zíegldächer der Thürme mit Roter farb erden anstreichen."

[2] „1 Fuerman — der zu sand Larentzen thar zum Polwerich Schintl gefurt hat, das man do die wer gedekht hat."

[3] „hab ich kauft 1 tausend Schintelln zu sant larenzen tar, zum Umbgangt ufm turn."

[4] Im Jahre 1446: „Item hab ich gehapt zymergeselln, die an den erkkern gedakt habn von den Pekhen thurn uncz an das Fischerthor Im czwynger."

[6] „hab wir gehabt 1 zymergesellen, der Im newen thurn das dach zugedakt hat und die fenster zu dem Horer Im newen thurn."

[6] „Item habn wir gehat pesunder ain aribater, In der Czymerhotten, der Schintl Rot angefaribt hat zum Tach auf S. Michls Thurn"

[7] „Tawsent schintl abzurichten und awffgedeckht auff der Flug bey den untern tabor"

[8] „Maister Steffan Zymerman zw hilf zwo tag schintl auftrager unter wedritzer thor auf das himelreich"

[9] „Mayster Hansen Zymerman, den Halbthurn bey den voglthurn gedekht und gepessert"

[10] „hab ich verlant den Zymerlewtten, dy habn gearbait an den thuren an den obern pad 2 Pf. 2 Sch 6 den"

[11] Die Stadt dingte zu diesem Zwecke Johann Aman und Pancraz Hohenperger und zahlte denselben 11 Taglohn „das sie ... Schintl von Tächern geschlagen."

erwähnt,[1] wie man solche eigentlich auch heutzutage noch in unserer Stadt findet, da die meisten alten Häuser mit Schindeln gedeckt sind.

Außer den Schindeln wurden aber auch bereits ziemlich früh, und zwar gewiß um vieles früher, als wir es mit Daten zu belegen vermögen, auch Ziegel zur Bedachung verwendet. Bestimmte Angaben hierüber stehen uns erst aus dem XV. Jahrhundert zu Gebote. So wissen wir, daß man einige Erker an den Stadtmauern bereits im Jahre 1445 mit Ziegeln gedeckt hatte.[2] Auch einige Mauerthürme der Stadtbefestigung waren mit Ziegeln gedeckt, so der Schusterthurm, dessen Ziegeldach im Jahre 1451 ausgebessert wurde,[3] und der Fleischhackerthurm, den man im Jahre 1528[4] mit Ziegeln neu gedeckt hatte. Die Franziskanerkirche erhielt im Jahre 1451,[5] der Rathhausthurm im Jahre 1496[6] ein Ziegeldach, welches im Jahre 1635[7] erneuert wurde. Das Ziegeldach des Domes wird schon im Jahre 1451 erwähnt.[8] Die Dachziegel der Academia Istropolitana wurden im Jahre 1492 zur Bedachung des Schusterthurmes verwendet.[9] Das Ziegeldach der obern Badstube findet sich im Jahre 1520 erwähnt.[10] Das neue Zeughaus wurde im Jahre 1526,[11] die auf den Getreidemarkt (den heutigen

[1] Im Jahre 1450: „1000 lattn nagl zu der Hütter Hottn awf Spittl Newsidl als man die gedakt hat." — Im Jahre 1536: „schintl zu des predigers Haws abzurichten." — Im Jahre 1611: „Bei den Gespan auff der Spittlgassen, das dachwerk mit Laden zu verschlagn"

[2] „Item hab wir gehat zymergeselln, dy gezymert habn Rafholz, zu Erkkern awf die newe mawer den man mit Zigln wil dekken."

[3] „Dem Albrecht Ziegler 8 Taglon, daß er den Newen Turn In der Juden gassen, so Herr Mert Sembler zugehert In der Hawpmanschaft, überritten, besichtigt, gedekht, und gepessert"

„Item hat gedakt der Lewpold tramph zgll dekher Im Schuster Turm mit zigelln."

[5] „Item hab ich gebn den Zigldeker, als er im kloster ob dem Sagrer das dach zugedakt hat."

[6] „Jörig dekher 2 tagwarig, das dachwerkh awf dem Rathaus mit Ziegl gedekht." In den Rechnungen d. J. 1498 heißt es: „Caspar Slosser hat gemacht ain eysnin tür Im Rathaws oben an das newe gypl des Zygl tach."

[7] Für diese Arbeit erhielt Balthasar Widtman, Ziegeldecker aus Wien, 390 Thaler, 5 Sch.

[8] „dy Fenster under den Czygldach."

[9] „aus der hohen schul zigl zu füren, zu den schusterturn." Und weiter: „Als man die dekh ziegl aus der hohen schul aus der schütt hat austragen, und braucht zum schuster turn."

[10] „Den poden unter den ziegeltach."

[11] „Dem Albrecht ziegler, das New zewghaws zu dekhen umb 16 gulden facit 20 Pf"

Batthyánnplatz) vorspringenden Erker des Beham'schen Hauses, d. i. der gegenwärtigen Oberrealschule, wurden im Jahre 1606 mit Ziegeln gedeckt.[1]

Wenn wir nunmehr von den Dächern unserer mittelalterlichen Gebäude absehen und nach solchen Erscheinungen forschen, welche eine Eigenthümlichkeit der alten Häuser unserer Stadt gebildet hatten, so werden wir uns gar bald davon überzeugen können, daß dieselben außer dem bereits Angeführten auch noch andere in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten aufwiesen. Unterziehen wir vor allem das Rathhaus unserer Betrachtung, welches uns als ein ehemaliges vornehmeres Herrenhaus in vieler Hinsicht zur Orientierung dienen kann. Da bemerken wir denn vor allem, daß das Thor desselben nicht in der Mitte der Fronte, sondern an dem an den Thurm anstoßenden Ende derselben den Eingang in das Innere des Gebäudes bildet. Man hatte demnach selbst bei einem so stattlichen Gebäude im Mittelalter kein besonderes Gewicht auf die Symmetrie gelegt, welche in unserer Zeit eine Hauptrolle spielt und der wir mehr als einmal selbst unsere häusliche Bequemlichkeit zum Opfer bringen. Denn dadurch, daß wir das Thor, den Haupteingang zu unserem Hause, in der Mitte desselben anbringen, wird der Theil des Gebäudes, bis zu dessen Höhe die Thoröffnung hinanreicht, in seinem unmittelbaren Zusammenhange unterbrochen. Unsere Wohnungsräume werden demnach getheilt, was bei einem größeren Hause, welches mehrere Wohnungen und somit auch mehrere Wohnparteien in sich faßt, zwar keinen Übelstand und auch keinen Nachtheil, sondern im Gegentheil einen Vortheil bildet, bei solchen Häusern dagegen, welche ihrer geringeren Größe wegen blos für eine Wohnpartei berechnet sind, ganz entschieden als ein Übelstand bezeichnet werden muß. In solchen Häusern fühlt sich der Hauswirth durch das Getheilte der Wohnung in seiner Bequemlichkeit gar sehr beeinträchtigt, und somit hatte man sich in den alten Zeiten bei der Bestimmung des Bauplans, wenn auch auf Kosten der

[1] „In der großen Stuben da man schull helt zurichten, die Awsladung awf den Traidmarkht, mit dachziegl zu dekhen."

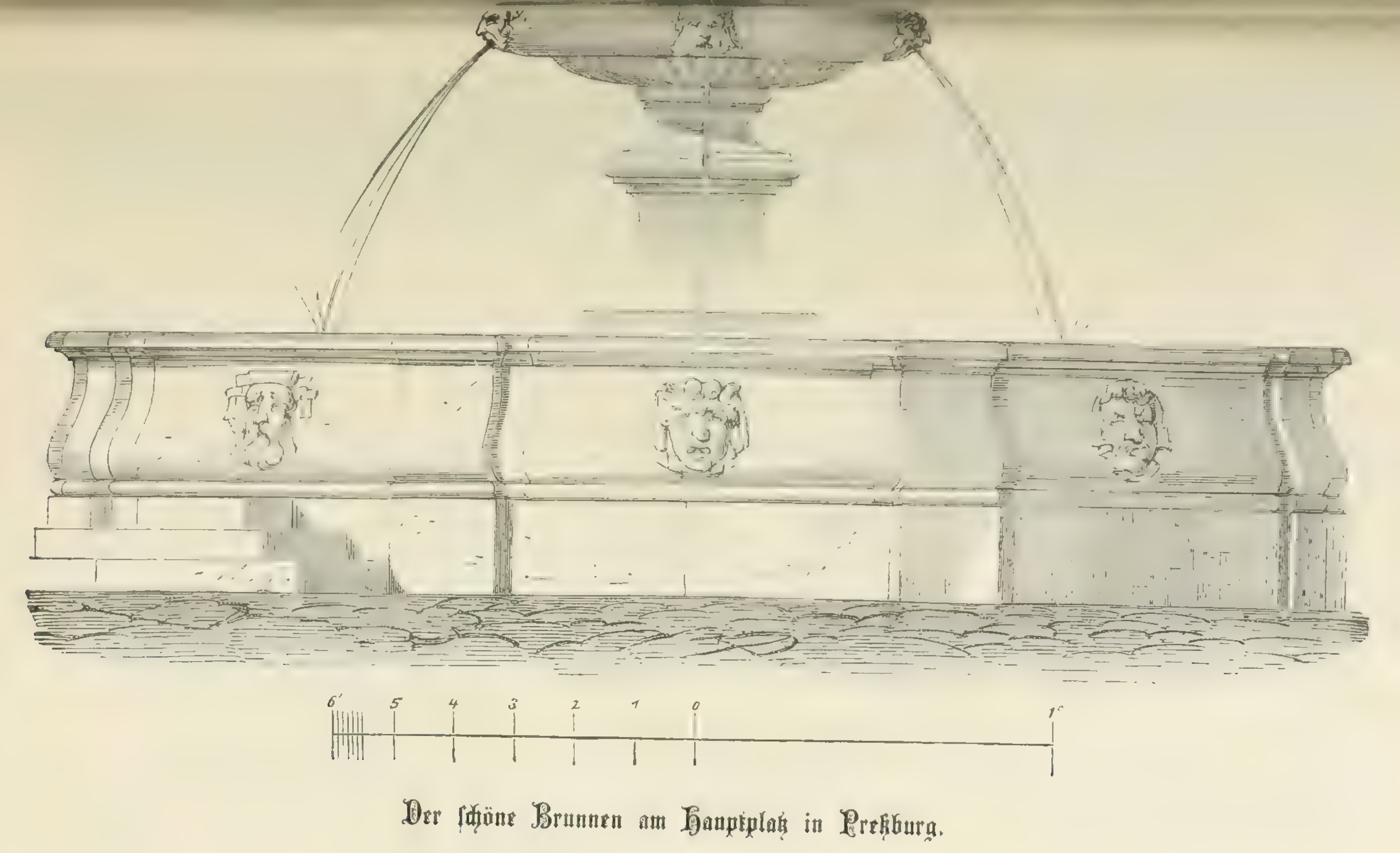
Symmetrie, blos durch die Rücksicht auf den praktischen Vortheil leiten lassen.

Dieser praktische Vortheil war übrigens in jenen alten Zeiten nicht nur bei der Erbauung kleinerer Wohnhäuser, sondern selbst bei der Aufführung verhältnißmäßig sehr großer Gebäude maßgebend, wie es auch das Preßburger Schloß beweist. Der Haupteingang zum Schloßpalast befindet sich gegenwärtig in der Mitte der südlichen Hauptfronte desselben; an dieser Seite befand er sich wohl auch vor Zeiten, jedoch am östlichen Ende derselben, ungefähr dort, wo wir gegenwärtig das östliche Seitenthor des Hauptportals finden. Erst bei der im Geiste der Renaissance vorgenommenen Umgestaltung des Schlosses war man darauf bedacht gewesen, den Anforderungen der Symmetrie nachzukommen, was man in der Weise zur Ausführung brachte, daß man westlich vom ursprünglichen Portale noch zwei andere Eingänge an der südlichen Fronte eröffnete, das gegenwärtige Hauptportal und westlich von demselben ein dem ursprünglichen Haupteingange an der östlichen Seite entsprechendes Nebenportal. Ein lehrreiches Beispiel kann uns in dieser Hinsicht außer dem Schlosse auch die Domkirche bieten. Auch bei dieser befinden sich die beiden Haupteingänge, der nördliche sowie der südliche, nicht in der Mitte der Wand des Schiffes, sondern am Ende derselben in der Nähe des Thurmes, da man auf diese Weise die Trennung des Schiffes im Innern der Kirche vermeiden und eben dadurch die Wirkung desselben in unverkümmerter Größe zu bewahren vermocht hatte.

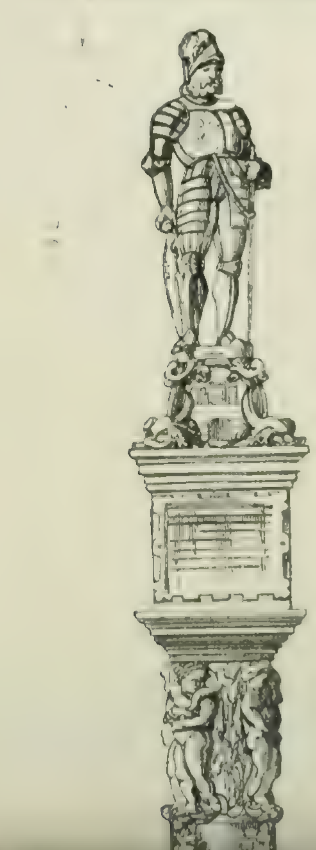
Die Symmetrie wurde jedoch auch in anderer Hinsicht von unseren Vorfahren nicht immer eingehalten, wovon man auf unserem Hauptplatze ein deutliches Beispiel sehen kann. Mehr als einmal war bereits die Idee zur Sprache gebracht worden, daß man den herrlichen, im Renaissancestil ausgeführten Brunnen am Hauptplatze, welcher im Jahre 1572 an der Stelle eines älteren Brunnens errichtet worden war,[1] in die Mitte des Platzes versetzen sollte. Dieser Brunnen befindet sich

[1] In den Kammerrechnungen d. J. 1572 heißt es: „verlandt den hölzernen Rorkasten, abzuprechen ... Die Gruntfest zum newen Stainen Rorkasten zu graben ... Wolf fögl gen Wien wegen der plennen Rören gefaren ...“ (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 16.)





Der schöne Brunnen am Hauptplatz in Preßburg.





nämlich am westlichen Ende des genannten Platzes, an einer solchen Stelle, wo er der auf dem Platze versammelten Menge nicht im Wege stand und den Reisenden, den Markt- und Fuhrleuten, welche hier, als auf einer der Hauptstraßen der Stadt, verkehrten, so recht zur Hand gelegen war. Unserer Zeit erscheint die Symmetrie als etwas so Wesentliches, daß man selbst das Parthenon auf der Akropolis von Athen, eines der schönsten architektonischen Meisterwerke der Welt, dadurch zu verbessern wünschte, daß man diesen Tempel der Pallas Athene von seinem ursprünglichen Platze in die Richtung der Achse der Propyläen gerückt sehen möchte. Deshalb mißfällt uns auch diese Lage unseres Brunnens am Rande des Hauptplatzes und entspricht überhaupt nicht unserem Geschmacke. Würden wir jedoch den Wünschen unseres Geschmacks Genüge leisten und den schönen Brunnen wirklich von seiner gegenwärtigen Stelle in die Mitte des Hauptplatzes versetzen, so würde das mittelalterliche Gepräge unserer Stadt dadurch nicht wenig beeinträchtigt werden. Dieser Platz ist gegenwärtig ganz verschieden von dem, was er im Mittelalter zu bedeuten hatte. Heutzutage bedürfen wir großer Plätze nicht in dem Maße, wie die Bewohner mittelalterlicher Städte. Große Plätze bieten zwar auch heute noch einzelnen Städten viele Vortheile, jedoch nur in hygienischer Beziehung, wenn für die gehörige Bespritzung derselben Sorge getragen wird, da dieselben sonst infolge des sich bildenden Staubes eher von schädlichem Einfluß auf die Gesundheit sein würden. Durch die gehörige Bespritzung dieser Plätze wird die Luft in der Stadt thatsächlich verbessert; zur Versammlung großer Menschenmassen bedürfen wir solcher Plätze jedoch nicht. Die Märkte werden immermehr in die äußeren Stadttheile hinausgedrängt; größere festliche Aufzüge dagegen finden zumeist im Freien statt. Daß wir die Plätze in der Stadt nicht für Massenversammlungen in Anspruch nehmen, beweist zur Genüge der Umstand, daß wir dieselben mit Bäumen bepflanzen, in parkähnliche Anlagen verwandeln und somit zur Versammlung von Menschen ungeeignet machen. So hatte man vor nicht gar langer Zeit zur allgemein erfreulichen Augenweide unsern Hauptplatz parkiert, welcher das ganze Mittelalter hindurch kahl dagestanden hatte, denn die einzige Linde, deren die Kammer-

rechnungen erwähnen,[1] war nur deshalb auf diesem Platze gepflanzt worden, damit dieselbe etwas Schatten gebe. Ganz anders stand es in dieser Hinsicht im Mittelalter, in welchem der Verkauf von Lebensmitteln und große Aufzüge einzig und allein auf den Plätzen der Städte stattgefunden hatten. Der Hauptplatz der Stadt war der Versammlungsort der Bewohner. Dieser mußte innerhalb der Stadtmauern gelegen sein. Solche Fragen, welche heutzutage im Wege der Presse, in den Spalten der Zeitungen besprochen, discutiert und entschieden werden, wurden im Mittelalter auf den öffentlichen Plätzen verhandelt und entschieden. Der Hauptplatz mußte demzufolge unbedingt so beschaffen sein, daß auf demselben eine Versammlung von Massen, unbeirrt von materiellen Hindernissen, stattfinden konnte, und diesem ist es auch zuzuschreiben, daß man größere öffentliche Brunnen nicht in die Mitte des Platzes, sondern an den Rand desselben hinstellte. Ein solches Verfahren bildete jedoch durchaus keine besondere ökonomische Eigenthümlichkeit des Mittelalters, sondern war schon im classischen Alterthum üblich. Einer der regelmäßigsten und wirkungsvollsten öffentlichen Plätze der Welt war offenbar das Forum im alten Rom. Aus den Schilderungen von Zeitgenossen wissen wir, daß auf dem Forum eine ungemein große Menge von Säulen, Statuen und Altären gestanden hatte, woraus die Fantasie sich leicht ein derartiges Bild von demselben entwirft, als ob alle diese Gegenstände und Denkmäler ihren Platz auf dem Forum selbst gehabt hätten. Das blosgelegte Forum Romanum liefert jedoch den unzweifelhaften Beweis dessen, daß sich außer dem Rostrum, der Rednerbühne, nichts weiter auf demselben befunden hatte. Die vielen Säulen, Statuen, Büsten, Weihgeschenke, Altäre und Tempel hatten sämmtlich ihre Stelle an den Seiten des Forums, so daß die auf demselben zusammengeströmte Volksmenge durch diese Gegenstände nicht gestört und auch nicht gehindert wurde. Das Forum war eben der Platz für die Volksmenge, für das Zusammenströmen von Massen

[1] Im Jahre 1536 heißt es in denselben: „Die wochen Martini hat Mathias Prantner, awforsiter, die Lindten am platz gesetzt." Im Jahre 1539: „verlandt streuholz zwo Säulen, zum lindten am Platz aus zu zimern." Im Jahre 1541: „verlandt die Linden am Platz ein zu fassen." (Preßb. Ztg 1877, Nr 2.)

und für Gladiatorenkämpfe. Ebenso waren es auch die Agoren und Plätze der griechischen Städte, jene für die Volksversammlungen, diese für den täglichen Marktverkehr. Überall machten sich praktische Zwecke geltend. In dieser Hinsicht waren demnach die Plätze der mittelalterlichen Städte getreue Copien der öffentlichen Plätze des classischen Alterthums.

Die öffentlichen Brunnen spielten im Mittelalter, wie überall, so auch in unserer Stadt eine bedeutende Rolle. In dieser Hinsicht war die Bedeutung derselben eine ganz andere, als die der öffentlichen Brunnen unserer modernen Städte. Vor Zeiten gaben öffentliche Brunnen ein sprechendes Zeugniß davon ab, daß die betreffende Stadt auf dem Niveau des Fortschrittes stehe; heutzutage zeugen sie davon, daß die betreffende Stadt sich auf das Niveau des Fortschrittes noch nicht emporgeschwungen habe. Den Fortschritt unserer Zeit bezeichnet die Wasserleitung. Durch dieselbe bietet die Stadt ihren Bewohnern nicht nur ein gehaltmäßig besseres Trinkwasser, sondern erleichtert denselben zugleich auch den Bezug ihres Wasserbedarfs. Die Bewohner mehrstöckiger Häuser sind nicht genöthigt, sich auf den Hof, auf die Gasse, auf den Platz um das Wasser hinabzubemühen, sie erhalten es an Ort und Stelle, in ihrem Stockwerk, in ihrer Küche oder an welchem Orte immer, zu dem das Leitungsrohr hingeführt ist. Das zeugt von riesigem Fortschritt und bildet zugleich einen Gradmesser des zunehmenden Wohlstandes und des Fortschritts der betreffenden Städte. Im Mittelalter konnte man sich einer solchen Wohlthat noch nicht erfreuen, doch nicht aus dem Grunde, als ob Wasserleitungen zu jener Zeit etwas gänzlich Unbekanntes gewesen wären. Wir wissen ja, daß die Römer überall, nicht nur in Italien, sondern auch in Pannonien und in Dacien, also auf dem Gebiete unseres Vaterlandes, Aquäducte erbaut und die Bewohner der Land- und Freistädte mit gutem, frischen Wasser versorgt hatten; es wäre demnach auch für das Mittelalter leicht gewesen, dem Beispiele des Alterthums zu folgen Zwischen den Wasserleitungen der alten und unserer modernen Zeit ergibt sich jedoch ein sehr auffallender Unterschied. Wie die Fontana di Trevi das derselben zugeleitete Wasser der Bevölkerung Roms nur am Ausflußorte des

Wassers geliefert hatte und es auch heute noch liefert, so spendeten auch die Wasserleitungen im Mittelalter ihren erquickenden Inhalt nur den auf den Plätzen und Gassen der Städte befindlichen Brunnen, während die Wasserleitungen heutzutage das Wasser nicht blos einzelnen Brunnen, sondern überall hin, jedem Hause zuführen. Auch in Preßburg wurden durch die alte Wasserleitung blos einzelne öffentliche Brunnen gespeist, und somit lieferten diese Brunnen der Bevölkerung nicht nur eines der zum Leben nothwendigsten Nahrungsmittel und der zur Haushaltung unentbehrlichsten Erfordernisse, sondern verliehen auch thatsächlich den Gassen größere Lebhaftigkeit, da in ihrer Umgebung zu jeder Tageszeit vielbewegtes Leben und rege Geschäftigkeit herrschte, und trugen somit entschieden dazu bei, dem malerischen Äußern der Gassen ein farbenreicheres Gepräge zu geben. In unsern schriftlichen Aufzeichnungen werden die öffentlichen Brunnen häufig erwähnt, namentlich der Brunnen am Hauptplatze[1] und der am Franziskanerplatze,[2] ferner die Brunnen beim Michaelerthor[3] und beim Wödritzerthor,[4] sowie die in der Klarissergasse,[5] in der Capitelgasse[6] und in der Schlosser-

[1] In den Kammerrechnungen d. J. 1439 heißt es: „Item habn wir gebn dem Mathes mit der Mütter Muttermal, Im, und sain geselln, das si den Prun geräribt haben, vor dem ulrich kromer auffm Platz, davon 3 Sch. 10 Den." In denen d. J. 1487: „zu den Prunn an den Platz new prunschlos beschlagen 75 d." Weiters: „zu denselben prunn 2 Newe Emer beschlagen . . . und dazue newe kethen 1 fl." Und in denen d. J. 1513: „gepflastert am platz fur den prun hinauf zw Herrn Michel Meixner." Im Jahre 1572 wurde der Brunnen in seiner heutigen Gestalt hergestellt und mit Bleirohren versehen, welche Heinrich Fabian, Schlosser aus Wien, gegossen hatte.

[2] Rohrkasten am vischmarkt. Im Jahre 1549: „Maister Mathissen aus Trier auff ain Stainen Prunkasten am vischmarkt zu machen 100 fl ungr." 1566: „zalt Maister Thoman Zimerman, 40 laden zu prunstaffeln am vischmarkt." Im Jahre 1561 wurde er mit einem Kostenaufwande von 404 Thalern durch Meister Felix, Schlosser aus Wien, erneuert und das Wasser in bleiernen Röhren hereingeleitet.

[3] Im Jahre 1568 heißt es: „Die wochen victoris zalt zimerlewten, den Rörkasten peim Michelstor zu überschlagen."

[4] Im Jahre 1461 gab der Kämmerer um 32 Denare Brot, Wein und Fische „den knechten dy den prun vor Weidrizer tor haben helffen rawmen bei der Salniter hütten."

[5] Im Jahre 1527 heißt es: „Ein newen Emper beschlagn, und ein neuen scheiben zum pron, bei dem Jungfraw Kloster 4 Sch. 20 Den."

[6] Im Jahre 1581 liest man: „In der Pfaffengassen den Prun zu rawmen, auch die khetten und Emper wieder zu pessern 4 Sch." Weiter: „Zu den Brunnen in der Pfaffengassen, alwo der teutsche Schulmaister das wasser holt,

gasse,[1] aus welchen Angaben man zugleich ersieht, daß diese Brunnen theils Zieh-, theils Röhrbrunnen, demnach theils Schöpfbrunnen, theils Springbrunnen waren.

Aus den eben angeführten Daten ergibt es sich unzweifelhaft, daß man thatsächlich von einer schon im Mittelalter in unserer Stadt vorhandenen wirklichen Wasserleitung sprechen kann. Überraschend bleibt schon an und für sich der Umstand, daß die Stadt laut des Zeugnisses der Kammerrechnungen, im Stadtgraben vor dem Michaelerthore Fischhälter gehabt hatte.[2] Die Höhe des Niveaus läßt nun nicht leicht annehmen, daß man das für die Erhaltung der Fische benöthigte Wasser aus der Donau heraufgehoben haben könnte, sondern gibt eher der Vermuthung Raum, daß man das Gebirgswasser, welches auf dem nach dem Gemsenberg führenden Wege sowie im tiefen Wege auch gegenwärtig noch in einer durch kleine, aus Ziegeln aufgeführte Häuschen, sogenannte „Wasserstuben“ gekennzeichneten Leitung herabgeleitet wird, schon im Mittelalter gesammelt und dem Stadtgraben zugeführt habe. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß die Röhrbrunnen, ohne einem starken Drucke ausgesetzt zu sein, fließendes Wasser hätten liefern können. Und in der That findet sich auch schon im Mittelalter in den Kammerrechnungen die schriftliche Spur der Wasserleitung im tiefen Wege. In den Rechnungen des Jahres 1543 wird nämlich schon die Hereinführung derselben in die Stadt erwähnt;[3] die Rechnungen des Jahres 1549 wieder gedenken der Leitung aus dem Kienhartsgraben in die Stadt.[4]

---

man auch gemainer Stat Roß daß wasser nimbt als die Nachbarschaft ain neu prungslos machen ließ, gab Chamerer zu Hilf 4 Sch.“

[1] Im Jahre 1502 heißt es: „das prungsloß in der slossergassen Jn grundt“

[2] In den Kammerrechnungen d. J. 1572 heißt es: „Die wochen Palmarum khawft Chamerer, demnach die Stierl wolfeil gewesen, 38 Stierl, die Stukh alle zu ainem vorrat in die Einseß in Graben bei S. Michels thor gelassen“

[3] „Zalt das wasser vom tieffenweg herein durch die Stat zu laitten 3 lon per 7 den“

[4] „Maister Andre Prunmaister, den Prun in Kienhartsgraben, herein in die Stat zu roren 71 Thl. 2 Sch“

XIII.

Der äußere Schmuck der Häuser. Statuen. Wandmalereien. Wappen. Polychromie. Zustand der äußeren Nettigkeit der Stadt. Reinlichkeit. Das Straßenpflaster. Die Beleuchtung.

Zur wirksameren Ausgestaltung der Physiognomie der mittelalterlichen Städte diente den Bewohnern derselben auch noch ein anderes Mittel: die Decoration. Der Sinn für die Kunst, welcher schon beim Bau der Häuser sichtbar hervorgetreten war, kam auch in dem äußeren Schmucke derselben zum Ausdruck. Wir verstehen hierunter nicht jene Verzierungen, welche schon in der Natur des Stils gelegen, eigentlich als ein Grundbestandtheil der Baukunst zu betrachten sind, sondern jenen bildnerischen und malerischen Schmuck, welcher, ohne ein unumgängliches Erforderniß des Stiles selbst zu bilden, von einem gewissen tiefen und innigen Gefühle zeugt und seine Wirkung auf den Beschauer nie verfehlt. Auch hinsichtlich dieses Schmuckes zeigt sich ein großer Unterschied zwischen der Vergangenheit und unserer modernen Zeit. Die Häuser großer Städte entbehren auch heutzutage nicht der äußern Verzierung, man kann sogar behaupten, daß sie in dieser Hinsicht die Ornamentation der Häuser früherer Zeiten in mehr als einem Falle übertreffen. In Wien sowie in Budapest und überall, wo monumentale Bauwerke entstehen, werden Millionen auf die Ausführung von Ornamentierungen verwendet, welche eigentlich kein architektonisches

Erforderniß bilden. Ein ganzes Heer von Bildhauern und Malern, und zwar nicht eben von Stümpern in ihrem Fache, sondern von nicht unbedeutenden Künstlern, welche ihrer Muse mit dem Kopf und mit dem Herzen, mit Talent und Gefühl sich weihen, steht im Dienste der Decoration der Häuser. Und doch läßt sich kaum läugnen, daß ihre Schöpfungen in vielen Fällen nicht die Wirkung machen, wie die Werke ihrer Vorgänger im Mittelalter. Denn welche Wirkung könnte auch eine Statue, selbst wenn sie ein Werk von vollendeter Meisterschaft wäre, auf den Beschauer hervorbringen, wenn sie auf dem Dachgesims eines hohen Gebäudes aufgestellt ist, wie wir solche Statuen auf den Dächern großer monumentaler Gebäude in Wien und Budapest und auch in unserer Stadt am Primatialpalast auf dem Batthyányplatze und am Palaste des Grafen Pálffy an der Promenade finden? Die Entfernung unseres Gesichtsorgans von dem Standpunkte dieser Statuen ist viel zu groß, als daß sie uns irgend einen Genuß von der Vollkommenheit ihrer künstlerischen Schöpfung bieten könnten. Und selbst dann, wenn die Schärfe unseres Auges das Hinderniß zu überwinden vermöchte, wäre es denn möglich, sich dem vollen Genusse eines solchen Werkes hinzugeben, welches von allen Seiten von der freien Luft umgeben, des geeigneten Hintergrundes entbehrt? Wir haben Silhouetten vor uns, welche zwar Formen, doch kein individuelles, thätiges, inneres Leben zeigen. Die Gebäude des Alterthums sowie des Mittelalters waren eben infolge ihrer geringeren Größe für die Decoration viel geeigneter. Die Giebelgruppen und die Marmorreliefs der Metopen des Parthenon konnte jedermann bequem betrachten. Dasselbe gilt auch von der Decoration der Häuser im Mittelalter, welche eben deshalb in der Regel ihre Wirkung auf den Beschauer auch nicht verfehlten.

In Preßburg war die äußere Verzierung der Häuser jedenfalls, ebenso wie anderwärts, aus den Anforderungen des Geschmacks jener Zeit hervorgegangen. Es ist nur zu bedauern, daß mit den alten Häusern vieles davon verloren gieng, so daß uns kaum etwas erhalten blieb, was uns über die technische Kunst dieser Ornamentierung der Häuser im Mittelalter in gewünschter Weise zu orientieren vermöchte. Und hier

müssen wir leider bemerken, daß nicht immer äußere Feinde oder der mit der Entwicklung, mit dem Fortschritt, mit der Neugestaltung verbundene Zwang es waren, welche unsere Kunstdenkmale verdorben oder geradezu vernichtet haben. Sehr oft übten wir selbst, im Wetteifer mit dem eifrigen Feinde, noch gründlichere Zerstörungen, als dieser aus. So haben wir, um nur unserer namhaftesten Denkmale zu erwähnen, unsern Krönungshügel, jenes Denkmal, welches im ganzen Lande, im ganzen Reiche der St. Stephanskrone ein Unicum gebildet hatte, zerstört, dasselbe wie irgend ein gebrauchtes Möbelstück bei Seite geschafft, ohne zu bedenken, daß wir damit gegen das patriotische Gefühl schwer gesündigt und unsere Stadt, welche durch die Zerstörung dieses Denkmals um eine Sehenswürdigkeit ärmer geworden, in unersetzlicher Weise geschädigt haben. Ebenso haben wir auch in jüngster Zeit in unserer berühmten Kunsthalle, im Dome, welcher, wie bereits bemerkt, gegenwärtig die bedeutendste Sehenswürdigkeit unserer Stadt bildet, vieles zerstört. Die letzte Restauration unseres Domes brauste über denselben gleich einem zweiten verwüstenden Einbruche König Ottokars herein. Unter der Losung des Stylgemäßen und der eingebildeten Berechtigung desselben wurde so ziemlich Alles hinausgeworfen und verschleudert.



53 Das Grabdenkmal des Bischofs von Erlau, Franz Ujlaki, im Sanctuarium des Preßburger Domes.

Während diese Kirche für uns heute ein reiches Kunstmuseum, unsere Westminster-Abtei sein könnte, findet sich thasächlich nur wenig in derselben, was uns als erfreulicher Überrest des einstigen Reichthums erhalten blieb. Und doch zeigt auch das Wenige, was die Kirche auch heute noch aufzuweisen hat, daß solche Denkmäler für das Innere derselben durchaus nichts Störendes haben und den Gesammteindruck desselben in keiner Weise verkümmern. Das bereits erwähnte Grabdenkmal Niclas Pálffy's, des berühmten Helden von Raab, die in die innere Seite des Triumphbogens im Sanctuarium eingemauerten Reliefs aus rothem Marmor des Erzbischofs von Kalocsa, Pethe von Hetes und des Bischofs von Erlau, Ujlaki, das in einem Winkel der St. Annakapelle versteckte Grabdenkmal Schönbergs,[1] sowie die knieende Statue des Cardinals Eßterházy in der Kapelle des St. Johannes Elemosynarius, als Gründer derselben, sind das Einzige, was sich von Werken dieser Art in der Kirche findet. Hier zeigt sich unläugbar eine gewisse Leere, welche unser Gefühl verletzt, da sie uns nicht nur kalt läßt, sondern gegen uns auch den Vorwurf des Mangels und der Gesunkenheit pietätvoller Erinnerung und des Sinnes für die Kunst erhebt. Diese Kirche, in welcher so viele Krönungen stattgefunden hatten, unter deren kalten Steinfliesen so viele ruhmvolle Großen des Landes, die Primaten: Pázmány, Lippay, Széchényi und Christian August (Herzog



54. Das Grabdenkmal des Erzbischofs von Kalocsa, Martin Pethe von Hetes, im Sanctuarium des Preßburger Domes.

[1] Siehe die Zeichnung in Band III. S. 243

von Sachsen), ferner Niclas Pálffy, der Held von Raab, der Palatin Joseph Draskovich und viele andere treffliche Männer zur ewigen Ruhe gebettet liegen, und welche so viele Jahrhunderte hindurch das Sanctuarium des berühmten Beurkundungsortes eines uralten Capitels gewesen war: hatte vor Zeiten an Kunstdenkmälern und Paramenten ganz gewiß mehr in ihren Räumen vereinigt, als wir gegenwärtig dort betrachten können.

Unsere Klage darf jedoch, eben weil sie auch als Anklage dienen kann, die Grenze der Gerechtigkeit nicht überschreiten. Denn so wahr es auch ist, daß Vieles infolge unserer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit verloren gieng, ebenso steht es auch fest, daß die Ausschmückung nicht nur unseres Domes, sondern auch unserer sonstigen kirchlichen und profanen Kunstdenkmale mit Statuen ursprünglich nicht sehr bedeutend war. Die sculptura muralis war, wie bekannt, stets von der Architektur beeinflußt. So lange in der Baukunst der romanische Stil der allein herrschende war, war dem bildnerischen Schmucke ein weites Feld eröffnet, sich geltend machen zu können. Die großen, breiten Wandflächen, welche sich bei diesem Stil dem Bildhauer zur Ausschmückung der Gebäude mit seinen Kunstschöpfungen darboten, brachten es mit sich, daß der bildnerische Schmuck in ungemeiner Fruchtbarkeit sich zur Blüte entwickelte. Und wenn auch inzwischen die symbolischen, apokalyptischen Thierfiguren von religiös-sittlicher Bedeutung mehr und mehr verschwanden, setzte die Bildhauerkunst ihre fruchtbare Thätigkeit in der Schöpfung theils dem Pflanzenreiche, theils der Bibel und der Legende entnommenen pflanzlichen und menschlichen Gestaltungen dennoch ungehindert fort. So lange der romanische Stil seine Geltung behauptete, ebenso lange, kann man sagen, konnte auch die Bildhauerkunst sich unbeschränkt geltend machen. Mit dem eintretenden Sinken dieses Stils gegenüber der zur Herrschaft gelangenden Gothik sank jedoch auch die Bildhauerkunst, schwand die freie Wirkung derselben, nahm ihr Gestaltungsvermögen ab, war der Raum, sich geltend machen zu können, auf engere Grenzen beschränkt. Wie der gothische Stil die Mauermassen überflüssig gemacht hatte, so hatte er auch die großen, breiten Wandflächen gänzlich ausgeschlossen. Dadurch war die Bildhauer-

kunst gleichsam verdrängt worden, da ihr kein Raum blieb, wo sie ihre Kunst in altgewohnter Weise hätte verwirklichen können. Die Bildnerei wurde von der Baukunst gänzlich beeinflußt, von derselben thatsächlich zur Dienerin, zur Sclavin gemacht und gleichsam auf das Gnadenbrod angewiesen, ebenso wie das großartige, um den Preis von hunderttausend Gulden erworbene Bild der Landnahme nur aus gnädiger, höheren Ortes anbefohlener Einwilligung des Baumeisters unseres im gothischen Stil aufgeführten Parlamentsgebäudes einen Platz in demselben erhalten konnte. Infolge dessen vermochte die Bildhauerkunst, welche sich vordem nach freier Lust an den äußeren und inneren Wänden der Kirchen mit ihren Werken ausbreiten konnte, jetzt nur noch einzelne, beschränkte Räumlichkeiten für die Unterbringung ihrer Schöpfungen in Anspruch zu nehmen, im Innern der Kirchen an den das Gewölbe tragenden Pfeilern, an den Außenseiten an den die Umfassungsmauern stützenden Strebepfeilern. Hier wies der Baumeister dem Bildhauer Plätze von bescheidenem Umfange an, Baldachine, gegliederte Nischen, freistehende Consolen, durch welche natürlich die Hand sowie die Fantasie des schaffenden Künstlers schon im vorhinein gebunden war und seine Fruchtbarkeit sich selbst dann noch zur bedauernswerthen Sterilität verdammt sah, wenn die Erfindungsgabe des Baumeisters sämmtliche Absätze der Strebepfeiler zur Aufstellung von Statuengruppen geeignet zu machen wußte. Die an diesen Stellen angebrachten Figuren sind natürlich von einer gewissen Steifheit und Monotonie sowohl in der Gewandung als in der Haltung des Körpers, welche derselben durch ihr Anschmiegen an die Vertiefungen der Capitäle, sowie an die Gliederungen der Hohlkehlen und an die Wülste der Strebepfeiler, — mit einem Worte an die architektonische Anlage erhielten. Es handelt sich schon kaum mehr um Statuengruppen, sondern blos um die Darstellung einzelner Heiligen in gezwungener Stellung, welche eben infolge des Vorherrschens der architektonischen Gliederungen eine gewisse schablonmäßige Uniformität erhielten und nur durch die ikonographischen Bezeichnungen, durch Beigabe der die einzelnen Heiligen charakterisierenden Attribute, verständlich wurden.

Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkte aus unsere Kunstdenkmale in Preßburg, so muß uns sofort die ursprüngliche Armuth eben dieser architektonischen Gliederungen auffallen, welche an andern ähnlichen Gebäuden durch den Schmuck bildnerischer Werke in künstlerischer Weise belebt worden waren. Während in andern Kirchen die im Innern und an der Außenseite derselben an den Pfeilern reichlich angebrachten Statuen von Heiligen der Monotonie der Architektur Schmuck und Abwechslung verleihen, weisen die Gewölbe- und Wandpfeiler unseres Domes weder Baldachine, noch gegliederte Nischen, noch auch freistehende Consolen auf. Sie konnten demnach ursprünglich auch nicht mit bildnerischen Werken geschmückt gewesen sein. Blos drei Strebepfeiler der St. Annakapelle sind mit einem Baldachin ausgestattet, unter welchem man eine Statue aufstellen konnte. Sämmtliche Strebepfeiler des Schiffes der Kirche und des Sanctuariums weisen jedoch nur architektonische Gliederungen auf und boten somit ursprünglich dem Bildhauer kein Feld für die Entfaltung seiner künstlerischen Thätigkeit.

Dasselbe finden wir auch in der St. Johanneskapelle der Franziskanerkirche. Auch hier ist sämmtlichen Strebepfeilern blos eine architektonische Aufgabe zugewiesen. Von Baldachinen und Nischen ist hier nicht die geringste Spur zu finden, so daß der Bildhauer trotz alles Scharfsinnes an der Außenseite dieser Kapelle keinen Raum zur Anbringung bildnerischer Werke zu entdecken vermocht hätte. Im Innern der Kapelle blieb wenig Raum zur Aufstellung von Statuen, trotzdem daß uns das Innere derselben durch die ungemeine Fülle bildnerischen Schmuckes überrascht. Was wir über das Äußere dieser Kapelle bemerkt haben, gilt auch von dem Äußern der Franziskanerkirche, sowie der Klarisserkirche. Auch bei diesen Gebäuden sah sich der Bildhauer vom Baumeister zurückgedrängt und konnte nur am Thurme der Klarisserkirche einen geringen Raum zur Unterbringung seiner Schöpfungen finden, freilich in schon so bedeutender Höhe, daß der Genuß dieses herrlichen Werkes nur einem ungemein scharfen Auge einigermaßen ermöglicht wird.

Was unser Rathhaus anbelangt, so können wir uns über den

ursprünglichen bildnerischen Schmuck desselben gleichfalls leicht Klarheit verschaffen. Die gegenwärtige Fronte desselben weist im Ganzen unter den zwei Baldachinen an den Seiten des Erkers oberhalb des Thores zwei Statuen auf, welche man in neuerer Zeit als Ersatz für die ursprünglichen, in Verlust gerathenen dort aufgestellt hat, und außerdem bemerkt man zwischen den zwei letzten Fenstern des Archivs die wegen der darüber liegenden Kalkkruste kaum mehr erkennbare Sculptur einer menschlichen Figur. Eine ähnliche kleine Figur sieht man an der Hofseite oberhalb des Thores in die Wand eingemauert. An der Ecke des Thurmes steht auf einer gemeißelten Steinconsole die Statue der Mutter Gottes, welche jedoch, wie wir wissen, erst im Jahre 1676 dort aufgestellt wurde. Nehmen wir nun sei es die Fronte oder den Thurm, so läßt sich mit voller Bestimmtheit behaupten, daß dieselben mit bildnerischem Schmucke durchaus nicht überladen waren. Der massige Thurm hätte zwar viel von einer derartigen Decoration in sich aufnehmen können, die ganze Bauart desselben spricht jedoch unzweifelhaft dafür, daß derselbe ursprünglich nicht für einen Prachtbau, sondern nur zu einem dem praktischen Bedürfnisse entsprechenden Bauwerke bestimmt war. Der Thurm war ein bloßer Nützlichkeitsbau. Da derselbe ursprünglich zu einem Privathause gehört hatte, war die Bestimmung desselben keine andere, als die, welche der Donjon einzelner Burgen hatte: dem gelegentlich eines Angriffs bedrängten Hausherrn und seiner Familie im Nothfall als letzter Zufluchtsort zu dienen. Es läßt sich wohl annehmen, daß die Familie ihr werthvolles Hab und Gut zum größten Theil in den Räumen dieses Thurmes untergebracht hatte, welcher demnach zugleich die Schatzkammer derselben bildete, während die das Dach krönenden Warten zu Späh- und Wachdiensten verwendet wurden. Als dann später dieses Privathaus zu einem öffentlichen Gebäude, zum Rathhause, geworden war, erhielt die praktische Bedeutung des Thurmes eine noch bedeutendere Wichtigkeit. Der Thurm verblieb zwar, was er früher gewesen war, in seiner Eigenschaft als Schatzkammer und als Wachtthurm, doch hatte er außer dieser Bestimmung noch vielfachen sonstigen Zwecken zu dienen. Hier wurde in der Schatzkammer oder neben derselben das Archiv der Stadt unter-

gebracht;[1] nach außen hin aber diente er im wahren Sinne des Wortes zur Bekanntgebung der verschiedensten, das allgemeine Interesse berührenden Dinge und Ereignisse. Von hier aus verkündete man durch das Ausstecken von Fahnen die Abhaltung der Jahrmärkte;[2] hier signalisierte man die Richtung und die Himmelsgegend einer ausgebrochenen Feuersbrunst.[3] Hier wiesen Sonnen- und Werkuhren den Vorübergehenden den Lauf der Stunden[4] und zeigte eine durch einen Mechanismus in Gang gesetzte Metallkugel die Mondphasen an.[5] Von hier aus wurden die Hauptabschnitte des Tages und einzelne wichtigere Momente des municipalen Lebens durch das Geläute der Glocken bekannt gegeben.[6] Von hier aus verkündete auch das wimmernde Armesünderglöcklein das nahe Ende des zur Richtstatt hinausgeführten Verbrechers.[7] Kurz gesagt: dieser Thurm war so wenig ein Prunkthurm,

[1] In den Kammerrechnungen d. J. 1547 heißt es: „Im ratthurn die gehang an almären (d. i. die Schränke im Archiv und Jarzal zu malen per 1 Thl. 1 Sch." Preßb. Ztg. 1877. Nr. 36.) Die Jahrzahl 1547 hatte noch Matthias Bel gesehen; gegenwärtig ist sie jedoch nicht mehr vorhanden.

[2] 1439. „Item umb 2 elln pleich zwilich zu dem Statpanyer, awf den Newen thurn 24 D." 1443. „Item von dem panyer dem Caspar maler dovon zu Maln auf den Rotturn 21 D." 1446. „Item und der Stat diener der Staindl hat von Mathes Meindl genommen 2 elln roten hetter, zu einen panyer, das Man Jn Newen turn awf stekht Jm Jarmarkt, dem Nicole Taginger Maler, dovon zu malen mit der Stat Joppen (Wappen) 24 D."

[3] Im Jahre 1446 kaufte der Kämmerer „zu ainen panyer 2 Czetter roten, den man auf Stett zum fewer, wo das aws kompt." 1451. „Item hab ich geben Hansen den Maler, von ainen phan zu maln, Jn den newen thurm, als man die freyung ein gelewt hat, zu lann XLiij (= 43 Den."

[4] 1550. „3 eisenstangen zu dreien Sunn ur eingehawt awf den Ratthurn und gemacht, alles 3 Thl." (Preßb. Ztg. 1877, Nr. 36.) Daß sich am Rathhausthurm schon im Jahre 1442 ein Uhrwerk befunden habe, geht aus den Kammerrechnungen dieses Jahres hervor, laut welcher ein Zimmergeselle erwähnt wird, „der Jm newen thurn das Dach zugedakt hat, und die fenster zu dem horer."

[5] 1588. „Hans Finken maler die groß kugel auf den Ratthurn, so den Mondschein zeigt, mit Oell plab gemalt und vergoldt per 5 Thl."

[6] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1485 hatte der Kämmerer ein Seil gekauft „Von den vinzenz Sailer hab ich kawft Sael um 2 Schilling 12 Denar braucht zu beeden gloken im Rathaws turn."

[7] Laut der Rechnungen d. J. 1510: „Dem Maister Steffan Zymerman, das glökl Jn den Rathaws auffgehenkt, ob dem rathaws Jn den klain arikter, neben der rathstubn." Unter dem hier erwähnten „kleinen Erker" ist ein Dachfenster des Rathhauses zu verstehen.

daß man selbst den einzigen schmuckvolleren Theil desselben, das bereits erwähnte Prunkfenster, nicht anders, als blos mit der möglichst nüchternen und einfachen Gliederung und mit ebensolchem Maßwerk ausgestattet hatte.

Alle diese Umstände zeugen demnach davon, daß die Außenwände der Kunstdenkmale sowie der Privatgebäude unserer Stadt im Mittelalter mit bildnerischem Schmucke nur in sehr bescheidener Weise ausgestattet gewesen sein konnten. Deshalb findet sich auch in den Kammerrechnungen keine Spur davon, da das von denselben Erwähnte sich auf Verzierungen anderer Art, nämlich auf Wandmalereien und Wappen bezieht.

Die Wandmalereien konnten zu jener Zeit schon sehr häufig gewesen sein, da dieselben in unsern mittelalterlichen Städten allgemein üblich waren; denn gerade die Wandmalerei hatte Jahrhunderte hindurch die hervorragendste Art der Malerei gebildet. Während die Mosaik und das Email mehr in das Gebiet der kleineren tektonischen Künste einschlägt und die Tafelmalerei erst später mit ihren Werken auftritt, war es allein die Wandmalerei, welche mit größerer Freiheit auf breiter Fläche öffentliche und wirkungsvolle Werke in großartigem Maßstabe zu schaffen vermochte, welche nicht nur zur Ausschmückung der Kirchen dienten, sondern vermöge ihres öffentlichen und großartigen Charakters zur Erweckung erhabener religiöser Gefühle und des religiösen Bewußtseins, zum lebendigen und vielseitigen Ausdruck der Ideen und Formen desselben in so hohem Grade beitrugen, welchen zu erreichen andere Künste vergebens bestrebt sind.[1] Deshalb findet man kaum eine kleinere Kirche in unserem Vaterlande, welche, aus der Zeit des Mittelalters stammend, nicht Spuren von Wandmalerei aufzuweisen hätte, wovon allein die Umgebung Preßburgs Beispiele in reichlicher Menge und glaubwürdiger Weise liefert, da man in Schattmannsdorf, Deáki, Istvánfalva, Kürth, Mariathal, Bischdorf, Bárkony Spuren solcher mittelalterlichen Fresken aufgefunden hat. Demnach darf es uns auch nicht wundern, daß sich ständige Frescomaler im XV. Jahr-

[1] Ipolyi: Aus den Denkmälern der Malerei des Mittelalters in Ungarn. (ung.) Mitgetheilt in: Kleinere Schriften (ung.) I. 223—224.

hundert in Kaschau und in Leutschau, und am Anfange des XVI. Jahrhunderts in Erlau nachweisbar aufgehalten hatten.[1] So war es auch in Preßburg, wo man im XV. Jahrhundert häufig den Namen von Frescomalern begegnet, wie im Jahre 1439 Matthäus mit dem Muttermal,[2] um 1439–1440 Kaspar und Ludwig aus Preßburg,[3] 1443 Lucas,[4] 1451 Hanns,[5] 1456 Nicolaus Taeginger,[6] 1476 Jobst,[7] 1486 Hanns,[8] 1487 gleichfalls Hanns Maler,[9] 1493 und 1494 Hanns Kribal,[10] 1496 Hanns Kerbel und 1496 und 1498 ein anderer Hanns.[11] Diese Maler beschäftigten sich nicht nur mit der Malerei im engeren Sinne, sondern mit allen Gattungen und Arten der Polychromie, übernahmen gewöhnliche Anstreicherarbeiten und das farbige Tünchen der Häuser und besorgten auch das Vergolden von Gegenständen. Sie waren unzweifelhaft sehr stark beschäftigt, da die Bürger ihre Häuser gerne mit Malereien schmückten. Am vornehmsten Gebäude unserer Stadt aus der Zeit des Mittelalters, am Rathhause, zieht ein neben dem Erker sichtbarer, in Frescomalerei ausgeführter Kopf unsere Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß uns jemand sagen könnte, aus welcher Zeit derselbe stamme und wen er darstelle. Man findet jedoch auch an andern alten Häusern der Stadt theils al fresco,

[1] Br Nyáry: Die Hippolyt Codexe in Modena. (ung.) Mitgetheilt in: Századok. (ung hist. Ztschr.) 1874. VIII, 16.

[2] „Mathes mit der Mütter Muttermal) und sain geselln.“ (Kammerrechnungen. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 16.)

[3] Toldy: Litterarische Gespräche. (ung.) S. 267. Iván Nagy: Századok (ung. hist. Zeitschrift.) 1874. VIII, 190

[4] „Lucas maler“ hatte den Zeiger der Stadtuhr gemacht und bemalt (Kammerrechnungen Preßb. Ztg. 1877, Nr. 113.)

[5] „Hans der Maler.“ (Kammerrechnung Preßburger Zeitung 1877, Nr. 166.)

[6] „Nikolae Taeginger maler“ (Kammerrechnung Preßb Ztg 1877, Nr. 20.

[7] „Jobst maler zu Brespurg“ erscheint als Zeuge im Testamente des Peter Kraws. (Prot. Test. I, 173/a.)

[8] „Hans abusteler maler“ ist Zeuge im Testamente des Johann Rorbekh. (Prot. Test. I, 210/a.)

[9] Als Hausbesitzer erscheint „Hans maler Haws.“ (Kammerrechnung. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 109.)

[10] Im Jahre 1493 ist „hanns kribl maler“ Zeuge im Testamente des Johann Graßl (Prot. Test. I, 235/a.) 1499 malte und tränkte „Hans kriebel maler“ die Fenster der Wohnung des Königs Uladislaus II. im erzbischöflichen Zehenthofe mit Leim (Kammerrechnung Preßb. Ztg. 1877, Nr. 6.)

[11] Im Jahre 1496: „Hans kerbel Maler, maister Hansen Maler.“ (Kammerrechnung Preßb Ztg 1877, Nr. 22.) 1498: „Dem Hans maler.“ (Ebenda.)

theils auf Holz und Leinwand gemalte Bilder. Unter diesen Bildern, welche vorwiegend Heilige oder Darstellungen aus dem Leben der Heiligen enthalten, findet sich vielleicht kaum eines, dessen Entstehung sich auf die Zeit des XIV. oder XV. Jahrhunderts zurückführen ließe; so viel geben sie uns jedoch unstreitig zu erkennen, daß sie, wenn auch einer späteren Zeit entstammend, ganz gewiß als Ersatz für ältere, dem Verderben anheimgefallene Bilder angefertigt worden waren. Vielleicht gab es im Mittelalter kaum ein Haus in unserer Stadt, welches sich eines solchen Bilderschmucks nicht erfreut hätte. Die vornehmeren Häuser waren an der Außenseite vollständig bemalt. Die Fronte des Rathhauses war durchaus mit Wandmalereien geschmückt, was nicht nur die unter der Kalkkruste hie und da zu Tage getretenen Spuren, sondern auch die alten Kammerrechnungen mit voller Bestimmtheit erweisen. So wissen wir namentlich, daß der Rath der Stadt die ganze Fronte des Rathhauses und auch den Thurm im Jahre 1533 mit Malereien ausschmücken ließ.[1] An der Vorderfronte des Domes prangte das riesige Bild des heil. Christoph, welches erst in den Jahren von 1800 bis 1812 von dort verschwand.[2] Auch im Hofe des Klosters der Klarissernonnen, sowie an den Wänden desselben gegen den Garten zu befanden sich Wandgemälde. Oberhalb der inneren Pforte war die heil. Margarethe sammt dem Drachen dargestellt. Diese Bilder sind sämmtlich erst in neuerer Zeit verschwunden.[3] Die eine Wand der Thorhalle des Lorenzerthores war mit dem Bilde des heil. Lorenz geschmückt.[4] Auch das Michaelerthor war mit Wandgemälden verziert, wie sich noch gegenwärtig lebende Personen zu erinnern wissen. Am Wasserthurm ließ der Stadtrath zum Gedächtniß des am Donauübergange vor-

[1] „Die Wochen Luce, Chamerer geben aus Bevelg der Herrn, Hansen Maler, den ratthurn, und Rathaws zu malen, 15 Tbl und 2 halb wein per 8 D."

[2] Jn den Kammerrechnungen d. J. 1449 heißt es: „haben gebapt 1 maurer pey sand Merten kyrichen, de ob seint Cristof Jn der Mawer prochen hat, und holen zum dach verzwickt hat, 25 Den."

[3] Römer: Alte Wandgemälde Ung. S. 133.

[4] Jn den Kammerrechnungen d. J. 1485 liest man: „tauft 2 korb mit kalch ... braucht zu den Turn Sand Larentzen tor, zu dem gemal."

gekommenen Unglücksfalls im Jahre 1544 ein Bild anbringen.[1] Das grüne Stübl war laut der Kammerrechnungen des Jahres 1550 von außen ganz bemalt.[2] Der Giebel desselben weist auch heute noch das Relief der zwei Kananiter mit der Weintraube auf. Im Jahre 1568 ließ der Stadtrath die Facade der Corporis Christikapelle mit einem Bilde verzieren[3] und im Jahre 1579 das am Rathhause befindliche Bild der Justicia renovieren.[4] Daß übrigens die Kunst unserer städtischen Maler auch von Privatpersonen zur äußeren Ausschmückung von Gebäuden häufig in Anspruch genommen wurde, davon liefern alte Aufzeichnungen den interessanten Beweis. So ließ Margarethe Kraufelder durch den Maler Hanns im Friedhofe zu St. Lorenz neben dem Bilde mit der Darstellung des jüngsten Gerichts die sechs Werke der Barmherzigkeit als Gemälde ausführen.[5]

Über die Beschaffenheit dieser Gemälde läßt sich jedoch heute, da dieselben bereits gänzlich verschwunden sind, nichts sagen. Kein Zweig der bildenden Künste ist so empfindlich gegen die zerstörende Wirkung äußerer Einflüsse und Beschädigungen, als eben die Wandmalerei, welche vom Schnee und Regen gebleicht, vom Wind und Frost zerrissen, von der Sonne ihres Farbenschimmers beraubt wird und mit der Zeit selbst ohne äußere Beschädigung sich ablöst und in Staub zerfällt. Hieraus erklärt es sich denn auch, daß die Wandmalereien, obwohl sie im Mittelalter so ungemein häufig waren, daß es nach dem Zeugniß

[1] „Den tag Lucie zalt Hansen thiergarten maler ain tafel für den Wasser thurn, do viel menschen, Roß und wägen undergangen, zu malen, 2 Thl. 2 Sch."

[2] „Chamerer zalt Maister Hansen Thiergartten Maler, das grüen stübl, Innen und Außen In pstand grüen zu mallen, 24 fl ungarisch, und sainen Sun Jeremias, aus Bewilligung Trinkgelt 2 Thl."

[3] „Chamerer zalt Jeremiae Thiergarten am Beneficiathaus Corporis Christi, als man des alten Pischolfs von Wesprim Wappen abgelegt, darauf figuram Corporis Xti, und an die Stelle zu malen 6 Sch."

[4] „zalt Hansen Maler, das er ufm Rathaws, Imaginem Iustitie renovirt 2 Sch."

[5] „Ich schaff auch Zu ainer figur fünff phund phenning dorumb sol maister hans der maler auf Sand lorentzen freithoff, neben dem gericht gotes machen die sechs Wergk der Barmhertzigkait, in der gestalt als dieselbig figur In Wien Zu den weißen brudern in der kirchen an ainer Tafel gemalt siend, Auch an dem gemalten Jungsten gericht sol er doran pessern wo dann das Wetter doran schaden thon hat." (Prot. Test. I. 265.)

der Kunstgeschichte keine Basilika, keinen Dom, ja selbst keine Dorfkirche gab, deren Inneres und Äußeres nicht mit Wandmalereien bedeckt gewesen wäre, sich trotzdem in unvergleichlich geringerer Anzahl erhalten haben, als die architektonischen Details dieser Gebäude, die Sculpturen, die Statuen und Reliefs, deren Reichthum sich mit der großen Masse der Wandmalereien ursprünglich nicht zu messen vermocht hatte. Was sich von diesen Malereien erhalten hat, war in der Regel nur so der Vernichtung entgangen, daß man über dieselben durch einfaches Übertünchen das Leichentuch der verdeckenden Kalkschicht gebreitet hatte, welches dann in unsern Tagen durch irgend einen Zufall oder infolge einer von glücklichen Ergebnissen begleiteten Nachforschung von denselben wieder entfernt worden war. Auf diese Weise kamen in unserem Vaterlande die alten Wandmalereien wieder an das Tageslicht, so daß wir uns nunmehr von der Beschaffenheit, sowie von dem künstlerischen Werthe derselben einen ziemlich sicheren Begriff machen können. So meinen wir auf Grund der an andern Orten unseres Vaterlandes gemachten Erfahrungen die Behauptung aussprechen zu können, daß auch in Preßburg der größte Theil der Wandmalereien, obwohl uns bezüglich des zur Verwendung gekommenen Farbenmaterials keinerlei Ergebnisse einer chemischen Analyse zur Verfügung stehen, nicht al fresco, d. i. nicht auf einem noch feuchten Mörtelgrund, sondern blos auf der trockenen, grobkörnigen Kalkschicht, oder auf der geglätteten Oberfläche der Wand ausgeführt worden war. Auch der Kunstwerth derselben konnte nicht viel bedeutender gewesen sein, als der der Wandmalereien in andern Städten unseres Vaterlandes. Den bisher gemachten Erfahrungen zufolge wissen wir, daß das charakteristische Kennzeichen der mittelalterlichen Wandmalereien unseres Vaterlandes in der fehlerhaften Behandlung der Farben und in der übertriebenen, grellen Anwendung derselben zu finden sei. Ebenso wissen wir auch, daß an unseren Bildern die Correctheit der Zeichnung, besonders was die naturgemäße Ausführung der Extremitäten der Figuren und den Faltenwurf und noch vielmehr, was die Perspective der Landschaften und die angenommene, mustergültige, stilgemäße Darstellung der Pflanzenwelt betrifft, sehr vieles zu wünschen übrig läßt und von der naturalistischen Dar-

stellungsweise unserer modernen Kunst und deren bis auf die geringsten Kleinigkeiten sich erstreckenden, bis in das Minutiöse getreuen Wiedergebung der Gegenstände in der That sehr weit entfernt ist.

Die Erfahrungen, welche wir an den verschiedensten Orten unseres Vaterlandes gemacht haben, lassen uns hinsichtlich der Wandmalereien in Preßburg auch noch etwas anderes folgern, nämlich das, daß bei diesen Bildern gewiß ebenso die Invention, die freie Erfindung, gefehlt habe, wie überhaupt bei unsern Bildern aus der Zeit des Mittelalters, mit Ausnahme derjenigen, welche die Legende Ladislaus des Heiligen behandeln. Auch hier gab es für die religiösen Bilder von der gesammten Kirche angenommene, überall übliche und bekannte Vorbilder. Dies erklärt sich schon allein aus dem Umstande, daß die Gegenstände der Malerei, welche sich aus jener Zeit erhalten haben, fast ausschließlich kirchlicher Natur waren und für die Kirche sowohl hinsichtlich ihres heilbringenden Wirkungskreises wie ihrer Heiligen als seit Jahrhunderten feststehende Vorbilder galten, von welchen dem Künstler nur in geringen Nebendingen eine Abweichung gestattet war. Eben deshalb läßt es sich durchaus nicht behaupten, daß sich im Mittelalter eine eigene nationale Kunst entwickelt habe. Im Gegentheil finden sich die Muster unserer bekannten Gemälde in Italien, in Deutschland, in Frankreich und in Schweden, sowie auch in andern Ländern, was offenbar der Ausfluß der Universalität der katholischen Kirche ist. Diesen Erfahrungen gegenüber können wir nur das Eine zugeben, daß sich in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes Gruppen von Bildern constatieren lassen, welche ein und dieselbe Richtung aufweisen. So lassen die mit einander nah verwandten Wandmalereien in Fekete-Ardó, in Szölös- und Vég-Ardó, sowie in Bene eine eigene Schule vermuthen. Die Szatmárer Schule steht im Gegensatze zur Schule des Meisters Aquila im Eisenburger Comitate, denn diese liebte mehr die grüne und die blaue Farbe, während in jener ausschließlich ein rothbrauner Farbenton vorherrscht. Die Zeichnung in den Malereien der westlichen Gegend unseres Vaterlandes ist strenger und ausdrucksvoller, die Composition jedoch noch einfacher; in den Malereien der Szatmárer Schule dagegen ist die Composition einfacher, sowohl hinsichtlich der

Idee des dargestellten Gegenstandes als auch der größeren Anzahl der Figuren, die Zeichnung dagegen ist weniger streng, die Ausgestaltung weniger verständlich und die Naivität des Ausdrucks weniger gelungen.[1]

Was die **Wappen** anbelangt, so war deren Anwendung gleichfalls sehr allgemein gebräuchlich. Die geistlichen sowie die weltlichen Großen des Landes unterließen es nie, ihre Häuser mit ihrem Familienwappen zu schmücken. So that es auch der Rath der Stadt, indem er an jedem, das Eigenthum der Stadtgemeinde bildenden Hause, Thurme oder sonstigen Besitze das Wappen der Stadt in Farben ausgeführt oder in Stein gehauen anbringen ließ. Mit einem solchen gemalten oder in Stein gehauenen Wappen wurde im Jahre 1445 das Bollwerk „Fürcht' dich nicht" verziert,[2] im Jahre 1456 das Wödritzerthor,[3] in den Jahren 1512—1513 das Michaelerthor,[4] zu dessen steinernem Wappen im Jahre 1547 das gemalte Landeswappen des Königs und das gemalte Stadtwappen hinzugefügt wurde,[5] im Jahre 1550 das Zeughaus neben den neuen Fleischbänken,[6] im Jahre 1567 der Weitenhof,[7] im Jahre 1596 das Schöndorferthor,[8] im Jahre 1597 das Dürrmautthor.[9]

Diese Wappen erhielten fast ohne Ausnahme durch die Anwendung der Polychromie ein lebhafteres Aussehen. Selbst wenn sie in

[1] In dem oben angeführten großen Werke Florian Römers finden sich reichliche Belege zu allen hier vorgebrachten Sätzen, weshalb wir hiemit auf dieses mit großem Fleiße und gehöriger Fachkenntniß verfaßte bahnbrechende, treffliche Werk verweisen.

[2] „hab ich geben den Stainprecher zu Manerstarff, an der weissen Stain zu schiltern oder zu wappen zu dem polberich forich dir nicht 1 fl. auri"

[3] „Item umb czinober, dem Nikolae maler, zum wappen auf Bedritzer tar 50 D." Weiter: „Item hab ich geben **dem Nikolae Taeginger maler, an seiner** aribat, das er des kunigs wappen an das wedritzer thar gemacht hat 11 Sch."

[4] „hab ich bezalt, dem Wendler Stainmetzen sein gedingte arbait, von der Statt wappen aws zu Hawen aws Stain, zu sand Michels Thurn 8 Pf"

[5] „Zalt Hansen Maler, des kunigs wappen, das ungrisch, und prespurger Wappen an sand Michels thor zu malen 2 Thl. 2 Sch"

[6] „zalt Maister Hans tiergarten das Stat wappen an newen Fleischpänk Zu Pürenhof zu maln zu 4 Sch"

[7] „Zalt Jeremiae Thiergarten Maler Stattwappen am weittenhof zu malen, 4 Sch."

[8] „Gemeiner Stat wappen bei dem stainin tor anzumalen, 1 Thl"

[9] Preßb. Ztg 1877, Nr. 27.

Stein gehauen waren, blieben sie nicht ohne Verzierung mit Farben. Dies beweisen die Wappen im Sanctuarium unseres Domes, von denen auch die gemeißelten ursprünglich im Farbenschmucke geprangt hatten. Davon zeugt auch das im Obergeschoß der Kapelle der böhmischen Königin im Dom sichtbare böhmische Wappen;[1] dasselbe bestätigen auch die Kammerrechnungen der Stadt. Die Anwendung der Polychromie war so allgemein üblich, daß man das bildnerische Kunstdetail der Gebäude, die Capitäle und Basen der Säulen, die Gurten und Rippen der Gewölbe, sowie andere ähnliche Gliederungen gleichfalls durch Farben in der Weise belebte, wie wir es im Innern unseres restaurierten Domes und in der südlichen Vorhalle desselben sehen können. Die steinernen Gewölberippen in der Kapelle der böhmischen Königin sind gleichfalls bemalt. Ja, der Künstler und auch die Laienwelt der älteren Zeit war vom Farbensinn so lebhaft durchdrungen, daß man auch rein bildnerische Kunstschöpfungen, d. i. solche Schöpfungen der bildenden Kunst, welche von dem Gebäude selbst unabhängig sind, mit buntem Farbenschmuck verzierte. In dieser Hinsicht steht das Mittelalter nicht als Specialität da, indem es bei diesem Vorgange nur dem Beispiel des classischen Alterthums gefolgt war. Die griechische Kunst hatte es bei ihren aus weißem pentheliscchen oder parischen Marmor gemeißelten herrlichen Statuen auch gefühlt, daß diese hinsichtlich der lebensvollen Wirkung des belebenden Hauches der Farben bedürfen. Die Alterthümer in Athen, und zwar nicht nur die Gliederungen der Gebäude: die Triglyphen, Metopen, Akroterien u. s. w., sondern auch die zur Verzierung dienenden Reliefs und figuralen Scenen tragen die Spuren buntfarbiger Bemalung an sich, ebenso wie die um vieles älteren Werke der Bildnerei der alten Ägypter, die Steinsculpturen ihrer Grabkammern und Tempel. Deshalb war es für uns wahrhaft beschämend, als man gelegentlich der vor einigen Jahren unternommenen Wiederherstellung der den herrlichen Brunnen unseres Hauptplatzes zierenden Ritterstatue, (welche unserer Ansicht nach nichts anderes als eine Rolandssäule ist) in der ursprünglichen Polychromie in lautes Hohngelächter ausbrach. Damit verriethen wir nur soviel, daß uns

[1] Romer: Alte Wandgemälde (ung.) S. 133.

jener Farbensinn schon gänzlich abhanden gekommen ist, welcher in den primitiven Übungen der uralten Völker auf dem Gebiete der Kunst in seiner lebenskräftigen Natürlichkeit, in der zur höchsten Vollkommenheit entwickelten Kunst der Völker des classischen Alterthums aber in seiner erhabenen Pracht zum Ausdruck gelangt war.

Dem lebhaft entwickelten Farbensinne ist es auch zuzuschreiben, daß unsere mittelalterlichen Ahnen den aus Mauerwerk hergestellten Giebelschmuck ihrer Häuser, die unterhalb des Daches längs der Wand hin laufenden Zinnen, gleichfalls mit lebhaften oder besser gesagt grellen Farben bemalten, dieselben gleichsam mit einer Bordüre einfaßten.[1] Der größeren Wirkung, sowie des lebhafteren Eindruckes auf die Sinnesorgane wegen wurden auch die Ziegeldächer mit rother Farbe aufgefrischt,[2] und ebenso die auf den Stadtthürmen sowie auf den Dachgiebeln öffentlicher und Privatgebäude angebrachten wappengeschmückten Blechfahnen bemalt. Wie der Stadtrath die das Eigenthum der Commune bildenden Gebäude[3] durch solche Fahnen zu bezeichnen pflegte, so thaten es auch die wohlhabenden und angesehenen Patricierfamilien der Stadt, ein Recht, welches sich nicht-patricische Familien durchaus nicht anzumaßen gewagt hätten. Als eine Art von Polychromie kann man auch das Vergolden der auf den Thürmen angebrachten Knöpfe von Blech ansehen,[1] in welchem man gleichfalls

[1] In den Kammerrechnungen d. J. 1546 heißt es: „zalt Ins rathaws die Zinnen awf der raitstubn zu mallen 27 Pf. Haföll, 1 per 20 D."

[2] Im Jahre 1487 „mit Roter farb erden anstreichen."

[3] In den Kammerrechnungen d. J. 1533 heißt es: „zalt Herrn Michel Klee Richter 7 Pf. Möningk, so Hans Maler gebraucht, die fandl auf den thurnen zu malen 21 D." Im Jahre 1595 wieder: „zalt den Maler awf das Stamm thor (das Schöndorferthor) 2 fanen zu malen 1 Thl. 3 Sch."

[4] In den Kammerrechnungen d. J. 1457 heißt es: „Ich habe von den Ulrich Kromer genomen zu den Knopfen, awf den Stat Turn in dem Radhaws zwayerlay goldtafel, schlechts und pessers, das alles gostet 24 D." 1473 „hab ich gebn um 20 plech zu den knopfen awf den Newen Turn vor sant Larenzen tor (d. i. dem Backerthurm) 6 Sch. 15 D." 1492 „Awsgeben awf das turnl under vischer thar . . . zu demselben turnl hab ich kawfft 7 plech, domit man den Knopf beslagen hat." 1469 „Awsgeben awf Zingießer in Weitenhof . . . von den knopfen awf sand Larenzen turn zu machen und zu ueberziehen 10 fl facit 12 Pf. 4 Sch. und sunderlich den slaichner von wegen der fan auf sant Larenzen turn zu überziehen 4 Sch. in den Maister Hansen Maler seine arbait

die Nachwirkung des im classischen Alterthum üblichen Verfahrens erkennen kann, durch welches selbst die Griechen ihre aus Chrysoelephantin d. i. aus Gold und Elfenbein gearbeiteten Statuen in einer dem Auge mehr gefälligen und den Farbensinn mehr befriedigenden Weise auszustatten gewußt hatten.

Wenn Alt-Preßburg jedoch trotz alles diesen äußerlichen Schmuckes mit dem gegenwärtigen Aussehen der Stadt nicht wettzueifern vermag, so liegt der Grund dessen offenbar in solchen Umständen, welche sich gegenwärtig viel vortheilhafter, als je gestaltet haben. Wir verstehen hierunter die Reinlichkeit und Ordnung, demnach jene äußere Nettigkeit, welche unsere Stadt thatsächlich in äußerst vortheilhafter Weise charakterisiert und Preßburg sozusagen selbst mit Überholung der Hauptstadt des Landes die erste Stelle unter den Städten unseres Vaterlandes zuweist. Wie es die Erfahrung lehrt, zeigt sich in der Stärke sowie in der Wirkung der culturellen Factoren Westeuropas eine immermehr zu Tage tretende Abnahme in der Richtung gegen Osten und gegen Norden. So steht in mehr als einer Hinsicht Budapest hinter Wien zurück, Bukarest hinter Budapest, Constantinopel, abgesehen von seiner geographischen Lage und hiedurch bedingten größeren Bedeutung, hinter Bukarest; ebenso wird Stockholm, gleichfalls abgesehen von seiner großartigen Lage, von Kopenhagen, Christiania von Stockholm, und Upsala oder Drontheim wieder von Christiania übertroffen. Demnach werden wir es ganz wohl begreifen, daß die äußere Nettigkeit der Städte in einem gewissen Verhältniß zu den Längen- und Breitengraden steht. Es zeigt sich hierin eine gewisse Gesetzmäßigkeit, welche sich einzig und allein auf die natürlichen Eigenschaften der Racen nicht zurückführen läßt. Wir sehen es auch in Preßburg, wie diese Gesetzmäßigkeit nicht nur in unsern Tagen, sondern auch im Mittelalter sich geltend gemacht hatte. Denn obwohl Alt-Preßburg hinsichtlich der äußeren Nettigkeit gegen unsere heutige Stadt um vieles zurückstand,

von begen des knopf und fändl auf S Larentzen turn zu vergoldten, und wappen an die Fandl gemacht, hab ich geben 12 fl. facit 1 Pf. 2 Sch." 1498. „Dem Hans maler, das er die knopf awf den Stat turn vergoldt hat, hab ich im geben 10 fl 4 knoph, die 2 auf die Halbturn."

war Preßburg im Mittelalter andern östlich von demselben gelegenen Städten verhältnißmäßig ebensoweit voraus, wie es auch heute noch über denselben steht. Dennoch ist der Unterschied zwischen einst und jetzt bedeutend. Wenn auch die Gassen unserer Stadt sich, wie wir gesehen haben, infolge der Einwirkung der in den Städten des Mittelalters herrschenden Verhältnisse nicht in gerader Linie entwickeln konnten, zeigt die Fluchtlinie derselben immerhin jene Continuität, welche die modernen Städte charakterisiert. Unsere Baupolizei gestattet nicht mehr die Aufführung neuer Häuser außerhalb der Baulinie; aus diesem Grunde tragen sämmtliche Neubauten schon unverkennbar jenes Gepräge, welches einen so bedeutenden Unterschied zwischen den modernen und den mittelalterlichen Städten bildet. Die ganz neu angelegten Gassen sind möglichst breit; die Plätze, wie es der Hauptplatz, der Franziskanerplatz, der König Ludwigplatz, der Kapuzinerplatz, der Krönungshügelplatz und die Promenade beweisen, sind mit Bäumen bepflanzt und zum Theil in geschmackvoll parkierte Anlagen verwandelt. Sämmtliche Gassen sind mit Granitwürfeln, mit Asphalt oder mit Keramit gepflastert oder gehörig macadamisiert. Die Reinlichkeit macht sich auf den ersten Blick bemerkbar; die Canalisierung ist überall durchgeführt; die Straßenbeleuchtung wird von dem in der Regie der Stadt stehenden Gaswerke in zufriedenstellender Weise besorgt. Das Rohrnetz der Wasserleitung durchzieht die ganze Stadt. Die Umgebung der Stadt ist durch guterhaltene und schöne Wege leicht zugänglich gemacht. Mit einem Worte: selbst die von Budapest oder von Wien kommenden Besucher unserer Stadt erkennen es bereitwillig an, daß Preßburg eine nette, lebhafte, gebildete, moderne Stadt sei, welche nicht nur durch den erfreulichen Aufschwung der industriellen Thätigkeit, sondern auch vermöge der allgemeinen Intelligenz ihrer Bewohner eine achtbare Stelle einnehme, und infolge der bedeutenden Anzahl der hier im Dienste des Staates, des Comitats und der Commune wirkenden Beamten, sowie der Professoren der Hoch- und Mittelschulen auch der höheren Intelligenz nicht entbehre. Somit kann Preßburg, wenn auch nicht hinsichtlich der Zahl seiner Bewohner, doch jedenfalls hinsichtlich seiner Bildung und seines

fortgeschrittenen Zustandes als die zweite Stadt des Landes bezeichnet werden.

War Preßburg im Mittelalter auch nicht die Hauptstadt des Landes, so war es doch unbedingt als die erste Stadt desselben anzusehen, da sie unstreitig die Hauptpulsader des politischen und internationalen Lebens gebildet hatte. Doch abgesehen davon, läßt es sich nicht läugnen, daß das mittelalterliche Preßburg sich hinsichtlich aller jener Factoren, welche wir bei der Charakterisierung des gegenwärtigen Zustandes unserer Stadt soeben hervorgehoben haben, mit dem modernen Preßburg nicht messen kann. Denn obwohl alle jene Factoren, welche unsere Stadt zur Zeit des Mittelalters vor den übrigen Städten unseres Vaterlandes in so vortheilhafter Weise ausgezeichnet hatten, schon damals vorhanden waren, waren dieselben doch noch viel zu wenig entwickelt, als daß man sie mit unsern heutigen culturellen Factoren gut vergleichen könnte. Hinsichtlich der Reinlichkeit war in der alten Stadt vieles zu wünschen geblieben, und doch ist die Reinlichkeit die erste Bedingung der äußern Nettigkeit. Als Thatsache mag es angeführt werden, daß sich auf den Plätzen und in den Gassen der Stadt der Koth und das Kehricht ungemein angehäuft hatte. Der Schnee, welcher von den hohen Satteldächern herabgefallen oder von denselben durch den Hauswirth einfach auf die Gasse herabgeworfen worden war, blieb in derselben so lange liegen, bis er infolge der eintretenden milderen Witterung zerschmolz. Zur Anhäufung des Straßenkehrichts trug auch der Umstand bei, daß es an eigenen Kehrichtwagen zum Wegschaffen des Unraths und der Küchenabfälle aus den Häusern gefehlt hatte. Die meisten Hausbewohner warfen ihr Kehricht einfach auf die Gasse hinaus, das dann vom Wind und vom Regen auseinandergewühlt und auch nach entfernter liegenden Orten hingetragen wurde. Infolge des Mangels an Canälen floß allerlei übelriechendes Spülicht trägen Laufes die Gassen entlang dem Stadtgraben zu, nicht ohne größere und kleinere Pfützen am Wege zurückgelassen zu haben. Das Regenwasser hatte keinen gehörigen Ablauf und gieng an den tiefer gelegenen Orten der Stadt bis zu seiner gänzlichen Verdunstung und Austrocknung in stinkende Fäulniß über. Selbst der Hauptplatz

machte hierin keine Ausnahme.[1] Das stagnierende Wasser im Stadtgraben gieng gleichfalls in Fäulniß über, wodurch die Atmosphäre in gefährlicher Weise verunreinigt wurde. Die Stadtgräben dienten den Bewohnern der längs derselben sich hinziehenden Gassen allgemein als Ablagerungsort für Schmutz und Kehricht. Die Küchenabfälle, selbst verendete Hausthiere[2] wurden in dieselben hinabgeworfen; auf dieselben giengen auch die Aborte der Häuser hinaus und mündeten beziehungsweise die Ableitungscanäle derselben ein. Die Aborte der Häuser in den inneren Gassen bestanden blos aus einfachen Senkgruben, aus unausgemauerten Gruben von geringer Tiefe, und obgleich zur Entleerung derselben eine eigene Person, „der Kothkönig",[3] bestellt war, war die amtliche Thätigkeit desselben doch so primitiv, daß die Nachbarn jedesmal durch eine eigenthümliche Beklemmung davon Kenntniß erhielten, so oft der Kothkönig in sein Reich hinabgestiegen war. Aborte in den Gassen, Pissoirs, gab es, wie es scheint, in der Stadt überhaupt nicht, sondern nur außerhalb der Stadtmauern, in der Nähe der Thore, so daß auch die Canäle derselben in den Stadtgraben einmündeten.[4] Der Mangel solcher Aborte trug natürlich zur Vermehrung der Unreinlichkeit der Stadt bei. Wie man aus den Kammerrechnungen ersieht, wurden selbst die Hauptgassen der Stadt nicht regelmäßig gekehrt. Hatte der Unrath sich schon sehr stark angehäuft, so nahm der Stadt-

[1] „Die Wochen Cantate verlandt Maister Hansen" — heißt es in den Kammerrechnungen d. J. 1527 — „und seine geselln, das sie die großen Holtz am platz, aus der Laken zu der Azily Haws gerawmbt 1 Thl 4 Sch. 6 D."

[2] Interessant ist die Aufzeichnung in den Kammerrechnungen des Jahres 1442: „Item auch haben wier gebn dem Henninger, von ainen toten Roß Jn zu grabn, das Jn der Stat graben gefallen war pey sant Michels tar, das feunlich stank, das nyemant pey dem tar pleiben macht, 1 Pf. D." Weiter: „Item hab ich gebn den Henninger noch des purgermaister gescheft, das er das Ros, das man vormals Jn den Stat graben Jn gegraben hat, und das hatten die hunt hinwieder awsgraben, das er das von Gestank wegen, mit erdreich hin und wieder wol beschutt hat, 38 D."

[3] In den Kammerrechnungen d. J. 1443 heißt es: „Item hab ich gebn dem Hanreich tot kuenig, von den prifet pey der Scherigstuben hinden zu rawmen, und die grueb zu graben 4 fl auri."

[4] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1547 hatte der Kammerer „zalt ain Schanzkorb, pro loco secreto, vorm wedriß thor einzugraben 24 Denar."

kämmerer von Fall zu Fall einige Taglöhner[1] und einen Fuhrmann[2] auf und ließ durch dieselben den angesammelten Koth und das Kehricht, so gut es eben gieng, zusammenscharren und wegführen. Später verwendete man zu dieser Arbeit auch die Gefangenen[3] und die auf den äußeren Besitzungen der Stadt seßhaften Unterthanen;[4] nur erstreckte sich eine derartige Zwangarbeit nicht auf die ganze Stadt, sondern immer nur auf einzelne Gassen oder Plätze derselben[5] und ausnahmsweise, wie es scheint, gelegentlich einzelner Festtage auch auf die Vorstädte.[6] Deshalb darf es uns auch nicht wundern, daß selbst die Hauptplätze der Stadt die Reinhaltung vollständig vermissen ließen, umsomehr, als die auf denselben abgehaltenen Märkte, wie es sich von selbst versteht, viel Kehricht zurückgelassen haben mußten. Charakteristisch ist es übrigens für die Denkungsart der städtischen Organe, daß dieselben das Fegen und Reinigen des Marktplatzes nicht nach dem Markte, sondern vor demselben für nöthig erachtet hatten.[7] Deshalb darf es uns denn auch wahrlich nicht Wunder nehmen, daß schon König Siegmund mit der Stadt, was deren Reinlichkeit anbelangte, unzufrieden war und dem Stadtrath den Befehl ertheilte, für die Rein-

[1] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1434 hatte der Kämmerer gezahlt „am Sambstag vor Invocavit, 4 aribatern, dy das kot wieder zusammen zu hawfen auff den platz geschart haben, per 1 Pf. D.“ Weiter: „Item eodem die hab wir das übrig kot lign gelassen, aufzuscharen den schärgen, umb 5 Sch.“

[2] „Item Ainen furman, der das kat pey dem vischer Tar, und anders wo, wo sein not gewesen ist, ausgefurt, 80 D. wien.“

[3] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1566: „Ettlich gefangenen, am Platz khat geschart, aufgefast, denen umb prot 4 Sch.“ Laut deren d. J. 1568: „Ettlich gefangenen, die Mörung peim Wödritzer Thor gerawmpt, darumb brod geben 3 Schilling 18 Denar.“

[4] In den Kammerrechnungen d. J. 1588 heißt es: „Als die Holden aus der Stat khot ausgefuert, Innen umb prot gebn 6 Sch. 18 Den.“

[5] Noch im Jahre 1630 liest man: „Mer zalt 6 Lhon zu 1 Sch. 6 D. so den Platz, wie auch das Gäsel bei der Jungfrawen Closter allhier gekhert 7 Sch. 6 D.“

[6] In den Kammerrechnungen d. J. 1443 heißt es: „Item am Sambstag, am Heiligen pfinztag, hab ich geben umb 5 schawffeln per 7 D den platz zu rainigen — 7 Mistpreitern in der Newenstat, pey den Chreutz 10 D.“

[7] „Item hat mir unser Richter In dy Raitung gelegt, das er für mich aus hat geben 4 chnechten dy den platz habn gekchert vor unsern Jahrmarkt, darumb ich seinen Gober genug hab gethan, umb 34 D.“

haltung der Gassen künftig mehr Sorge zu tragen.[1] Trotzdem dauerte es noch ziemlich lange, bis die Stadt endlich ständige Gassenkehrer aufnahm. Das geschah, wie es scheint, erst um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, da um diese Zeit bereits von einer auf die Bürgerschaft umgelegten und von derselben von Fall zu Fall eingehobenen Abgabe zum Zwecke der Gassenreinigung Erwähnung geschieht.[2] Die Thätigkeit dieser ständigen Gassenkehrer erstreckte sich jedoch nur auf die Reinhaltung der Fahrstraßen, was daraus zu entnehmen ist, daß selbst noch im XVII. Jahrhundert die Hausbesitzer gehalten waren, für die Reinhaltung des Raumes vor ihrem Hause, d. i. des an demselben vorüberführenden Gehweges, Sorge zu tragen, wozu sie von den städtischen Wachtthürmen mittelst Trompetensignale aufgefordert wurden. Wenn man bedenkt, daß es zuweilen großer Ereignisse bedurfte und Persönlichkeiten hohen Ranges in die Stadt kommen mußten, damit die einzelnen Hausbesitzer sich zur Wegschaffung der Kehricht- und Düngerhaufen aus ihrem Hofe angetrieben fühlen sollten,[3] dann kann man sich leicht eine Vorstellung davon machen, wie oft die städtischen Thürmer ihre Lungen vergebens angestrengt haben mochten.

An der mangelhaften Reinlichkeit der Stadt trug zum großen Theile das mangelhafte oder wohl auch gänzlich fehlende Pflaster der Gassen die Schuld. Des Pflasters gedenken zwar schon die Kammerrechnungen des XV. Jahrhunderts,[4] aus denen man jedoch zugleich

---

[1] „Item am freitag nach concepcionis Marie“ heißt es in den Kammerrechnungen d. J. 1434, „schuff unser gnediger Herr der kayser, das man das kot vor dem Eylausenroth sollt lassen übereinander slahen VIII per 40 D fazit 1 Pf 80 D.“

[2] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1541: „Chamerer eingenomen von klingshirn, das er von Haws zu Haws, darumb man koth ausgefuhrt, empfangen hat, 3 Thl. 5 Sch. 6 D“

[3] Als im Jahre 1482 die Räthe des Kaisers Friedrich behufs der Unterhandlungen mit König Matthias hier erwartet wurden, bestellte der Stadtrath für dieselben im Mönchshof Quartier und ließ den im Hofe dieses Gebäudes angehauften Mist wegschaffen. „In vigilia Jacobi, als man sagt, des Kaisers Rat sollen her khomen . . und Zu denselben Hoff den Mist lassen aufrewmen, gehabt 6 aribater, hab Ich Zu alle gebn 1 Sch.'

[4] Im Jahre 1473: „Item am Pfinztag hab wir mer gebn den Ratten Niklas, das er sant und stain gefurt hat zu dem Pflaster der Stat 51 D.“ Weiter: „Item so hab ich getawsft von der tochamm stain zu der Stat pflaster umb 6 Pf“ Ferner: „Awsgebn awf der Stat pflasterer und uberleger 1 Pf 28 D“ 1475: „Item am ertag vor Ostern hab ich mer

ersieht, daß nur einzelne Hauptgassen, wie die Langegasse[1] und der Hauptplatz[2] ein Steinpflaster gehabt hatten. Der Umstand, daß der Stadtrath im Jahre 1552 der Bürgerschaft eine Auflage zu Pflasterungszwecken auferlegte,[3] ist ein Beweis dessen, daß die Pflasterung der Gassen damals schon üblich geworden war. Dieselbe erstreckte sich von dieser Zeit an thatsächlich auch schon auf die Vorstädte,[4] wo das Pflastergeld gleichfalls eingeführt war.[5] Es war eine große Seltenheit, wenn ein und der andere Bewohner von freien Stücken einen gewissen Betrag zur Pflasterung der Stadt gespendet oder letztwillig vermacht hatte, wie die Witwe des Wolfgang Wucher, welche im Jahre 1537 50 Thaler zu diesem Zwecke vermachte.[6] Zur Pflasterung verwendete man den in den städtischen Steinbrüchen am Schloßberge und in Sellendorf gebrochenen Granit; daß das Pflaster jedoch im XV. Jahrhundert noch sehr mangelhaft war, geht daraus hervor, daß die Stadt zu jener Zeit noch keine eigenen Pflasterer, damals „Überleger" genannt, hatte. Man ließ dieselben aus Wien[7] und aus Öden-

---

gebn, den Salamon und zwaien knechten, die gepessert habn das pflaster gemainer Stat presspurg, ain per 16 D." — 1492: „Awsgeben awf die Stat zu pflastern." — 1494: „Awsgeben awf die Pflasterer und stösser."

[1] Im Jahre 1457: „Item und habn gehabt pei den überlegern in der langen gassen vor dem Zehenthof, 2 hantreicher, ainer der das chot fuderrawmpt vor dem überleger und der andere, der dem über leger stain und sant zuraicht per 14 D." Weiter: „Item hab ich gebn dem Peter überleger, von wegen das der purgermaister mit sampt dem chamerer Im abgemessen hat In der langen gassn vor dem zehnthoff, was der da überlegt hat, und das pracht 7 Rutten von jeder Rutten 40 D."

[2] Im Jahre 1491: „Suntag vor viti, ain platz zu pflastern angehebt." — 1513: „gepflastert am platz für den prun hinawf zw Herrn Michel Meixner." — 1520: „am platz vor des vleisch Jörgen Haws gepflastert." — 1651: „Auf den Platz umb den Pranger zw Pflastern zalt 33 Klafter."

[3] „der Bürgerschaft an diesen Inhalt ainer Zedl auferlegt, yeden vor seinem Haus zu bezalen."

[4] Im Jahre 1558: „Die wochen Marie Magdalene, zalt Stain und Sant zum Pflaster auf die Wödritz zu füeren 4 Thl." Weiter: „Mer zalt im Augusto die Wedritzgassen zu pflastern 375 1/3 Klafter, von jeder 2 Sch." 1651: „den Abraham Rößler, Pflasterer, so unter dem Wödritzerthor bis zue den Schranthen gepflastert, 24 Klafter."

[5] Im Jahre 1558: „Eingenomen von Franz Meinhart pflastergelt auf der Wedritz, in abschlag seines pflasterregisters 48 fl. ungrisch, facit 60 Thl."

[6] Witwe des Bürgers Wolf Wucher „alde brugmaisterin."

[7] „Item ain Maister hat man von Wien pracht, der das Pflaster sold gelegt habn."

burg[1] kommen, die dann nach verrichteter Arbeit wieder nachhause giengen. Das so schlecht und recht gelegte Pflaster ließ man dann so, wie es war, infolge dessen es auch bald verdarb. Erst im Jahre 1496 finden sich eigene städtische Pflasterer erwähnt,[2] was auf eine bessere Instandhaltung des Pflasters schließen läßt. Darauf lassen auch die nicht unbedeutenden Ausgabeposten schließen, laut deren die Stadt jedem ihrer Pflasterer wöchentlich einen Ducaten oder nach unserem heutigen Geldwerthe jährlich 756 Francs gezahlt hatte.[3]

Je schmutziger und löcheriger die Gassen waren, umso beschwerlicher mußte natürlich auch der Verkehr in denselben, besonders zur Nachtzeit sein. Die Beleuchtung der Stadt bildete demnach einen umso wichtigeren culturellen Factor im städtischen Leben. Man kann behaupten, daß die mittelalterlichen Städte hinsichtlich der Beleuchtung im Allgemeinen ungemein vieles zu wünschen übrig ließen. Auch von Preßburg steht es nicht minder, daß die Bewohner der Stadt Jahrhunderte hindurch bis zu der im Jahre 1855 erfolgten Einführung der Gasbeleuchtung den Mangel einer gehörigen Beleuchtung und infolge dessen die sichere Behaglichkeit des Daheimbleibens zur nächtlichen Zeit gar sehr empfunden hatten. Wer im Mittelalter dennoch genöthigt war, die Straßen zur Nachtzeit zu betreten, nahm eine Handlaterne mit sich, welche mit Papier oder mit Leinwand überzogen war. Wohlhabendere Personen, vornehmere Herren, ließen sich Pech- oder Wachsfackeln vortragen. Bei der Anwesenheit König Siegmunds in Preßburg im Jahre 1434 ließ der Magistrat die Stadt mit Papierlaternen beleuchten.[4] Später überzog man die Laternen statt des Papiers auch

---

[1] Im Jahre 1494 heißt es: „Als der phlasterer Maister von Oedenburg herüber komen war, und mein Herrn angelangt zu phlastern hie, und In seinen Abscheiden meine Herrn umb zerung gepeten."

[2] Preßburger Zeitung 1877, Nr. 107.

[3] Rakovßky: Das Preßburger Rathhaus S. 24. Br. Nyáry: Die Hippolyt-Codexe in Modena. (ung. Szazadok (ung. historische Zeitschrift VIII. 5.

[4] In den Kammerrechnungen dieses Jahres heißt es: „Als unser gnediger Herr der Kayser schuf, das man licht solde haben, und feuer machen, umb 1 puch papir, dy latern zu überzihn 32 D." Weiter: „Item umb 2 Pf. Kerzen Inn dy latern auff dem Rathaws, dem Kayser zu ern, und den Jungen herzogen 1 Pf. D."

mit Leinwand.[1] Am Anfang des XVI. Jahrhunderts waren die Stadtthore schon mittelst der in eisernen Pfannen brennenden Pechzelten beleuchtet,[2] und diese Art der Beleuchtung wurde später auch auf die Gassen ausgedehnt.[3] Im Jahre 1555 strahlten bereits drei solcher Feuerpfannen auf dem Hauptplatze ihr qualmendes rothes Licht aus.[4] Diese Pechpfannen waren in der Regel an den Eckhäusern angebracht; die Instandhaltung und das regelmäßige Anzünden derselben war Sache des Büchsenmeisters.[5] Die zur Beleuchtung dienenden Pechkränze wurden aus Pech und aus dem auch heute noch in der Umgebung der Stadt sehr häufig zum Feueranmachen verwendeten Kienholz hergestellt.[6] Zuweilen mengte man auch Stroh unter die Pechkränze.[7] Die Anfertigung derselben besorgten die städtischen Waldförster.[8] Offenbar war diese Art der Beleuchtung nicht nur sehr lästig und unangenehm, sondern selbst äußerst gefährlich. Der aus den brennenden Pechpfannen aufsteigende qualmende Rauch machte sich den in der Richtung des Windes wohnenden Personen recht unangenehm fühlbar. Fiel Schnee oder Regen, so war diese Art der Beleuchtung kaum zu bewerkstelligen; wehte der Wind, so konnte dieselbe sogar gefährlich werden, so daß die Talglaternen, durch welche die Pechpfannen im Jahre 1760 außer Gebrauch kamen, einen großen Fortschritt in der

[1] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1491: „Kawfft 3 elln limbatt, zu vier lutern Im Rothaws zu überziehen, 1 elln per 12 D."

[2] In den Rechnungen d. J. 1510 heißt es: „Maister Stephan zymerman unter sand Michelsthor das phandl zum pechzelten eingemacht." 1542: „Die Pfan beim Heitauer abprochen, und unter Wedritzer thor gemacht per 12 D."

[3] Laut der Rechnungen d. J. 1535: „Ain Latern an des Johanessen Haus angemacht per 3 kr." 1542: „Ain feur pfanen peim Heitauer auffgemacht per 6 D." 1545: „Drei newe feuerpfanen an die Burgerhäuser gemacht per 4 Thl."

[4] „3 Fewerphann" fur deren „anhengken" der Stadtkämmerer 1 Thl. 2 Sch gezahlt hatte.

[5] „Den Püxenmaister ain zündstangel dahin beschlagen 12 kr." Weiter: „Zalt ain pechkessel zu pessern 24 D." So heißt es in den Rechnungen d. J 1545.

[6] Laut der Kammerrechnungen d. J. 1549: „Als kunigliche Majestät Hie gewesen, zalt etlich putten khien, zu Pech Ring 1 Thl. 2 Sch 20 D."

[7] „Die wochen Nativitatis domini zalt pechring helfen machen 2 Sch., darzu stro kaufft per 3 Sch" So in den Rechnungen d. J 1556.

[8] „Holz klain zu hacken und zu schneiden in die Feuerpfan 2 Sch. Im Rathaws Pechzelten machen lassen, zalt waltförstern ain Jausen 4 Sch. 22 D." So in den Rechnungen d. J. 1563.

Entwickelung des städtischen Lebens bezeichneten. Diese wurden dann später durch die Öllampen und diese wieder durch die Gaslampen verdrängt.[1]

Es wirft jedenfalls ein eigenthümliches Licht auf unsere Vorfahren, daß dieselben trotz ihres stark entwickelten Sinnes für die Schönheit der Kunstformen, trotz der sowohl in ihrem öffentlichen wie in ihrem privaten Leben so oft zu Tage tretenden Begeisterung für erhabenere, geläutertere Ideen, andererseits selbst gegen solche Gebrechen nicht vermochten anzukämpfen, durch welche die äußere Nettigkeit sowohl in der Umgebung der Privathäuser als auch der Stadt selbst so ungemein beeinträchtigt wurde. Es läßt sich nicht läugnen, daß auch in Alt-Preßburg, ebenso wie in andern größeren Städten des Westens, die Unordnung und Unreinlichkeit sich überall in den Gassen bemerkbar gemacht hatte. Selbst der Hauptplatz bildete hierin keine Ausnahme. So lesen wir in den Kammerrechnungen des Jahres 1491, daß der Platz zum Theil von daselbst aufgeschichteten Holzhaufen eingenommen war.[2] Laut der Rechnungen des Jahres 1501 befand sich hier der städtische Zimmerplatz.[3] Hier stand auch die aus Holz erbaute Küche des Primas Nicolaus Oláh.[4] In der Stadt aber wurde der gute äußere Eindruck der Gassen überall durch alte Schoppen, Buden und wüste Häuser beeinträchtigt. Dieser wüsten Häuser gedenken die alten Aufzeichnungen besonders häufig, was wir uns nicht anders zu erklären vermögen, als daß die Stadt häufig von großen Feuersbrünsten heimgesucht worden sein mußte. Von solchen Feuersbrünsten haben wir auch thatsächlich zahlreiche Nachrichten. Die im Jahre 1314 ausgebrochene Feuersbrunst war so verheerend gewesen, daß selbst viele interessante

---

[1] Siehe Rakovßky: Alterthümliche Überlieferungen von Preßburg. Preßb. Ztg. 1877, Nr. 109.

[2] „Als man dy Ennspawn im unfried auf den Platz gefuert hat;" weiter: „Als man das Holz am platz bei den protpenkhen über einander kugelt hat"

[3] „Am Mitichen nach Pfinztag, wolf zymerman selbander vor dem Rathaws Holz aufgehakht zu den schießhütten"

[4] „Mer zalt Herrn Olahi Canzler, am platz ein kuchen zu pawen, per 6 fl" heißt es in den Kammerrechnungen d. J. 1551. Später wurde ebenfalls hier während des Landtages die Küche des Königs Maximilian aufgestellt, „kaiſ Majestät kuchen," wie es in den Rechnungen d. J. 1638 heißt

Urkunden des Capitels zu Asche verbrannten.[1] Im Jahre 1374 erwähnt König Ludwig I. der eben infolge einer Feuersbrunst eingetretenen großen Verarmung der Bewohner Preßburgs.[2] Im Jahre 1428 zündeten die Hussiten die Vorstadt an und verbrannten die meisten Häuser derselben.[3] Im Jahre 1515 gedenkt Uladislaus II. als Augenzeuge jener schrecklichen Feuersbrunst, durch welche die Bürgerschaft der Stadt während seines Aufenthaltes in derselben an den Bettelstab gebracht worden war, so daß er sich genöthigt sah, die Bürger nicht nur von jeder ordentlichen und außerordentlichen Abgabe auf 12 Jahre zu befreien,[4] sondern der Stadt außerdem fünf Jahre hindurch ein Dar=

[1] Das Preßburger Capitel führt in einer aus diesem Jahre ausgestellten Urkunde an, es seien einige Urkunden inter alias res in Cista discreti viri et honesti magistri Petri prepositi, concanonici nostri karissimi, in incendio Civitatis Poson. essent combuste et penitus in Cinerem transmutate, redacte. (Diplom d. Anjouzeit (ung.) I, 313. 343. Knauz: Mon. II, 696.)

[2] Cum nos fidelibus nostris universis Civibus et hospitibus Civitatis nostre Posoniensis conpaciendo eorum paupertatibus et inopijs quibus incremacione civitatis eorum perpessi sunt, deshalb untersagt er den Dreißigern und Mautheinnehmern an der Donau die Einhebung einer Gebühr von den Preßburgern fur die von denselben bezogenen Lebensmittel. (Dipl. Pos. I, 415. 511.

[3] per ingressum Haereticorum in Districtu eiusdem Civitatis in Anno D. 1428 exustionem et in ipsius aedificiis priusdam constructis, per eorum Saeuitatis insultum pro maiori parte destructionem. (Fejér: Cod. Dipl. X. VII, 141.)

[4] quum manifesta et notoria sint, illa maxima et irrecuperrabilia dampna atque incomoda, que fideles nostri cives et inhabitatores huius Civitatis nostre Posoniensis, et quidem pociores in hoc celeberrimo conventu nostro, quem hic Posonij cum Serenissimo domino Rege polonie fratre nostro charissimo habemus nobiscum ipsa fraterna Maiestate presentibus ut proprijs oculis cernentibus nuper per ignis incendium in domibus ac rebus et bonis eorum susceperunt, intelligamus preterea ipsos Cives et inhabitatores eiusdem Civitatis nostre alioquin in magnam egestatem et inopiam per inutilem progressum rerum et questuum suorum aliaque varia infortunia et adversos casus devenisse, quo igitur ijdem Cives nostri ex huiusmodi extrema et intollerabili pene egestate atque inopia eorum aliquantisper relevari, muneroque ac opibus pro nostra Reginaque utilitate adaugeri, atque civitatem ipsam nostram ex ipsis suis ruinis restaurare et domus combustas de novo preparare possint; deshalb befreit er die Stadt beziehungsweise die Bürger derselben ab omni et qualibet solucione censuum et taxarum nostrarum tam ordinariarum quam eciam extraordinariarum, sed et quorumlibet subsidiorum auf 12 Jahre in der Weise, daß diejenigen, deren Hauser nicht verbrannten, die Abgabe, welche sie 12 Jahre hindurch zu entrichten hätten, nicht für sich verwenden dürfen, sondern ad reformatio-

lehen von jährlichen tausend Gulden aus dem Dreißigstgefälle in Preßburg anzuweisen.[1] Bei dieser Gelegenheit war auch das Wohnhaus des Königs ein Raub der Flammen geworden.[2] Infolge des riesigen, durch diese Feuersbrunst verursachten Schadens erließ König Uladislaus dem Domcapitel in Preßburg im Jahre 1516 die Entrichtung der Kriegssteuer.[3] Dieser schrecklichen Feuersbrunst gedenkt übrigens auch eine Urkunde des Preßburger Capitels aus dem Jahre 1525.[4] Bedenkt man nun diese häufig vorgekommenen Feuersbrünste, sowie anderseits die infolge derselben eingetretene Verarmung der Bewohner unserer Stadt, so wird man die häufige Erwähnung der „wüsten Häuser" sehr leicht begreiflich finden.

Zieht man endlich auch den Umstand in Betracht, daß man zu jener Zeit ohne Rücksicht auf irgendwelche sanitätspolizeiliche Vorschriften, welche heutzutage so genau eingehalten werden, bei der Be-

---

nem ac refeccionem murorum et ruinarum ac necessariorum edificiorum eiusdem Civitatis. Dipl. Pos. III, 701—702.)

[1] Die Anweisung war an die Bedingung geknüpft, daß von diesem Betrage jährlich 150 fl. dem Capitel und den Altaristen auszufolgen sind (Privatarch. des Preßb. Cap. Capsa G. fasc. 3 Nr. 63. Knauz: Ung. Sion (ung.) IV, 163—164.)

[2] Bél: Adparat. Dec. 1. S. 286. Istvánfi schildert diese Feuersbrunst folgendermaßen: — — grave et atrox incendium, Posonii fortuito exortum, maiorem partem civitatis (nach Cuspinian: plus media bei Bel absumsit, interque caetera arsit Vladislai hospitium cum multarum, quae invalescente igne eripi non poterunt, rerum iactura. (Regni Hung. Hist. Köln 1724. Libr. IV, S. 49. Knauz: Ung. Sion (ung.) IV, 161.)

[3] In der Urkunde des Königs Uladislaus aus d. J. 1516 heißt es: ipsi Capitulo (Posoniensi) ob illam grandem incineracionem, qua nedum domus, verum et substancie eorum sunt deperdite, deshalb erläßt er demselben die Kriegssteuer. (Knauz: Ung. Sion (ung.) IV, 166—167.)

[4] proxime effluxis his Annis Serenissimi Principibus et Domini, Domino condam Uladislao Rege Hungarie et Bohemie ect., necnon Domino Sigismundo Rege Polonie ect. in hac ipsa Civitate Posoniensi conventum et Dieta facientibus, et cum omni Curia ipsorum personaliter interessentibus, ignis a casu undecunque se excussisset et electiorem partem dicte Civitatis Posoniensis penitus con grasset, ibique inter Ceteras domus concivium ejusdem Civitatis Posoniensis, predicta quoque domus et Curia Sancte Catharine penitus exstitisset concremata, que non nisi magnis sumptibus et expensis, ac cum maxima incomoditate dicti monasterij refici possit et reperari. (Dipl. Pos. III, 785—86. Preßb. Stadtarch. Lad. 15. Nr. 16.)

stattung der Leichen vorgieng,[1] so wird man es zugleich begreiflich finden, daß der Mangel an äußerer Sauberkeit auch auf die allgemeinen sanitären Verhältnisse unserer Stadt von ungünstigem Einfluß sein mußte. Der allgemeine Gesundheitszustand in Preßburg war übrigens schon infolge des Umstandes weniger günstig, weil eben durch die Bauart der Häuser die Lüftung der engen und krummen Gassen der Stadt erschwert war. Während die in neuerer Zeit angelegten breiteren, geraden Gassen von der Luftströmung durchzogen werden, herrscht in den alten Gassen überwiegend beständige Windstille. Eine stärkere Luftströmung macht sich nur an solchen Orten bemerkbar, wo dieselbe infolge der winkeligen Beschaffenheit der Gassen oder der hohen Bedachung geradliniger Gebäude aus dem höheren Luftkreis in die tiefer gelegenen Regionen abgelenkt wird, wie man es am Sanctuarium unseres Domes, im Rathhausgäßchen und in der mit vollem Rechte früher so benannten Windgasse (jetzt Jókaigasse) erfahren kann. Doch läßt sich anderseits nicht läugnen, daß der kühlende Schatten dieser alten engen Gassen uns den Aufenthalt und das Leben in denselben in der heißen Sommerzeit recht angenehm gestaltet, während die glühende Hitze der im Mittag stehenden Sonne uns das Verweilen in den Häusern der breiten, neuen Gassen fast unerträglich macht. In solchen Zeiten muß uns das alte Rom in den Sinn kommen, in welchem nach dem von Kaiser Nero im großartigen Maßstabe durchgeführten Wiederaufbau die Großartigkeit der Neubauten von den blos oberflächlich urtheilenden Personen zwar sehr bewundert wurde, weiser denkende Männer jedoch mit Bedauern jener alten, krummen Gassen gedachten, in welchen man immer

[1] Gelegentlich der im vorigen Jahre durchgeführten Regulierung des Domplatzes zeigte es sich, daß die Leichen kaum 1--2 Fuß unter dem ursprünglichen Niveau des Bodens lagen. Aber auch die Kammerrechnungen bezeugen die Oberflächlichkeit der Art der Bestattung in früheren Zeiten. Es heißt nämlich in den Rechnungen d. J. 1567: „Chamerer zalt, demnach ain Regiment Teitscher knecht im abzuge lange allhie gelegen, und bezalt warden, derohalben sich unter den knechten und Burgerslewtten, mit ain kleiner sterb erhebt, Erdrich von der dürren Mauth auf sant Larenzen freythoff zu fueren, und domit die Gräber, die seicht gewesen und mit Toten Cörper Hawffenweis erfüllt, zu verhuetung künftigen gestankens, zu beschütten, feuerlewtten 20 lon zu 3 Rossen.“

kühlenden Schatten gefunden hatte.[1] Dies war thatsächlich auch die Überzeugung des Tacitus, welcher er zwischen den Zeilen zu lesen Ausdruck verleiht, indem er schreibt: „es giebt Leute, welche der Meinung sind, daß der frühere Zustand der Stadt der Gesundheit zuträglicher gewesen sei.“[2]

[1] Gaston Boissier: Archäologische Spaziergänge. Rom und Pompeji. Übersetzt von Anton Molnár. 1883. Cap. 1. S. 2.

[2] erant tamen qui crederent veterem illam formam salubritati magis conduxisse. (Annales XV, 43.)





Anhang.





Erstes Stück.

Das Weingebirge der Stadt Preßburg im Mittelalter.

Altfried. 1485. Martin Rainüng vermacht seiner Gattin Margarethe „ain Weingarten genant der Altfried." (Prot. Test. 203 a.)

1497. Dorothea Achtsint vermacht der Kirche zu St. Michael 7 fl. „die sten auf ainen Weingarten allfried genant." (I, 262/a.) — Eine Ried dieses Namens ist in Preßburg gegenwärtig unbekannt.

Ambler. 1509. Barbara, die Witwe des Wolfgang Neusidler, vermacht ihrem jüngsten Sohne Hannsl „ainen weingarten genant der Ambler." (I, 324.) — Unter diesem Namen im Weingebirge der Stadt gegenwärtig unbekannt.

Amlslag. 1489. Barbara, die Witwe des Schusters Vincenz, vermacht dem Sohn ihrer Schwester „ain weingarten auf der Statgrund Im amlslag gelegen." (I, 221.) — Dieser Name kommt gegenwärtig im Weingebirge der Stadt nicht vor.

Andre. 1489. Martin Gailsam vermacht seiner Gattin Helene „den weingarten der Andre." (I, 219/a.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seinem Sohne Johann „ain weingarten Im Anndre frey und ledig." (I, 408.) — Ist möglicherweise mit der gegenwärtig unter dem Namen Antreich bekannten Ried identisch.

Arzt. 1452. Anna, die Gattin des Michael Zistler, vermacht ihrem Ehegatten „ainen weingarten Im Artz." (I, 74.)

1481. Stephan Kranhoffer vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „den Weingarten Im Artz gelegen neben des Caspar Stampher Weingarten." (I, 186.)

1505. Anna, die Witwe des Kaspar Mutt, ordnet in ihrem Testamente den Verkauf eines ihrer Weingärten „Im arzt" an. (I, 303 a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Baumgarten. 1433. Paul Rymer vermacht seinem Vetter Johann Huntzfeint „Ein Weingarten Jnn pawngarten neben den hensel mueleich gelegen mit frucht." (I, 14.)

1464. Wolfgang Spies vermacht seiner Gattin Cäcilia einen weingarten „gelegen Im pawngarten." (I, 117.)

1473. Johann Hartel vermacht seinem Sohne Martin „halb weingartten genant der pawngartten." (I, 160 a.)

1475. Kaspar Raisschneider vermacht dem Arzte Nicolaus „den Weingarten yn den pawngartten." (I, 167/a.)

1477. Jakob Zepphel vermacht seiner Gattin Cäcilia „den Weingarten In dem Pangarten." (I, 169/a.)

1484. Georg Poltinger vermacht seiner Gattin Dorothea „den Weingartten Im Pamkhartten gelegen." (I, 199.)

1488. Dorothea Pultinger verordnet in ihrem Testamente „den weingarten in den außern pankarten gelegen" zu verkaufen. Weiter unten vermacht sie „vnd mer ain weingarten das In der tail In pangartn gelegen" ihrer Schwiegertochter Agnes. (I, 218.)

1490. Elisabeth, die Witwe des Johann Bernhart, vermacht ihrem Sohne Bernhard „meinen weingarten Im pawmgarten." (I, 222/a.)

1501. Wolfgang Schramm vermacht seinen beiden Töchtern, Margarethe und Barbara, „ain Weingarten gelegen In Panckarten neben Pisentzer." (I, 276/a.)

1501. Johann Wernher vermacht seinem Sohne Lorenz einen Weingarten „genant der Pawngarten ledig und frey." (I, 277.)

1501. Valentin Pistentzer vermacht seiner Tochter Katharina „ainen weyngarten in den Panckharten gelegen." (I, 282/a.)

1503. Agnes, die Gattin des Wolfgang Walh, vermacht ihrer Tochter Agnes „ainen weyngarten genant In Pamkarten." (I, 292.)

1506. Der Fleischhauer Mathes Böhem vermacht seiner Gattin Barbara „ainen weingarten im pawmgarten mit aller geltschuldt." (I, 316/a.)

1527. Johann Klaubensinn erklärt in seinem Testamente, daß ihm Georg Wisand 25 fl. schulde „von wegen ains weingarthn Im paungarthn, so er von mir erkhaufft hat." (I, 416.)

Gegenwärtig finden sich im Preßburger Weingebirge die Rieden: Baumgartl und Baumgartl-Neusatz. Die Benennung Neusatz ist offenbar neueren Ursprungs. Die Ried Baumgartl liegt in der Richtung von Ratzersdorf nördlich vom Stationsgebäude der Preßburger Eisenbahn, oberhalb der Ried namens Batzen.

Bierschlegl. 1493. Margarethe Egban vermacht „ainen weingartten bierschlegl dem peter orthaber." (I, 232/a.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seiner Gattin Ursula einen weingarten „den wirschlegel." (I, 408 a.) — Ist auch heute noch unter dem Namen Bierschlägeln vorhanden.

Bistritzer. 1429. Stephan Ainrer vermacht seiner Tochter Magdalena „ainen weingarten halben genant Jn Pistritzern vnd halben tail meinen einchel Agnesen." (I, 27.)

1435. Anna, die Gattin des Georg List, vermacht ihrem Ehegatten „Jren weingarten genant der pistritzer." (I, 15.)

1436. Andreas Grauppner vermacht seinem Oheim Stephan List „ainen weingarten genant der pistritzer ledig und frey." (I, 22.)

1476. Peter Kraws vermacht seiner Gattin seinen Weingarten „genant der Westritz." (I, 173.)

1490. Magdalena, die Gattin des Thomas Behem, vermacht ihrem Gatten ihren „weingarten den Pistritzer auf der Statgrund gelegen." (I, 223.)

1494. Thomas Behem vermacht seiner Gattin Dorothea „den Pistritzer." (I, 241/a.)

1496. Michael Kern vermacht seiner Gattin einen Weingarten „Jm pistritzer." (I, 257/a.)

1503. Dorothea, die Gattin des Thomas Peham, erklärt in ihrem Testamente: „Meinen weingarten pistnytzer hat kauft der korbler vmb LX. gulden." (I, 291.)

1506. Apollonia, die Gattin des Friedrich Manhart, macht auf einen ihrer Weingärten „genant Jm pißtritzer" ein Vermächtniß von einigen Gulden. Dieselbe testiert auch dem Johann Dungkel 1 fl. „auf dem Weingarten genant der pistritzer." (I, 311.)

1517. Katharina, die Gattin des Mathes Czother, schreibt: „schaff ich auff ain weingarten genant Jm pistritzer ain Romfart." Auf ebendenselben Weingarten auch für eine Wallfahrt nach Aachen. (I, 376 a.)

1521. Margarethe, die Gattin des Nicolaus Eder, vermacht ihrem Gatten „ain weingarten gelegen in pistrizern gantz frey und ledig." (I, 393 a.) — Die Ried Bisternitzer besteht auch heute noch im Weingebirge der Stadt, südlich vom tiefen Weg und westlich von der Märzengasse, der gegenwärtigen Stefaniestraße. Südlich gränzt an dieselbe die Ried Märzeln an.

Böhm. 1443. Johann Kuehanns vermacht seinem Sohne Andreas „den halben weingarten Jn dem pehem gehaißen gelegen." (I, 34 a.)

1441. Ulrich Fuerst vermacht seinem Sohne Andreas „ain weingarten genant der pehem gelegen Jm wurtzenbach ainthalben der laken des Mathes lehener weingarten vnd anderthalb des kue Andre

Weingarten." (I, 61 a.) – Besteht auch heute noch unter dem Namen Böhm.

Burgstal. 1443. Johann Gapler verfügt testamentarisch über seinen Weingarten „Genant das purkstal." (I, 47/a.)

1449. Agnes, die Gattin des Peter Hafner, vermacht ihrer Tochter Margarethe den dritten Theil eines Weingartens „im purkstal." (I, 83/a.)

1467. Der Schmied Peter Müschinger vermacht seiner Gattin sammt seinen Kindern „den weingarten Im Purkstal." (I, 132.)

1471. Georg Paer vermacht seiner Gattin Agnes „Ain weingarten genant Im purkhstal ledig vnd frey" (I, 151/a.)

1482. Margarethe, die Gattin des Thomas Wochinger, vermacht ihrem Gatten „drew tail weingarten gelegen Im purgkstal." (I, 192.)

1486. Agnes, die Gattin des Leonhard Steyr, testiert ihrem Gatten „das purckstal weingarten." (I, 207.)

1494. Der Schmied Michael Prestinger vermacht den beiden Söhnen seiner Gattin Barbara, dem Priester Meister Lorenz und dem Johann Muschinger, „den Weingarten purckchstal." (I, 257/a.)

1504. Katharina Mischinger, die Gattin des Meister Johann Schmidt, vermachte den Klarissernonnen „Ain weingarten mit namen Im Purgstall vntter dem geschloß." (I, 299/a.)

1510. Rosina, die Gattin des Wolfgang Karmitz, vermacht ihrem Gatten und ihren zwei Kindern „ainen Weingarten gelegen Im purgkstal." (I, 327 a.)

1511. Jakob Haytewr vermacht „meiner pasel (Base) Anna Bartlwewer den purgstal." (I, 334.)

1512. Der Schuster Johann Hawser vermacht seinem Sohn Andreas „Ain halbs Weingartlein Mit namen Purgkhstall ledig vnd frey," (I, 343.) die andere Hälfte aber seiner Gattin Helene. (I, 343/a.)

1519. Der Schuster Johann Schmid vermacht seiner Gattin „ainen weingarten gelegen Im purgkstall." (I. 393.)

1524. Lorenz Natter vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „Im purgkstall." (I, 407.)

Diese Ried existiert auch heute noch im Weingebirge der Stadt u. zw. südwestlich vom Schlosse, unterhalb der „Hausbergln" und oberhalb der Maria Theresiastraße.

Clepeis. 1455. Simon Kramer vermacht seiner Gattin Klara „ainen weingarten genant Im Clepeis bei Selendorf des nachper ist Jorg Sunlewtter." (I, 80 a.) — Das gänzlich verschwundene Dorf Sellendorf lag in der unmittelbaren Nähe der Stadt.

Canerl. 1519. Barbara, die Gattin des Sebastian Eisenreich, vermacht ihrem Gatten „den Wanngarthen genant der Canerl.“ (I, 386/a.) — Dieser Name ist gegenwärtig unbekannt.

Chapher. 1437. Kunigunde Raneis vermacht ihrem Sohn Georg „meinen weingarten genant der chapher gelegen awßerhalb des wasserturn.“ (I, 27/a.)

1508. Der „statschuester“ Nicolaus vermacht seiner Gattin Barbara „ain Weingartl gelegen in khapher außerhalbs wasserthurm.“ (I, 320.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig gleichfalls nicht mehr vor; die einstige Lage dieser Ried ist jedoch durch die angeführten Testamente ganz gut bezeichnet, laut deren Angabe dieselbe außerhalb des Wasserthurms, demnach am südlichen Abhange des Schloßberges lag

Chündler. 1473. Stephan Ranes bestimmt in seinem Testamente: „auff meinen Weingarttn genant der Chündler (?) schaff ich ainen Jartag Im Capitel zw halden XL gulden.“ (I, 161.) — Möglicherweise hat man unter diese Benennung die Ried Kunthner zu verstehen

Dientl. 1472. Johann Zennklein führt unter anderem als seinen Besitz „ainen weingarten zu Prespurg genant der dienvil“ an. (I, 158.) Eine Ried namens Dientl gibt es auch heute noch im Gebirge der Stadt.

Donauleiten. 1435. Leonhard Langwiser vermacht seiner Gattin Barbara „den weingarten der do genant ist die Twnaleiten.“ (I, 12.)

1436. Heinrich Ambser erklärt, daß er „an dem weingarten Tunawleitten genant auf der Stat gepiet“ 40 Pfd. Wiener Denare schuldig sei (I, 29.)

1444. Helene, die Gattin des Andreas Irher schreibt: „Ich schaff auf meinem weingarten der Tunawlewten auf meinen halben tail ain Jartag In den pfarrhof Jerleich zu begen.“ (I, 49.)

1444. Andreas Irher vermacht dem Riemer Ulrich, seinem Bruder, „ein halben weingarten auf Tunawlewten.“ (I, 50/a.)

1444. Leonhard Emerber vermacht seiner Gattin Anna „zway tail in Tunawleutten frey und ledig.“ (I, 53/a.)

1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seiner Tochter Margarethe „die Tunawleytten . . . auf der Stat grunndt zu prespurg.“ (I, 69/a.)

1453. Paul Schreiner vermacht seiner Gattin Katharina „den weingarten gelegen in der Tunawlewtten.“ (I, 72/a.)

1453. Paul Schreiner vermacht seiner Gattin Katharina „den weingarten gelegen in der Tunawleutten.“ (I, 79/a.)

1467. Christoph Sailler vermacht seinem Vetter Christian „ain weingarten gelegen in der Tunenlewtten neben des langen paul tail.“ (I, 141/a.)

1467. Stephan Walich, Bürgermeister, vermacht seiner Gattin Euphemia einen weingarten „die Tunalewten, zunagst hannsen Amser vnd Simon Bratersky weingarten gelegen.“ (I, 147.)

1468. Elisabeth, die Gattin des Paul Muschenraif, vermacht ihrer Tochter Barbara „ainen Weingarten gelegen auf prespurger grund genant in der Tunawleyten“ (I, 142/a.)

1472. Simon Tumritzer vermacht seiner Gattin einen Weingarten „genant by Tunaleytten.“ (I, 154.)

1477. Anna, die Gattin des Nicolaus Messerer, verfügt letztwillig über ihren „Weingarten Tunawleiten.“ (I, 171/a.)

1478. Katharina, die Gattin des Andreas Hamer, vermacht ihrer Tochter Maria „ain halben weingarten in der Tunaleiten das Innertail neben dem hrn Wolffgang prechtl,“ und einen anderen halben Weingarten „in der Tunawleiten zu nagst dem holtzer“ den Kindern ihrer Tochter. (I, 177/a.)

1481. Katharina, die Gattin des Nicolaus Stern, vermacht der Gattin des Bäckers Lorenz, namens Barbara, „mein Weingarten In der Tunawlewten gelegen.“ (I, 185/a.)

1481. Dorothea, die Gattin des Johann Pottenberger, vermacht ihrem Verwandten ihren Weingarten „dj lang Tunawlewtn hie gelegen neben der Niclas Mornerin taynnalewtn.“ (I, 186/a.)

1487. Anna, die Gattin des Stadtrichters Andreas Holtzer, vermacht „den Weingarten in der Tunalewten gelegen“ zu einer Meßstiftung für das h. Kreuz. (I, 207/a.)

1487. Georg Köchermacher vermacht seiner Gattin und seinem Sohne „den Weingarten in der Tunawlewten gelegen.“ (I, 211/a.)

1487. Der Schneider Johann vermacht der Kirche zu St. Martin „den großen Weingarten in der Tunawlewten gelegen.“ (I, 212/a. 213.)

1492. Barbara, die Witwe des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht Petronella, der Tochter ihrer Schwester, „ainen weingarten Twnalewten gelegen ledig und frei.“ (I, 229/a.)

1494. Der Bäcker Lorenz vermacht seiner Gattin Dorothea „den Weingarten in der Thunaleiten gelegen.“ (I, 239/a.)

1497. Andre Holtzer und dessen Gattin Rosina verkaufen ihren Weingarten „in der Thünaleiten neben den Michel Pecken an aine, und des Casparn Stampfer an der anderen seiten, weingärten gelegen“ dem Preßburger Propst und Bischof von Neutra, Anton. (Dipl. Pos. III, 589.)

1498. Barbara, die Witwe des Paul Wailer, vermacht ihrem Sohne Nicolaus „ainen weingarten in der Thunaleiten frey und ledig.“ (Prot. Test. I, 267/a.)

1499. Andreas Müllner vermacht seinem Sohne Johann „den Weingarten genant Tunaleiten." (I, 273 a.)

1500. Andreas Holtzer vermacht seiner Gattin Rosina „ainen Weingarten genant die Thunalewten," (I, 312.) und ebenderselben einen Weingarten „die außer Thonalewtten." (Ebenda.)

1501. Katharina, die Gattin des Ambrosius Polster, ordnet mehrere Zahlungen „auf die Thunaleiten" an. (I, 288 a.)

1502. Wolfgang Knoll vermacht seiner Gattin einen Weingarten „die Thunaleiten ledig und frey" (I, 281.)

1503. Michael Rüpl vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „In der Thunaleiten gelegen." (I, 290 a.)

1503. Christoph Popp vermacht seiner Tochter Margarethe seinen Weingarten „in der Thunaleiten neben deß hans leytgebs an ayner vnd maister Symon korbern an der andren seiten gelegen" (I, 287.)

1517. Coloman Gumbacher vermacht seiner Gattin Katharina seinen Weingarten „gelegen in der Thunawleitten ledig vnd frey." (I, 371.)

1517. Die Witwe des Bäckers Michael ordnet die Verpfändung eines ihrer Weingärten „gelegen in der tainaw lewten" für eine Schuld von 60 fl. an. (I, 376.)

1519. Barbara, die Gattin des Sebastian Eisenreich, vermacht ihrem Gatten zwei Weingärten „bede genandt dj Tunawlaythn." (I, 386 a.)

1521. Andreas Schöndler vermacht seiner Gattin „ain weingartten In der thonaleyttn gelegen." (I, 397.)

1521. Georg Hainfelder schreibt: einen Weingarten „in der Thanalewttn hab Ich kawfft von dem Haselberger vmb 11 fl." (I, 397.)

Diese Ried besteht auch heute noch unter dem Namen: Kurze und Lange Donauleiten. Erstere auch Untere Donauleiten genannt, liegt jenseits des Schloßberges, westlich von den Hausbergeln, und darüber hinaus, ebenfalls in westlicher Richtung dem Mühlthal zu, folgt die Lange Donauleiten.

Donausatz. 1444. Andreas Irber vermacht seinem Bruder, dem Riemer Ulrich, „ain weingarten gelegen in vndern Tunaw satzn." (I, 50 a.)

1468. Die Witwe des Jakob Schön vermacht ihrer Tochter Elisabeth und deren Gatten Paul Muschenraif „ainen weingarten genant Im Tunaw satz auf der Stat grund zu presburg zu nachst des Wentzla Vischinger weingarten vnd anderthalb des Jorig Goldner Weingarten." (I, 142 a.)

1468. Elisabeth, die Gattin des Paul Muschenrauf, vermacht ihrem Gatten „ainen weingarten gelegen Im Tunawsatz zu ainem tail Wentzl lewtl Im andern wenntzla Vischer baid nachparn." (I, 143.)

1468. Margarethe Tod vermacht ihrer Tochter Dorothea „mein weingarten In Tunasatz" (I, 149.)

1476. Peter Nawsorg ordnet die Leistung einer gewissen Zahlung an „von meinen weingarten genant In den Tannesetzen gelegen Zu Negst des hans Arzts weingarten." (I, 173/a.)

1481. Hanns Artzt vermacht seinen Söhnen Bernhard und Andreas seinen Weingarten „das Tunawsatzl ledig vnd frey." (I. 184.)

1485. Peter Zingießer vermacht seiner Gattin Anna „den weingarten genantt der Tainasatz frey und ledig." (I, 202.)

1493 Die Frau Czirnus verfügt letztwillig über einen Weingarten „der ligt in der thunasatzenn." (I, 235/a.)

1496 Wolfgang Mastrieler vermacht seiner Gattin „ainen Weingarten Im Thunasatz frey und ledig." (I, 261.)

1501 Peter Stadler vermacht seiner Gattin „ain weingarten Im Thunasatz frey und ledig." (I, 280.)

1503. Wolfgang Muschenraiff vermacht seiner Gattin Helene „Ain Weingartn In thuenensatzen ledig vnd frey." (I, 337.)

1503. Jakob Winckler vermacht seinem Bruder sammt seiner Schwester „ainen weyngarten genant der Tunasatz frey vnd ledig." (I, 292.)

1504 Anna, die Gattin des Sebastian Misthulber, vermacht ihrem Gatten „den Weingarten Thunasatz ledig und frey." (I, 297.)

1504. Jakob Dreißiger vermacht seinem Sohne Johann „das Thunasatz ledig vnd frey." (I, 301/a.)

1507. Barbara, die Gattin des Leonhard Schwertfeger, vermacht ihren Töchtern einen Weingarten „gelegen Im Tayna satz." (I. 318/a.)

1510. Stephan Ortaker vermacht seinem Sohne Gregor „1 weingarten In dem tainaw satz." (I, 325.)

1516 Martin Vischer vermacht seinem Sohne Johann Straiffing „1 weingarten mit Namen thunawsatz frey und ledig." (I, 362/a.)

1519. Katharina, die Gattin des Stephan Newhold, vermacht ihrem Sohne Pancratius Stampffinger „ain Weingarten in dem Thunasatz gelegen, der von seinem Vater heerkhomen, frey und ledig", (I, 385.) ihrem gegenwärtigen Gatten Stephan Newhold aber „schaff Ich Zwen Weingarten in dem Thonasatz gelegen die Er nemlich kawfft hat." (Ebenda.)

1521. Martha Reysner vermacht ihren Kindern „den Weingarthen Zu dem Thonawsatz." (I, 406.)

1525. Leonhard Lausser vermacht seiner Gattin Margarethe „ain weingarthen Im Thwnawsatzen" zu einer Hälfte, zur anderen seinem Adoptivsohne Blasius. (I, 413.)

1525. Leonhard Lausser vermacht seinen beiden Enkeln Enndlen und Paul „ain weingarthen Im Thonawsatzen" zur gleichen Hälfte. (I, 413/a.)

Diese Ried kommt im Weingebirge der Stadt gegenwätig unter dem Namen Donausatzeln vor. Dieselbe liegt jenseits des Schloßberges, westlich von der großen Wödritz bis zur kleinen Wödritz, und bildet die äußerste Grenze des städtischen Gebietes gegen Westen. Darüber hinaus beginnt schon das Thebener Gebiet.

Durrslegell. 1521. Die Witwe des Martin Zäpphl vermacht ihrer Tochter Ursula „ain weingart genant Im Durrslegell." (I, 395.) — Eine Ried dieses Namens ist gegenwärtig im Weichbilde der Stadt unbekannt; vielleicht gehörte sie auch vor Zeiten nicht zu demselben.

Duersmaul. 1480. Der Kürschner Wentzl Rosentaller vermacht seiner Gattin Magdalena und seinem Sohne Bernhard „ain Weingartten genant der duersmaul dabey ain pawmgarten auff der Statgrund gelegen." (I, 183.)

1482. Magdalena, die Witwe des Kürschners Wenzl, vermacht ihrem Sohne Martin Rosentaller „den andern gartten dürsmaul genant auch auff der Stat grundt gelegen Zu nagst Symon des Thoman Unger aydam Weingarten gelegen." (I, 197.)

1493. Martin Rosentaler vermacht seiner Gattin Elisabeth „des durrßmaul mitsambt den garten." (I, 233/a.)

1504. Paul Wasler vermacht seinem Sohne Jakob „den weyngarten dursmaul halben," die andere Hälfte aber seinen beiden Töchtern. (I, 302.)

1506. Martin Ubelagher vermacht dem Andreas Eberawer „ain Weingarten Im durschmawl." (I, 314/a).

1517. Johann Turner vermacht seiner Gattin Barbara „Ainen Weingarten genant Im dwrßmaul, der herkhumbt von Jhren Eltern." (I, 371/a.) — Ist unter diesem Namen im Gebirge der Stadt gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Dwrholden. 1521. Anna, die Gattin des Schusters Stephan Schwartz, vermacht ihrem Gatten ihren Weingarten „den dwrholden." (I, 396.) — Dieser Name ist gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Dynnhaffner. 1506. Birsig Pehem vermacht seiner Gattin Dorothea und seinem Sohne Gotthard „ainen Weingarten Im dynnhaffner gelen." (I, 316.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht vor. Sollte diese Ried vielleicht ein Theil des auch heute noch bestehenden Hafner sein?

Eintenzegeln. 1443. Johann Gapler bestimmt, daß man „seinen ledigen vnd freyn weingarten in den Eintenzegeln" verkaufen solle. (I, 17.)

1444. Leonhard Omerber vermacht seiner Gattin Anna „dy zwaitail in entenzegeln.“ (I, 53 a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Eisgrub. 1435. Haz Wl vermacht den Jungfrauen Andel und Margarethe „mein zwen weingarten gelegen In Eysgrubn.“ (I, 13/a.)

1484. Helene, die Witwe des Fischers Veit, vermacht dem Franziskanerkloster „mein Weingartl so ligt in den Eisgrueblein.“ (I, 199/a.)

1487. Elisabeth, die Gattin des Paul Kaler, vermacht ihrem ältesten Kinde „ain Weingarten gelegen in der Eysgrueb.“ (I, 212.)

1501. Peter Stadler vermacht seiner Gattin „ain Weingartl in der Eysgrub.“ (I, 279/a.)

1504. Anna, die Gattin des Sebastian Misthulber, vermacht ihrem Gatten „den Weingarten Eysgrub ledig vnd frey.“ (I, 297.)

1504. Johann Zede vermacht seiner Gattin „ain weyngarten In Eisgruben.“ (I, 298.)

1505. Martin Walther vermacht seiner Schwägerin „ainen Weingarten In der Eysgrueb gelegen frej vnd ledig.“ (I, 313.)

1506. Virsig Pehem vermacht dem Franziskanerkloster zu Bauzwecken „ain weingarten in der Eysgrueb.“ (I, 316.)

1510. Benigna, die Gattin des Lucas Hunger, vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „In der Eysgrub.“ (I, 336.)

1516. Der Schmied Michael Pischinger vermacht seiner Gattin Margarethe „den Weingartl genant die Eysgrueb ledig vnd frey.“ (I, 367.) — Diese Ried besteht auch gegenwärtig unter dem Namen Untere und Obere Eisgrübeln

Endling. 1487. Paul Spieß vermacht seinen Kindern „den Weingarten genant Endling“ (I, 207/a.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seiner Gattin Ursula einen seiner Weingärten „Enndling.“ (I, 408/a.) — Gegenwärtig unter diesem Namen unbekannt.

Esel. 1517. Johann Herrgot vermacht seiner Gattin Elisabeth einen Weingarten „genannt Im Esl.“ (I, 377.) — Besteht auch heute noch unter dem Namen Eseln.

Fechter. 1467. Der Bürgermeister Stephan Walich vermacht seinem Bruder Wolfgang „ainen weingarten genant der fächter, zunachst herman pokch von hainburig weingarten gelegen.“ (I, 147 a.) — Gegenwärtig unter diesem Namen unbekannt.

Fingerhut. 1435. Georg Weidner vermacht seinen zwei Kindern „den weingarten den vingerhüt.“ (I, 25.)

1442. Katharina, die Gattin des Thomas Rueppel, vermacht ihrem Gatten „Iren weingarten halbenn genant Im Vingerhuet auf der Stat gepiet gelegen, der nachpaur ist Echart der Ebner mit seinem weingarten." (I, 41.)

1487. Erhart Ebmer vermacht seinem Sohne Wolfgang „ain weingarten Im Vingerhuet." (I, 216 a.)

1502. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Ebmer, verkaufte ihrer Tochter um 35 fl. einen Weingarten „Im Vingerhut, und ihrem Sohne desgleichen um 15 fl. „ain weingarten Im vingerhut." (I, 300 a.)

1505. Johann Ebner vermacht seiner Tochter Rosa „denn Undtern Vingerhuet ledig vnd frej" (I, 308 a.)

1505. Johann Ebner vermacht seiner Gattin Margarethe „den awßern Vingerhuet ledig vnd frej." (I, 308/a.) — Besteht auch gegenwärtig unter dem Namen Fingerhütteln.

Flaken. 1443. Christian aus Raab verpfändete für eine Schuld von 93 fl. dem Nicolaus aus Theben einen Weingarten „genant dy flaken gelegen neben dez Mathes Mendl weingarten." (I, 45.)

1456. Mathes Meindl vermacht seiner Gattin Dorothea „ainen halben weingarten genant in der flacken für funfftzig gulden." (I, 98.)

1472. Wolfgang Wodusch vermacht seiner Gattin Kunigunde einen Weingarten „die flaken auf der Stat grund gelegen." (I, 156 a).

1490. Elisabeth, die Witwe des Johann Bernhart, vermacht ihrem Sohne „meinen weingarten genant der flakhn." (I, 222 a.)

1499. Barbara, die Witwe des Jakob Fleischhaker bestimmt einen ihrer Weingärten „genant dy flacken" zu einer Meßstiftung. (I, 269.)

1501. Johann Wernher vermacht seiner Tochter Barbara „ainen tail meines weingarten die flacken genant neben der Jacob fleischakerin gelegen." (I, 277.)

1506. Der Fleischhauer Mathes Böhem vermacht seiner Gattin Barbara einen Weingarten „dy flakhenn." (I, 316/a.)

1511. Jakob Aigner vermacht seiner Gattin Barbara „Ain Weingarten in der flagkhen." (I, 341/a.)

1516. Jakob Aigner vermacht dem Johann Aigner jun. „meinen tail In flagken." (I, 316 a.) — Besteht auch heute noch unter diesem Namen.

Flentscher. 1434. Friedrich Heppel vermacht „den flenthschir" als Beitrag zum Bau der Kirche zu St. Martin. (I, 25 a.)

(1481.) Andreas Pawr vermacht seiner Gattin „ain Weingarten der haySt Im flentzer." (I. 184.)

1510. Der Lederer Wolfgang Geyer vermacht seiner Gattin Anna „den Weingarten den man Jnn flönntschern nenndt.“ (I, 324/a.) — Gegenwärtig finden sich im Weingebirge der Stadt zwei Rieden unter dem Namen Obere und Untere Flantzer. Beide liegen gegen Ratzersdorf zu, westlich von der Ried Lange Schöndorffer.

Flötzer. 1435. Leonhard Langwiser vermacht seiner Gattin Barbara „meinen tayl an dem weingarten genant der fletzer.“ (I, 12.)

1436. Nicolaus Harrer vermacht seiner Gattin Margarethe „meyn weingarten genant der flötzer vnd darzü das weingartl von prenner das do neben dem flotzer leyt“ (I, 26.)

1443. Nicolaus von Theben vermacht seiner Gattin „den weingarten genant den flotzer halben.“ (I, 45.)

1480. Der Priester Johann aus Theben vermacht seiner Schwägerin Barbara, der Gattin des Wolfgang Aigner „meinen tail Weingarten Jm flotzer Zu nagst dem Wolfgang Vorster Weingarten gelegen.“ (I, 180.)

1492. Barbara, die Witwe des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht ihrem Sohne Jakob „den halben flötzer.“ (I, 229/a.)

1502. Johann Mandel vermacht seinem Sohne, dem Arzt Georg, „meinen weyngarten flötzer genant.“ (I, 192/a.)

1511. Jakob Aigner vermacht seinem Sohne Jakob einen Weingarten „Jm flotzer.“ (I, 339/a.)

1516. Jakob Aigner jun. vermacht dem Matthäus Weyner und dessen Schwester „Ain tail in flotzern.“ (I, 360/a.)

1521. Margarethe, die Gattin des Andreas Hagkenbitz, vermacht ihren Kindern und für den Fall des Absterbens derselben ihrem Gatten „den Weingartten den halben tail in flötzern genant.“ (I, 404.)

1526. Lucia Kaysser vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „nemblich flötzer.“ (I, 414/a.) — Diese Ried besteht auch gegenwärtig unter dem Namen Fletzen.

Fraidman. 1501. Helene, die Gattin des Jobst Kesman, (die Witwe Gailsams) vermacht ihrem Sohne Johann Gailsam um den Preis von 400 fl. „meinen halben weingarten Fraidman genant,“ dessen andere Hälfte demselben ohnehin aus dem Nachlasse seines Vaters Gailsam gehört. (I, 280/a.) — Gegenwärtig unter diesem Namen unbekannt.

Frauengefangl. 1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seinem Sohne Peter „das frawngefanngl.“ (I, 70.)

1481. Johann Strobmer vermacht seinem Sohne Georg „ain Weingarten genant Jm frawn geuanglein gelegen Zwischen Mathes pairn Vnd Jorig klockl schüester.“ (I, 189.)

1500. Barbara, die Witwe des Fischers Gilig, vermacht ihrem Sohne Wolfgang „ain weingarten Im frawengefangl gelegen." (I, 272 a.)

1517. Die Witwe des Bäckers Michael ordnet den Verkauf eines ihrer Weingärten „gelegen In frauengefanng" an. (I, 376.) — Kommt gegenwärtig unter diesem Namen in Weingebirge der Stadt nicht mehr vor.

Freiheit. 1435. Georg Weidner vermacht seinen beiden Kindern einen Weingarten „den frayhait." (I, 25.)

1435. Jakob Pfeyffer vermacht seiner Gattin Dorothea „denn weingarten gelegen In den frahaiten ainthalben zunagst der pynkwschin smidin vnd anderthalb zunagst des paulen weingarten." (I, 17 a.)

1478. Jakob Karner vermacht „ain weingarten genant der freihait auff der Statgut hie gelegen" zur Hälfte dem Nicolaus Thurgk, zur andern dem Nicolaus Sumesperger. (I, 175.)

1480. Paul Kaler vermacht seiner Gattin „denn frahat ledig und frey." (I, 179 a.)

1485. Leonhard Wiener vermacht seinen 3 Kindern „den weingarten In den frähattn." (I, 202.)

1497. Ursula, die Gattin des Hutmachers Coloman Tewbler, vermacht ihrem Gatten „den weingarten Inn freihaiten gelegen." (I, 261.)

1499. Barbara, die Witwe des Jakob Fleischhaker, hat eine Schuldforderung „von wegen aines Weingarten In freyhätn" (I, 269.)

(1503.) Brigitta, die Witwe des Michael Steinmetz, verfügt letztwillig über einen Weingarten „genant der frahat." (I, 295.)

1504. Magdalena, die Witwe des getauften Juden Michael, vermacht Margarethen, der Tochter ihrer Schwester „ain weingarten genant Im freyhat." (I, 301.)

1513. Agnes, die Witwe des Andreas Prawn, vermacht dem Wolfgang Färber in Stampfen „Ain Weingarten gelegen In frayhattn ledig und frey." (I, 344/a.)

1520. Johann Krehnhab vermacht seinem Sohne Veit „den Weingarten Im fraheth gantz vnd gar frey und ledig." (I, 392.)

1521. Die Witwe des Martin Zäppffl vermacht ihrer Tochter „ainen weingarten genant Im fräyhett." (I, 395.)

1523. Barbara, die Gattin des Georg Ketinger, bestimmt, daß man „den weingarthn Im freyheit" verkaufen möge. (I, 407 a.)

(1526.) Kaspar Behem erklärt, daß „der weingarthen genannt im frahet" verpfändet sei; übrigens vermacht er denselben seinem Sohne. (I, 412 a.) — Eine Ried dieses Namens ist im städtischen Weingebirge gegenwärtig unbekannt.

Fridmandl. 1510. Der Tuchmacher Lorenz Egerer vermacht seiner Gattin Barbara „ainen weingarthen genannt das fridmandl.“ (I, 326.) — Die Lage dieser Ried vermögen wir nicht zu bestimmen.

Fuchsleiten. 1414 (offenbar 1434). Gilig Wenig vermacht der Tochter seines Bruders „den weingarten fuxleiten genannt.“ (I, 23/a.)

1433. Michael Püchler vermacht seiner Gattin „ain weingarten gelegen an der fuxleiten.“ (I, 11/a.)

1433. Der Schneider Simon vermacht seinem Sohne Johann zwei Weingärten „in der fuxleitten mit frucht.“ (I, 14.)

1433. Der Schneider Simon erwähnt in seinem Testamente zweier Weingärten „in der ffuchsleyten.“ (I. 17.)

1434. Klara, die Gattin des Stephan Fanner, vermacht ihren zwei Kindern „ain weingarten gelegen in der fuxleitten zenegst des pernhartleins weingarten.“ (I, 13.)

1446. Margarethe, die Gattin des Jacob Haimburger, vermacht ihrem Sohne Gregor „ain weingarten In der fuchsleuten dez nachper ist ain yeder Caplan Zu gotzleichnam kappeln mit ainem weingarten.“ (I, 59/a.)

1454. Barbara Wolfram vermacht zum Bau der Kirche zu St. Lorenz „Irn weingarten genant dy fuchsleuten gelegen auf der Stat Grunden zu prespurg.“ (I, 75.)

1468. Simon Vaszieher vermacht seinem Bruder Johann und seinem Oheim Johann Poltzl zur Hälfte „meinen Weingarten fuxleyten genant gelegen Zu der nachst dem Oler zu ainer sayten Zu der anndern Vlrich list.“ (I, 144.)

1481. Wolfgang, der Sohn des Bäckers Kuentz, vermacht seinen Verwandten einen Weingarten „In der fuchslewtn.“ (I, 186 b.)

1483. Anna, die Gattin des Bäckers Leonhard, vermacht ihrem Gatten „ain Weingerttn in der fuchslewttn gelegen“ (I, 194/a.)

1485. Dorothea, die Gattin des Johann Vaszieher, vermacht ihrem Gatten und ihrem Sohne „den Weingarten mit nam fuxleytten.“ (I, 201.)

1485. Georg Kreytzer bestimmt, daß man „den ainen meiner weingarten genant der Satz in der fuchs Lewten gelegen“ verkaufen und aus dem Erlös seine für die Kirche gemachten Vermächtnisse bezahlen solle. Außerdem vermacht er seiner Gattin Elisabeth zwei Weingärten „In der fuchslewten.“ (I, 201/a.)

1487. Anna, die Gattin des Wolfgang Pfaffsteter, vermacht ihrem Gatten „das Weingartl in der fuchsleyten ledig vnd frey.“ (I, 209.)

1491. Margarethe, die Gattin des Blasius Zach, vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „mit namen fuchslewtn." (I, 223 a.)

1494. Elisabeth Kreutzer vermacht ihrem Sohne Martin „die fuchsleyten die helft desselbigen Weingarten," die andere Hälfte dem Kürschner Georg. (I, 240.)

1498. Peter Hartl bestimmt in seinem Testamente „den weingarten In der fuchslaiten" zu verkaufen. Weiter heißt es: „In der fuchsleiten hab ich auf genommen ainen öden Weingarten," den er seinem Sohne vermacht. (I, 165/a.)

1501. Valentin Pistentzer vermacht seiner Tochter Katharina „ainen Weingarten in der fuchsleyten gelegen frey vnd ledig." (I, 282 a.)

1509. Margarethe, die Gattin des Jakob Strodndorffer, vermacht ihrem Bruder Stephan Haynburger ihren Weingarten „mit namen fuxlewten." (I, 323.)

1516. Barbara, die Witwe des Thomas Übersperger, vermacht ihren 3 Kindern einen ihrer Weingärten „by fugslewtten mit Namen." (I, 378/a.)

1519. Wolfgang Lichtschier verfügt letztwillig über seinen Weingarten „in der fuchslewten gelegen." (I, 385/a.)

1521. Martha Reysner vermacht ihren Kindern „ain Weingartten In fuxlewtten." (I, 406.)

1522 Katharina Fendrer vermacht ihrem Gatten Sebastian „ain Weingarthen gelegen in der fuxlewtten." (I, 403/a.)

1525 Leonhard Laussier vermacht seinen beiden Söhnen Hansel und Michel „ain weingarthen die fuxleuttn das große tail Jedem die helfft," und seiner Tochter Helene gleichfalls „ain weingarthn In der fuxleittn zunächzt dem Valtin Rauchenbarher." (I, 413/a.)

Diese nördlich von den Donausatzln gelegene, an die Kleine Wödritz anstoßende Ried Fuchsleiten besteht auch gegenwärtig noch.

Fuchsel. 1443. Agnes Wolfram vermacht ihrer Tochter Katharina ihr Haus „vnd meinen weingarten genant der fuchsel frey vnd ledigen."(I, 55.)

1476. Peter Kraws vermacht seiner Tochter Dorothea seinen Weingarten „genant der fuxl lediglich vnd frey." (I, 173.) — Ist gegenwärtig unter diesem Namen unbekannt; sollte er sich vielleicht auf die Ried Fuchslucken beziehen?

Gaisweg. 1446. Hannsel Sneyder vermacht seiner Gattin Agnes „seinen weingarten Im Gaisweg gelegen." (I, 59.)

1481. Ladislaus Windisch schreibt: „Item Auf meinen Weingarten genant Im Gaisweg bin ich ainer Jüdin schuldig 11 lj fl." (I, 188 a.)

1490. Johann Hayman vermacht „den halbentail seines Weingarten gelegen neben deß weißawer weingarten mit namen der gaisweg" seiner Gattin Barbara. (I, 262.)

1510. Stephan Ortaker vermacht seinem Sohne Hennslein „1 weingarten in dem geys weg." (I, 325.)

1514. Katharina, die Gattin des Friedrich Voit, vermacht ihrem „pasl", der Frau des Johann Schwertfeger, und deren Kindern „meinen Weingartten Gaisweg genant." (I, 383/a.)

Die Ried Gaisweg, von welcher ihren Namen die Gaisgasse, die gegenwärtige Kisfaludygasse, erhielt, ist auch heute noch bekannt. Dieselbe liegt nördlich oberhalb der Hausbergln gleich hinter den Wölferln.

Ganderstock. 1501. Wolfgang Schramm vermacht seiner Gattin „ain Weingarten gelegen Im ganderstock." (I, 276/a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Gandersatz. 1502. Johann Mandel vermacht seiner Gattin Anna „Meinen weyngarten genant Gaudersatz." (I, 292/a.) — Ob mit der vorigen Ried identisch, vermögen wir nicht anzugeben. Gegenwärtig kommt dieser Name nicht mehr vor.

Gängl. 1472. Nicolaus Prunsner vermacht seiner Gattin Margarethe einen seiner Weingärten „genant das gengl gelegen zu nagst dem Schawr weingarten" (I, 164/a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig in unserem Weingebirge nicht bekannt, wenn diese Ried nicht etwa mit der Ried Hochgangeln identisch ist.

Gern. 1455. Simon Kramer vermacht seiner Gattin Klara „ainen weingarten genant Im Gern auf der Stat Grundt gelegen des nachper ist der Stifter vnd Jorg kamerschreiber." (I, 80/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Glaserl. 1494. Lucia Meindl vermacht dem Armenspital „mein weingartn glaserl mitsambt dem garten." (I, 242.)

1510. Der Tuchscheerer Lorenz Egerer vermacht seiner Gattin Barbara „ain weingarten genandt der glaser." (I, 326.) — Auf welche gegenwärtige Ried dieser Name zu beziehen sei, wissen wir nicht.

Goldfuß. 1443. Nicolaus aus Theben vermacht seiner Gattin auf Rechnung ihres Brautschatzes „den weingarten genant der Goltfues" (I, 45.)

1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seinem Sohne Purkart „Einen weingarten genant der Goltfues darczu das frawngefanngl." (I, 70.)

1447. Nicolaus Spies vermacht seinem Neffen Wolfgang „ain weingarten gelegen Im goltfueß." (I, 60/a.)

1448. Johann Hafner vermacht seinem Sohne Zirfos „ainen freyen weingarten gelegen Im Goltfues neben dem partlme Scharrach." (I, 64.)

1464. Wolfgang Spies vermacht seiner Gattin Cäcilia einen Wein garten „gelegen Im goltsfues." (I, 117.)

1469. Anna Ventur vermacht ihrem Bruder Paul einen Weingarten „genant Goldfus." (I, 145/a.)

1487. Michael Wardperger vermacht seiner Gattin Dorothea „den Weingarten mit Namen goldfueß." (I, 214.)

1487. Dorothea, die Gattin des Johann Leuterspek, vermacht ihrem Gatten „mein Weingarten den Goldfueß." (I, 217.)

1492. Katharina, die Gattin des Johann Eilausnrok, vermacht ihrem Freunde Andreas Holtzer „meinen weingarten genant der goltfuß zu Ratzeßdorff gelegen." (I, 239.)

1493. Martin Rosentaler vermacht seiner Gattin Elisabeth seinen Weingarten „den großen goldfueß," und seinem Sohne Wolfgang „den klain weingarten goldfuß." (I, 233/a.)

1498. Johann Salamon vermacht seinen beiden Kindern „halben weingarten in den goltfüssen gelegen," die andere Hälfte aber seiner Gattin Ursula. (I, 274.)

1500. Andreas Holtzer vermacht seiner Gattin Rosina „ainen Weingarten Zw Rätzeßdorf gelen, der goltfus genant." (I, 312.)

(Um 1500.) Gertrud Schmutzer vermacht ihrer Tochter „den goldfus." (I, 274 a.)

1501. Peter Eisenreich vermacht seiner Gattin Margarethe seinen Weingarten „den goltfus gantz vnd gar ledig vnd frey." (I, 282.)

1504. Anna, die Gattin des Sebastian Misthulber, bestimmt „von dem weingarten goldfus" 5 fl. zum Bau der Kirche zu St. Martin; außerdem vermachte sie auch der Franziskanerkirche 5 fl „von dem Weingarten goldfus." (I, 297.)

1505. Margarethe, die Gattin des Peter Eisenreich, vermacht „den Weingarten Goldfues genant" zur Stiftung einer ewigen Messe. (I, 310.)

1511. Jakob Aigner vermacht seiner Gattin Barbara „Ain Weingarten Im goltfueß." (I, 341 a.)

1516. Der Fischer Martin d. i. Martin Straiffing vermacht seiner Gattin Dorothea „Ainen Weingarten mit namen der goltfues." (I, 362 a.)

1519. Margarethe, die Witwe des Wolfgang Taylenkheß, vermacht ihrem Sohne Johann „den Außeren Goldfuß frey vnd ledig." (I, 382 a.)

1519. Margarethe, die Witwe des Wolfgang Taylenkheß, vermacht ihrem Sohne Michael „den Waingarthen Innergoldfuß genandt der am negsten bey der stat ligt frey vnd ledig.“ (I, 383.)

1521. Friedrich Voyt macht „auff meinen Weingertten dem goltfueß, ligt neben des taylnkaß weingarten an ainer seytten vnd an der andern seytten am Rumsen“ eine Stiftung, für welche das Capitel in der von ihm gegründeten Kapelle Messen zu lesen hat. (I, 398.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seiner Gattin Ursula einen seiner Weingärten „Goldfueß.“ (I, 408/a.)

Diese Ried kommt auch gegenwärtig im Weichbilde der Stadt unter diesem Namen vor, sie liegt gegen Norden, östlich vom Hochweingarten. Daß dieselbe vor Zeiten, wenigstens zum Theil, schon auf dem Gebiete von St. Georgen und Ratzersdorf gelegen war, ergibt sich aus dem Prot. Test. I, 239. 312. 350.

Goldgruben. 1504. Coloman Walter vermacht seinem Sohne Nicolaus „ain weingarten In der goltgruben gelegen.“ (I, 300.) — In unserem Weingebirge gegenwärtig unbekannt.

Granen. 1516. Jokob Aigner jun. vermacht seinem Bruder Johann „mainen tail Im Granen.“ (I, 361/a.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Graser. 1431. Nicolaus Vmbadumb vermacht seinen drei Töchtern: Barbara (Gattin des Andreas Vnger), Katharina (Gattin des Lorenz Viertziker) und Anna (Gattin des Thomas Löffler) „seinen freien ledigen Weingartten genant der Graser.“ (I, 30.) — Die Lage dieser Ried vermögen wir nicht zu bestimmen.

Grillenpühel. 1435. Peter Saltzer vermacht seiner Tochter Dorothea „ain weingarten der da hayst der grillenpwhel zunachst dem Reichen Thoman.“ (I, 16.)

1453. Wiltpold Gundaker vermacht seiner Gattin „meinen weingarten gelegen auf den Grunden der Stat preßpurg genant der grillenpuhel.“ (I, 78.)

1514. Katharina, die Witwe des Ulrich Haßen, vermacht ihrem Sohne Linhart ihren Weingarten „Im Grillenpuehl genant frey vnd ledig.“ (I, 355.)

1522. Peter Pägkendorffer schreibt: „Item mer schaff Ich ain weingartten genannt den grillenpukhl das Awußertayl In die prueder-schaff Sankt Niklaß pey Santt Merten.“ (I, 401/a.) — Unter dem Namen Grillenbücheln auch gegenwärtig noch in unserem Weingebirge vorhanden.

Großer gefang. 1481. Katharina, die Witwe des Nicolaus Stern, vermacht „mein tail des Weingarten in dem großen genang" zu einer Stiftung für die Kirche, deren Verwalter Bartholomäus ist. (I, 185 a.)

1481. Johann Strobmer bestimmt „ainen meinen Weingarten genant Im Großen genang" zu verkaufen. (I, 188 a.) — Kommt gegenwärtig bei uns nicht vor und gehörte wahrscheinlich vor Zeiten auch nicht zum Preßburger, sondern zum Thebener Gebiete, was mehrere Urkunden auch bezüglich der Ried Gefang angeben

Großer Satz. 1487. Paul Spieß vermacht seinen Kindern einen Weingarten „den Großen satz" (I, 207 a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Gudlein. 1511. Jakob Hayteewr vermacht „mein Weingarten im gudlein" der Kirche zu St. Michael zu einer Meßstiftung. (I, 334.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht mehr vor.

Gusübel. 1510. Benigna, die Gattin des Lucas Hunger, vermacht ihrem Gatten „Ain Weingarten genant in der Gusübel." (I, 336.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Hadren. 1514. Der Jude Martin ordnet den Verkauf eines seiner Weingärten „genant In hadren" an. (I, 355 a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Hafner. 1443. Johann Lasseber vermacht seiner Tochter Barbara „ainen weingarten genant der hafner." (I, 46/a.)

1451. Lorenz Jung befiehlt „den weingarten Im hafner genant" zu verkaufen. (I, 71/a.)

1487. Stephan Hohenberger vermacht seiner Gattin Hedwig „den Weingarten genant der haffner ledig vnd frey." (I, 216.) – Besteht auch gegenwärtig nordöstlich vom Heiligenbrunn

Hegner. 1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seinem Sohne Erasin „einen meinen weingarten genant der hegner." (I, 69 a.)

1472. Simon Dumritzer vermacht seinem Sohne „ein Weingarten genannt hagner frey vnd ledig" (I, 154.) — Eine Ried dieses Namens ist gegenwärtig nicht bekannt, möglicherweise kann jedoch der Name für Hafner verschrieben sein.

Hainburger. 1435. Georg We tner vermacht seinen beiden Kindern einen Weingarten „den haynpurger." (I, 25.)

1495. Johann Grünwald vermacht seiner Mutter „den Weingarten in dem Hainburger ledig vnd frey." (I, 254.)

Kommt unter diesem Namen in unserem Weingebirge nicht vor, kann jedoch möglicherweise auch vor Zeiten zum Gebiete der Stadt Hainburg gehört haben.

Halbweingarten. 1471. Affra, die Gattin des August Misthulber, vermacht ihrem Gatten „meinen weingarttn genant der halbweingarttn." (I, 134.)

1494. August Misthulber vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „halbn tail meines Weingartten genant der halbweingart auf der Statgrundt gelegen." (I, 258.)

1511. Jakob Aigner bestimmt, daß bis zur Großjährigkeit seines Sohnes Johann „die halb weingarten" in der Hand seiner Gattin Helene zu belassen sind. Für den Fall des Absterbens seines Sohnes sollen „die zwae tayl der halb weingarten zunagst der Stat" den nächsten Verwandten seiner Kinder zufallen. (I, 340.)

1516. Jakob Aigner jun. vermacht seinem Bruder Johann „meinen tail Im halben Weingarten." (I, 361.)

Gegenwärtig gibt es im Weingebirge der Stadt zwei Rieden unter dem Namen Halbweingarten und Obere Halbweingarten.

Harrer. 1442. Andreas Schönpach vermacht seiner Schwester Elisabeth „den weingarten genant der harrer auf der Stat gepiet zu prespurk neben dem Schiltlein." (I, 41 a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Haubner. 1435 Georg Weidner vermacht seinem Bruder Wolfgang Weydner „den Weingarten der do hayst der hawbner mit wein mit sampst der do gelegen ist bey dem lynhart hornleyn." (I, 25.)

(1481.) Andreas Pawr vermacht seinem Sohne Michael „ein Weingarten der haist der hawbmer." (I, 184.)

1495. Wolfgang Drächsel vermacht seinem Sohne Lorenz „ainen Weingarten gelegen in dem haubmair halben," die andere Hälfte aber seiner Gattin. (I, 260 a.)

1499. Helene, die Gattin des Paul Reinisch, vermacht ihrer Tochter Barbara „ain weingarten Im haubmair." (I, 273.)

1501. Barbara Weinhandler vermacht ihrem Sohne Lorenz VIII. fl. „auf dem halben weingarten auf mein tail genant in dem haubmer" auf die andere Hälfte desselben aber 10 fl. zu einer Romfahrt. (I, 275.)

1502. Mathes Dungkel vermacht seinen 3 Kindern „mein weingarten den hawbmer." (I, 310/a.)

1503. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Unger, vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „In hawbmern." (I, 297.)

1506. Apollonia, die Witwe des Friedrich Manhart, vermacht ihrem Sohne Simon „ain Weingarten genant Im hawbmär." (I, 311.) — Diese auch gegenwärtig bestehende Ried liegt in nördlicher Richtung von der Stadt in der Nähe der Hausbergeln.

Hausberg. 1431. Elisabeth Chlokaus vermacht in ihrem Testamente „ain haws gelegen an dem hawsperg vnder sand niclas kirichen vnd dasselb haws ist geschetzt für VIII. gulden in gold." (I, 20.)

1443. Chuentz Gunser vermacht seiner Gattin Katharina „seinen weingarten gelegen am hausperg zunachst dez hanns wagner" (I, 60.)

1461. Christian List vermacht seiner Gattin Anna „seinen weingarten Im Hausperg." (I, 103.)

1464. Martin Öler vermacht seinem Sohne „den weingarten am hawsperg." (I, 118/a.)

1466. Johann Packendorffer vermacht seiner Gattin „seinen weingarten am hawsperg." (I, 125/a.)

1466. Margarethe Poltzl vermacht ihrer Tochter Barbara „ainen weingarten auf dem hawsperg." (I, 130 a.)

1475. Barbara Schulter verfügt letztwillig über „das halb Hawß vnd ain weingarten am hawsperg gelegen." (I, 169/a.)

1476. Peter Kraws schreibt: „Ich schaff mein haws vnd mein weingarten gelegen an dem hawsperg zw prespurgk" seiner Gattin und seiner Tochter. (I, 173.)

1481. Wolfgang Ruepl vermacht seinem Sohne Michael „ain Weingarten Im hawsperig." (I, 183 a.)

1481. Nicolaus Marner schreibt: „den Weingarten am hausperig neben des Merten Gailsam Weingarten gelegen . . . Schaff ich dem Jorigen ledrer dem briester ledig vnd frey" (I, 186 a.)

1483. Peter Stainmetz „mit Zunam holtzhaimer" vermacht „meinen weingarten hausperg" seiner Gattin. (I, 195/a.)

1485. Wolfgang Albringer vermacht seinem Sohne „meinen weingarten am hausperig." (I, 202/a.)

1487 Matthäus Trolatsch vermacht seiner Gattin Dorothea „den hawsperg Weingarten." (I, 209 a.)

1488. Dorothea Pultinger vermacht ihrem Sohne Wolfgang „ainen weingarten am hausperig gelegen." (I, 218.)

1489. Martin Gailsam vermacht mehrere seiner Weingärten „vnd den weingarten am hawsperg" seiner Gattin Helene. (I, 219 a)

1490. Elisabeth, die Gattin des Johann Bernhart, vermacht ihrer Tochter Barbara „ainen weingarten Im hawsperg" und ebenderselben: „vnd ain weingarten Im hausperg auch die helfft." (I, 222 a.)

1494. Der Bäcker Lorenz schreibt in seinem Testamente: „meins weingarten am hausperg gelegen zu nachst der Thuna, daraus schaff ich Ir (seiner Gattin) den drittentail zunachst der Thuna" Ferner: „Meiner

dochter Barbara Schaff ich das mittertail deß yetzbestimten Weingarten am hausperg," endlich seinen beiden Söhnen Georg und Johann „Schaff ich auch ain drittentail meines vorbestimten weingarten am hausperg zunagst dem weg nachzeuolgen" (I, 239 a.)

1498. Leonhard Paur vermacht seiner Gattin „ainen weingarten gelegen Im hausperg." (I, 265 a.)

1501. Stephan Rieder schreibt: „Schaff ich mein weingarten den hauspergk" seiner Schwester Dorothea. (I, 276.)

1501. Wolfgang Schramm vermacht „ain weingarten gelegen am Perg" seiner Gattin Agnes. (I, 276/a.)

1502. Michael Pirber vermacht seiner Gattin „das Haus auch den Weyngarten Hausperg ledig vnd frey." (I, 289.)

1503. Michael Rüpel vermacht seiner Tochter Petronella „ain weyngarten Im Hausperg genant." (I, 290 a.)

1503. Agnes, die Gattin des Wolfgang Walh, vermacht ihrem Gatten „ain weyngarten am perig gelegen," und ihrer Tochter Barbara auch „ainen weyngarten am perg gelegen nach meines hauswirts abgangk." (I, 292.)

1505. Oswald Hafner vermacht seiner Tochter Elisabeth „ainen weyngarten gelegen Im hausperg neben deß Cristof Statschreiber." (I, 304/a.)

1505. Martin Peyr schreibt: „Item verschaf ich ain weingartn Im hawsperg meiner tochter appollonj." (I, 306.)

1509. Barbara Neusidler vermacht ihrem Verwandten, Stephan, 5 fl. „das er damit sol abledigen denn weingarten Im hausperg." (I, 324.)

1510 Der Tuchscheerer Lorenz Egerer vermacht seiner Gattin „ain weingarten gelegen auff dem hausperg." (I, 326.)

1516. Martin Rosendorffer vermacht seiner Gattin Kunigunde „ain Weingarten ligundt am hausberig." (I, 367/a.)

1518 Helene, die Gattin des Wolfgang Forster, vermacht ihrem Sohn Andreas „ain weingarten bej dem gschloß gelegen" zu 3 Theilen, den vierten Theil aber ihrem Gatten. (I, 380/a.)

1519. Barbara, die Gattin des Sebastian Eisenreich, vermacht ihrem Sohne Johann einen Weingarten „genannt der hausperg." (I, 386/a.)

1524. Lorenz Natter vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „Im hausperg." (I, 407.)

1525. Leonhard Lausser vermacht seiner Tochter Helene „ain weingarthn am hausperg zu nechst dem Eyssenen thor," und seinem Sohne Michael „ain weingarthn am hausperg mit sambt der platten, die zu nechst dem pauch wolfgang ligt." (I, 413/a.)

1526. Margarethe Froschawer vermacht ihrem Gatten und ihren Kindern „Ein hausperg." (I. 415.) — Kommt auch gegenwärtig noch unter diesem Namen vor, doch mit geringerer Ausdehnung. Ihren Namen erhielt diese Ried nach dem Schloßberge, auf welchem sich das Haus d. h. das Schloß erhebt

Hauspühl. 1437 Nickel Han vermacht seiner Gattin „ain weingarten am hawspühl gelegen, zenachst dem Swartzen pertlen." (I, 31.) — Dieser Name kommt unter den Rieden gegenwärtig nicht mehr vor.

Haymreich. 1439. Nicolaus Pachrad vermacht seiner Gattin Margarethe „meinen weingarten haymreich." (I, 36.) — Gegenwärtig unbekannt.

Heiliger Brunn. 1433 Der Schneider Simon vermacht seiner Gattin Katharina „mein weingarten genant Schosperger bey dem heiligen prun mit frucht." (I, 14.)

1433. Der Schneider Simon vermacht seiner Gattin Katharina „mein weingarten genant der Schosperg pey dem heyligen prun mit frucht." (I, 17.)

1443. Christian Walher vermacht seinem Diener Wolfgang „seinen ledigen vnd freyn weingarten bey dem heyligen Brundlein." (I, 45 a.)

1443 Johann Gapler vermacht der Gattin des Johann Hirs und deren Kindern „seinen ledigen vnd freyn weingarten gegen dem heyligen prundlein vber." (I, 47.)

1468. Martin Hawer vermacht seiner Gattin „ain weingarten Im bricklein gelegen beim heiligen brunn." (I, 148/a.)

1493. Katharina Tibold vermacht ihrer Tochter Ursula „den weingarten gantz vnd gar der do ligt bey dem heyligem prunn genant Seyckaw." (I, 233.)

1497. Dorothea Achtsint vermacht ihrer Verwandten, Magdalena Kopl, „Ainen halben Weingarten Schosperger bey dem heyligen prunn gelegen." (I, 262/a.)

1501. Wolfgang Schramm vermacht seiner Gattin Agnes und seinen beiden Töchtern, Margarethe und Barbara „ain Weingarten gelegen bey dem heiligen prunn." (I, 276/a.)

1503. Agnes, die Gattin des Wolfgang Walh, vermacht ihrer Tochter Margarethe „ainen Weingarten bey dem Heiligen prunn gelegen." (I, 292.)

1504. Johann Zedl vermacht der Kirche zu St Lorenz „ainen weyngarten haist Im Heyling prun." (I, 298.)

1508. Anna, die Witwe des Paul Klumprer vermacht ihrer Tochter Dorothea ihr Haus „vnnd ain weingarten gelegen Im schulber bei dem

heiling prunn." (I, 322.) — Kommt gegenwärtig unter dem Namen Heilingbrunn oberhalb der Ried Gaisweg vor. Ihren Namen erhielt dieselbe offenbar von dem Brünnlein, welches auch gegenwärtig in diesem Thale den Dürstenden einen erfrischenden Labetrunk spendet.

Heimjöchl. 1436. Der Wagner Simon vermacht seiner Gattin Elisabeth „ain weingarten In hennihöhel neben des Ott krembser Weingarten." (I, 30/a.)

1480. Der Priester Johann aus Theben vermacht seiner Schwägerin Barbara, der Gattin des Wolfgang Aigner, „ain Sechstail Im henn Jochlein gelegen." (I, 180.)

1492. Barbara, die Gattin des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht ihrem Sohne Jakob „ain dritten tail Im heim Jöhll." (I, 229/a.)

1495. Johann Aigner vermacht der Mutter seines Verwandten Oswald „den Weingarten genant das heym Jöhl." (I, 249.)

1511. Jakob Aigner vermacht seinem Sohne Heunsl „Ain tayl Im Heundihl nebn des Jacobn (nämlich Sohn) tail gelegen." (I, 340.)

1516. Jakob Aigner jun. vermacht seinem Bruder Johann „meinen tail Im heundiehl." (I, 361 a.) Gegenwärtig unbekannt.

Hengst. 1499. Georg Schustel vermacht seiner Gattin Helene „den Weingarten Hengst gentzlich." (I, 269 a.)

1501. Ulrich Zingisser vermacht einen Weingarten „der hayst hengst," welchen er von seiner Schwester erhalten hatte, jetzt der Tochter seiner Schwester, Gattin des Arztes Nicolaus, namens Mariechen. (I, 278.)

1512. Margarethe, die Gattin des Jakob Buchshofferl, vermacht ihrem Gatten „den Weingarten gehayssn Im Henngst neben des Jorig Wagner." (I, 342/a.)

1522. Der Wagner Georg Weller vermacht seiner „Muemen" Magdalena und deren Kindern „meinen Weingartten der henngst genant." (I, 403.) — Diese Ried ist gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Hennguel. 1511. Jakob Aigner vermacht seinem Sohne Jakob einen Weingarten „ain tail Im Hennguel Zu Nagst der Stat" (I, 339/a.) — Die Lage dieser Ried ist gleichfalls nicht mehr bestimmbar.

Himelpertzl. 1520. Barbara, die Gattin des Georg Kettinger, vermacht dem Sohne ihres Bruders, Johann „ain weingarten genant Im hymelpertzl." (I, 392 a.) - Besteht auch gegenwärtig noch unter dem Namen Himmelspirzeln.

Hiersman. 1433. Michael Boduscher vermacht seinen beiden Söhnen „den weingarten genant der hiersman" zu 2 Theilen, zu einem Theil aber seinem Freunde Wolffart Boduscher. (I, 34 a.)

1435. Margarethe, die Gattin des Michael Wolf, vermacht ihrem Gatten „ain weingarten Im hyrsman." (I, 11 a.)

1468 Elisabeth, die Witwe des Jakob Schön, vermacht ihrer Tochter und deren Gatten Paul Muschenraif „ainen Weingarten genant der Hiersman auf der Stat grund Zu Presburg zu nachst des Erbern hern Burkarts Scharrach Weingarten genant der Alram." (I, 142 a.)

1468. Elisabeth, die Gattin des Paul Muschenrauf, vermacht ihrem Gatten „ainen Weingarten genant Im Hiersman." (I, 143.)

1471. Johann Weber vermacht seiner Tochter Anna „ain weingartten In dem hyrsman." (I, 159.)

1485. Margarethe, die Witwe des Johann Payr, bittet, daß man einen ihrer Weingärten „den hierschman" verkaufen möge und bestimmt den Erlös zur Anschaffung eines Meßbuches und eines Kelchs. (I, 200 a.)

1500. Anna, die Gattin des Jakob Heutewr vermacht dem Sohne ihrer Schwester, Hieronymus Hutter, „den Weingarten genant In dem hirsman." (I, 271 a.)

1517. Johann Herrgot vermacht seiner Gattin Elisabeth einen Weingarten „genanndt Hiersman." (I, 377.)

1521. Andreas Schöndler ordnet an, daß man „ain weingarten genandt Hirsmändl" verkaufen solle und bestimmt den Erlos für eine Romfahrt. (I, 396 a.) — Kommt auch gegenwärtig in unserem Weingebirge unter dem Namen Hirschmandl vor.

Hochgangl. 1414. (offenbar 1434.) Gilig Wennig vermacht zu einer Meßstiftung „ainen weingarten hochgangl." (I, 23/a.)

1486. Wolfgang Prawn vermacht seinem Vetter Wolfgang „meinen Weingarten Im Hochgenglen." (I, 205.)

1493. Johann Grassl vermacht seiner Gattin Anna und seinem Sohne Nicolaus „meinen weingarten Im hochgenngl gelegen mit sambt den fruchtn frey vnd ledig." (I, 235 a.)

1494. Barbara, die Gattin des Johann Grässl, hatte ursprünglich ihrem Sohne weil. Johann „ainen weingartten den Hochgängl genant" geschenkt (I, 250/a.)

1501. Lorenz schuldete dem Stephan Rieder 20 fl. „an dem weingarten Hochgängl" (I, 276 a.) — Kommt auch gegewärtig im Weingebirge der Stadt unter dem Namen Hochgangeln vor

Hochweingarten. 1453. Stephan Lechner vermacht seiner Tochter Katharina „ain sein weingarten genant der hochweingarten" (I, 71.)

1471. Johann Weber vermacht seiner Gattin Barbara „den hoch Weingartten." (I, 159.)

1480. Der Kürschner Wentzel Rosentaller vermacht seiner Gattin Magdalena und seinem Sohne Bernhard „meinen Weingarten genant der Hochweingarten auff der Statgrund gelegen Zu nagst meines Sun Mert Rosentaller Weingarten." (I, 183.)

1482. Magdalena, die Witwe des Kürschners Wenzel, vermacht ihrem Sohne Martin Rosentaller „meinen Weingarten genant der hochweingarten auff der Stat grundt gelegen," welcher ihrem verstorbenen Gatten gehört hatte, „zu nagst des Merten Rosentaller an einer vnd Wolfgang fleischhakher an der andern seytten gelegen." (I, 197/a.)

1485 Leonhard Wiener vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „den halben weingarten gelegen in den hochweingarten," dessen andere Hälfte seinem Schwager Jakob Thomesch gehört (I, 202.)

1493. Martin Rosentaler vermacht seinem Sohne Wolfgang „den hochweingartn." (I, 233/a.)

1501. Stephan Rieder vermacht seiner Gattin Dorothea einen Weingarten „der Hochweingarten." (I, 276.)

1501 Valentin Pistentzer vermacht seinem Sohne Georg „meinen Weingarten in den Hochweingarten gelegen." (I, 282.)

1502. Johann Mandel vermacht seinem Sohne, dem Arzte Georg, „meynen Weyngarten genant Hoch Weyngarten," (I, 292 a.) und seiner Gattin Anna „den Hochweingarten, der satz genant." (Ebenda.)

1512. Georg Hartl vermacht „meinen Sun Herren Paulen Zum kreitz den Hochweingarten." (I, 338.)

1513. Valentin Rot vermacht seiner Gattin Anna und seinen Kindern sein Haus „vnd ain Weingarten mit namen Hochweingarten." (I, 353.)

1521. Lorenz Kürschner vermacht seiner Gattin Katharina „ain weingarten genant Im hochweingarten." (I, 394/a.)

1526. Lucia Kayser vermacht ihrem Gatten zwei Weingärten „nemblich Zween hoch weingarthen." (I, 414/a.)

1527 Johann Klaubensinn vermacht seiner Tochter Barbara „den aussern hochweingarthn" (I, 416.)

Kommt auch gegenwärtig unter diesem Namen im nördlichen Weichbilde der Stadt vor und liegt nördlich von den Rieden Wachsmeister und Olram.

Hohenau. 1431. Nicolaus Ymbadumb vermacht seiner Gattin Dorothea seinen Weingarten „gelegen an der hachney ainhalb zenachst Niclas des flochberger weingarten vnd anderhalb zenachst der kathrey pokfuessin weingartten." (I, 30.)

1433. Paul Rymer vermacht „ain tail in der hachney zunagst des Jacobs pauffendorffer weingarten mit frucht" zu einer Romfahrt. (I, 14.)

1433. Der Schneider Simon erwähnt des Weingartens seines Sohnes Johann „an der hachnen“ (I, 14.)

1434. Philipp Schoßpurger vermacht seinem Schwager Jakob unter gewissen Bedingungen „mein ledigen frein weingarten gelegen an der hachnen neben dem Bertlein.“ (I, 9.)

1435. In diesem Jahre theilten sich mehrere in einen Weingarten „gelegen an der obern hachnen, gelegen auf der Stat gepiet ainthalben zenagst des Jacob preitennakker weingarten vnd anderthalb zunagst des finkchen weingarten.“ (I, 12/a.)

1436. Der Schneidermeister Blasius vermacht seiner Tochter „ainen weingarten gelegen an der hachnen auf der Stat gepiet zw presburg . . nachpawrn sind Bernhart swllenwolff an ain tayl vnd hanns finkch an dem andern tayl mit Iren weingerten.“ (I, 28.)

1436. Christian Laung vermacht seiner Gattin „In Satzzen ain weingarten an der hachney neben dem Messrer mit früchten.“ (I, 30 a.)

1437. Nickel Han vermacht seinem Sohne Wolfgang „ain weingarten gelegen in der hachnen, ainhalb zenachst dem hönigler, anderhalb zenachst des Salomons.“ (I, 31.)

1437. Kunigunde Raneis vermacht ihrem Sohne Georg „meinen weingarten genant der Satz gelegen an der hachnay halben,“ die andere Hälfte aber ihren Söhnen Stephan und Wolfgang. (I, 27 a.)

1439. Katharina, die Gattin des Gotthard Pockfuß, hatte ihren Weingarten „in der hachney“ verkauft. (I, 32.)

(1439.) Leonhard Lassieber vermachte seinem Bruder Johann „ain weingarten an der hachney Im hegenger.“ (I, 32/a.)

1441. Der Fleischhauer Andreas Schönpach bestimmt, „daz man den weingarten der Jud genant an der hohenney verkauffen sol.“ (I, 41.)

1443. Johann Lassieber vermacht seinen beiden Söhnen, Georg und Siegmund, „ainen weingarten genant haggenger gelegen in der hahenen neben des Cristan hopfer weingarten vnd anderhalb des Andre weinwachter weingarten,“ ferner seiner Gattin Dorothea „ain weingarten gelegen an der vndern hohenen neben dez Stephan Renes weingarten vnd anderhalb neben dez Zwmader weingarten.“ (I, 46 a.)

1444. Margarethe, die Gattin des Johann Holczer, vermacht ihrem Neffen Thomas Rokkengerib „den weingarten an der Innern hohenen der da leit vnder des Schonpachs seligen Juden.“ (I, 52 a.)

(1439—1447.) Ulrich Honigler vermacht seiner Gattin Anna „seinen weingarten In der hochnen gelegen ainhalb zenachst dez Chuntz han vnd

anderhalb dez Wolfram weingarten ain drittail," das andere Drittheil seiner Tochter Katharina, das dritte aber seinem Sohne Johann. (I, 58/a.)

1449. Stephan Mair führt in seinem Testamente „dy hohney In dem vndern pirig neben dem Michel Zephel vnd dez krumpen Jorgen" als den Brautschatz seiner Gattin an. (I, 63/a.)

1467. Johann Rechnitzer vermacht seinem Sohne Wolfgang den Weingarten „genant die Hochenev auf der stat presburg grunt gelegen." (I, 135/a.)

1468. Philipp Frantz vermacht seiner Gattin „einen weingartten des er eingerhab gebesen ist gelegen in der vndern hochenney." (I, 145.)

1469. Wolfgang Goldinger vermacht seiner Schwester, der Gattin Tunners, „meinen Weingarten an der Hochney." (I, 143/a.)

1472. Wolfgang Wobusch vermacht seiner Gattin Kunigunde einen Weingarten „Hochney auf der Stat grund gelegen." (I, 156/a.)

1472. Nicolaus Prunsner vermacht seiner Gattin Margarethe einen Weingarten „genant dye vntter Hochnay." (I, 164/a.)

1473. Michael Gruenbald vermacht seiner Familie „ain weingarten Gelegen Inder vnteren höchney vnteren messrer ganczen gewalt." (I, 160/a.)

1475. Kaspar Raifschneyder vermacht seinen Geschwistern „den Weingarten yn der höchney." (I, 167/a.)

1477. Nicolaus Schwartzl vermacht den Kindern des Peter Smid „meinen weingarten In der vndtern Hochney gelegen." (I, 174/a.)

1480 Paul Kaler vermacht seinen drei Kindern „dy hochenay." (I, 179/a.)

1481. Agnes, die Gattin des Wolfgang Pfaffsteter vermacht ihrem Gatten „dj Inner hochenney frey vnd ledig." (I, 190.)

1481. Elisabeth, die Witwe des Nicolaus Marner, vermacht dem Kozma und den Kindern ihres Bruders Wolfgang „zween Weingarten in der Vnderen hohenney gelegen." (I, 186/b a.)

1481. Ulrich Hoppffer vermacht seiner Gattin „zween Weingarten gelegen In der hochenney ledig und frey." (I, 190.)

1483. Margarethe, die Gattin des Matthäus Haindl, vermacht ihrem Gatten „ain Weingarten In der hacheney." (I, 195.)

1487. Anna Holczer vermacht „den Weingarten Nider hochenay" zu einer heil. Kreuzmesse. (I, 207/a.)

1487. Paul Spiess vermacht seiner Tochter Helene „meinen Weingarten in der hochenney." (I, 208.)

1487. Erhart Ebmer vermacht seiner Gattin „ain weingarten In der hochnney." (I, 216/a.)

1488. Dorothea Pultinger vermacht ihrem Sohne, dem Müller Jakob, und dessen Gattin Barbara „meinen Weingarten in der Vndtern hachuney gelegen.“ (I, 218.)

1489. Martin Gailsam vermacht seiner Gattin Helene und seinem Sohne Johann „den weingartn frewdman genant in der hohenney gelegen.“ (I, 220.)

1492. Barbara, die Witwe des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht ihrem Sohne Jakob den Weingarten „mit nomen hahenay.“ (I, 229 a.)

1494 Thomas Behem vermacht seiner Gattin Dorothea „Zwen tail meines Weingarten In der hohenney gelegen, den ain tail mit dem garten, gegen der Stat,“ sowie auch den andern Theil. (I, 241.)

1495. Johann Rietntaler vermacht seiner Gattin Anna einen Weingarten „genant die hohenney.“ (I, 244.)

1495. Helene, die Gattin des Peter Kreutzer, vermacht ihrem Gatten „meinen tail des weingartten In der Vnttern Hoheney.“ (I, 246 a.)

1495. Michael Wölffl vermacht seinen beiden Töchtern „zwen Weingarten, der ain In der hoheney.“ (I, 251.)

1498. Peter Hartl führt seine Schulden an „auf den Weingarten hochenney genant.“ (I, 265/a.)

1499. Barbara, die Witwe des Jakob Fleischhaker, vermacht einen ihrer Weingärten „genant Hackinger In der hohenney“ als Meßstiftung. (I, 269.)

1500. Andreas Holtzer vermacht seiner Gattin Rosina einen Weingarten „genant die awsser hochney.“ (I, 312.)

1501. Barbara Vunpeck vermacht ihrem Gatten „den weingarten in der Hoheney.“ (I, 279.)

(1501.) Michael Schesman vermacht seiner Gattin Elisabeth „ainen weingarten In der Vnttren Hoheney frey vnd ledig.“ (I, 282/a.)

1501. Margarethe, die Witwe des Nicolaus Pachenlaibl, erklärt, daß ihr Sohn Wolfgang „von ainen weingarten gelegen In der hoheney“ 20 fl. schulde. (I, 297 a.)

1502. Peter Kreytz vermacht Stephan, dem Sohne seines Bruders Jakob, seinen Weingarten „in der vnttern Hoheney gelegen.“ (I, 284 a.)

1503. Christoph Popp verfügt über seinen Weingarten „by Hohenney,“ indem er denselben seiner Gattin Rosina vermacht. (I, 287/a.)

1503. Rosina, die Gattin des Kürschners Christoph, vermacht zu Gunsten des Spitals 10 fl. nach einem Weingarten „gelegen In der Hoheney.“ (I, 289 a.)

1503. Katharina, die Witwe des Philipp Gräffl, vermacht „meinem dienstknaben lienharten ain weyngerttl gelegen In der vntern hohenev." (I, 294.)

1504. Der Domherr Thomas Haindl schreibt: Vineam meam quam de propriis meis acquisiui hocheney vocatam ordino et lego Johannj lebetaio et eius legitime uxori. (I, 296.)

1504. Jakob Scheller vermachte seiner Gattin Rosina „ainen weingarten Inn der Hoheney." (I, 298 a.)

1504. Katharina Mischinger vermacht ihrer Schwester Margarethe „ain weingarten gelegen In der vntern hoheney." (I, 299/a.)

1504. Georg Hoffmair verfügt über einen seiner Weingärten „mit namen auf dy vntter hoheney." I, (303.)

1505. Der Witwe des Kaspar Mutt, namens Anna, schuldete Wentzl possak 8 fl. „auf einen weingarten in der hoheney." (I, 303/a.)

1505. Johann Ebner vermacht seinen Kindern, Wolfgang und Katharina, jedem zur Hälfte „ain Weingarten In der hoheney" (I, 308/a.)

1508. Katharina Walther vermacht ihren beiden Töchtern, jeder zur Hälfte „ain Weingarten genant In der Vndteren hochnei." (I, 321/a.)

1508. Johann Haberknapp verfügt, daß man „denn Weingartn In der hocheneij" verkaufe. (I, 322.)

1510. Wolfgang Pfaffsteter vermacht seinem Sohne Stephan einen seiner Weingärten „die hochney." (I, 329/a.)

1511. Anna Pfaffsteter vermacht ihrem Sohne Stephan „ain Weingarten In der hochney." (I, 331.)

1511. Jakob Haytewr vermacht seiner Gattin „die hoheney" (I, 334.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seiner Gattin Margarethe „den Weingarten genant dy hochney ledig vnd frey." (I, 331/a.)

1511. Jakob Aigner vermacht seinem Sohne Hennsl „ain Weingarten In der Hochney zwischen Hannsen Lachenperger vnd Wolffgangen Rechnitzer gelegen." (I, 239/a.)

1513. Thomas Pfaffsteter vermacht seiner Gattin seinen Weingarten „die hoheney." (I, 344.)

1517. Michael Zalusch vermacht seiner Tochter Martha „Ain Weingarten gelegen in der Hochney," welchen er von seinem Oheim, Lorenz Hunger, geerbt hatte. (I, 375.)

1519. Barbara, die Gattin des Sebastian Eisenreich, vermacht ihrem Gatten „ain Wayngarthn in der Hochenney." (I, 386/a.)

1520. Margarethe, die Gattin des Schneiders Bartholomäus Frelich,

vermacht ihrem Sohne Christoph einen Weingarten „In der hochenney gelegen.“ (I, 390.)

1521. Wolfgang Ebner vermacht seinen beiden Schwestern Rosa und Dorothea „den weingarten genant In der hoheney.“ (I, 400 a.)

1523 Dem Balthasar Fuxel schuldete der Sohn des Pertl 13 fl. „von ainem weingarten In der vndtern hoheney.“ (I, 405 a.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seinem Sohne Valentin „ain weingarten genandt in der hohenney Im lanngen tail frey vnd ledig.“ (I, 408.) Ebenderselbe vermacht seiner Gattin Ursula den Weingarten „die klainer hohenney.“ (I, 408 a.)

1526. Lucia Kayser vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „nemblich die Hohenney.“ (I, 414 a.) Gegenwärtig finden sich die Rieden mit Namen: Obere-, Mittere-, Lange- und Untere Hohenau im Weingebirge der Stadt östlich von der Ried: Obere Juden.

Humerpwhel. 1485 Martin Rainung vermacht seiner Schwester „den weingarten genant der humerpwhel.“ (I, 204.) — Eine Ried dieses Namens ist gegenwärtig unbekannt.

Hunczberg. 1505. Vital Schatz verfügt letzwillig über zwei Weingärten „genant die huntzperg“ (I, 307.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannter Name. Wahrscheinlich lag diese Ried auf Thebener Gebiet; zwischen Hainburg und Theben liegt nämlich der Hundsberg und vielleicht ist dieser hier gemeint.

Huntzgugel. 1511. Nicolaus Welser vermacht den beiden Kindern des Johann Leopoldstorffer „ainen weingarten genant by huntzgugl ledig vnd frey“ (I, 331/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Hutstock. 1496. Helene Zwickl schreibt: „Auf dem Weingart genant Hutstock auf meinen Tail Schaff ich Zehen fl für ain Romfart.“ (I, 256.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt

Ibanusch. 1428. Peter List vermacht seinem Sohne Nicolaus „meinen ledigen vnd freien weingarten gelegen in den Iwanuschen ainhalben zenagst Cristan list meins Suns weingarten vnd anderhalb zenachst hannsens, dez zistler weingarten.“ (I, 33/a.)

1443. Christian aus Raab verpfändet dem Nicolaus aus Theben für eine Schuld von 93 fl. einen Weingarten „genannt Im Ibanusch vnd leit neben dez hanns kuepodin weingarten.“ (I, 45.)

1467. Johann Rechnitzer vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „genant Ybanusch.“ (I, 135/a.)

1477. Michael Zistler vermacht seiner Tochter Brigitta seinen Weingarten „genant der ybanusch.“ (I, 173.)

1492. Barbara, die Witwe des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht ihrem Sohne Johann einen „weingarten Im Iwanusch.“ (I, 229/a.)

1495. Johann Aigner vermacht seinem Vetter Oswald „meinen weingarten Ybanusch frey vnd ledig.“ (I, 249.)

1502. Wolfgang Knoll schreibt: „Item den weingarten ybanusch Schaff ich der Priesterschafft wieder haym.“ (I, 281/a.)

1511. Jakob Aigner vermacht seiner Gattin Barbara „Ain Weingarten In den Ibanuschen.“ (I, 341/a.)

1521. Jakob Manhert vermacht seiner Gattin „den weingartten gelegen Im Ibanusch halb ledig und frey.“ (I, 401.)

Kommt gegenwärtig im Weichbilde der Stadt nicht vor und lag vielleicht auch vor Zeiten nicht in demselben.

Jörgergrund. 1483. Albert Gailsam vermacht seinem Sohne und seinen Enkeln „ain Weingartten mit Namen Jörgergrund der gar wol hundert gulden In gold werd ist vnd pesser. Ich hab In selber kaufft öden vmb LXXXXiij gulden.“ (I, 193/a.)

1488. Dorothea, die Gattin des Johann Leuterspek, vermacht ihrem Gatten „mein weingarten Jörgesgrundt.“ (I, 217.) — Gegenwärtig unbekannter Name.

Juden. 1434. Johann List vermacht seinen 3 Brüdern „den Juden nach dem lesen.“ (I, 9/a.)

1460. Thomas Reich vermacht seinem Sohne Johann „den Weingarten genant der Jud auf der Stat gründen gelegen.“ (I, 102.)

1472 Nicolaus Prunsner vermacht seiner Gattin Margarethe einen Weingarten „das Judel.“ (I 164/a.)

1477. Michael Zistler vermacht seiner Tochter Brigitta „ain weingarten genant der Judel.“ (I, 173.).

1488. Johann Reich vermacht der Kirche zu St. Martin „meinen weingarten genant der Jud.“ (I, 216/a.)

1490. Magdalena, die Gattin des Thomas Behem, vermacht ihrem Gatten ihren Weingarten „das Judl auf den Statgrund gelegen.“ (I, 223.)

1493. Martin Rosentaler vermacht seiner Gattin Elisabeth „meinen Weingartn Judn.“ (I, 233/a.)

1494. Elisabeth Kreutzer vermacht zum Bau der Kirche zu St. Martin „den weingartn genant das Judl.“ (I, 240/a.)

1496. Michael Kern vermacht seiner Gattin einen Weingarten „Im Juden.“ (I, 257/a.)

1496. Barbara, die Witwe des Wolfgang Haberler, vermacht ihren Freunden Hewteur und dessen Gattin auf Lebenszeit „den Weingartten, das Jubel genant.“ (I, 258.)

1501. Stephan Rieder vermacht seiner Gattin Dorothea einen Weingarten „das Jubl.“ (I, 276.)

1510. Der Tuchscherer Lorenz Egerer vermacht seiner Gattin Barbara „ainen Weingarten gelegen Im Jublen.“ (I, 326.)

Gegenwärtig finden sich die Rieden: Obere-, Untere- und Neusatz-Juden im Weingebirge der Stadt. Alle drei liegen gegen Ratzersdorf zu nördlich von den Batzen und dem Baumgartl.

Kamerler. 1443 Peter Korbler vermacht seiner Gattin Agnes „ain weingarten genant der kemerler frey vnd ledig.“ (I, 85.)

1474. Wolfgang Puchler vermacht seiner Enkelin Margarethe als Brautschatz „den weingarten genant Im Kamerler. (I, 163.)

1487. Georg Unverricht vermacht seinen Vettern „ainen weingarten Im kamerlen gelegen“ (I, 211.)

1505. Anna Windhausen, die Gattin des Marx Khon, vermacht ihrer Tochter „ain Weingarten genant Im kamarlar.“ (I, 306 a.)

1512. Johann Plantscher bekennt sich als Schuldner „auf den weingarten Camerln“ (I, 337 a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Karaphel. 1435. Haz Wl vermacht seinem Sohne Johann „meinen weingarten karaphel halben,“ die andere Hälfte aber seiner Gattin Katharina. (I, 13/a.)

1448. Johann Hafner vermacht seiner biederen Gattin Katharina „ain weingarten koraphl genant frey vnd ledig.“ (I, 64.) — Gegenwärtig unbekannt.

Katzenthaler. 1496. Michael Kern vermacht dem Bruder seiner Gattin, Michael Rüpl, „ain Weingarten Im katzentaler frey vnd ledig.“ (I, 257/a.)

1506. Martin Vbelagher vermacht seinem Schwager Thomas Katzlperger „ain Weingarten Im katzntallar.“ (I, 314 a.) — Findet sich auch heute noch im Weingebirge der Stadt unter dem Namen Katzenthaler.

Kestenbaum. 1449. Agnes, die Gattin des Peter Hafner, vermacht den dritten Theil eines Weingartens „im kestenpem gelegen auf der Stat Grundt“ ihrer Tochter Margarethe, Gattin des Johann Hafner. (I, 83/a.)

1475. Andreas Weichamer vermacht seiner Gattin und seinem Kinde „ein weingarten ym kestenpawm.“ (I, 168.)

1478. Jakob Karner vermacht „ain weingarten genant der kesten-pawm auff der Stadt grund hie gelegen" zu einer Hälfte dem Nicolaus Sumersperger und dessen Gattin Dorothea, zur andern aber dem Nicolaus Turgk. (I, 175.)

1496. Michael Kern verfügt, daß man „ain weingarten Im kestenpaum gelegen" verkaufen soll. (I, 257 a.)

1497. Ulrich Paldauff vermacht seiner Gattin „ainen weingarten mit namen kestenpawm" (I, 268 a.), desgleichen ebenfalls seiner Gattin zur Unternehmung einer Romfahrt „ainen weingarten mit namen kesten-paum." (I, 268.)

1500. Dorothea, die Wittwe des Stephan Markfelder, vermacht ihrem Sohne Johann Harrer „ainen Weingarten der da leit Im kestenbaum." (I, 272.)

1501. Katharina, die Wittwe des Ambrosius Polster, vermacht ihrem Vetter Wolfgang Haiden einen Weingarten „genant der kesten-pawm." (I, 288/a.)

1504. Jakob Dreissiger vermacht seinem Sohne Johann „ain weyn-garten genant In kestenpawmen." (I, 301/a.)

1504. Paul Wasler vermacht seiner Gattin „einen weyngarten in kestenpawm." (I, 302.)

1510. Benigna, die Gattin des Lucas Hunger, vermacht ihrer „paslen" (Base), der Gattin des Johann Ardeigker, und deren Kindern „Ain Weingarten gelegen in kestenpawmen." (I, 336/a.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seinem Bruder, dem Fleischhauer Martin, „ainen Weingarten Im satz mitsambt den kestengarten." (I, 331/a.)

1513. Wolfgang Pruckflegl vermacht seiner Gattin „Ain Weingarten Im kestenpaum ledig vnd frey." (I, 352.)

1516. Wolfgang Raydl vermacht seiner Tochter Barbara „ainen Weingarten genannt der kestnpawm" (I, 381/a.)

1521. Margarethe, die Gattin des Nicolaus Eder, vermacht ihren Vetter Wolfgang Ruepl ihren Weingarten „gelegen in Costenpamen." (I, 293 a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt. Der Name rührt offenbar von einem schön gewachsenen Kastanienbaum her, wie man solche auch heute noch an mehreren Orten der Umgebung von Preßburg findet.

Klampfer. 1453. Katharina, die Gattin des Johann Pawr, verfügt „von ains weingarten wegen genant chlampher gelegen auf der Stat gepiet zu prespurg" dessen Hälfte sie dem Wolfgang Phentzler vermacht. (I, 73/a.)

1502. Michael Pirber vermacht seiner Tochter Marie und deren Sohne Johann „den weyngarten klampfer." (I, 289.) — Kommt auch heute noch unter dem Namen Glampfer vor.

Knaren. (1481.) Andreas Pawr vermacht seiner Tochter Margarethe „ein Weingarten der haist Im knaren." (I, 184.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Kniesatz. 1485. Margarethe, die Witwe des Johann Payr, bestimmt, daß man einen ihrer Weingärten „den knyesatz" verkaufen und den Erlös zur Anschaffung eines Meßbuches und eines Kelches verwenden soll. (I, 200/a.)

1513. Ulrich Hassen vermacht seiner Gattin Katharina „den Weingartten Im kniesatz frey vnd ledig" (I, 347.)

1522. Katharina Fendrer vermacht ihrem Gatten Sebastian „ein Weingartten gelegen Im kniesatz." (I, 403/a.) — Kommt unter dem Namen Kniesatzeln auch heute noch vor.

Kolgrub. 1436. Bartholomäus Saltzer vermacht seiner Gattin „die kolgrub den weingarten." (I, 26/a.)

1450. Bartholomäus Scharrach vermacht seiner Gattin Katharina „einen weingarten genant die Kolgrueb gelegen auf der Stat Grunden." (I, 69/a.)

1454. Peter Groß vermacht seinem Sohne Michael „ainen weingarten chollgrueb." (I, 73.)

1454. Andreas Prawn vermacht seiner Gattin Anna „meinen freyen weingarten gelegen in der cholgrueb frey vnd ledig." (I, 84/a.)

1463. Michael Schragl vermacht seiner Gattin Margarethe „meinen weingarten Im kolgrubn." (I, 131/a.)

1471. Georg Paer vermacht seiner Gattin Agnes „Ain weingarten genant In der kcholgrueb ledig vnd frey." (I, 151/a.)

1475. Michael Pawr vermacht seiner Gattin Margarethe „den halben tail meines weingartten genant In der kolgrueb ledig vnd frey." (I, 168/a.)

1486. Agnes, die Gattin des Leonhard Steyr, vermacht ihrem Gatten „dj kolgrueb." (I, 207.)

1495. Kaspar Sorger bestimmt in seinem Testamente „die frucht in der kolgrub sollen die Jungkfraw Im Junkfraw closter ablesen vnd vechssen." (I, 248.)

1499. Helene, die Gattin des Paul Reinisch, vermacht ihrem Oheim Stephan „ain weingarten In der vnttern kolgruben." (I, 273.)

1504. Pancratius Altenburger vermacht der Tochter seiner Schwester und deren Gatten, Wolfgang Hofer, namens Barbara „ainen weyngarten

genant in der kolgrub das klaynere tail außerhalb," seiner Gattin Agnes aber „ain weyngarten genant In der kholgrub." (I, 302.)

1505. Margarethe, die Witwe des Leonhard Winkler, vermacht ihrer Tochter Barbara „ain halben Weingarten genant In kollgrueben," die andere Hälfte aber ihrem Sohne Peter. (I, 307/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Kolmandlen. 1477. Dorothea, die Gattin des Arztes Simon, vermacht ihrem Gatten „ainen weingarten genant Im kolmandlen von meinem Vater seligen peliben." (I, 174.)

1494. Thomas Behem vermacht seiner Gattin Dorothea „ainen Weingartn das Colmandl den drittntail auf der Stat grundt gelegen." (I. 241/a.)

1500. Walpurga, die Gattin des Nicolaus Litschauer, vermacht Elisabeth, der Tochter des Andreas Znaymer, „ain weingarten in dem Colmendl das außertail," ihrem Gatten aber „das ander tail in dem kollmendl sein lebtag." (I, 275/a.)

(1503.) Helene, die Witwe des Schreibers Georg, bekennt sich zu einer Schuld von 2 fl. „an dem Weingarten kholmandl." (I, 290/a.)

1503. Dorothea, die Witwe des Thomas Peham, vermacht dem Johann Planck „meinen Weingarten das kollmandl." (I, 291/a.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Korppmer. 1480. Stephan Dreiling vermacht dem Johann Karner „ainen tail weingarten Im korppmer gelegen" für eine Schuld. (I, 182.)

1501. Michael Raming vermacht seiner Gattin Elisabeth „den Weingarten khorppen." (I, 274/a.) — Unbekannt.

Kottseber. 1467. Der Bürgermeister Stephan Walich führt in seinem Testamente „ainen weingarten genantt kottseber Zunagst Simon perger vnd hannsen holtzer beder weingarten gelegen" und verfügt über denselben. (I, 147.)

1484. Michael Kwe vermacht dem Ulrich Puchler „den halben tail des weingartten kottseeber genant." (I, 198/a.)

1486. Margarethe, die Gattin des Ulrich Püchler, vermacht ihrem Gatten und ihrem Sohne „ain weingartn Im kottseber gelegen." (I, 206.)

1494. Der Bäcker Lorenz vermacht seiner Gattin Dorothea „meinen Weingarten kotzseer." (I, 240.)

1501. Ulrich Pichler vermacht den beiden Kindern des Paul Wasler „den Inndern halben tail gegen der Stat meines Weingarten kotzeber," die äußere Hälfte aber seiner Gattin und seiner Tochter. (I, 278/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Königl. 1521. Der Kürschner Lorenz vermacht seiner Gattin Katharina „ain weingarten genant Im khuniglen.“ (I, 394 a.) — Kommt unter diesem Namen auch heute noch vor.

Kramer. 1446. Der Schneider Hansel vermacht seiner Gattin Agnes „seinen gantzen weingarten in kramern gelegen zenachst dem Ulreich Schawer.“ (I, 59.)

1453. Simon Sybenherler vermacht seiner Gattin und seinem Sohne „ain weingarten genant Im Kramer auf der Stat prespurg Grunden gelegen zenachst dem Stephan Schatan.“ (I, 88/a.)

1468. Martin Hawer vermacht seiner Schwester Anna „ainen weingarten Im hramer.“ Und weiter: „mer schaff Ich auf denselben Wein garten Im kramer iiij flor.“ der Tochter seiner Schwester. (I, 148 a.)

1473. Stephan Tyrnahar bestimmt in seinem Testamente, daß man „meinen Weingarten ligund In den kramern“ verkaufen soll und daß die eine Hälfte des Erlöses seiner Gattin, die andere aber der Kirche zu St. Michael zuzufallen habe. (I, 158 a.)

1481. Dem Arzte Johann schuldete man „auff dem kramer XIX flor.“ (I, 184.)

1483. Der Steinmetz Peter vermacht seinem Ziehsohne Georg „den weingarttn in den kramern.“ (I, 195/a.)

1517. Anna, die Witwe des Johann Lechner, vermacht ihrem Sohne Wolfgang Mastrieler einen Weingarten „gelegen in den kramern.“ (I, 369.) — Gegenwärtig gibt es drei Rieden unter den Namen Obere-, Mittere-, Untere-Krammer in nördlicher Richtung von der Stadt, vom Steinsetz westlich gelegen.

Krempplstawer. 1491. Margarethe, die Gattin des Blasius Zach, vermacht ihrem Bruder Leonhard Hamer „ain weingarten mit namen krempplstawer.“ (I, 223 a.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht vor.

Kyenhartsgraben. 1435. Haz Wl vermacht seinem Sohne Johann einen Weingarten „der ligt in dem kyenhartzgraben ainhalben zunagst der fritz kochin weingartn vnd anterhalb zunagst des langen hannsen weingarten.“ (I, 13/a.)

1444. Ulrich Fuerst vermacht seiner Gattin Margarethe „ein weingarten gelegen Im Chinhartzgraben ainthalben der Niclas helflin weingarten vnd anderthalben des vlreich nusman weingarten.“ (I, 61 a.)

1467. Christoph Sailler vermacht seiner Gattin Agnes „ain weingarten in dem Chuenhartsgraben gelegen neben des Niclas Messerer weingarten.“ (I, 141/a.)

1469. Kunigunde, die Witwe des Johann Weber, vermacht dem Michael Horthaber „denn Weingarten Indem chyenharczgraben." (I, 161 a.)

1502. Barbara Hengstl vermacht ihrem Sohne Michael „ain weyngarten genant In kynhartzgraben frey vnd ledig, vnd meinen Hauswirt niclaß groß Schaff ich auch den halben Tail des weingartens Im kynhartsgraben." (I, 285 a.)

1503. Christoph Popp vermacht seinem Sohne Sebastian „den aussern tail meyns Weingartens genant Im kynhartsgraben. Meinen Son Andre den andern tail deß weyngarten kynhartsgraben dor Inn der kerspaum stet." (I, 287.)

1503. Barbara Grieskircher vermacht Ottilien, der Tochter des Ladislaus Enzersdorffer, „ain weyngarten Im kynharts graben." (I, 288 a.)

1504. Magdalena, die Witwe des getauften Juden Michael, vermacht Ottilien, der Tochter des Ladislaus Enzersdorffer „ain weyngarten genant In khynhartsgrabn ledig vnd frey" (I, 301.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seinem Bruder Martin, Fleischhauer in Leopoldstorff, „ain Weingarten gelegen Im khunhartsgraben genant der parlatpaur". (I, 331/a.)

1526. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Froschawr, führt unter ihrem Besitz zwei Weingärten „Im khunchartzgrabn" an. (I, 415.) — Auch heute noch unter dem Namen Kinsgraben bekannt.

Kuhtreiber. 1497 Ursula, die Gattin des Hutmachers Coloman Tewbler, vermacht ihrem Gatten und ihren Kindern ihr Haus „vnd ain Weingarten Im kwtreiber gelegen." (I, 261.)

1498. Katharina, die Gattin des Paul Wailer, vermacht ihrem Gatten ihren Weingarten „Im kwtreiber." (I, 267/a.)

1501. Paul Waler vermacht seiner Gattin Anna „vnsern Weingarten Im kwtreiber." (I, 275/a.)

1503. Jakob Winckler vermacht seiner Gattin Agnes „ainen weyngarten In kutreibern" (I, 292.) — Dieser Name ist gegenwärtig unbekannt.

Kuntner. 1501. Wolfgang Rot vermacht seinem Sohne Johann „den Indern kuntner" und seiner Gattin „den aussern kuntner ledig vnd frey." (I, 275.) — Kommt auch gegenwärtig noch im Weingebirge der Stadt vor.

Kurtzen Pfang. 1468. Margarethe Tod vermacht ihrer Tochter Dorothea „den Weingarten genanntt In kchurtzen pfang." Für den Fall des Ablebens ihrer Tochter aber bestimmt sie, daß diese „den weingartten In kchurtzen pfang geen sand Merten gantz In der pfarr" letzwillig zu

vermachen habe. (I, 149.) -- Eine Ried dieses Namens ist gegenwärtig im Weingebirge der Stadt unbekannt.

Kurtzental. 1507. Barbara, die Gattin des Leonhard Schwertfeger, vermacht ihrem Gatten „Ain Weingarten gelegen Im khurtzentall mit sambt den früchten." (I, 318 a.) -- Gegenwärtig unbekannt.

Kurtzer Weingarten. 1439. Nicolaus Pachrad vermacht seiner Gattin Margarethe „meinen kurtzen weingarten gelegen auf der Stat gepiet halben meiner hausfraun Margareten," die andere Hälfte aber zum Bau der Kirche zu St. Martin. (I, 36.)

1467. Die Barbierswitwe Kunigunde vermacht den Kindern ihrer Schwester, Magdalena und Stephan, jedem zur Hälfte „mein Weingartten genant der churcz Weingartten." (I, 144/a.)

1468. Simon Vaszieher erklärt: „Item den kurtzen Weingarten hab ich kawfft von Peter krawsen mitburger zu prespurg vmb iij fuder verrichts weins." (I, 144.)

1481. Hanns Artzt vermacht seinen Kindern „den kurtz Weingarten." (I, 184.)

1483. Albert Gailsam vermacht seiner Tochter Marie einen Weingarten „genant der kurtz weingarttn." (I, 193/a.)

1495. Kaspar Sorger bestimmt letztwillig: „den kurtzen Weingartten sollen die munch das künftig lesen, ablesen und den wein vechsnen." (I, 248.)

1502 Mathes Tungkel vermacht seiner Gattin „ainen Weingarten mit namben im khurtzen Weingart ledig vnd frej" (I, 310 a.)

1506 Apollonia, die Witwe des Friedrich Manhart, vermacht ihrem Sohne Simon „ain Weingarten genant Jm kurtzen Weingarten ledig vnd frej." (I, 311.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht mehr vor, wenn sie nicht etwa mit der Ried kurzer Theil identisch ist, welche nördlich von der Stadt unterhalb der Ried Wachsmeister liegt.

Kurtzfenglein. 1476. Peter Nawsorg vermacht seinem Sohne Gilig „meinen weingarten Jn den kurtzenfenglein gelegen neben dem kreuzweg." (I, 174.) — Der Name ist gegenwärtig unbekannt

Kuttner. 1434. Peter Höich vermacht seiner Gattin „meynen Weingarten Jm kuttner halben neben dem Eylausdemrock vnd petter koler gelegen." (I, 10/a.)

1479. Anna Grauenpucher bestimmt in ihrem Testamente, daß man „den weingarten der da haist der kuttner" zu verkaufen habe und daß aus dem Erlös, so lange es reiche, jährlich ein Requiem und insgesammt 4 Seelenbäder abgehalten werden sollen. (I, 178/a.)

1494. Barbara, die Gattin des Johann Gräſſl, bestimmt, daß ihr Sohn Veit „die Zwen Weingartten die küttner genant“ zu bekommen habe. (I, 250/a.)

1501. Johann Wernher vermacht seiner Tochter Margarethe „mein Weingarten in Ratzesdorff der kutner genant.“ (I, 277.)

1515. Magdalena, die Gattin des August Aschpegk, vermacht ihrem Gatten „Zwenn Weingarten In khuttnern gelegen.“ Von diesem Weingarten vermacht sie 1 fl. der Gattin Hoffmayers. (I, 356/a.)

1522. Kaspar Fuxl vermacht seinem Sohne Martin „Meine beide tail weingarten Im kuuttner gelegen.“ (I, 402/a.) — Der Name kommt auch heute noch vor. Daß diese Ried sich ehemals auch in das Gebiet von Ratzersdorf hinein erstreckt hatte, beweist das Testament aus d. J. 1501.

Küferl. 1487. Der Schneider Johann vermacht der Gottsleichnams-Zeche in Preßburg „das Weingertl küpherl.“ (I, 212/a.) — Der Name ist gegenwärtig unbekannt.

Kürschner. 1468. Martin Hawer vermacht seiner Gattin „ainen weingarten Im kchürsner.“ (I, 148/a.)

1473. Michael Gruenbald verfügt letztwillig über „Ain weingartten der haist der kürsner gelegen vnter dem Schön hirssen.“ (I, 160/a.)

1477. Nicolaus Swartzl vermacht seinem Schwager Moriz Weigl „meinen weingarten kursner gehaissan.“ (I, 174/a.)

1501. Barbara Bunpeck vermacht ihrem Sohne Andreas „den halben tail deſs weingarten genent der kürsner,“ die andere Hälfte aber ihrem Gatten. (I, 279.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht vor.

Lacken. 1491. Kristan Walther vermacht seiner Gattin Helene „einen weingarten In der lacken.“ (I, 228/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Langteil. 1433. Herl Leinbater vermacht zum Bau der Kirche zu St. Martin „meinen ledigen vnd freien weingarten genant das langtail mit frucht mit all.“ (I, 8/a.)

1439. Katharina, die Gattin des Gothard Pockfuzz, vermacht ihrem Diener und Freunde Stephan „Iren weingarten gelegen in den langen tailen“ und stiftet darauf eine ewige Lampe. (I, 32.)

1472. Lorenz Wind vermacht seinen beiden Söhnen, Coloman und Johann, „ainen Weingarten in dem langentail.“ (I, 157/a.)

1485. Dorothea, die Gattin des Johann Vaszieher, vermacht ihrem Manne und ihrem Sohne „den Weingarten mit nam lanngtayl.“ (I, 201.)

1487. Der Schneider Johann vermacht seiner Tochter Barbara „ain Weingarten im lanngen tail gelegen.“ (I, 213.)

1490. Katharina, die Gattin des Georg Prenner, vermacht ihrem Gatten „meinen weingartn Im langentail, Zenachst des Stevstenperger vnd des pfrwend weingarten, die dann der Brobst Inn hat.“ (I, 223 a.) — Kommt auch gegenwärtig im östlichen Gebiete der Stadt vor und liegt oberhalb des Bahnhofes und unterhalb der Ried Wachsmeister.

Langer Weingarten. 1495. Georg Mayr schreibt: „dornach meinen langen Weingarten, Schaff ich meiner dochter Barbara.“ (I, 253.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt, wenn sie nicht etwa mit der Ried Langer Theil identisch ist.

Lasterleyten. 1446. Erasin Satler vermacht „seinen weingarten genant in der lasterleytten“ zu einer Hälfte seinem Kinde, zur andern „unsrer Frauen Zeche.“ (I, 55 a.)

1484. Johann Karner schreibt: „Auf dem Weingarten in der lasterleytten hat ich XL gulden, die gehören zu der phründt.“ (I, 196/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Ledrer. 1414 (vielleicht 1434). Gilig Wenig vermacht seinem Bruder Johann „den weingarten kraus vnd ledrer genent.“ (I, 23 a.)

1434. Katharina, die Gattin des Ulrich Heckhl, vermacht ihrem Gatten „ir peyder weingarten gelegen Zu ledrern auf der Stat gepiet ze prespurgk, ayntthalben zunegst des Swartz Hansen weingarten vnd anderhalb zenegst des klosters weingarten.“ (I, 26.)

1434. Katharina, die Gattin des Ulrich Hakkel, vermacht ihrem Gatten „Iren weingarten gelegen auf der Statt gepiet Zu ledraren ainthalb zunagst des Swartz hannsen weingarten vnd anderhalb zunachst des kloster weingarten.“ (I, 12/a.)

1511. Jakob Hantewr vermacht seiner Gattin seinen Weingarten „mit namen lederer.“ (I, 334/a.)

1516. Margarethe, die Witwe des Simon Domigkhen, vermacht der Kirche zu St Martin „meinen Weingartten mit Namen der Ledrer mitsambt den gartten der vntten dar an stost.“ (I, 363 a.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht mehr vor.

Leichmichnit. 1443. Nicolaus aus Theben vermacht seinem Sohne Johann „ein weingarten genant lameinnicht.“ (I, 45.)

1446. Margarethe, die Gattin des Jakob Hainberger, vermacht ihrem Gatten „den weingarten genant lamichnicht gelegen auf der Stat gepiet zenachst dez peter krawsen vnd hanssen von Teben.“ (I, 59 a.)

1480. Der Priester Johann von Theben vermacht „Mein tail Wein garten genandt leichmichnit Zu nagst dem Jacob prenn Weingarten gelegen“ seiner Schwägerin, der Gattin des Wolfgang Aigner. (I, 180.)

1492. Barbara, die Witwe des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht ihrem Sohne Johann „ain halben (Weingarten) laamichnit“ und die andere Hälfte ihrem Sohne Ulrich. (I, 229 a.)

1495. Johann Aigner vermacht Heinrich, dem Sohne seines Bruders, „meinen Weingarten laamichnit auf der Stat grund gelegen frey vnd ledig.“ (I, 249.)

1509. Margarethe, die Gattin des Jakob Strodendorffer, vermacht ihrem Gatten „ainen Weingarten genand lamaint.“ (I, 323.)

1511. Jakob Aigner vermacht seiner Adoptivtochter Barbara „Ain Weingarten Im lomanit.“ (I, 240.) -- Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Larenpeytl. 1476. Die Gattin des Thomas Haedn vermacht ihrem Sohne „ain halben weingarten Im larenpeytl ledig vnd frey“ (I, 169.), die andere Hälfte aber ihrer Tochter Katharina.

1501. Katharina, die Witwe des Ambrosius Polster, vermacht ihrem Vetter Wolfgang Haiden einen Weingarten „genant der larnpewttl.“ (I, 288/a.)

(1501.) Michael Schefman vermacht seiner Gattin Elisabeth mit der Verpflichtung zu einer Romfahrt „ainen Weingarten mit namen lernpeuttl. Item der katherey Maurerin ain fl. auf dem larnpeuttl.“ (I, 282 a.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Lobmandl. 1501. Peter Eisenreich vermacht seiner Gattin Margarethe seinen Weingarten „genant das Lobmandl gantz vnd gar ledig vnd frey.“ (I, 282.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Löchl. 1481. Johann Strobmer vermacht seiner Gattin „ainen Weingarten genant der löchl.“ (I, 189.) — Gleichfalls unbekannt.

Löffler. 1433. Michael Püchler vermacht seiner Gattin einen Weingarten „in den loflern.“ (I, 11/a.)

1453. Simon Sybenherler vermacht seiner Gattin und seinem Sohne „ain weingarten Im Loffler gelegen auf der Stat Grundt preßpurg zenachst dem Jorg weinbachter.“ (I, 88 a.)

1481. Elisabeth, die Witwe des Nicolaus Marner, verfügt letztwillig über „Zween Weingarten Im loffler auff der Statgrundt gelegen.“ (I, 186/b. a.)

1489. Margarethe, die Witwe des Johann Schiksch, vermacht ihrer Magd Barbara „ain weingartn Im löffler gelegn.“ (I, 220.)

1507. Der Fleischhauer Georg Jandl erklärt, daß Georg Hoffmair „ain Weingarten gelegen in löfflern“ um 20 fl. verkauft habe. (I, 319/a.)

1512. Der Schuster Johann Hawser vermacht seiner Gattin Helene „Ain Weingarten mit namen Löffler ledig vnd frey" (I, 343 a.)

1517. Johann Turner vermacht seiner Gattin Barbara „ainen Weingarten genant der Löffler." (I, 371/a.)

1518. Helene, die Gattin des Wolfgang Forster, vermacht ihrem Gatten „ain Weingarten In den lofflärn gelegen ledig vnd frej." (I, 381.)

1520. Barbara, die Gattin des Georg Kettinger, vermacht ihrem Gatten „ain weingarten genant Im leffler ledig vnd frey" (I, 392 a.) — Kommt auch heute noch vor und liegt nördlich vom Freund (dem Dubsky'schen Etablissement).

Manhartlein. 1435. Haz Wl vermacht seinem Sohne Johann „meinen weingarten Im Manhartlein ainthalben zunagst des Jorig list weingarten vnd anderthalb zunagst des paul mesnar weingarten." (I, 13/a.)

1436. Andreas Grawppner vermacht seinem Oheim Gengl Weidner „ainen weingarten genant der Manhart." (I, 22.)

1437. Johann Sleech vermacht seiner Gattin Elisabeth „ain weingartten genant in Mainharttlein." (I, 30.)

1446. Margarethe, die Gattin des Jakob Hainburger, vermacht ihrem Sohne Gregor „ainen weingarten In Merheitlein zenacht dem Bertlme hartman." (I, 59/a.)

1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seinem Sohne Erasin „den weingarten genant das Menhertl." (I, 69/a.)

1467. Oswald Grad vermacht seiner Gattin „ain Weingarten genant das manhartl gelegen auf der Stadt grunntt." (I, 146/a.)

1526. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Froschawr, führt unter ihrem Besitze „Ein weingartten Manhartl genanndt" an. (I, 415.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Manschalben. 1418 (offenbar 1438). Michael Pobb vermacht Anna, der Tochter Afferheckls, „den manshalben." (I, 28/a.)

1467. Katharina, die Gattin des Leonhard Rauscher, vermacht ihrem Gatten „daz drittail des Weingarten genant Mauschalben gelegen auf prespurger grund." (I, 141.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Mantl. 1521. Die Witwe des Martin Zäppffl vermacht ihrer Tochter Anna, Gattin des Kürschners Johann, und deren zwei Kindern „den weingartten genant Im mantel." (I, 395.) — Eine Ried dieses Namens ist gegenwärtig unbekannt.

Maulfrid. 1483. Katharina, die Gattin des Michael Wartperger, vermacht ihrem Gatten „den Weingartttn Mawlfrid genant.“ (I, 196.) — Gegenwärtig unbekannt.

Maurer. 1478. Dorothea, die Gattin des Mathes Paer, vermacht „meinen weingarten mawrer“ zur Hälfte ihrem Gatten, zur andern aber ihrem Sohne Bernhard. (I, 176/a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Merczen. 1471. Georg Paer verfügt letztwillig über einen Weingarten „genant im Marczen.“ (I, 151/a.) — Diese Ried kommt auch heute noch unter dem Namen Maerzeln vor; von ihr stammt der alte Name Märzengasse, gegenwärtig Stephaniestraße.

Messerer. 1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seiner Tochter Margarethe „den Messerer halben das ausser tail . . . auf der Stat grundt zu prespurg. Den Innern tail desselben weingarten Messerer“ aber seinem Sohne Erasin. (I, 69/a.)

1467. Der Bürgermeister Stephan Walich vermacht seiner Tochter Agnes „ainen weingartten genantt der Messerer, zunachst purkchartn Scharrach vnd hodusch Zeunsch weingarten gelegen.“ (I, 147.) — Gegenwärtig unbekannt.

Motzengrund. 1436. Andreas Schefman vermacht der Pfründe zu St. Jakob an der Lorenzerkirche „den Weingarten gelegen auf dem Woczengrunt ainthalben zu nagst des Wll mayrs weingarten vnd endert-halb zu nagst ainer öd.“ (I, 16/a.)

1468. Martin Hawer vermacht seiner Gattin „ain weingarten Im Wotzengrundt.“ (I, 148/a.)

1481. Wolfgang Ruepl vermacht seinen Kindern „den Weingarten In Wotzngrundt.“ (I, 183/a.)

1496. Michael Kern vermacht seiner Gattin einen Theilweingarten „Im Watzengrundt.“ (I, 257/a.)

1510. Stephan Ortaker vermacht seiner Gattin „1 weingarten In dem Wotzengrundt.“ (I, 325.)

1517. Johann Turner verkaufte einem gewissen Martin in der Gaisgasse um 3 fl. „Ainen Weingarten gelegen im Wotzengruntt.“ (I, 371/a.)

1517. Michael Zalusch verfügt den Verkauf eines Weingartens „gelegen Im Wotzngrundt“ (I, 375.) — Gegenwärtig gibt es im westlichen Weichbilde der Stadt zwischen dem Mühlthale und dem Schloßberg drei Rieden mit Namen Untere-, Mittere- und Obere Motzengrund.

Murren. 1429. Michael Strawbenport schenkte Anna, der Tochter des Peter Lewpolt „Eynen weingarten gelegen Im Mwrren auf der stat gepiet zunagst des Michels kegels weingarten“ als Morgengabe. (I, 17.)

1436. Peter Drescher vermacht seiner Gattin Agnes „seinen weingarten halben ledikleich Im mwrren gelegen auff der Stat gepiet aint halben zunagst Michl haym vnd anderthalben zunagst Taman stewdel.“ (I, 17/a.)

1502. Gabriel Hafner vermacht seiner Gattin Margarethe „ainen weyngarten Im Murrn.“ (I, 288 a.)

1503. Wolfgang Muschenraiff vermacht seiner Schwester, der Gattin des Wolfgang Knoll „Ain Weingarten In Murrn gelegen frey vnd ledig.“ (I, 337.) — Kommt gegenwärtig unter dem Namen Mureln-Neusatz vor.

Muttenschnabel. 1515. Johann Pawngartner vermacht seiner Gattin einen Weingarten „genant der muttenschnabel.“ (I, 359.) — Gegenwärtig unbekannt.

Mühlschlag. (1433.) Johann Clement vermacht seiner Gattin „meinen Weingarten den mülslag halben,“ die andere Hälfte aber seinem Sohne. (I, 14/a.)

1435. Margarethe, die Gattin des Michael Wolf, vermacht ihrem Gatten „den weingarten Im mwlschlagh halben.“ (I, 11.)

1437. Kunz Turenhofer vermacht seiner Gattin Margarethe „ainen weingarten genant der müllslag auf der Stat gepiet freyen vnd ledigen.“ (I, 28/a.)

1481. Wolfgang Ruepl vermacht seiner Tochter „den Weingarten In Mulschlag.“ (I, 183 a.)

1504. Johann Zedl vermacht seiner Gattin „ainen weyngarten der leyt Im mulschlag.“ (I, 298.) — Kommt gegenwärtig unter dem Namen Obere- und Untere Mühlschlag vor.

Münich. 1451. Lorenz Jung vermacht seiner Gattin Katharina „ain weingarten genant Im Monichlein gelegen zenachst des peter Smerber weingarten ausserhalb.“ (I, 71/a.)

1481. Johann Strobmer vermacht seiner Gattin Angelika „ainen Weingarten genant Im Münich Inwendig gelegen des mert hunṫzveindt Weingarten vnd auswendig mein nagster genachper Mathes paickendorffer.“ (I, 189.)

1481. Agnes, die Gattin des Wolfgang Pfaffteter, vermacht ihrem Gatten „ain Weingarten gelegen In Mönichlein.“ (I, 190.)

1510. Wolfgang Pfaffteter vermacht seinem Sohne Stephan einen Weingarten „der munich ledig vnd freij.“ (I, 329/a.)

1511. Anna Pfaffteter vermacht ihrem Sohne Stephan „ain Weingarten der haist mit namen der münich." (I, 331.) — Dieser Name ist auch gegenwärtig gebräuchlich.

Nonnen. 1429. Johann Melbeis vermacht seinem Sohne Wolfgang „ain Weingarten der do haist by Nunn zu nagst dem weg vnd anderthalben zu nagst meines pruders weingarten der auch haist by Nunn." (I, 8/a.) — Gegenwärtig unter dem Namen Nonnen bekannt.

Olram. 1429. Klara, die Witwe des Ulrich Frantz, verfügt über ihren Weingarten „genant der Olram auch gelegen auf der Stat gepiet." (I, 29/a.)

1431. Elisabeth Elokaus verkaufte „ayn weingarten gelegen vnder dem Ollram aynthalben zenechst des pertl Saltzer weingarten vnd anderthalbn zenechst her Christans weingarten." (I, 20.)

1434. Johann List vermacht seiner Tochter „denn Olram weingarten genant." (I, 9/a.)

1436. Bartholomäus Saltzer vermacht seiner Gattin Anna „seinen ledigen vnd freyen weingarten genant den Olram paide tayl, das vnder vnd das oben gelegen auf der Stat gepiet ze prespurgk." (I, 26/a.)

1446. Bartholomäus Scharrach verfügt, daß man „meinen weingarten genant der olram" verkaufe. (I, 70.)

1468. Im Testamente der Witwe des Jakob Schön wird „van des Erbern hern Burkarts Scharrach Weingarten genant der Alram" erwähnt. (I, 142/a).

1477. Helene, die Gattin des Johann Karner, verfügt letztwillig „auff dem halben weingarten der Vlram genant neben der Ersamen Burckhart scharrach an ainer vnd wolffgang perger weingarten an der andern seiten gelegen." (I, 170/a.)

1484 Johann Karner vermacht „den weingarten Ollram" zu Gunsten einer kirchlichen Pfründe. (I, 196/a.)

1500. Michael List vermacht seinem Sohne Hieronymus „den weingarten In dem Olram ledig vnd frey." (I, 270.)

Auch gegenwärtig gebräuchlicher Name einer Weinbergsried, welche zwischen der Ried Schöndorfer und dem Eisenbahntunnel, unterhalb der Ried Hochweingarten und westlich von der Ried Thiergarten gelegen ist.

Ort weingarten. 1501. Stephan Rieder vermacht seiner Gattin Dorothea einen Weingarten „der Ort Weingarten." (I, 276.)

1521. Magdalena, die Gattin des Mathes Weyner, vermacht ihrem Gatten „das kleiner tail weingarten in den ortt weingarten gelegen." (I, 395/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Ottach. 1446. Bartholomäus Scharrach vermacht seinem Sohne Erasin „den weingarten genant daz ottach." (I, 60 a.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Öhlern. 1473. Johann Haril vermacht seinen beiden Kindern „den weingarthen genant dy öllerin." (I, 160 a.)

1495. Johann Rietntaler vermacht seinem Sohne Philipp einen Weingarten „die Ölerin genant." (I, 244.)

1499. Georg Schustel vermacht seiner Gattin Helene „den Weingarten Olern gantz." (I, 269 a.)

1513. Thomas Pfaffsteter vermacht seiner Gattin „Ain Weingarten genest der Elerin." (I, 344.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Öhlern vor.

Paitz. 1495. Johann Rietntaler vermacht seiner Gattin Anna und seiner Tochter „den weingarten genant der Paytz." (I. 244.) — Gegenwärtig unbekannt.

Partetpaur. 1502. Peter Kreytz vermacht seiner Gattin Margarethe „mein tail den Weingarten genant der partet paur ledig vnd frey, der vor Jr ist gewesen." (I, 284 a.)

1504. Michael Polster hatte „ainen weingarten Jm partaten pawrn bey meinem lebentigen leib vmb 29 fl" verkauft. (I, 296 a.)

1505. Anna, die Witwe des Kaspar Mutt, vermacht ihrem Sohne Wolfgang „ain weingarten Jm parteten pawen." (I, 303 a.)

1507. Der Fleischhauer Georg Jandl vermacht seiner Gattin Anna „den halben Weingarten mit namen partathen pawrn." (I, 319.) — Die Ried Bauern kommt auch gegenwärtig im Weingebirge der Stadt vor.

Patzen. 1447. Nicolaus Spies vermacht Anna, der Tochter seines Bruders Johann, „ain weingarten gelegen Jn patzen frey vnd ledig." (I, 60 a.)

1449. Stephan Mair vermacht seiner Gattin „den weingarten in patzen." (I, 63/a.)

1451. Lorenz Jung vermacht seiner Gattin Katharina „mein weingarten gelegen in patzen zenachst des Chuntz Mulner weingarten ausserhalb." (I, 71 a.)

1452. Anna, die Gattin des Michael Zistler, vermacht ihrem Gatten „ain weingarten Jm paczen frey vnd ledig." (I, 74.)

1457. Christian Dornpacher vermacht seiner Tochter „ain weingarten in den peczen." (I, 115/a.)

1466. Margarethe Pölzl vermacht ihrem Gatten Johann „ainen weingarten gelegen Jm pätzen." (I, 130/a.)

1469. Jorig Rewhler vermacht seiner Gattin „ain Weingarten Jm pätzn." (I, 148/a.)

1477. Jakob Zepphel vermacht seiner Gattin „meinen weingarten In den paßen." (I, 169 a.)

1477. Michael Zistler vermacht seiner Tochter Brigitta seinen Weingarten „genant der grosse peßen." (I, 173.)

1481. Johann Strobmer vermacht seiner Gattin „ainen Weingarten genant In paßen gelegen Zwischen Caspar Windisch auswendig vnd hans Vetterler Inwendig." (I, 189.)

1485. Johann Vetter schreibt: „Ain Weingarten gelegen In dem Paßn hab ich geben meiner tochter Anna ganß ledig vnd frey." (I, 204.)

1492. Jakob Unger vermacht seiner Gattin „den weingarten gar der do haist der paczen." (I, 230/a.)

1495. Stephan Vnger vermacht seinem Sohne Jakob „Ain Weingarten Im peßen." (I, 254/a.)

1496. Wolfgang Mastrieler vermacht seiner Tochter Barbara „meinen weingarten Im paßen." (I, 260/a.)

1499. Andreas Müllner vermacht seinem Sohne Paul „Zwen Weingarten ainen den päßen." (I, 274.)

1501. Die Witwe des Nicolaus Pachenlaibl vermacht ihrer Tochter Barbara „haws vnd den weingarten gelegen In dem paßen." (I, 297/a.)

1506. Der Fleischhauer Mathes Böhem vermacht seiner Gattin Barbara „ainen weingarten Im päßen." (I, 316/a.)

1510. Wolfgang Pfaffsteter vermacht seinem Sohne einen Weingarten „der paßen." (I, 329/a.)

1511. Anna Phfaffsteter vermacht ihrem Sohne Stephan „ain weingarten haist mit namen der päßen." (I, 331.)

1511. Dem Jakob Aigner schuldet sein Weinbergshüter 14 fl. „auff ainen Weingarten Im paßen." (I, 340/a.)

1521. Lorenz Kürschner vermacht seiner Gattin Katharina „zwaytail in peßen." (I, 394/a.)

1522. Kaspar Fuxl vermacht seinem Sohne Martin „ain weingarten Im paßen." (I, 402/a.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seinem Sohne „ein weingartten genannt Im paßen." (I, 408/a.) — Die Ried Baßen, von welcher offenbar auch die unter dem Namen Baßenhäusel bekannten Vergnügungsorte in der Umgebung der Stadt ihren Namen erhalten haben, findet man auch gegenwärtig noch in der Richtung gegen Raßersdorf, nördlich vom Staatsbahnhofe in Preßburg.

Pfaffen. 1423. Hensel Wenig vermacht seinem Enkel Merthlein „den weingarten den phaffen." (I, 24.)

1456. Mathes Meindl vermacht seinen drei Söhnen „einen weingarten genant in dem phaffen.“ (I, 98.)

1467. Georg Weinwachter vermacht seiner Gattin Margarethe „den Weingarten genant Im pfaffen den Judern.“ (I, 139.)

1478. Dorothea, die Gattin des Mathes Paer, vermacht ihrem Gatten und ihrem Sohne „Zwaytail In pfaffen.“ (I, 176 a.)

1501. Peter Eisenreich verfügt, daß man „meinen Weingarten der Pfaff genant“ verkaufen soll. (I, 282.)

1516. Barbara, die Witwe des Thomas Übersperger, vermacht ihren drei Kindern einen Weingarten „den phaffen.“ (I, 378 a.) — Unter dem Namen Pfaffen auch gegenwärtig bekannt.

Pfefferlewten. 1505. Martin Walther vermacht seiner Gattin „ein Weingarten in der pfefferlewten gelegen als frej vnd ledig.“ (I, 313.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Pilgarein. 1481. Agnes, die Gattin des Wolfgang Pfaffteter, vermacht ihrer Verwandtschaft „ain Weingarten gelegen im pilgarein.“ (I, 190.) — Gegenwärtig unbekannt.

Poschait. 1434. Die Bäckersgattin Elisabeth überläßt ihrem Schwager Johann Weiß „Einen weingarten gelegen in der poschait ainthalben zunagst des vngerlein Weingarten vnd anderthalb zunagst des niklas bandlein weingarten.“ (I, 12.)

1447 Nicolaus Spies vermacht seiner Gattin Katharina „den weingarten gelegen in der poschait.“ (I, 60/a.)

1449. Agnes, die Gattin des Peter Hafner, vermacht ihrer Tochter Margarethe das Drittheil eines Weingartens „in der obern poshait . . . gelegen auf der Stat Grundt.“ (I, 83/a.)

1453. Thomas Ledrer vermacht seiner Gattin Anna „ain weingarten in der poschait des nachper ist Andre Schursenaker vnd laßla Madrer.“ (I, 70 a.)

1461. Affra, die Gattin des August Misthulber, vermacht ihrem Gatten „ainen weingartten genant die poshait.“ (I, 134.)

1467. Christoph Sailler vermacht seiner Gattin Agnes „ain weingarten in der poshait gelegen neben den Thoman baynutzler.“ (I, 141 a.)

1468. Elisabeth, die Witwe des Jakob Schon, vermacht ihrer Tochter und deren Gatten Paul Muschraif „ainen weingarten genant die Poshait zu nachst des Pauln Rebl Weingarten annderhalb der frumlin Weingarten.“ (I, 142/a.)

1468. Elisabeth, die Gattin des Paul Muschenrauf, vermacht ihrem Gatten „ainen Weingarten genant in der Poshait zu ainen tail auswendig ain Witib genant frumlin vnd Innwendig Paul Rebl.“ (I, 143.)

1469. Georg Rewhl vermacht seiner Gattin „ain weingarten in der oberen poschait.“ (I, 148 a.)

1472. Nicolaus Prunsner vermacht seiner Gattin Margarethe einen Weingarten „by pashait wen der lait in den poschaiten.“ (I, 164/a.)

1474. Wolfgang Puchler vermacht seinem Knechte „meinen weingarten In der pashait.“ (I, 163.)

1483. Margarethe, die Gattin des Matthäus Haindl, vermacht ihrem Gatten „ain Weingarten In der paschaitt.“ (I, 195.)

1493. Martin Rosentaler vermacht seiner Gattin Elisabeth „den weingarten in der Poschait gelegen.“ (I, 233/a.)

1495. Georg Schönberger vermacht seiner Verwandten, der Gattin des Schneiders Wolfgang, „das Weingarttl in der Poschait gelegen.“ (I, 251 a.)

1495. Helene, die Gattin des Peter Kreutzer, vermacht ihrem Gatten „meinen tail in der Poscheit gelegen.“ (I, 346/a.)

1498. Barbara, die Gattin des Paul Wailer, vermacht ihrem Gatten „ain Weingarten in der Poschait.“ (I, 267/a.)

1499. Mathes Kegl vermacht seiner Gattin Agnes und seinen beiden Kindern „ain Weingarten in der Poschait gelegen.“ (I, 269.)

1499. Andreas Müllner vermacht seiner Gattin Margarethe und seinem Sohne Paul einen Weingarten „by Poschait.“ (I, 274.)

1500. Michael List vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „die poschait.“ (I, 270.)

1501. Ulrich Zingisser vermacht einen Weingarten „by poschait,“ welchen er von seiner Schwester, der Gattin des Arztes Nicolaus, erhalten hatte, jetzt deren Tochter Marie. (I, 278.)

1501. Paul Waler vermacht seiner Gattin Anna „ain weingarten in der Poschait.“ (I, 275/a.)

1501. Wolfgang Rot vermacht seinen Söhnen Johann und Veit „ainen weingarten mit namen by poschait.“ (I, 275.)

1502. Peter Kreytz vermacht seinem Schwager Christoph seinen Weingarten „in der poschait gelegen.“ (I, 284/a.)

1503. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Unger, vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „In der Poscheit.“ (I, 297.)

1504. Coloman Walter vermacht seiner Gattin „ain weingarten In der poschait gelegen frey vnd ledig.“ (I, 300.)

1505. Wolfgang Tregler vermacht seiner Gattin Katharina „ainen weingarten genant ynn poschaitten.“ (I, 315/a.)

1510. Der Tuchscherer Lorenz Egerer vermacht seiner Gattin Barbara zwei Weingärten „gelegen In den vndtern poschaiten." (I, 326.)

1511. Tibold Seßler vermacht seinem Vetter Paul Jakob „Ain Weingarten genant in der Oberen poschait mitsambt den früchten." (I, 335 a.)

1515. Anton Prantner vermacht seiner Tochter Elisabeth „den halben weingarten vntter Poschait," von der andern Hälfte sollen die Klarissernonnen 1 fl. erhalten. (I, 358.)

1517. Anna, die Witwe des Johann Lechner, vermacht ihrem Sohne Wolfgang Mastrieler einen Weingarten „gelegen in den poschaitten." (I, 369.)

1517. Katharina, die Gattin des Mathes Czotter, vermacht ihrem Enkel Blasius einen Weingarten „haist Inn poschaitten." (I, 376/a.)

1519. Wolfgang Lichtschier vermacht seiner Gattin und seinen zwei Kindern „ain Weingarten ligund vnd genant In den Poschaitten frey vnd ledig." (I, 385 a.)

1520. Agnes, die Gattin des Mathes Rögl, vermacht ihrem Sohne Michael „ainen Weingarthen In der poschait gelegen." (I. 396 a.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht mehr vor.

Posinger. 1435. Peter Saltzer vermacht seinem Sohne Michael 12. fl. „auf ain weingarten der do haysst der posinger. Ich schaff auch den Weingarten den posinger meiner tochter kathrey" mit Ausnahme jener 12 fl. (I, 16.)

1501. Valentin Pistentzer vermacht seiner Gattin Agnes „meinen Weyngarten Im posinger frey vnd ledig" (I. 282 a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Póln. 1436. Simon Wagner vermacht seiner Gattin Elisabeth „sein haws das ledig vnd frey ist vnd all sein habe vnd drey weingartten Im Pöllen ainthalben neben den mert Pokanndl vnd anderhalb Cristan saritzer." (I, 30/a.)

1437. Nicolaus Han verfügt letztwillig über einen Weingarten „im Pollen gelegen zenachst dem hanns Stamphaer" (I, 31.)

1443. Chuencz Gunser vermacht seiner Gattin Katharina „ain weingarten Im poln bey dem Andreasch prunn ledig vnd frey." (I, 60.)

1453. Stephan Lechner vermacht seiner Gattin Agnes „seinen weingarten gelegen Im poln auf der Stat Grunden." (I, 71.)

1462. Martin Reitl, Domherr und Pfarrer in Preßburg, schreibt: Item pro edificio chori ecclessie sancti Martini ita quoque non pro alia ecclesie structura testor VIII Ternarum novi vini de pölln vinea. (I, 105.)

1464. Jobst am Ort Civis posoniensis et uxor eius Brigitta vendunt vineam suam in Pölln pro 2 libris denariorum Alberto Gailsam Magistro hospitalis S. Ladislai in Posonio. (Dipl. Pos. I, 16.)

1477. Nicolaus Swartzl vermacht seiner Gattin „den weingarten genant Jm pwlln.“ (Prot. Test. I, 174/a.)

1485. Anna, die Gattin des Arztes Simon, vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „der ander Jm pölln.“ (I, 200.)

1499. Mathes Kegl vermacht seiner Gattin Agnes und seinen beiden Kindern „ain Weingarten Jm Pölln gelegen.“ (I, 269.)

1499. Dorothea Pernschopf vermacht ihrer Tochter Helene „Mer Schaff ich ain Weingarten gelegen Jm pöllen.“ (I, 268.)

1499. Mathes Kegl vermacht seiner Familie „ain weingarten Jm pölln.“ (I, 269.)

1505. Martin Payr schreibt: „Item mer schaf ich ain weingarten genant Jm pollen meinen Sone thoman.“ (I, 306.)

1506. Agnes, die Witwe des Martin Ubelagker, vermacht ihrem Bruder und ihrer Schwester „ain weingarten Jm pollenn.“ (I, 314/a.)

1506. Der Fleischhauer Mathes Böhem vermacht seiner Gattin Barbara „ain weingarten gelegen in pölln.“ (I, 316/a.)

1510. Der Tuchscherer Lorenz Egerer vermacht seinem Schwager Michael Meixner „ain weingarten gelegen Jm polln.“ (I, 326.)

1512. Margarethen Puchshofferl schuldete ihr Schwager 8 fl. „an Ainen Weingarten der peln genant.“ (I, 342.)

1513. Wolfgang Ortl vermacht seiner Gattin „ainen meinen weingarten gelegen Jm pölln.“ (I, 354.)

Im Jahre 1514. heißt es in den städtischen Rechnungsbüchern, daß zwei „waltförster“ in zwei Tagewerken „awßerhalb der polln in den wald kager gemacht und vogstal.“ Laut einer andern Aufzeichnung in denselben erhielten diese beiden Waldförster „dy das wylt besicht habn, obn bey den weingartten Jn den polln am wald“ wieder zwei Taglöhne ausbezahlt. (Preßb. Ztg. 1877. Nr. 11.)

1520. Agnes, die Witwe des Mathes Kogl, vermacht ihrem Sohne und ihrem Enkel jedem zur Hälfte „meinen weingarten Jn pöln genant.“ (Prot. Test. I, 396/a.)

1522. Wolfgang Pachenleybl vermacht seiner Tochter „ain weingarten Jn pölln“ (I, 402.)

1522. Kaspar Fuxl schreibt: „ain weingartten in pölln hab Jch verkawfft“ an wen? ist weiter unter erwähnt, wo es heißt: „Item der

hanns Althaymer ist mir schuldig an einem weingarten In pöln VI. fl." (I, 402/a. und 403.)

1525. Kaspar Behem bestimmt, daß man „die weingarten genannt Im poln" verkaufe. (I, 413.) — Gegenwärtig finden sich im Weingebirge der Stadt die Rieden Pöln und Untere Pöln; beide liegen nördlich von der Stadt, außerhalb der Ried Wachsmeister.

Pewntt. 1429. Klara, die Witwe des Ulrich Frantz, vermacht dem Nicolaus Öder „ain weingartten genant die pewntt," welchen noch ihr seliger Gatte gekauft hatte. (I, 29/a.)

1442. Andreas Schonpach verfügt letztwillig über seinen Weingarten „genant die pönt auch auf der Stat gepiet prespurg ausserhalb der Gaisgassen gegen des Erbern manns Bartlme dez Scharrachs paungarten vber, mit sambt dem haws vnd allem hausgerechten vnd alle varunde hab. Daz obgenant haus gelegen in der Stat gepiet ze prespurg ainthalb zenachst dez wolframs haws vnd anderthalb ze nachst petern dez pulbechs haus." (I, 41/a.)

1442. Der Fleischhauer Andreas Schönpach vermacht seiner Schwester Elisabeth einen Weingarten „genant die pönt auf der Stat gepiet ze prespurg außerhalb der Gaisgassen gegen dez Erbern manns Bertlme des Scharrachs paungarten vber." (I, 41/a.)

1472. Wolfgang Bodusch vermacht seiner Gattin Kunigunde „den Weingarten die Pewnt genant auf der Stat grund gelegen." (I, 156 a.)

1485. Peter Zingießer vermacht seiner Tochter Margarethe „den weingarten die pönt." (I, 202.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt; daß diese Ried jedoch außerhalb der Gaisgasse lag, ersieht man deutlich aus dem Testamente v. J. 1442.

Pösenpayrn. 1504. Johann Zedl vermacht seiner Gattin „ainen Weyngarten haist Im pösen payrn." (I, 298.)

1514. Katharina, die Witwe des Ulrich Hassen, vermacht ihrem Sohne Leinhart einen Weingarten „genant Im pössenpayr." (I, 355.) — Ist unter diesem Namen gegenwärtig nicht nachweisbar.

Praun. 1463. Elisabeth, die Witwe des Jakob Schön, erwähnt in ihrem Testamente ihres Weingartens mit Namen Hiersman „annderhalb zenachst des Niklas frelich Weingarten genant Im prawn." (I, 142/a.)

1487. Der Schneider Johann vermacht seiner Tochter Barbara „ainen Weingarten im prawnn frey vnd ledig." (I, 213.)

1490. Katharina, die Gattin des Georg Prenner, vermacht ihrem Gatten „meinen Weingarten Im prawn gelegen" (I, 223 a.)

1502. Wolfgang Knoll vermacht seiner Gattin einen Weingarten „der praun ledig vnd frey.“ (I, 281.)

1505. Anna, die Witwe des Marx Khon, vermacht Petronellen, der Tochter des Michael Ruepel „ain Weingarten Im prawn.“ (I, 306/a.) — Gegenwärtig unter dem Namen Braundlen bekannt.

Preimglöghl. 1522. Michael Krueg schuldete dem Kaspar Fuxl 3 fl „an ainen Weingartten Im preimglögkl,“ ferner dem Peter porer „von wegen ains weingartten Im preymglogkl 2 fl.“ (I, 403.) — Ein gegenwärtig unbekannter Name.

Preisl. 1474. Peter Kuersner vermacht seinem Oheim Peter „ainen weingarten genant das preisl neben dem Spiegl seinen prueder.“ (I, 163/a.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Pretnagel. 1436. Martin Pernhertl vermachte dem Kloster in Mariathal „ainen weingarten genant pretnagel.“ (I, 24/a.)

1467. Der Bürgermeister Stephan Walich verfügt letztwillig, daß man „seinen weingarten prettnagl“ zu verkaufen habe. (I, 147.)

1519. Margarethe, die Witwe des Wolfgang Taylenkheß, vermacht ihrem Aijdem (Schwiegersohne) Michael Fischer „ain Weingarten pretnagel genant frey vnd ledig.“ (I, 382/a.) — Gegenwärtig nicht mehr vorkommender Name.

Prytzen. 1501. Peter Eisenreich vermacht seiner Gattin Margarethe seinen Weingarten „den prytzen gantz vnd gar ledig vnd frey.“ (I, 282.) — Gegenwärtig unbekannt.

Prustpeter. 1435. Leonhard Langwiser vermacht seiner Gattin Barbara „meinen weingarten genant der pruspeter.“ (I, 12.)

1483. Albert Gailsam vermacht seiner Tochter Marie einen Weingarten „genant der Prustpeter.“ (I, 193/a.)

1489. Martin Gailsam vermacht seiner Gattin Helene „den Weingartn prustpeter.“ (I, 219/a.) — Unter dem Namen Brustpeter auch heute noch bekannt.

Rapplen. 1446. Johann Drexel vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „ain weingarten mer gelegen Im Rapplen ainhalben des Michel Wolff weingarten vnd anderhalb dez hansl lebrer weingarten.“ (I, 67.)

1499. Georg Schustel vermacht seiner Gattin Helene „den Niederntail Weingarten Im Raplen.“ (I, 269/a.)

1513. Ulrich Hassen vermacht seiner Gattin Katharina „Ain weingarttn genant der Rappler frey vnnd ledig.“ (I, 347.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Rappeln vor.

Rauchweingarten. 1444. Leonhard Omerber vermacht einem gewissen Peter „mein zwey tail im Rauchweingarten frey vnd ledig.“ (I, 53/a.)

Rebstock. 1467. Johann Rechnitzer vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „genant der Rebstokh.“ (I, 135/a.)

1487. Stephan Hohenberger vermacht seiner Gattin Hedwig „ledig vnd frey den weingartln gelegen auf der Statgrundt genant der haimburger in dem Rebstokchn.“ (I, 216.)

(Um 1500.) Gertrud Schmutzer vermacht ihrem Sohne Paul „den Rebstock.“ (I, 274/a.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seinem Bruder, dem Fleischhauer Martin, „ainen Weingarten genant der Rebstok.“ (I, 331/a.)

1520. Johann Krehnhab vermacht seinen drei Kindern, Veittl, Gregor und Annel, „den weingarten In dem Rehennstogkh.“ (I, 392.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seinem Sohne Johann „ein Weingarten genant Im Räbstockh.“ (I, 408.) — Kommt unter diesem Namen auch heute noch vor.

Replein. Margarethe, die Gattin des Michael Wolf, vermacht ihrem Gatten „ain weingarten Im Replein.“ (I, 11/a.) — Wahrscheinlich identisch mit den oben erwähnten Rappeln.

Riedl. 1513. Magdalena, die Gattin des Martin Flötzer, vermacht ihrem Gatten „Ain weingarten genannd der Riedl Auf der Stat grundt gelegen.“ (I, 350.) — Gegenwärtig unbekannt

Rokengarib. 1472 Simon Dumritzer vermacht seiner Gattin einen Weingarten „genant der Rokengarib.“ (I, 154.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt. Diese Ried hatte ihre einstige Benennung unzweifelhaft von einem Familiennamen erhalten, indem auch i. J. 1444 Thomas Rokkengarib thatsächlich erwähnt wird. (I, 52 a.)

Rößler. 1433. Herl Leinbater verkaufte seinen Weingarten „genant der Rößler“ einer Frau namens Wblsail. (I, 8/a.)

1435. Leonhard Langwiser vermacht seiner Gattin Barbara „den weingarten genant der Rozler meinen tail Eriblich.“ (I, 12.)

1440. Anna Treletsch vermacht „meinen weingarten genant den Rößler“ als Stiftung für eine ewige Messe. (I, 36/a)

1467. Der Bürgermeister Stephan Walich vermacht seiner Gattin Euphemia einen Weingarten „genantt der Roßler Zunachst Mertten Gaylsam vnd des Jungen fraunntzen, beder Weingarten gelegen.“ (I, 147.)

1481. Wolfgang, der Sohn des Bäckers Kuencz, vermacht seinem Blutsverwandten einen Weingarten „Im Roßler.“ (I, 186 b.)

1489. Martin Gailsam vermacht seiner Gattin Helene „den wein garten der Rößler genant.“ (I, 219/a.)

1492. Barbara, die Witwe des Kürschners Wolfgang Aigner, vermacht ihrem Sohne Johann den „weingarten Rößler." (I, 229/a.)

1495. Johann Aigner vermacht seinem Bruder Jakob „meinen Weingarten Roßler." (I, 249.)

1511. Jakob Aigner vermacht seinem Sohne Jakob „Ain Weingarten In Rößlern ain tail gegen der Stat" (I, 339/a.)

1516. Jakob Aigner jun. vermacht den Kindern seines Vetters Johann Aichinger „Ain Weingarten In Roslern." (I, 306/a.) — Kommt auch heute noch unter diesem Namen vor. Außerdem gibt es auch eine Ried Obere Rößler.

Rudl von loch. 1481. Wolfgang Ruepl vermacht seinem Sohne Michael „den Weingarten yn dem Rudl von loch" (I, 183/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Rudler. 1501. Wolfgang Rot vermacht seinen Söhnen Wolfgang und Veit „den Inndern Rudler," ebendenselben auch „den aussern Rudler." (I, 275.) — Gegenwärtig unbekannt.

Ruedel. 1431. Nicolaus Vmbadumb vermacht seinen 3 Töchtern, Barbara, Katharina und Anna, „seinen freien ledigen weingartten genant das Ruebel." (I, 30.)

1433. Peter Pratendorfer vermacht seiner Gattin Elisabeth „einen weingarten gelegen auf der Stat guet der do haist der Ruedel von laa." (I, 5/a.)

1436. Die Gattin des Lorenz Virtzger vermacht ihrem Gatten „mein weingarten genant das Röbel." (I, 21/a.)

1450. Bartholomäus Scharrach vermacht seiner Gattin Katharina „ainen meinen weingarten gelegen auf der Stat Grunden zu prespurg genant der Ruedl von Laa mit sambt den fruchten." (I, 69/a.)

1503. Michael Ruepl vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „Im Rudlen genant." (I, 290/a.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht vor. Ist möglicherweise mit der vorgenannten Ried identisch.

Ruesch. 1443. Agnes Wolfram vermacht ihrem Gatten „mein weingarten genant der Ruesch." (I, 55.)

1467. Oswald Grad vermacht seiner Gattin „ainen weingarten genannt der Ruesch Soner." (I, 146/a.)

1501. Michael Raming vermacht seiner Tochter Anna „den Weingarten Runsen." (I, 274/a.)

1513. Der Wagner Johann Ortl vermacht seinen beiden Söhnen „Ain Weingarten In Ruesschen." (I, 346.) — Gegenwärtig unter dem Namen Ober-Ruischen bekannt.

Salesdorfer. 1439. Katharina, die Gattin des Gotthard Pockfuzz, vermacht zu einer Meßstiftung „Iren ledigen weingarten genant der Salesdorfer, gelegen ainhalben zenachst des Sinnigen Wllein weingarten genant dy öd vnd anderhalb zenachst herren hannsen weingarten, der des pernherttleins kaplan ist, auch genant der Salesdorfer.“ (I, 32.) — Gegenwärtig unter dem Namen Sallesn bekannt.

Satz. 1439. Heinrich Preier vermacht seiner Gattin „den weingarten Satz.“ I, (33.)

1451. Lorenz Jung vermacht „den weingarten Einhalben des hawß genant der Satz Innerhalb des koler weingarten vnd aufferhalb des peter hafner weingarten“ zu einer Wallfahrt nach Rom und nach Aachen. (I, 71 a.)

1473. Stephan Ranes überweist dem Capitel zur Sicherstellung einer gewissen Schuld oder Zahlung einen Weingarten „darumb stet ain weingartten genant der Sacz.“ (I, 161.)

1474. Nicolaus Gotz verfügt die Leistung einer gewissen Zahlung „von dem weingarttlenn das haist der Satz.“ (I, 169.)

1478. Matthias Krewtzer vermacht seinem Sohne Wolfgang „ain weingarten gelegen Im Satz.“ (I, 175 a.)

1487. Paul Spieß vermacht seiner Gattin Barbara „den Satz Im Wolfstaler.“ (I, 207 a.)

1501. Peter Eisenreich vermacht seiner Gattin Margarethe seinen Weingarten „den satz gantz vnd gar ledig vnd frey“ (I, 282.)

1503. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Buger, vermacht ihrem Gatten einen Weingarten „Im Satz.“ (I, 297.)

1509. Barbara, die Witwe des Wolfgang Neusidler, vermacht ihrem kleinsten Sohne Johann „denn Weingarten genant der satz.“ (I, 324.)

1512. Johann Plantscher vermacht seinem Bruder Paul „den Weingarten genant Im Satz, der vormalln Steffann Eyssner gewesen ist.“ (I, 338.)

1514. Urban Raiger vermacht seiner Gattin Magdalena und seiner Tochter Margarethe, jeder zur Hälfte seinen Weingarten „genant der Satz.“ (I, 356.)

1518. Anna Katzelberger verfügt die Bearbeitung ihres Weingartens, namens Satz und vermacht ihrem Enkel Lukas, dem Sohne Zyßkhos, einen Weingarten „Im Satz gelegen.“ (I, 382.)

1521. Friedrich Voyt macht eine Stiftung „vff Meinem Weingartten dem Satz In der hohenen neben dem Messerer gelegen“ auf der einen Seite, auf der andern neben dem Weingarten des Christoph fleisinger. (I, 398.)

1522. Kaspar Fuxl vermacht seinem Sohne Martin „ain weingarten Im Satz.“ (I, 402 a.)

1523. Balthasar Fuxel verfügt, daß man „meinen weingarten Im Satz“ zu verkaufen habe. (I, 405 a.) — Ist möglicherweise identisch mit der Ried Donausatz oder Donausatzln.

Satzlein. 1487 Paul Spieß vermacht seiner Tochter „ain Weingartl Im Satzlein auf der Statgrund.“ (I, 208.) — Ist vielleicht ebenfalls identisch mit den Donausatzln.

Sarslen. 1508. Der Schneider Nicolaus Grunpeckh vermacht seiner Frau und seinen beiden Kindern „ain Weingartl gelegen Im saxslen vnnterem Haws.“ (I, 320 a.) — Ein gegenwärtig unbekannter Name, vielleicht aus der Verdrehung des Namens Satzlen entstanden.

Scharlachperg. 1434. Peter Hösch vermacht seiner Gattin Anna „meinen ledigen freyn weingarten gelegen Im Scharlachperig neben dem hanns meyxner.“ (I, 10 a.)

1434. Der Stadtzimmermeister Andreas vermacht seinem Sohne Chuncz „seinen ledigen vnd freyn Weingarten In dem vnderen Scharlach perig.“ (I, 17 a.)

1439. Heinrich Peier vermacht seiner Gattin „den weingarten am Scharlachperg.“ (I, 33.)

1473. Dorothea, die Witwe des Andreas Lang, gibt als Sicherstellung für eine Schuld ihren Weingarten „darumb stet der scharlaperg.“ (I, 160.)

1481. Johann Waldner vermacht seiner Gattin „mein Weingarten Im Scharlachperig.“ (I, 187.)

1484. Michael Kwe vermacht dem Ulrich Puchler und dessen Gattin „Einen weingarten genant der Scharlaperg.“ (I, 198/a.)

1486. Margarethe, die Gattin des Ulrich Püchler, vermacht ihrem Gatten und ihren Kindern „ain weingarten Im Scharlaperg.“ (I, 206.)

1487. Anna, die Gattin des Wolfgang Pfaffsteter, vermacht ihrem Sohne Kaspar „den Weingarten Scharlaperg.“ (I, 209.)

1494. Margarethe, die Gattin des Johann Wiener, vermacht der Kirche zu St. Lorenz 10 fl. „auf einen weingarten gelegen im scharlaperg.“ (I, 236/a.)

1501. Ulrich Pichler vermacht seiner Tochter Katharina „den Weingarten Im Scharlanperg auf der Statgrundt gelegen.“ (I, 278 a.) — Kommt gegenwärtig unter dem Namen Schatlarberg vor.

Schauka. 1524. Wolfgang Dorner vermacht seiner Gattin Ursula einen Weingarten namens „Schauka.“ (I, 408 a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Scheph. 1441. Nicolaus Leinbater vermacht seiner Gattin Agnes „den weingarten genant der Scheph der leit auf der Stat gepiet." (I, 38.)

1450. Agnes, die Gattin des Martin Leinbatter, vermacht ihrem Gatten „den weingarten genant der Scheph gelegen auf der Stat gepiet zu prespurg." (I, 66.) — Gegenwärtig unter dem Namen Schöpfer bekannt.

Schiller. 1495. Barbara, die Gattin des Joseph Furman, vermacht ihrem Gatten „ainen weingartn der haist der Schilher." (I, 259 a.)

(1503.) Brigitta, die Witwe des Michael Steinmetz, vermacht „ainen weyngarten genant daz Schilherl dem maister Jorgen maurer genant der huntzhaymer." (I, 295.)

1504. Johann Zedl schreibt: „dem knaben mit namen Hensel Schaff ich ain Weyngarten der haist Im Schilher." (I, 298.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Schiller vor.

Schilt. 1471. Dorothea Harrer verfügt in ihrem Testamente eine Belastung von 4 fl. „auf meinen Weingarten den Schilt gelegen zu nechst Innerhalb des halben Weingarten." (I, 149/a.)

1521. Friedrich Voit macht eine Stiftung „auff meinen weingartten dem Schylt genant." (I, 398.) — Gegenwärtig unter dem Namen Schild bekannt.

Schmidl. 1454. Cristan Fridolt vermacht seiner Tochter Katharina „ain weingarten Im Smidlein neben dem hanns hetewer." (I, 81.)

1478. Dorothea, die Gattin des Mathes Paer, vermacht ihrem Sohne Bernhard „ain weingarten Im Smyedl genant Zunagst des Wolffgang haberern weingarten gelegen alles ledig vnd frey." (I, 176 a.)

1496. Barbara, die Witwe des Wolfgang Haberler, verfügt, daß man „den weingarten, der Schmydel genant" verkaufen und den Erlös für ihr Seelenheil verwenden solle. (I, 258.)

1500. Anna, die Gattin des Jakob Heutewr, bestimmt X fl. für das Spital von „ainen weingarten mit namen der schmidl," wenn ihr Gatte denselben verkauft. (I, 271/a.)

1511. Jakob Haytewr vermacht der Gattin des Schlossers Oswald seinen Weingarten „Im Schmidlein." (I, 334 a.) — Gegenwärtig unter dem Namen Schmidtln bekannt.

Schöndorfer. 1382. „Hans der Haydn, Jakob des Paurn sun gesessen an den obern Vrfar auf dem Statgepiet zu Pressburch" und dessen Gattin Magdalena vermachen das ihnen gehörende „ein zweliftail" ihres Obst- und Weingartens am obern Urfahr „und darzu umb unseren ledigen

und vreyn Weingarten gelegen auf dem Statgepiet ze Prespurch hinder Schöndorf geneſt Hanſen des Paentſchen" ihren Kindern und falls dieſe nicht vorhanden ſein ſollten, dem überlebenden Ehegenoſſen. (Preßburger Stadtarch. Lad. 12. Nr. 29.)

1431. Nicolaus Umbadumb verfügt letztwillig über einen Weingarten „gelegen hinder Schondorf." (Prot. Test. I, 30.)

1434. Peter höſch vermacht ſeiner Nichte „mein ledigen freyn weyngarten gelegen Inn ſchonnborffener nebn dem vlreich honigler." (I, 10 a.)

1436. Simon Wagner vermacht ſeiner Gattin Eliſabeth „ain weingarten in Schonborffern neben vlreich fürsner." (I, 30/a.)

1447. Vlreich des honigler vermacht ſeiner Gattin Anna „ſeinen weingarten hinder Schonborfern." (I, 58/a.)

1455. Katharina Schonuellin vermacht ihrem Gatten „Irn weingarten Inn Schonnborfern mit aller ſeiner zugehorung auf der Stat Grundt presburg gelegen nach zenachſt dem hanns zwentnendorf." (I, 84.)

1457. Caspar pader vermacht ſeiner Tochter „einen weingarten gelegen ym ſchonborfferſchen auf der Stat grunnd." (I, 95/a.)

1460. hans Leopold vermacht „meinen weingarten Inn Schonborffern" ſeinen beiden Töchtern. (I, 121.)

1467. Mert Welſer vermacht ſeinem Bruder Benedict „einen weingarten mit früchten mitſambt In Schönborfferner genant vnd gelegen auf presburger gepiet." (I, 148.)

1476. Peter Nauferg vermacht ſeiner Gattin „meinen weingarten den Schonborffer." (I, 174.)

1477. Nicolaus Swartzl vermacht ſeiner Gattin „ainen Weingarten In Schenborffer gehaiſſen." (I, 174/a.)

1480. Stephan Dreiling vermacht dem JohannKarner „meinen Weingarten Im Schonborffer auff der Statgrundt neben des II gulden Weingarten gelegen." (I, 182.)

1485. Johann Vetter vermacht ſeiner Tochter Anna „ainen weingarten genant der Schönborffer." (I, 204.)

1487. Die Gattin des Paul Koler verfügt letztwillig über „Ain weingarten Im Schonnborffer." (I, 212.)

1487. Erhart Ebiner vermacht ſeiner Gattin „ain weingarten in den Schenborffern." (I, 216/a.)

1492. Die Witwe des Wolfgang Aigner ſchreibt: „In das Münich kloſter vnnſerer lieben frawn, ſchaff Ich einen weingarten In Schonborffer gelegen ledig vnd frey." (I, 229.)

1492. Michael Secher vermacht seiner Tochter Martha „ein weingartten Jn schondorffern gelegen." (I, 231 a)

1501. Michael Raming vermacht seiner Tochter Anna „ain weingarten den man haist Schondorffer." (I, 274 a.)

1501. Wolfgang Rot schreibt: „Jtem den Schöndorffer Schaff ich der frawen frey vnd ledig." (I, 275.)

1501. Valentin Pistentzer vermacht seiner Tochter Margarethe „aynen weyngarten Jnn Schöndorffern gelegen." (I, 282 a.)

1502. Johann Glitzner vermacht seiner Gattin und seinem Kinde einen Weingarten „Jn Schöndorffern." (I, 286/a.)

1505. Johann Ebner vermacht seiner Gattin Margarethe „ain Weingarten mit namben schöndorffer." (I, 308/a.)

1510. Der Tuchscherer Lorenz Egerer vermacht seiner Gattin Katharina „ainen weingarten genandt Jn schöndorffern." (I, 326).

1521. Lorenz Kürschner vermacht seiner Gattin Katharina „ain weingarten Jn schondorffern." (I, 394/a.)

1522. Peter Pagkendorffer vermacht Jakob Walhen und dessen Schwester Barbara „ain weingartten gelegen Jn den schondorffern." (I, 401/a.)

1524. Lorenz Natter erwähnt „ein weingartten Jn schöndorffer" welcher dem Veitl Natter gehört. (I, 407.) — Die längs der Straße nach Ratzersdorf östlich gelegene Ried Schöndorfer Ist auch gegenwärtig bekannt. Es gibt Kurze, Äußere kurze, Lange und Innere kurze Schöndorfer.

Schönhirsch. 1473. Michael Gruenbald erwähnt in seinem Testamente, sein Weingarten mit Namen Kürsner liege „vnter dem Schön hirssen." (I, 160 a.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Schönhirsch vor.

Schönuell. 1440. Anna Treletsch trifft mehrfache Verfügungen „auf meinem weingartenn genannt der Schönuell." (I, 36 a.)

1483. Anna, die Gattin des Bäckers Leonhard, vermacht ihrem Gatten „ain weingarthen Jm Schön Vllen zwischen hern pharrer sand larentzen vnd der Gmaitlin weingartten gelegen." (I, 194 a.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt, wahrscheinlich hat man jedoch unter demselben die gegen Ratzersdorf zu gelegene, gegenwärtig unter dem Namen Schienweg bekannte Ried zu verstehen. Der Schienenweg, welcher zugleich eine Haltestelle der Eisenbahn ist, ist jedenfalls ein in neuerer Zeit entstandener, verderbter Name. Im Jahre 1455 wird Katharina Schonvell erwähnt, (I, 84.) was darauf hinweist, daß diese Ried ihre Benennung nach einem Familiennamen erhalten hatte.

Schreiber. 1502. Wolfgang Knoll verfügt letztwillig über seinen „weingarten genant der schreiber." (I, 181/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Schusterlein. 1453. Wolfgang Weidner vermacht seinem Sohne Christian „ain weingarten auf der Stat prespurg Grunden gelegen genant im Schuesterlein zenachst dez Gerloser weingarten." (I, 86/a.)

1495. Michael Wölffl vermacht seinem Bruder Andreas „Ainen Weingartten Im schusterlein." (I, 251.) — Gegenwärtig unbekannt.

Semler. 1495. Georg Schönberger vermacht seiner Tochter Margarethe sein Haus „mitsambt dem Weingarten genant der Semler." (I, 251/a.)

1521. Elisabeth, die Gattin des Fuxl vermacht dem Wolfgang Dorffer „meinen weingarten Sembler." (I, 400/a.) — Kommt gegenwärtig nicht mehr vor.

Sibenlerl. 1481. Katharina, die Witwe des Nicolaus Stern, verfügt „mein Weingarten sibenlerl genant" ist zu verkaufen. (I, 185/a.)

1501. Thomas Ebersperger verfügt letztwillig über einen Weingarten „genant der Sibenhärl." (I, 283.) — Gegenwärtig mit dem Namen Siebenhandl benannt.

Sleyming. 1443. Peter Korbler vermacht seiner Tochter Preydl „ein weingarten Im Sleyming zu nachsten Tibolt." (I, 85.) — Auch gegenwärtig gibt es zwei Rieden unter dem Namen Slaning und Obere Slaning.

Soupel. 1467. Georg Weinwachter vermacht seinem Knechte Chunrad Suesi „den Weingarttn genant Soupel." (I, 139.) — Gegenwärtig unbekannt.

Sparer. 1485. Peter Zingiesser vermacht seiner Tochter Barbara „den weingarten genant den sparer." (I, 202.)

1509. Barbara, die Witwe des Wolfgang Neusidler, vermacht ihrer Tochter Anna „ain Weingarten genant der sparer." (I, 324.) — Gegenwärtig unbekannt.

Spitaler. 1449. Stephan Mair vermacht seinem Sohne Johann „den weingarten In Spitalern ain halb gelegen Innerhalb des wenczln pestler weingarten und ausserhalb des hanns Remisch weingarten " (I, 63/a.)

1485. Johann Vetter vermacht seiner Tochter Anna „ain weingarten Im Spitaler." (I, 204.)

1495. Steffan Hungar vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „den Weingartten Spitaler." (I, 254/a.)

1504. Agnes, die Gattin des Nicolaus Welser, vermacht ihrem Vetter Johann Ahren „1 weingarten gelegen In den Spitalern." (I, 299.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seiner Gattin Margarethe „ainen weingarten genant der spitaler ledig vnd frey.“ (I, 331 a.)

1512. Johann Plantscher bekennt sich als Schuldner „auf den weingarten nemblich Spitaller.“ (I, 337/a.)

1516. Martin Rosendorffer vermacht seinen beiden Söhnen, Andreas und Ulrich, „den grossen Weingarten mit Namen der spitaler.“ (I, 367/a.)

1519. Barbara, die Gattin des Sebastian Eisenreich, vermacht ihrem Sohne Johann einen Weingarten „genant der Spitaller.“ (I, 386/a.)

1520. Johann Krehnhab vermacht seinen beiden Kindern, Gregor und Annel „ain weingarten den klainen Spytaler frey vnd ledig“ (I, 392.) und seiner Gattin Margarethe „den weingarten den gressen Spitaler der do frey und ledig ist.“ (Ebenda.)

1525. Elisabeth Langhanns vermacht ihrer Tochter Dorothea „ain tail weingarthen In spitalern.“ (I, 409 a.)

Die Ried mit Namen Spitäler findet sich auch gegenwärtig im Weingebirge der Stadt u. zw. nördlich von derselben und westlich von der Ried Vogelsang.

Stadlen. 1521. Der Kürschner Lorenz vermacht seiner Gattin Katharina „ain weingartten in Stadlen.“ (I, 394/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Stampfer. 1487. Mathes Trolatsch vermacht seinem Sohne Veit „den Weingarten Stampher.“ (I, 209/a.)

1498. Bernhard Paur vermacht seiner Gattin Dorothea „ainen weingarten gelegen Im stampher.“ (I, 265/a.)

1506. Elisabeth, die Gattin des Wolfgang Dorner, vermacht dem Kaspar Fruestegkl „ain Weingarten gelegen Im stampffer.“ (I, 314.)

1513. Thomas Pfaffsteter vermacht seiner Gattin „den Weingarten genant der Stampffer.“ (I, 344.) — Kommt unter diesem Namen auch heute noch vor.

Starilan. 1496 Michael Kern vermacht seiner Gattin „ain Weingarttn Im Starilan“ (?) (I, 257.) — Unter diesem Namen gegenwärtig unbekannt.

Stärhl. 1498. Katharina, die Gattin des Schusters Vitencz, verfügt über „ain Weingarten Im stärhl.“ (I, 267.) — Gegenwärtig unbekannt.

Steiergrund. 1418. (offenbar 1438.) Michael Pobb schreibt: „Item den weingarthen in dem Sterifgrund schaf Ich zu dem paw.“ (I, 28/a.)

1494. Barbara, die Gattin des Schmiedes Michael Prestinger, vermacht ihrem Gatten „meinen tail Weingarten Im Starggrundt gelegen." (I, 257.)

1498. Katharina, die Gattin des Paul Wailer, vermacht ihrer Tochter Margarethe „ain öds Weingärtlein Im Starngrundt gelegen." (I, 267/a.) — Gegenwärtig sind die Rieden: Junge-, Sohnhalb-, Hintere- und Schathalb-Steiergrund bekannt.

Steinernes kreutz. 1504. Die Gattin des Schmiedmeisters Johann Mischinger vermachte dem heil Dreifaltigkeitsaltar in der Lorenzerkirche „ain Weingartl gelegen bey dem Staynen krewtz genant In gern" (?) (I, 299/a.) — Ist unter diesem Namen heute nicht mehr zu bestimmen.

Steinbüchel. 1436. Nicolaus Harrer vermacht seiner Tochter, verehelichte Colestorffer, seinen Weingarten „genant der Stainpwhel lediglichen." (I, 26/a.) — Auch gegenwärtig unter dem Namen Steinbüchel bekannt.

Stainsatz. 1498. Bernhard Paur schreibt: „hab ainen weingarten verkauft in der Stainsetz" und vermacht das Geld seiner Gattin Dorothea. (I, 265/a.) — Diese auch heute unter dem Namen Steinsatz bekannte Ried liegt westlich von der Ried Spitäler.

Steltzer. 1505. Vital Schatz vermacht seiner Gattin und seiner Tochter „ain Weingarten genant der steltzer." (I, 307.) — Gegenwärtig unbekannt.

Sterherlen. 1519. Der Schuster Johann Schmid vermacht seinen beiden Töchtern, Rosa und Anna, „ain weingarten gelegen In sterherlen ledig vnd frey." (I, 393.) — Gegenwärtig unbekannt.

Sterninggfang. 1485. Anna, die Gattin des Arztes Simon, vermacht ihrem Gatten einen Weingartenantheil, „ain tail In der Sterninggfang." (I, 200.) — Ob diese Ried auf dem Preßburger oder schon auf Thebener Gebiet lag, vermögen wir nicht zu bestimmen.

Thamhafes. 1495. Michael Wölffl vermacht seinen beiden Töchtern einen Weingarten „Im Thamhafes gelegen" (I, 251.) — Gegenwärtig nicht mehr bestimmbar.

Thiergarten. 1451. Lorenz Jung vermacht seinem Vetter Nicolaus „ein weingarten vnterm Tirgart." (I, 71/a.)

1478. Kaspar Horndl vermacht der Kapelle im Friedhofe zu St. Martin „mein Weingarten Tiergarten" mit der Bestimmung, daß derselbe um 200 fl. zu verkaufen sei. (I, 175/a.)

1513. Julia, die Witwe des Blasius Poscha, schreibt: „Meinen Weingarttn den Thiergartten, Auff der Stat grundt, den ich mit meiner

tochter Barbara kawfft hab, pin ich noch an meinem tayll 1 gulden schuldig." Diese ihre Hälfte vermacht sie ihrer Enkelin Barbara. (I, 348.) — Eine auch heute noch bekannte, zwischen der Straße nach Ratzersdorf und dem Eisenbahntunnel, unterhalb dem Hochweingarten gelegene Ried.

Turolt. 1503. Peter Orthaber verfügt, daß „ain wayngarten Im Turolten" verkauft werden soll. (I, 294 a.)

1514. Der Jude Martin vermacht seiner Gattin Anna „Ain weingart Im thurolt." (I, 355 a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Tibolt. 1467. Johann Rechnitzer vermacht seinem Sohne Wolfgang seinen Weingarten „genant der Tibolt auf der grunt prespurg." (I, 135/a.)

1519. Margarethe, die Witwe des Wolfgang Taylenkheß, vermacht ihrem Sohne Michael „ain Weingarthen der haist Tibold frey vnd ledig." (I, 388.) — Gegenwärtig gleichfalls unbekannt.

Tiendorfer. 1450. Michael Granntner bestimmt, daß seine Gattin „den weingarten genant der Tiendorfer" verpfänden solle. (I, 65.)

1500. Michael List vermacht seiner Gattin Dorothea seinen Besitz „mit dem Weingarten Tyenndorffer, den sy zu mir gepracht hat." (I, 270/a.)

1519. Der Schuster Johann Schmid vermacht seinem Sohne Peter „ain weingartten gelegen Inn Tierndorffern." (I, 293.) — Kommt unter den Rieden des Weingebirges der Stadt gegenwärtig nicht vor.

Treufenkes. 1477. Jakob Romer bekennt sich zu einer Schuld von 40 fl. „auff den weingarten genant der Trewffenkeß" (I, 172.) und vermacht von demselben Weingarten 300 fl für eine Meßstiftung. — Diese Ried, welche offenbar nach ihrem ehemaligen Besitzer benannt war, ist gegenwärtig unbekannt.

Vor den thurn. 1500. Katharina, die Gattin des Paul Hofer, vermacht ihrem Sohne Peter „den weingarten gelegen vor dem Thurn." (I, 270/a.)

1504. Pancratius Altenburger vermacht zum Heil seiner Seele XII fl. „auf den weyngarten ausserhalb des wasser thurn," (I, 302.) seiner Gattin Agnes aber „den weyngarten bey dem wasser thurn." (Ebenda.)

1516. Der Schmied Michael Pischinger vermacht seiner Tochter Barbara „das Turn Weingartl." (I, 367.) — Aus diesen Daten ist ersichtlich, daß vor Zeiten auch die südliche Seite des Schloßberges so stark mit Weingärten bepflanzt war, daß diese bis zum Wasserthurme herab reichten.

Tymeren. 1435. Haz Wl vermacht seinem Sohne Johann einen Weingarten „der leyt Im Tymeren, ainthalben zunachst des Mwr schuster weingarten vnd zunagst des Michl Ranes weingarten.“ (I, 13/a.)

1454. Andreas Prawn vermacht seiner Tochter Barbara „mein tail weingarten gelegen Im Tymer zenachst dez Erhart Gluken weingarten.“ (I, 84/a.)

1488. Dorothea, die Gattin des Johann Leuterspek, vermacht ihrem Gatten „mein weingarten den Tymer.“ (I, 217.)

1516. Wolfgang Raydl vermacht seiner Gattin Margarethe „aynen Weingarten genant In Tymmerer.“ (I, 381/a.) — Eine auch gegenwärtig bekannte Ried, wenn man den Namen Tymer, Tymerer, auf den Tümler beziehen kann.

Türnlein. 1459. Jakob Henner vermacht seinen beiden Töchtern „ainen weingarten gelegen in den Türnlein.“ (I, 102/a.)

Tzlabath. 1507. Katharina, die Witwe des Mathes Hutter, vermacht ihrem Sohne, dem Hutmacher Hieronymus Marstaler, „ainen Weingarten gelegen Im tzlabath“ (I, 318.) — Gegenwärtig unbekannt.

Unbescheiden. 1481. Wolfgang, der Sohn des Bäckers Kuencz, vermacht seinen Blutsverwandten einen Weingarten „genant der Vnbeschaiden.“ (I, 186/b.)

1483. Anna, die Gattin des Bäckers Leonhard, vermacht ihrem Gatten „ain Weingarttn genant der Vnbescheiden Im Wurcznpach.“ (I, 194/a.) — Gegenwärtig unbekannter Name.

Vaschang. 1492. Katharina, die Gattin des Johann Eilausnrok, gab ihrem Oheim, dem Lederer Kaspar, für eine Schuld einen Weingarten „genant der Vaschang.“ (I, 239.) — Ein gegenwärtig nicht mehr vorkommender Name.

Veigln. 1500. Michael List vermacht seinem Sohne Jakob „den weingartn mit namen Weygl.“ (I, 270.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Veigln vor.

Vesst. 1468. Martin Hawer vermacht seinem Sohne Thomas, wenn er seiner Mutter gehorsam bleibt, „ein weingarten Im vessten gelegen neben weg der hinauf geet zum Graser.“ (I, 148/a.)

1497. Dorothea Achtsint vermacht dem Wolfgang Achtsint „ainen Weingarten Im festen.“ (I, 263.)

1500. Andreas Holtzer vermacht seiner Gattin Rosina „ainen Weingarten Im Vestel.“ (I, 312.)

1513. Wolfgang Pruckslegl vermacht seiner Gattin „Ain Weingarten genant In der Vessn Auff der Stat grundt gelegen.“ (I, 352.) — Im Weingebirge der Stadt gegenwärtig unbekannt.

Vierziger. 1433. Peter Pratendorfer vermacht seinen Geschwistern „ainen weingarten der do haist der viertzker vnd leit auf der Stat guet ainhalb zenachst des Zistler weingartenn.“ (I, 5 a.)

1414. (vielleicht 1434.) Gilig Wenig vermacht seiner Gattin „den viertzker vnd hambot genant.“ (I, 23 a.)

1480. Kürsner Wentzl Rosentaller vermacht seiner Gattin Magdalena und seinem Sohne Bernhard „ainen Weingarten genant der Viertzigker auff der Statgrund gelegen Zunagst des pharer Zu Sant Michel Weingarten gelegen.“ (I, 183.) — Auch gegenwärtig noch der Name dieser oberhalb dem Heiligbrunn gelegenen Ried.

Vogelgesang. 1457. Kaspar Pader vermacht seiner Tochter Dorothea „einen weingarten gelegen auf der Stat grundt, genant das vogelgsannkch.“ (I, 95 a.)

1461. Affra, die Gattin des August Misthulber, vermacht ihrer Magd Barbara „meinen weingarttn genannt vogelgesanngk.“ (I, 134.)

1505. Johann Ebner vermacht seiner Tochter Dorothea „das vogelgesang.“ (I, 308/a.)

1510. Wolfgang Khumherwider vermacht seinem Bruder „meinen weingarten genant Vogelgsanngk.“ (I, 327.)

1517. Coloman Gumbacher vermacht seiner Gattin Katharina „Ainen Weingarten gelegen in dem Voglgesanng halben tail,“ die andere Hälfte aber seinen beiden Brüdern, Michael und Jakob Gumbacher. (I, 371.) — Eine auch gegenwärtig bekannte, von den Batzen südwestlich gelegene Ried.

Volrädl. 1495. Barbara, die Gattin des Joseph Furman, vermacht ihrer Verwandtin (passlin) Ottilie „ainen halbn Weingartn der haist das Volrädl.“ (I, 259/a.)

1513. Thomas Pfaffsteter vermacht seiner Gattin seinen Weingarten „das Vol Redel.“ (I, 344.) — Kommt gegenwärtig nicht mehr vor.

Voyaltal. 1446. Johann Drexel vermacht seiner Gattin und seinen Kindern „ain weingarten gelegen im freyaltal mit frucht mit all gelegen ain halben hanns pfafteter und anderhalb des Jacob pfaffsteter.“ (I, 67 a.)

1510. Wolfgang Pfaffsteter vermacht seiner Gattin „ainen weingarten der haist das voyaltal.“ (I, 329/a.)

1511. Anna Pfaffsteter vermacht ihrem Sohne Johann „ein Weingarten In dem Voyaltal.“ (I, 331.)

1511. Tibold Sessler vermacht seinem Sohne Blasius „Ain Weingarten gelegen Im Veyltal mitsambt den fruchten.“ (I, 336.)

1514. Der Jude Martin vermacht seiner Gattin Anna „Ain weingarten Im veyltall.“ (I, 355/a.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Feigelthaler vor.

Wachsmeister. 1485. Martin Rannung vermacht seinem Sohne „den weingarten den Wachsmaister vnd darauf ain Romfart.“ (I, 204.)

1498. Christian Prewer vermacht seinem Sohne Wolfgang „ain halben weingarten in dem Waxmaister,“ die andere Hälfte aber seiner Tochter. (I, 263.)

1501. Michael Raming vermacht seiner Gattin Elisabeth „mein halben weingarten genandt wachsmaister,“ die andere Hälfte aber seinen zwei kleinen Kindern. (I, 274/a.)

1511. Jakob Haytewr vermacht seiner Gattin seinen Weingarten „mit namen Wachsmaister.“ (I, 334/a.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seiner Tochter Anna, der Gattin des Stadtschreibers Stephan Pfaffsteter, „ein weingarthen genant Im waxmeister frey vnnd ledig.“ (I, 408/a.) — Kommt gegenwärtig unter dem Namen Wachtmeister vor und liegt oberhalb des Bahnhofes gegen Norden; weiter hinaus liegt die Ried Obern Wachtmeister.

Weinberg. 1475. Dorothea Schilher vermacht zur Stiftung einer ewigen Messe „meinen halb Weingartten am Weinperig gelegen.“ (I, 167.) — Dieser Name kommt gegenwärtig nicht mehr vor.

Weintegl. 1469. Georg Rewhl vermacht seiner Tochter Cäcilia „ain weingartn Im weintegl.“ (I, 148/a.)

1487. Nicolaus Troppauer vermacht seinem Sohne Thomas 7 fl. „auf den Weingarten Weintegl.“ (I, 214/a.)

1488. Johann Reich vermacht seinem Knechte Thomas „meinen weingarten gelegen in den Weintegeln ledig vnd frey.“ (I, 216/a.)

1496. Peter am Ort vermacht der St. Michaels- sowie der Hauerzeche 40 fl. auf sein Haus „oder der Weingarten weyntegl.“ (I, 262/a.)

1501. Vlrich Zingisser hatte von seiner Schwester, der Gattin des Arztes Nicolaus, 3 Weingärten bekommen, einer derselben „haist Weintegl,“ diesen vermacht er nun Marien, der Tochter seiner Schwester. (I, 278.)

1513. Ulrich Hassen vermacht seiner Tochter Barbara „Ain halben weingartten In Weintegel den Oberen tayll,“ seiner Tochter Helene, der Gattin des Johann Österreicher, aber die andere Hälfte. (I, 347.)

(1526.) Kaspar Behem verfügt, daß man „den weingartten genant In Weintegl“ zu verkaufen habe. (I. 413.) — Ist auch gegenwärtig unter dem Namen Weintegeln bekannt.

Weissenburger. 1448. Johann Hafner vermacht seinem Sohne Jakob „ain weingarten weissenburger genant zwai tail.“ (I, 64.)

Welser. 1444. Margarethe, die Gattin des Johann Holczer, vermacht ihrer Schwester Anna, der Gattin des Johann Pfaffsteter, „den weingarten genant der welser.“ (I, 52 a.)

1476. Die Gattin des Thomas Haedn vermacht ihrem Sohne „ain halben weingarten Im Welser.“ (I, 169.) -- Dieser Name kommt gegenwärtig nicht mehr vor.

Wiegen. 1441. Nicolaus Leinbater vermacht seiner Gattin Agnes „den weingarten genant die wiegen der zu Tuerding leit.“ (I, 37 a.)

1450. Agnes, die Gattin des Martin Leinbater, vermacht dem Preßburger Domcapitel „die helft ains weingarten die wiege genent, gelegen zu Turdung“ (I, 65 a.)

1469. Anna Ventur vermacht ihrem Bruder Paul einen Weingarten „genant die Wiegen.“ (I, 145/a.)

1472. Margarethe, die Tochter des Thomas Reich, erklärt in ihrem Testamente „ain Weingarten genant die Wiegen ist noch vnbezalt.“ (I, 155.)

1501. Stephan Rieder bestimmt für das Capitel 100 fl. „zu ainem Jartag auf meinen weingarten dy wigen genent.“ (I, 276.) — Ist auch heute noch unter diesem Namen bekannt Da die in den Testamenten aus d. J. 1441 und 1450 erwähnten Weingärten mit Namen Wiegen in Terling lagen, anderseits aber eine Ried dieses Namens auch gegenwärtig im Weingebirge der Stadt vorkommt, haben wir es hier wahrscheinlich mit zwei Rieden gleichen Namens zu thun.

Wiener. 1446. Margarethe, die Gattin des Jakob Hainburger, vermacht ihrem Gatten „ain Tail wein garten Im wyenner gelegen das ausser tail des nachpern ist her hanns Selmesser.“ (I, 59 a.)

1501. Katharina, die Witwe des Ambrosius Polster, verfügt in ihrem Testamente „ain weingarten zu verkauffen in dem wiener genant“ und bestimmt davon XI fl. zu einer Romfahrt. (I, 288 a.)

1502. Wolfgang Knoll bestimmt 20 fl. „auf dem Weingarten genant dy Winn“ zu Gunsten der St. Sebastianszeche. Weiter: „Mer auf dem Weingarten die Winn genant Schaff ich X gulden zum Paw S. Michels kirchen.“ (I, 281.)

1524. Wolfgang Dorner vermacht seinem Sohne Valentin „ein weingarthn genannt Im Wienner frey vnd ledig.“ (I, 408 a.) -- Unter diesem Namen auch gegenwärtig bekannt.

Welserlein. 1447. Nicolaus Spies vermacht Anna, der Tochter

des Johann Wernher, einen Weingarten „gelegen Im welferlein vnd dem Roslein neben des Michel polaner.“ (I, 60/a.)

1475. Margarethe, die Gattin des Peter Wagner, vermacht ihrem Gatten „ain weingarten mit Namen Wulfing gelegen zu Nagst dem Schön vellen vnd zu der andern seytten zu Nagst des Michl list.“ (I, 165/a.)

1478. Katharina, die Gattin des Andreas Hamer, vermacht ihrer Schwester „ain halben weingarten genant Wolpflinsgrundt des nagsten bey dem goltschmid frey,“ den Kindern ihrer Schwester aber „ain halben weingarten In dem Wolflinsgrunt.“ (I, 177/a.)

1481. Wolfgang Sautreiber vermacht seiner Gattin „ain Weingartn auff der Statgrundt Im belffleins grundt gelegen.“ (I, 186/b.)

1486. Wolfgang Prawn vermacht seiner Gattin Barbara „meinen weingarten Im Wolfflensgrund gelegen.“ (I, 204/a.)

1487. Der Schneider Johann vermacht den Klarissernonnen „ain Weingertl im Wolflinsgrunt zwischen Wolfganngs knolln vnd lienharden Sattler Weingarten gelegen.“ (I, 212/a.)

1491. Christian Walther vermacht seiner Gattin Helene „einen weingarten Im Wolfleinsgrunt haist In der Scheiburg.“ (I, 228/a.)

1501. Valentin Pistentzer vermacht seiner Tochter Barbara „ainen weyngarten Im Wolflens grundt.“ (I, 282/a).

1502. Peter Kreytz vermacht „mayn tail Weyngarten Im Wolflens grunt gelegen“ seiner Gattin Margarethe. (I, 284/a.) Derselbe bestimmt auch 50 fl. auf seinen Weingarten „genannt der Wlfing“ zu Gunsten des Capitels. (Ebenda.)

1503. Michael Rüpl vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „in den Wolfern nebs deſs hans Schnereitt gelegen,“ und seiner Tochter Petronella einen Weingarten „In den Innern Welfern genant.“ (I, 290/a.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seiner Gattin Margarethe „ainen Weingarten genant der Wulfing ledig vnd frey.“ (I, 331/a.)

1513. Agnes, die Witwe des Andreas Prawn, vermacht der Kirche zu St. Michael „Ain Weingarten gelegen In welffern das Ausstayl,“ außerdem dem Johann Kueffperger „Ain Weingarten gelegen In Welffern das Inderttayl.“ (I, 344/a.)

1517. Katharina, die Gattin des Mathes Czother, vermacht ihrem Sohne Kaspar Fuxlen „ain weingarten den ausserntail genant im Welfern.“ (I, 376/a.)

1522. Kaspar Fuxl vermacht seiner Gattin Brigitta „ain weingartten In Wellfern Ir lebelang." (I, 402 a.) — Kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Wölferln vor und liegt nördlich oberhalb der Hausbergln.

Wolffsgern. 1527. Johann Klaubensinn vermacht seiner Tochter Barbara „Zwen weingarthn Im wolffsgern gnannt frey vnd ledig." (I, 416.) — Kommt gegenwärtig nicht mehr vor, falls dieser Name nicht etwa mit den voranstehenden Wölferln identisch ist.

Wolfleinsgrund. 1429. Stephan Ainrer vermacht seinem Bruder Peter Ainreich „ainen weingarten genant Im wolfleinsgrünt ledigen vnd frein." (I, 27.)

1435. Georg Weidner vermacht seinen zwei Kindern einen Weingarten „den wolfleins grundh." (I, 25.)

1448. Vlrich Vnger vermacht seiner Gattin Katharina „ain halben weingarten Im wolfleins grundt gelegen zenachst dem Jorg Mendl." (I, 61.)

1498. Peter Hartl vermacht seiner Gattin „den Weyngarten Wolffsgrundt ledig vnd frey." (I, 265.)

1503. Wolfgang Muschenraiff vermacht seiner Gattin Helene zwei Weingärten „Im Wolffles grund gelegen frey vnd ledig." (I, 337 a.)

1511. Nicolaus Welser vermacht seiner Gattin Margarethe „ainen Weingarten wolfles grundt genent ledig vnd frey." (I, 331 a.)

1522. Kaspar Fuxl vermacht seinem Sohne Martin „ain Weingartten Im wöllfels grundt." (I, 402 a.) — Kommt unter diesem Namen gegenwärtig nicht vor.

Wurzenpach. 1443. Johann Weisman vermacht seinem Oheim Michael Tumler „ainen weingarten Im wurzenpach gelegen zenachst dez wenczla Zephel weingarten." (I, 64/a.)

1477. Jakob Zepphel vermacht den Kindern des Mathes Chirschner „ain weingarten legen In den Wwrtzenpach." (I, 169 a.)

1485. Anna, die Gattin des Arztes Simon, vermacht ihrem Gatten von einem ihrer Weingärten „zwaj tail Im Gern Im Würtzenpach." (I, 200.)

1507. Michael Mugschi vermacht seinem Bruder, dem Meister Wentzlab, „ainen weingarten gelegen im Wurtznbach ledig vnnd frey." (I, 317/a.)

1509. Barbara, die Witwe des Wolfgang Neusidler, vermacht ihrer Tochter Marie „ainen Weingarten gelegen Im wurtzenpach vnd ain garten In dem gereidt neben dem Wasser thurm vber." (I, 324.)

1513. Ulrich Hassen vermacht seiner Tochter Barbara und deren Kindern „Ain Weingartten Im wurtznpach frey vnd ledig." (I, 347.)

1522. Wolfgang Pachenlaybl vermachte seiner Gattin Katharina „Ain Weingartten im wurtzlpach." (I, 402.) — Kommt gegenwärtig unter den Namen: Große, Obere und Untere Wurzenbach vor und liegt westlich von der Ried Juden-Neusatz.

Zechgrund. 1494. Margarethe, die Gattin des Johann Wiener, bestimmt „ainen weingarten genant zechgrundt" zu Gunsten einer Stiftung. (I, 236/a.) — Gegenwärtig unbekannt.

Zehentner. 1486. Agnes, die Gattin des Leonhard Steyr, vermacht ihrem Gatten „meinen taill weingarten Im Zehentner." (I, 207.)

1495. Veit Fleyschaker vermacht seinen beiden Kindern „den Weingartten halben den Zehentner." (I, 254/a.)

1501. Johann Wernher vermacht seinem Sohne Lorenz einen Weingarten „Im Zehentner." (I, 277.)

1509. Margarethe, die Gattin des Jakob Strodndorffer, vermacht ihrem Gatten „ainen Weingarten mit namen der Zechentner." (I, 323.)

1526. Margarethe, die Gattin des Wolfgang Froschawer, erklärt in ihrem Testamente, daß sie im Verein mit ihrem Gatten um 50 fl. „Ein Weingarttn Zehenntnner genannt" gekauft habe. (I, 415.) — Diese Ried kommt auch gegenwärtig unter dem Namen Zeheter vor.

Zwetler. 1428. Peter List vermacht seiner Muhme (Muemen) Elisabeth Kochk seinen Weingarten „den tzwetler auch nicht ledig vnd frey, sunder er dient ain emmer wein vnd ain vierdung pfeffer dem abte von Pleiß." (I, 33/a.)

1500. Michael List vermacht seinem Sohne Wolfgang einen Weingarten „den ain Zwetler." (I, 270.) — Gegenwärtig unbekannt.



Zweites Stück.

Die Schlußsteine der Thorhalle des Preßburger Rathhauses.

(Schreiben des Domherrn und ordentlichen Mitgliedes der ungarischen Akademie der Wissenschaften Anton Pór an den Verfasser dieses Werkes.)

Die älteste Erwähnung des Rathhauses der Stadt Preßburg stammt meines Wissens aus dem Jahre 1370, in welchem es König Ludwig der Große als **Neuhaus** und die Söhne des alten Richters als die Besitzer desselben bezeichnet. Es ergibt sich hieraus, daß dasselbe nicht eben lange Zeit vorher erbaut worden sein konnte; der alte Richter aber war Jakob, der Sohn Dyperts alias Diprecht, Graf und Richter der Stadt Preßburg, welchen König Karl seinerzeit seinen lieben Gevatter genannt und mit Prukk auf der Insel Schütt beschenkt hatte „praesertim ob sincerum favorem nobilis dominae Elizabeth, filiae Gurke, quondam familiaris serenitatis dominae reginae, clarissimae consortis nostrae, quam nos cum eadem domina regina ipsi compatri nostro matrimonialiter copulavimus." (Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 49. — Diplom. der Anjouzeit (ung.) III, 290.)

Es wäre gut auch das zu wissen, wer jener Gurke (Georg), der Vater der vom Könige mit aufrichtiger Zuneigung ausgezeichneten Frau Elisabeth war?

Über diese Frage kann ich nur meine Vermuthungen äußern. Mir ist aus jener Zeit nur ein berühmterer Gurke bekannt, nämlich Gurke aus dem Geschlechte Csák, der Bannerträger des Königs, welcher in der Schlacht bei Rozgony (15. Juni 1312) fiel.

Wenn dieser wirklich Elisabeths Vater war, so war diese eigentlich eine Waise des Königs und konnte demnach ebenso an den Hof gekommen sein, wie die Edelfrau des Paul Magyar, die vertraute Dienerin der Königin, deren Eltern gleichfalls für die Sache des Königs geblutet hatten.

Bekannt ist auch ein Sohn Gyürkes aus dem Geschlechte Csák, namens Paul, mit welchem König Karl ein Gut getauscht hatte: er überließ diesem nämlich Sós-Kut, welches Paul als passenderes Besitzthum erschien, für den Erbbesitz Vereb im Weißenburger Comitate. (Diplom. der Anjouzeit (ung.) II, 495.) — Wir bemerken hiezu nicht ohne Grund, daß Sós-Kut näher zur Insel Csepel liege, als Vereb, woraus man auch darauf schließen kann, daß Herr Paul auch auf der Insel Csepel Besitzungen gehabt haben konnte, wie denn die Familie Csák in jener Gegend nicht nur altererbte, sondern auch noch viele andere Güter besaß. Ich lege einiges Gewicht auf diesen Umstand aus dem Grunde, weil unsere Chronikenschreiber, welche vom natürlichen Sohne des Königs Karl, Coloman, Bischof von Raab, Erwähnung machen, behaupten, die Mutter Colomans habe von der Insel Csepel gestammt: rex habuit de concubina sua, quam acceperat de Magna insula Danubii, filium, quem appellavit Colomannum. (M. Florianus: Fontes domest. III, 119. IV, 43.)

Sie werden sich erinnern, daß ich schon vor längerer Zeit die Vermuthung geäußert hatte, daß das Preßburger Rathhaus ursprünglich im Besitze dieser Concubine des Königs Karl gewesen sei. Auf diesen Gedanken hatten mich die unter der Thorhalle des Rathhauses angebrachten Schlußsteine geführt, welche in der Regel eine Beziehung auf den Erbauer enthalten.

In der Thorhalle des Rathhauses sind fünf Schlußsteine angebracht, von denen zwei je ein bekröntes Frauenhaupt, der dritte einen mit der Inful bedeckten Kopf von fast kindlichem Aussehen und zwei je einen als Wappen dienenden Helm sammt der Helmzier darstellen: einen Strauß und einen aus dem Helm hervorwachsenden Löwen, das bekannte Wappen der Anjou.

In dem jugendlichen Bischof ohne Schurr- und Backenbart vermag ich bei dem heutigen Stande unserer Geschichtswissenschaft niemand andern zu erkennen, als Coloman, Bischof von Raab, welcher im Alter von neunzehn Jahren Bischof geworden war, und dies umso mehr, weil dieser sich des neben ihm befindlichen Wappens, des Wappens der ungarischen Anjou, wirklich bedient hatte. Wir kennen nämlich den Abdruck seines Siegelringes, welcher im Magazin für Wissenschaft (ung.) Jahrgang 1839 (Abhandlungen V, 66.) mitgetheilt wurde. Auf diesem Siegelring erscheinen in einem unter der bekrönten Helmzierde befindlichen, nach rechts geneigten Schilde vier Binden des ungarischen Wappens und unterhalb derselben drei stilisierte Lilien. (Ob man den Umstand, daß von den acht

Binden des ungarischen Wappens nur vier, sowie von den gewöhnlichen sieben Lilien nur drei im Schilde aufgenommen sind, so zu deuten habe, daß der Führer des Wappens nicht vollbürtig gewesen sei, oder ob etwa Mangel an Raum diese Verstümmelung verursacht habe: will ich nicht entscheiden.)

Im Zusammenhange mit dem soeben Angeführten stieg in mir die Vermuthung auf, daß die eine der auf diesen Schlußsteinen erscheinenden zwei Frauen die Concubine des Königs Karl und die Mutter des Bischofs Coloman, die andere aber die mit derselben gezeugte natürliche Tochter König Karls sei. Auf diese Vermuthung führte mich die Betrachtung dessen, daß das Haupt beider Frauen mit einer Laubkrone umgeben ist, eine Zierde, welche der König seiner Geliebten und seiner Tochter wenn auch nicht direct gestattet, doch immerhin nachgesehen haben konnte — Diese Vermuthung war in mir schon damals aufgetaucht (Századok [ung. hist. Zeitschrift] 1889. S. 372.), als ich noch nicht die geringste Kenntniß davon besaß, daß König Karl auch eine Tochter gehabt hatte. Später erfuhr ich jedoch aus Grotefends Werke „Stammtafel der schlesischen Fürsten" (Tafel V.), daß Katharina, die Gemahlin Herzog Heinrichs II. von Schweidnitz († nach 1343), die Tochter König Karls I. von Ungarn war, welcher Ehe Anna, die dritte Gemahlin Kaiser Karls IV. entstammte. — Dieser Ansicht sind außer Grotefend auch Palacky und Werunsky, indem sie Ludwig den Großen, an dessen Hofe die reizende Anna von Schweidnitz erzogen wurde, als den Oheim der Fürstentochter bezeichnen. Die Beweisführung dieser Gelehrten ist mir des näheren zwar noch nicht bekannt, für ihre Ansicht spricht jedoch ein vom 27. Mai des Jahres 1353 aus Ofen datiertes Schreiben König Ludwigs des Großen, in welchem dieser mit Rücksicht auf Kaiser Karl IV. der schlesischen Herzogthümer Schweidnitz und Jauer und aller seiner Rechte auf dieselben entsagt, „que nobis et regno seu corone Hungarie in dictis ducatibus competunt." (CD. Moraviae, VIII, 164.) Welches Recht konnte denn die Krone Ungarns auf die genannten Herzogthümer besessen haben, als eben jenes, daß die eventuelle Erbin derselben die Nichte des Königs von Ungarn war?

Wenn wir nun gleichfalls genöthigt sind, genannte Katharina als König Karls Tochter anzuerkennen, so können wir dieselbe doch nicht als dessen legitime Tochter anerkennen, da unsere Chronisten, welche sämmtliche legitimen Kinder König Karls sorgfältig verzeichnen, von einer Tochter desselben keine Erwähnung machen. Schon der Umstand, daß der mit weitausblickenden Plänen sich tragende König von Ungarn seine einzige

Tochter mit einem zweitgeborenen kleinen Herzog von Schweidnitz vermählt hatte, schließt die Annahme aus, daß Katharina seine legitime Tochter gewesen sein konnte.

Der etwa auftauchende Einwand, daß Elisabeth von Polen, die dritte Gemahlin König Karls, welche den illegitimen Coloman verfolgte, bei ihren strengen Grundsätzen die Tochter des zweiten illegitimen Kindes ihres Gatten kaum an ihrem Hofe aufgenommen haben dürfte: läßt sich leicht durch den Umstand beseitigen, daß dieses Mädchen (Anna) die Enkelin Kunigundens war, ihrer Schwester, und des regierenden Herzogs Bernhard.

Es erübrigt mir nur noch auch der Mutter der natürlichen Kinder König Karls zu gedenken.

Wer dieselbe war, darüber fehlt es an geschichtlichen Daten. In den päpstlichen Urkunden ist nur soviel zu lesen, daß dieselbe soluta d. h. nicht verheirathet war.

Es gab Zeiten, in welchen ich auf dem Umstande fußend, daß Thomas Szécsényi aus dem Geschlechte Kachich und dessen Söhne eine ähnliche Helmzier führten, wie das wahrscheinlich auf jene Frau bezügliche Wappen in der Thorhalle des Preßburger Rathhauses, ferner daß Thomas Szécsényi von König Karl als sein geliebter proximus bezeichnet wird, die Folgerung meinte ziehen zu können, daß zwischen der Familie Szécsényi und der Concubine des Königs Karl ein blutverwandtes Verhältniß bestanden habe. Von dieser Combination bin ich jedoch entschieden abgegangen und zwar fürs erste aus dem Grunde, weil Thomas von König Karl vor dem Jahre 1333 noch nicht als sein proximus bezeichnet wurde, ferner deshalb, weil auch der sittenstrengere König Ludwig diesen Thomas so bezeichnete, und endlich weil auch der Papst im Jahre 1346 Thomas und dessen Gattin gleichfalls proximi des Königs von Ungarn nennt. Dieses Verhältniß konnte demnach keine sogenante wilde Schwägerschaft gewesen sein, und heute bin ich der begründeten Ansicht, daß sich Thomas Szécsényi in zweiter Ehe mit irgend einer Verwandten des königlichen Hauses vermählt hatte.

Berücksichtigt man dagegen den Umstand, daß Elisabeth, die Tochter Gurke's aus dem Geschlechte Csák, als Hofdame der Königin (ich meine hier in erster Linie die Königin Beatrix, die zweite Gemahlin Karls) in die gefährliche Nähe des leidenschaftlichen Königs gekommen war, und daß dieser dem Mädchen, zu dem er aufrichtige Zuneigung gefaßt, bei ihrer Vermählung mit dem Richter von Preßburg, welcher vielleicht der Taufpathe eines seiner natürlichen Kinder war, Prukk gleichsam als Braut-

schatz gegeben hatte: so liegt der Gedanke nahe, daß diese Elisabeth die Mutter der natürlichen Kinder König Karls war. Dieser Annahme steht auch das Wappen nicht entgegen, da, wie wir wissen, das Wappen der Familie Csák gleichfalls einen sich bäumenden Löwen aufweist; dafür spricht jedoch der Umstand, daß der Rath der Stadt Preßburg das gegenwärtige Rathhaus von den Erben des alten Richters Jakob, wahrscheinlich von Stephan und Paul, den Söhnen Elisabeths, gekauft hatte.



